Henriette,

oder

die ſchöne Sängerin.

Eine Geſchichte unſerer Tage,

von

Freimund Zuſchauer.

Leipzig,
bei F. L. Herbig.

1826.

1. Die Abendgesellschaft.

Die Oper war zu Ende. Doch der rauschende Beifall, der die Talente der jungen Sängerin Henriette, die als neu engagirtes Mitglied zum erstenmal aufgetreten war, anerkennend ehren sollte, schien kein Ende nehmen zu wollen. Immer neu wiederholte sich das schallende Getöse tausend bewegter Hände, und dazwischen tönte der unabläßige Ruf des Namens der Schönen. Endlich rollte der Vorhang wieder auf; die Holdselige erschien in aller der Anmuth, durch die sie den ganzen Abend über entzückt hatte. Gegen den Lärmen, der sich jetzt erhob, war das vorige Getöse eine Todtenstille zu nennen. Jeder überließ sich dem lautesten Ausbruch seines Entzükkens. Die junge Sängerin allein kam nicht zu Worte, und mußte mit stummen Verbeugungen zurücktreten; doch ihre vor Freude glänzenden

Blicke sagten deutlich, was sie empfand. Allein fast noch deutlicher sprachen die Blicke sämmtlicher jungen und alten Herren im Schauspiel; keiner, dem nicht der Liebesgott spöttisch aus den Augen gesehen hätte. Sogar der alte Feldmarschall von Rauwitsch, auf dessen unter Feldzügen ergrautem Haupt kaum noch einiges Haar zu zählen war, sogar der schien noch im späten Alter von einem Pfeil getroffen worden zu seyn, gegen den er sich vielleicht zu sicher gepanzert glaubte. Denn nicht nur die Brust hatte er mit hartem Erz gegen Amors Schüsse zu waffnen gesucht, nein, seine Vorsicht ging weiter, sogar das Gesicht, die Nase nicht ausgeschlossen, hatte er mit Bachus Hülfe, der in Kupfer besser zu arbeiten versteht, als Vulkan, mit einem purpurartigen Ueberzug jenes röthlichen Metalles gedeckt. Die Augen, um auch dort sicher zu seyn, hatte ihm derselbe gütige Gott Bachus verglasen helfen. Doch Amor, der Alliance spottend, war dennoch durchgedrungen; wie, das wissen die Götter; allein unbezweifelt war es, denn der Adjutant hörte den Marschal im Heraustreten aus der Loge sagen: „Drei Tage wollte ich fasten, Pontac trinken, wenn ich einen Kuß von

dem kleinen Teufelskind dafür einhandeln könnte.“ Und einen höhern Schwur that er nie. Aehnlich war es dem Major Kegelino ergangen, der, auf dem Casino fast eingerostet, sich diesmal doch hatte überreden lassen, die Parthie zu versäumen, und die Oper zu verträumen. Denn gehört hatte er wahrscheinlich nichts, so hatte die junge reizende Sängerin ihn verblendet, ja betäubt. Als er in den Wagen stieg, rief er dem Kutscher zu: „Nach dem K — Theater“ aus dem er nämlich eben kam; so beschäftigte ihn der Gedanke, die auf den folgenden Tag angesetzte Wiederholung des Stücks ja nicht zu versäumen. Doch der Kutscher, der wohl merkte, wie es mit dem Herrn stand, fuhr ihn in die L — Straße vor sein Haus, und hatte die Absicht des Majors richtig errathen.

Noch mehr als diese aber waren zwei Königliche Räthe, Hemmstoff und Wicke, innige Freunde durch kunstverwandte Gesinnung und theaternachbarliche Gewohnheit des Daseyns und des Klatschens, noch mehr, sag ich, waren diese von der Wundererscheinung entzückt. Wicke ließ sein schwärmerisches Auge noch einmal auf dem gefallenen Vorhang weilen; dann sprach

er: „Freund, was ist das Leben ohne Liebesglanz!“ O wie versteh ich jetzt den zarten sinnigen Dichter! „Wahr, sehr wahr!“ entgegnete Hemmstoff, und suchte vergeblich mit der Hand durch das Scheitelhaar zu fahren; (denn die Sense der Zeit hatte ihm diese stattliche Zierde abgemäht, und nur aus alter Gewohnheit machte er noch diese Bewegung nachläſſiger Eleganz) „wahr, sehr wahr spricht der Dichter. O ich fühle einen verdammten Hunger. Essen wir unten in der Restauration, oder wo anders?“ „Unten lieber,“ entgegnete Wicke mit schmelzender Stimme, „denn es sind, wie ich höre, frische Austern angekommen. Ach was ist die Liebe für ein süßes Ding!“ So schritten die Freunde hinab in die Restauration. Nicht sie allein, sondern auch viele andere junge Bewohner der Residenz fühlten sich durch die Oper so angegriffen, daß sie der Hülfe des Restaurateurs bedurften. Alle Tische besetzten sich schnell, und auch der, an welchem Hemmstoff und Wicke Platz nahmen, füllte sich bald mit Bekannten verschiedenen Alters und Standes. Neben unsren Freunden rechts saß ein schon ältlicher französischer Abbe, der, ein wahrer Trost für

Hemmstoff, noch stärkern Mondschein von seiner Scheitel herableuchten ließ, als dieser. Der Abbe, nach Art der französischen Geistlichen, ein jovialer freidenkender Mann, war durch die klösterliche Erziehung den Freuden des Lebens keinesweges abgestorben, sondern liebte Wein, Gesang und Austern über alles. Auch der dritte Artikel des Lutherischen Katechismus schien ihm nicht unbekannt, viel weniger unangenehm zu seyn. Das zeigte die Begeisterung, in die ihn die junge Sängerin versetzt hatte. „Ah mon Dieu qu'elle est belle," rief er aus und wandte sich zu Hemmstoff, „conseiller, l'avez vous vu?" „Quoidonc, Monsieur L'abbé," entgegnete der Rath. „Quoi?" fuhr der Abbe zurück, son porte bras delicieux, et quand elle se tourne — vous m'entendez! — Garcon, une bouteille de Champagne!" „Mir auch," rief der Rath. „Auf das Wohl der Sängerin!" — Indessen haben wir Muße, den übrigen Theil der Gesellschaft zu betrachten. Der Nachbar des Abbe war ein großer magerer Mann im blauen Frack mit einem Ordenkreuz im Knopfloch. Sein graues, jedoch zierlich frisiertes Haar stach wunderlich gegen das rothe,

runzlige, in tausend Falten gekriffte Gesicht ab, welches deutlich zeigte, daß der Inhaber schon über die sechzig hinaus seyn müsse; allein er suchte sich noch immer wie ein Elegant von fünfundzwanzigen zu betragen. Eine Doppel-Lorgnette hatte er beständig um seinen Hals, ein Perspectiv in der Hand, und die Crawatte saß ihm, wie einem Engländer, der aufs Continent reist, und im Ausland für einen Gentleman erster Classe gelten will. Man titulirte ihn Obrist-Lieutenant. Er schien sich das Ansehen eines sehr bedeutenden Mannes geben zu wollen, denn er sprach kurz und undeutlich, als wenn er es eben nicht der Mühe werth halte, den Fragenden verständlich zu antworten. Ein Glück war es daher, daß der Regisseur des Theaters, ein junger liebenswürdiger Mann von gefälligem Wesen, neben ihm saß. Denn natürlich ergingen alle Fragen in Betreff der Sängerin an diesen, und der lange Ritter im blauen Frack konnte schweigen so viel er wollte. Noch mehr aber schwieg ein junger Mann von interessantem Aeussern, der am Ende des Tisches saß, seinen Wein für sich trank, die übrigen Gäste nach der Reihe betrachtete, und nicht un-

aufmerksam auf ihr Gespräch zu seyn schien, wiewohl er sich nicht darein mischte. Er mußte nicht aus der Residenz gebürtig, und wahrscheinlich auch erst seit kurzem anwesend seyn, denn kein einziger der genannten Tischgäste, die sonst jedermann kannten, wußte, wer er war. Und doch schien sein Aeußeres so viel zu versprechen, daß man es der Mühe werth halten durfte, näher mit ihm bekannt zu werden.

Das Gespräch richtete sich natürlich auf den Gegenstand, der das Entzücken des heutigen Abends gewesen war. Alle waren einstimmig darin, daß die Sängerin unübertrefflich sey, doch ein jeder wich darin von dem andern ab, daß man sich nicht einigen konnte, worin eigentlich ihre höchste Vollkommenheit bestände. So waren diese im Grunde gleichgesinnten Bewunderer fast in Streit gerathen, denn alle zugleich suchten ihre Meinung durch die triftigsten Gründe, vorzüglich aber durch möglichstes Schreien zu beweisen. Doch das Getümmel unterbrach sich plötzlich, denn der junge Mensch am Ende des Tisches, der der Thür gegenüber saß, und von seinem Platz auf den Corridor hinaus sehen konnte, stand unvermuthet auf, und verbeugte sich gegen die Thür. Die

Gesellschaft wurde aufmerksam und sah nach der Gegend, wohin der junge Mensch gegrüßt hatte. Und siehe da, die schöne Sängerin ging eben vorüber, und schien den jungen Mann recht freundlich wieder zu grüßen. Die Gesellschaft erstaunte. Einige machten Miene, schnell hinauszugehen, um den Anblick der reizenden Gestalt noch einige Augenblicke länger zu genießen; das hatten auch schon viele junge Stutzer gethan, und drängten sich ziemlich unartig um das lieblich erröthende Mädchen. Verlegen sah sie sich nach dem Direktor Brückbauer, der ihr folgte, um; dieser sprang dienstbeflissen vor, bot ihr seinen Arm, und sprach mit seiner etwas schnarrenden Stimme: „Erlauben Sie, meine Allertheuerste, daß ich Sie an den Wagen führe.“ Sie reichte ihm gracids die Hand und verschwand den Blicken unsrer Gesellschaft.

2. Die Urtheile.

Dieſe durch den unvermutheten reizenden Anblick aufs neue lebhaft aufgeregt, ſchrie jetzt noch toller durch einander als vorher. Da pochte der Regiſſeur auf den Tiſch und rief: „Meine Herrn, erlauben Sie, daß ich meine Amtsrolle heut auch noch nach der Vorſtellung fortſetze. Wir machen uns heiſer und hören einander doch nicht. Ich kann betheuern, ich weiß eben ſo gut, was der große Mogul von unſerer Sängerin denkt, als was einer der Herrn geſagt hat. Vielleicht ſind wir alle aufs Haar derſelben Meinung, und haben uns ganz umſonſt erhitzt. Wenn Sie erlauben, mache ich den Anfang, und gebe meine Anſicht; dann folgt der Herr Obriſt-Lieutenant und ſo fort der Reihe nach.“ Alle waren es zufrieden, und der Regiſſeur begann:

„Ich muß etwas weit ausholen, um zum Reſultat meiner Gedanken über unſere himmli-

ſche Sängerin zu gelangen. Sie erinnern ſich noch alle, meine Herren, jener unruhigen, heftig bewegten Zeit, wo die Erwartung in unſerer Bruſt aufs höchſte geſpannt war, ob das theure Kleinod, welches wir jetzt beſitzen, das unſre werden würde, oder nicht. Ich war, wie Sie wiſſen, endlich der Glückliche, dem es gelang, dieſes Palladium in die Mauern unſrer Stadt zu führen. Doch nicht ohne Mühe. Denn erſtlich fand ich ſchon bei meiner Abreiſe Hinderniſſe von Wichtigkeit. Als ich einen Paß nach Sachſen forderte, wurde er mir verweigert, denn es waren in dieſen Tagen ſo viele unſerer bedeutendſten Banquiers und Geſchäftsmänner nach L. gereiſt, daß die Regierung, aufmerkſam dadurch gemacht, eine ſtaatsgefährliche Verbindung fürchtete, und bis auf weiteres das Ertheilen der Päße nach L. unterſagt hatte. Nur mit Mühe gelang es mir endlich, die Nützlichkeit meines Reiſezwecks für den Staat zu erweiſen. Ich reiſte. Doch ein neues Hinderniß fand ich am Thor von L***. Dort nämlich erblickte ich einen der thätigſten Beſchützer unſers Theaters in gefänglicher Haft; er ſchrie aus dem Fenſter der Thorwache kläglich zu mir um Hülfe.

Was konnte die Urſache dieſer Einkerkerung ſeyn? Ich halte, beſtürme den Stadtſoldaten, der vor Schrecken ſein Strickzeug fallen läßt und nach dem Gewehr greift, dringe in den Kerker, und haſche nach der Urſach dieſer empörenden Mißhandlung eines ſolchen Kunſtgönners. „„O Freund,““ ſprach dieſer, „„ich würde mein Geſchick für unerträglich, ja hoffnungslos halten, wenn ich es nicht mit Vetter Kukuk, jenem redlichen Brautwerber theilte. Denken Sie ſich meinen Unfall. Sie wiſſen, daß viele unſerer Kaufgenoſſen hochtönende Namen, entlehnt von den Thieren des Waldes, führen. Dieſe alle ſind als Bewerber um die göttliche Sängerin vor mir einpaßirt. Der Thorwächter notirte zuerſt lächelnd den Namen Gans, logirt im Hotel de Baviere; dann folgte Hirſch mit gleicher Wohnung, worauf der Pförtner abermals lächelte und ſprach: „Die Tafel im Hotel de Baviere wird gut beſetzt!“ Darauf kam dieſer edle Wolf an, und der Wächter zog ein bedenkliches Geſicht, ließ ihn jedoch frei gleichfalls ins Hotel de Baviere laufen. Jetzt fuhr unſer großer Bär vor. Den ſchnaubte aber der Thorwart grimmig an und rief: Was? Wieviel

Thiere wollen denn die holde Sängerin zerreißen? Fort in den Käfig mit dir!“ Doch der Bär, vermöge seiner Stärke, riß sich los. Als nun aber ich, der Eber, herannahe, faßt mich der Wächter roh und kalt, und bändigt mich durch Kerkergewalt!““

Da rief ich, wie Sie sich vorstellen können, meine Herren, begeistert aus:

„Aus diesen Fesseln macht dich Gold frei,
So wahr ich heiße Carl von ***,“

gab dem Stadtsoldaten einen Species und befreite den gefangnen Müden.

Wenn man sich solcher Abentheuer und Gefahren erinnern kann, meine Herren, so wird uns der dadurch erworbene Preis doppelt theuer. Deshalb mußte ich, um zu meiner Schlußmeinung zu kommen, diesen Eingang machen. Von Herzen stimme ich daher in das Wort unsers großen Directors Brückbauer mit ein, der die himmlische Sängerin so eben seine Allertheuerste nannte. Ja, sie kostet Opfer jeglicher Art, und doch macht ihr Anblick, ein Ton ihrer süßen Stimme, uns alles dies vergessen. Darum rühme ich das als ihre höchste Eigenschaft, daß sie, selbst in den Augen derer, die hier für nichts

andets, als für das ſchnöde Metall Sinn haben, das blanke Gold ſo verdunkelt hat, daß ſie es förmlich ausgeſtreuet haben, um in Beſitz dieſes Kleinods zu kommen. Und ſo rufe ich: Es lebe die Sängerin, ſollten auch unſere Aktien auf 50 pro Cent fallen! — „Bravo, Bravo!“ erſcholl der laute Beifall der Andern, und alle leerten die Gläſer. Doch des Regiſſeurs Nachbar, der Obriſt-Lieutenant, ſchlug auf den Tiſch und begann: „Das heiß' ich ſprechen, wie ein Regiſſeur. Aber in der That, es iſt wahr, ihre Schönheit iſt ſtrahlender als Gold, und ihre Stimme tönt heller als Silber. Wenn ich indeß meine Meinung ſagen ſoll, ſo muß ich erklären, daß mir das das reizendſte an ihr ſcheint, daß ſie ſowohl als ihre Stimme ſich von allen Standpunkten des Hauſes unvergleichlich ausnehmen.

„Waren Sie im Sperrſitz?“ fragte Wicke. „Allerdings,“ entgegnete der Gefragte. Mir deucht, ich hätte Sie im erſten Rang geſehen? bemerkte der Abbe, während er eine Auſter präparirte. „Sie haben ſich nicht getäuſcht,“ antwortete der Obriſt-Lieutenant. „So habe ich mich geirrt,“ ſprach Hemmſtoff, denn mir ſchien's,

als hätt' ich Sie in einer Parkettloge entdeckt! Mit nichten, Freund, ich bin ſowohl rechts als links in einer Parkettloge geweſen, berichtigte der magere Ritter. „Aber ich habe Sie ja beſtändig auf dem Theater bemerkt," ſagte der Regiſſeur erſtaunt, Brückbauer hatte noch ſeinen eiferſüchtigen Aerger darüber." „Ich werde es doch nicht verſäumen," erwiederte der Blaufrack piquirt, „auch von dieſer Seite meine Anſicht zu berichtigen?" Jetzt fing auch der junge Menſch am Ende des Tiſches zu reden an, und ſprach: „Nun kann ich mir einen ſeltſamen Irrthum, in dem ich geſchwebt habe, erklären. Ich hatte die Ehre, mein Herr, Ihr Nachbar im Parterre zu ſeyn; da mir aber mein Platz unvortheilhaft ſchien, ging ich in den zweiten Rang hinauf, und zu meiner Verwunderung fand ich meinen Nachbar dort von ſo ſprechender Aehnlichkeit mit Ihnen, daß ich ſogleich vermuthete, er müſſe Ihr Zwillingsbruder ſeyn. Noch höher aber ſtieg meine Verwunderung, als ich, da ich auch dort nicht gut placirt war, mich in den dritten Rang begab, und im Oeffnen der Loge einem dritten Exemplare von Ihnen begegne, das eben heraustrat, und Ihnen ſo ähn-

lich sah, wie ein Ey dem andern. Wie herrlich, dachte ich bei mir, könnte man hier die Drillinge aufführen! Auch fiel mir die Erzählung von den drei bucklichten Schelmen ein; und als ich nun vollends hier in die Restauration kam, und Sie am Tisch erblickte, dachte ich schon, Sie möchten vielleicht den vierten abgeben. Jetzt sehe ich aber, daß Sie gar die Kunst besitzen, sich beliebig zu multipliciren, und bitte daher um Vergebung, daß ich so lange im Irrthum gewesen bin." Die etwas sarkastische Miene, mit welcher der junge Mann diese Abentheuer erzählte, hatte die Gesellschaft halb belustigt halb in Verwunderung gesetzt. Der Abbe verbarg sein Lächeln hinter einem Zuge aus dem Champagnerglase; der Blaurock sagte etwas verdrießlich: „mir scheint, mein Herr, Sie lieben die etwas grelle Mahlerei al Fresco," und Wicke raunte seinem Freund Heminstoff ins Ohr: „der junge Mensch scheint nicht zu uns zu gehören; auf was für unschicklichen Plätzen hat er sich umhergetrieben!" — Der Regisseur faßte sich am besten, denn er klopfte auf den Tisch und rief, wie der Präsident in der Deputirtenkammer: „Zur Ordnung! Sie sind in ihrer Rede un-

terbrochen worden, Herr Oberſt-Lieutenant. Geben Sie uns gefälligſt den Schluß." „Bin ſchon fertig," ſprach der alte Jüngling kurz, und nahm eine Priſe. „Monsieur L'abbé," erinnerte darauf der Regiſſeur, „iſt Ihnen gefällig, das Scepter des Redners zu ergreifen?" „Mon cher," entgegnete der Abbe, „mich hindern die Auſtern am Reden; übrigens habe ich mein Votum gegen den Rath Hemmſtoff ſchon abgegeben. N'est ce pas mon cher? Et qu'en dites vous? Ich bin ganz Ihrer Meinung, und eben ſo durch die Auſtern gehindert," ſprach Hemmſtoff, und lächelte innerlichſt vergnügt; „mein Freund Wicke mag denn fortfahren." Dieſer räuſperte ſich, zupfte ſein Jabot zurecht, und begann dann mit einer feierlich weichen Stimme: „O die ſüße, unausſprechlich ſüße, holde, liebreizender Eigenſchaften reicheſt begabteſte Sängerin! In welcher Sprache ſoll ich ihr Lob verkünden! Sie ſieht uns lächelnd an und lächelt wieder, und wir weinen, halb vor Entzücken, halb vor Schmerz!" Dabei zog er ſein geſticktes Schnupftuch, welches in Eau de Cologne gekocht zu ſeyn ſchien, aus der Taſche, und wiſchte ſich — die Naſe." Freunde! Sym-

pathiſirend, mitfühlend übereinſtimmende Theilnehmer, ſeyd Ihr denn nicht im Innerſten bewegt? O, Ihr ſeyd von den Steinen die nicht fühlen, die nicht weinen! Tönt der Jungfrau zarte Kehle Euch nicht rührend in die Seele? Mir ſcheint, Ihr lächelt mit höhnender Geberde" — „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde;" fiel der Abbe ernſthaft ein, und verſchluckte eine Auſter. — „Geberde" wiederholt der etwas empfindliche Wicke. „Verſteht ihr denn ſo gar nicht was ich meine?" — „Einſam bin ich nicht alleine," ſang plötzlich eine Stimme am andern Tiſche. Wicke ſtampfte verdrießlich mit dem Fuße und ſprach: „Es iſt nicht auszuhalten! Entweder wird man abſichtlich oder zufällig unterbrochen. Ich hoffe, die Herren werden meine Anſicht jetzt gefaßt haben!" „Wollten Sie ſich denn nicht noch etwas näher auslaſſen?" fragte beſcheiden der Regiſſeur, „gewiß wird man Ihnen mit Vergnügen zuhören." „Ich bin vielleicht ſchon zu deutlich geweſen" entgegnete Wicke, und verbeugte ſich verbindlich. „So ſtände denn die Reihe an Ihnen, mein Herr, wenn Sie uns mit Ihrer Anſicht bekannt machen wollten," wandte ſich der Re-

giſſeur höflich zu dem Fremden. „Sehr gern," ſagt dieſer; „allein ich fürchte, ſie wird ſich gegen die Ausſprüche ſo erleuchteter Kenner ſehr ſchülerhaft ausnehmen. Meiner Meinung nach hat die ſchöne Sängerin eine unwiderſtehliche Anmuth, eine reine ſeelenvolle Stimme, und eine ſehr gute Natur des Vortrags. Doch ſie ehrt ihr Talent wenig, indem ſie die ſchlechteſten Opern zu ihrem Auftreten wählt, und ſich an ein Theater verſagt hat, das nur eine ſehr niedrige Tendenz vor Augen, und eigentlich keinen andern Zweck, als Geld zu verdienen hat, und deshalb der gemeinen Anſicht der Menge auf eine unwürdige Art huldigt." Hier ſchwieg der junge Mann und ſah die Geſellſchaft der Reihe nach feſt an. Der Obriſt-Lieutenant ſtocherte ſich die Zähne und murmelte einige unverſtändliche Worte; der Regiſſeur ſah bedenklich aus, und ſchien zu fühlen, daß der Fremde Recht habe. Der Abbe trank ſein Glas aus und ſprach: „Ein ſchöner Enthuſiasmus. Ich liebe die Paſſion für edlere Vergnügungen auch. Noch funfzig Auſtern, Kellner!" Wicke ſah glühend roth aus, ſtrich ſich verſtört das dunkle Haar und raunte endlich furchtſam Hemmſtoff die

Worte ins Ohr: „Der Mensch ist ein roher Barbar!"

Jedem pfiff der Nachtwächter die eilfte Stunde. Die Gesellschaft brach auf trotz der Vorstellungen des Abbe, der seine Austern nicht in Stich lassen wollte. Wicke und Hemmstoff gingen Arm in Arm. Der Regisseur sprach noch mit einigen Bekannten an andern Tischen, und der Obrist-Lieutenant bewegte sich mit steifen stolzen Schritten durch den Saal nach der Thür. Auch der junge Mensch ließ den Abbe endlich allein. Jedoch als der Kellner ihm die Austern brachte, trällerte er: „Einsam bin ich nicht alleine!" und beging die Inconsequenz, seine guten Gesellschafter sämmtlich durch Verzehrung wieder zu entfernen. Wir lassen ihn in seinem gemächlichen Vergnügen, und sehen uns um, ob die Residenz überall auf dieselbe Art von der neuen Sängerin dachte und sprach, als es in unserer Gesellschaft geschehen war.

3. Kabale und Liebe.

Wir machen einen Morgenbesuch bei der schönen Caroline, die als erste Sängerin bisher der Liebling der Residenz gewesen war. Mein Gott, in welchem Zustande treffen wir die Unglückliche an! In Thränen aufgelöst, das schöne Gesicht in ihr Tuch verbergend liegt sie matt auf der Chaiselongue und scheint mehr von ihrem Kummer zu träumen als darüber zu denken. Ein reizender Anblick, wenn er nur nicht so schmerzlich wäre. Wer pocht? Es ist Auguste, Carolinens Freundin, die erste Liebhaberin des Theaters. „Guten Morgen, geliebteste Freundin," ruft sie mit ihrer bezaubernden Stimme — „aber ums Himmels willen, was ist Dir? Was hast Du? Du bist ja ganz entstellt?"

Caroline. Wie Auguste, du fragst noch? Du heuchelst selbst eine ruhige heitere Miene? Geh, Geh! Was sollen wir uns gegen ein-

ander verſtellen. Glaubſt Du, ich halte Deine Heiterkeit für natürlich?

Auguſte. Aber meine liebe Caroline, was ſollte mir denn fehlen, ich bin ſo vergnügt. —

Caroline. „Ich bin ja ſo ſelig, ſo glücklich, ſo fröhlich!“ O Du falſche Freundin! Man ſieht, daß Du eine Schauſpielerin biſt. Ach ich bin freilich nur eine Sängerin, die bringen es nicht ſo weit in der Verſtellungskunſt.

Auguſte. Liebe, ich begreife Dich nicht.

Caroline. Das iſt mir zu arg. Nein für ſo falſch, ſo ohne Zutrauen gegen deine beſte Freundin, hatte ich Dich nicht gehalten. — Riegle die Thür zu, daß uns niemand ſtören kann. — Auguſte, willſt Du mich wircklich glauben machen, der geſtrige Abend brächte Dich nicht aus Deinem Gleichmuth?

Auguſte. Ach Du meinſt den Triumph der kleinen Sängerin, die, wie heißt ſie doch gleich, Henriette, glaub' ich. Was thut das mir? Wir haben ſo verſchiedene Fächer —

Caroline. Aber ihr habt nicht ſo verſchiedene Liebhaber. Glaubſt Du, daß Dir die Deinigen treu ſind? — Ha, hab ich den reizbaren Fleck getroffen? Sieh wie Du roth

und blaß wirſt. Auguſte, komm an meine Bruſt, ſey offen gegen mich; wir wollen unſern Herzenskummer gegen einander ausſchütten. Ich bin in Verzweiflung! (Sie weint.)

Auguſte. Ja Caroline, ich muß geſtehen, auch ich habe Erfahrungen gemacht. O wir unglücklichen Frauen! O die falſchen leichtſinnigen Männer!

Caroline. So gefällſt Du mir, ſo biſt Du meine Leidensgefährtin. Laß uns gegenſeitig alles erzählen, und dann überlegen, was zu thun iſt. Schon vorgeſtern, ſtell Dir vor, kam kein einziger meiner täglichen Verehrer zu mir. Alle waren ſie in die Probe gegangen, wo die Henriette zum erſtenmal ſang.

Auguſte. Ach, mein Leiden fing ſchon einen Tag früher an. Denke Dir, ich ſpiele die Julie. In den Sperrſitzen ſehe ich meine alten treuen Verehrer, die Räthe Wicke und Hemmſtoff und den Abbe. Sie wenden kein Auge von mir. Jede meiner Bewegungen, ich machte den ſtummen Knaben, wurde beklatſcht. Aber im zweiten Akt, was geſchieht? Das Gerücht verbreitet ſich, die neue Sängerin ſey angekommen, ſie ſitze oben im erſten Rang. Von

dem Augenblick an sind alle Perspective, die bis dahin auf mich gezielt hatten, nach der Loge gerichtet. Kein Mensch achtet mehr auf mich, und die größten Effekte meiner Rolle gingen unbeachtet vorüber. Ich war außer mir!

Caroline. Nun höre mein Schicksal. Vorgestern, wie gesagt, kam niemand. Aber gestern! Schon um Eilf ließ sich der Major Longtrain bei mir melden. Ich empfing ihn mit den Worten: Schon so früh Herr Major? Ein recht willkommenes unverhofftes Ereigniß. Ich vermuthete Sie erst um Zwölf! O meine schöne Caroline, erwiederte er, wer kann die Zeit erwarten, zu Ihnen zu kommen. Apropos, werden Sie heut im Theater seyn? Die neue Sängerin ist ganz bezaubend.

Auguste. Wie, das sprach er so rasch hinter einander fort?

Caroline. Das war eben mein Aerger! Ich merkte ihm auch an, daß er zerstreut war, und endlich bricht er gar schon nach einer Viertelstunde auf, er den ich sonst nie los werden konnte!

Auguste. Unerhört!

Caroline. Sein Wagen hielt vor der

Thür. Unter einem Vorwand ſchicke ich meine Jungfer herunter, ſchärfe ihr aber ein, abzulauſchen, wohin der Major fahren will. Und denke Dir, er beſtellt den Kutſcher nach der A.... Straße No. 70., wo ſie wohnt.

Auguſte. Richtig! Als ich vorbeiging, ſah ich den Wagen dort halten.

Caroline. Um welche Zeit war das?

Auguſte. Gegen zwei Uhr.

Caroline. O ich Unglückliche, ſo iſt er dritthalb Stunden bei ihr geweſen, und bei mir eine Viertelſtunde! Das überlebe ich nicht. Und wenn er der einzige geweſen wäre! Aber gleich nach ihm fuhr der Lord Monday vorbei, grüßte herauf, und fuhr weiter. Abends in der Loge ſagte er mir, er habe einen delicieuſen Vormittag bei der allerliebſten Henriette verlebt. Der Baurath Rahmer, der ſonſt gar kein Viſitenmacher iſt, macht ſich ebenfalls das abſcheuliche Vergnügen, mir zu erzählen, daß er anderthalb Stunden bei ihr zugebracht habe. Der krippelfüßige Graf Sellin, der Juſtiz-Rath Udorf, der Banquier Rehlinger, ſein langer Sohn mit der Brille und dem Carbonari Mantel, alle dieſe ſind auch dort geweſen, denn mein Be-

diente hat den ganzen Morgen vor ihrem Hauſe ſtehen und mir rapportiren müſſen, wer aus und ein ginge. Ach! Ich könnte noch ein Duzzend nennen, wenn michs nicht ſo ergriffe!

Auguſte. Glaubſt Du denn, daß es mir um ein Haar beſſer gegangen iſt? Meinſt Du, ein einziger meiner Anbeter habe ſich bei mir ſehen laſſen? Selbſt Brückbauer, der ſonſt ſo ungemein zuvorkommend gegen mich war, ſcheint mich beinahe nicht zu kennen. Aber was das Schlimmſte iſt, heut Abend, wo ich im Opernhauſe auftrete, wird es leer ſeyn; denn jetzt um 1 Uhr, als ich mich im Büreau erkundigte, war noch kein Drittel der Sperrſitze verkauft. O wir Unglücklichen! Alles läuft nach ihr.

Caroline. Aber was zu thun? Was kann uns retten? Wie könnten wir die Feindin bekämpfen?

Auguſte. Höre, mir fällt etwas ein. Mag ſie uns auch hier in der Stadt eine Zeitlang verdunkeln, denn ewig wird es hoffentlich nicht dauern, ſo wollen wir ihr doch auswärts den Triumph ſchmälern, ſo viel wir können. Es müſſen Kritiken gegen ſie erſcheinen.

Caroline. Richtig, herrlich Auguſte! Und Gedichte auf uns.

Auguſte. Vortrefflich! Ich will meinen ganzen Einfluß dazu in Bewegung ſetzen.

Caroline. Laß uns einmal unſere Bekanntſchaft muſtern. An wen können wir uns wohl wenden?

Auguſte. Da iſt z. B. der Recenſent Schillibold Arecca; der muß mir eine Kritik gegen die Henriette ſchreiben. Er könnte z. B. ſagen: „Er würde ſehr gern etwas an ihr loben, wenn er nur nicht bei ihrem Spiel und Geſang eingeſchlafen wäre.“

Caroline. Recht ſo! Aber wir müſſen ſie recht gründlich und muſikaliſch durchhecheln laſſen; dazu paßt niemand beſſer als der Redacteur Quark. Kennſt Du ihn.

Auguſte. Nein, wer iſt er?

Caroline. Er giebt hier eine Zeitung heraus, und hat eine verrückte Oper geſchrieben, eigentlich ein Capriccio fürs Orcheſter.

Auguſte. Ach jetzt beſinne ich mich. Geht er nicht immer in Schuhen und weißen Strümpfen ſo hübſch einwärts vor ſich hin?

Caroline. Richtig, derſelbe: in einem

Coffesurrogatfarbenen Ueberrock. Man muß ihm einige Artigkeiten sagen, so ist er in unserm Dienst.

Auguste. Das sind aber noch nicht genug Leute. Du must noch mehrere vorschlagen, besonders auch Dichter, um Verse auf uns machen zu lassen.

Caroline. Da fällt mir eben einer ein; der ist wahrlich zu brauchen, ein intimer Freund vom Redakteur Quark, der Critikus und Poet Rennstein.

Auguste. Den kenn ich ja gar nicht.

Caroline. O besinne Dich nur, ein dicker Jüngling mit einem Schnurrbart und einer großen Brille.

Auguste. Ach ja, ich entsinne mich jetzt. Er thut etwas weise, und rümpft über alles die Nase.

Caroline. Derselbe; doch läßt sich mit der Nase eben nicht viel rümpfen, da sie etwas breit gerathen ist. Das ist ein Mann, wie wir ihn brauchen. Er und Quark sind vertraute Freunde; sie könnten in der musikalischen Zeitung etwa eine Reihe von Critiken und Gegenkritiken drucken lassen, in welcher einer zwar

dem andern im Ganzen immer Recht giebt, jedoch ſtets etwas hinzufügt, was der andere zu tadeln vergeſſen hat.

Auguſte. Herrlich! Und ſolch ein Streit macht Aufſehen. Könnte man nun noch außerdem die Perſon dieſer Henriette, und einige unſerer ungetreuen Anbeter lächerlich machen, ſo nähme das Publikum den lebhafteſten Antheil. Denn nichts hört man ſo gern mit an, als wenn über andere geſpöttelt wird, oder zwei ſich heftig zanken.

Caroline. Du bringſt mich auf den rechten Gedanken. Rennſtein muß eine kritiſche Fehde mit irgend einem Lobhudler anfangen.

Auguſte. Wahrhaftig, ich weiß auch ſchon ein Blatt dazu, es kommt jetzt eine neue Zeitſchrift von Saffian heraus.

Caroline. Wie? eine Zeitſchrift von Saffian? Wie iſt das zu verſtehen?

Auguſte. Je nun, der Redacteur heißt Saffian, ein äußerſt witziger, ſcharfſinniger Kopf. Das Blatt heißt, die Höllerpoſt. Dieſe Poſt ſoll der übermüthigen Henriette ſchlechte Neuigkeiten bringen!

Caroline. Mädchen, Du entzückſt mich. O ſie ſoll auch empfinden, was es heißt, ge-

kränkt werden. Doch liebe Auguſte, trotz aller dieſer Anſtalten geſchieht noch nicht genug. Erſtlich müſſen noch mehrere Schriftſteller von Gewicht für uns arbeiten, und zweitens muß man der Uebermüthigen noch ernſthafte Händel erregen. —

Auguſte. Freilich! Laß uns nur überlegen. Schriftſteller von Gewicht! Hm, was meinſt Du zu dem finſtern Raupenbach? Wenn ich dem verſpreche, in einem ſeiner Werke aufzutreten, ſo thut er alles was ich haben will.

Caroline. Gut! Raupenbach ſoll einen ernſten Aufſatz verfaſſen, in dem er die Geringfügigkeit ihrer Talente recht ſcharf und beißend darſtellen mag. Wen hätten wir denn ſonſt noch? Ja, nicht zu vergeſſen, Puckbulz, Dein beſter Freund, iſt gewiß auf unſrer Seite; und ſeine Critiken werden von den größten Männern, wenn auch nicht geleſen, doch gelobt. Die werden gewiß Aufſehen erregen.

Auguſte. Ruhwitz muß in ſeinem Blatte der Menſchenſcheue ein Sonnett auf uns drucken laſſen.

Caroline. Arion Sirius, dieſer einzige wandelnde Fixſtern, muß ein Spottgedicht auf

die Henriette in irgend einer Gesellschaft improvisiren.

Auguste. Und Quintus Curtius Rufus könnte eine neue parodirte Lebensgeschichte des Alexander auf diesen Phönix des A. — Platzes schreiben.

Caroline. Nun wüßte ich keinen bedeutenden Genius mehr in diesen Mauern, den wir nicht zur Hülfe aufgeboten hätten. Das wären die Geschäfte der Feder. Wenn man nun noch einen rüstigen Kämpfer mit dem Degen auftreiben könnte, um die Anbeter dieser neuen Heiligen etwas in Schrecken zu setzen! Aber ach, hier fühle ich wieder die ganze Tiefe meines Unglücks; ich weiß keinen, der sich jetzt noch für mich schlagen würde, und vor acht Tagen hätte ich eine Armee ins Feld stellen können.

Auguste. Halt! mir fällt etwas ein. Sollte Dir auch Dein zärtlichster Verehrer untreu geworden seyn? Wie? wäre auch jener bleiche Jüngling, dessen schmachtendes, halb erloschenes Auge so unverwandt, wenn gleich hoffnungslos, nach Deinen Fenstern blickt, wäre

auch er verschwunden, seit Henriettens Reiz alle Männer bezaubert?

Caroline. Nein der ist treu! das ist wahr, den hatte ich vergessen. O er wird nicht weit seyn. Laß uns einmal geschwind ans Fenster. Siehst Du, dort geht er im blauen Ueberrock; gleich wird er umdrehen, denn über 50 Schritte entfernt er sich nicht vom Hause. Jetzt wendet er sich. Sieh nur, wie verstohlen sehnsüchtig er zu mir aufblickt. Das ist ein Freund in der Noth, der soll für uns fechten.

Auguste. Werden seine bleichen Wangen aber nicht ein Hinderniß seyn, die Feinde in Schrecken zu setzen?

Caroline. Gewiß nicht. Heut Abend, wenn ich nach Hause komme, steht er gewiß im Dunkel unter der Laterne und sieht mich aus dem Wagen steigen, dann will ich ihm einen so freundlichen Blick zuwerfen, daß das glühendste Roth seine Wangen überdecken soll. Und wenn ich oben bin, werde ich mit dem Licht noch einigemal ans Fenster kommen, als sucht ich etwas, und so nach den Bäumen, unter denen er zuverlässig steht, hinabwinken, daß ihm das Herz vor Freude schlagen soll. O lehre

mich nicht, wie ich dieſen Jüngling in ein Bild der Geſundheit und Kraft verwandle. In drei Tagen ſoll Mars ſelbſt vor ihm davon laufen.

Auguſte. Herrlich! Wahrhaftig! Jetzt aber raſch ans Werk. Ich will ſogleich einen Schritt thun. Schillibold Arecca hat mit der Direction zu ſprechen, und dabei kann ich ihm gleich mein Anliegen eröffnen.

Caroline. Und ich will meinen blaßen Anbeter ein paarmal freundlich anlächeln.

Auguſte. Leb alſo herzlich wohl, und ſey treu und verſchwiegen.

Caroline. Bis in den Tod.

Auguſte ging, Caroline ſetzte ſich ans Fenſter und ſah mit ihren ſchönen Augen die Promenade hinunter, um dem auserkornen Ritter einige ſtärkende Blicke zu den bevorſtehenden Kämpfen zuzuwerfen.

4. Henriette.

So zerfiel die Bewegung, welche unſere Sängerin in der Reſidenz hervorgebracht, in zwei Hauptempfindungen: Bewunderung und Neid. Mit Vergnügen verlaſſen wir dieſe, theils ſeicht lobpreiſende, theils kleinlich, neidiſch herabſetzende Klaſſe, und wenden uns zu einem intereſſanteren Gegenſtande. Wer könnte dieß anders ſeyn, als unſere reizende Henriette ſelbſt? Ihrem jungen, rein und ſchuldlos fühlenden Herzen war eigentlich das Aufſehen, welches ſie erregte, zuwider. Sie empfand, daß etwas Unſchickliches, jede zartere Weiblichkeit Verletzendes darin liege, ſo der Oeffentlichkeit ſich Preis zu geben. Doch die Verhältniſſe, eine längere Gewohnheit, und ein gewiſſer unſchuldiger Glaube, daß es nicht anders ſeyn könne, halfen ihr dieſe Empfindung überwinden. Manches indeß, was ihr dennoch und immer läſtig fiel, ſtand in ſo naher Beziehung zu ihren Verhältniſſen, daß

es ſie täglich auf's Neue höchſt unangenehm daran erinnerte, daß ihr Loos mehr den Schein eines neidenswerthen habe, als es in der That ſey. Dahin gehörten vorzüglich zweierlei Dinge. Erſtlich die läſtigen, oft unverſchämt lobpreiſenden Kritiken, die nie bei der Sache ſtehen blieben, ſondern (weil die Recenſenten davon am wenigſten zu verſtehen pflegen) ſich meiſt an zufällige Nebendinge hielten, und oft in einem unſchicklichen Grade ihre eigene Perſönlichkeit berührten. Denn nicht allein, daß ihr Haar, ihre Augen, Wangen, Zähne, Hände gelobt oder bekrittelt wurden; nein, man ging noch weiter und ſtellte förmliche Unterſuchungen über ihre Schönheit an, die eine ſo ſpecielle Richtung nahmen, daß das reine und ſittlich fühlende Mädchen darüber erröthen mußte. Das Zweite waren die zahlloſen überläſtigen Beſuche, die ſie täglich erhielt und leider empfangen mußte. Alle Zeit wurde ihr dadurch gewaltſam geraubt. Denn die jungen, reichen, ſchamloſen Roue's der Reſidenz hielten es nicht für nöthig, ſich bei einer Sängerin an eine beſtimmte ſchickliche Stunde zu binden, ſondern kamen ohne Unterſchied zu jeder Tageszeit, wo ſie ſich eben geſtimmt fühlten, albern zu

ſchwatzen. Ein Mann kann ſich leichter mit Stolz gegen beleidigende Unverſchämtheit mancher Perſonen aufrichten; einer Frau iſt es faſt nur dann möglich, wo es ihr Pflicht wird, nämlich im Fall man ihrer Ehre zu nahe tritt. So weit wagten jedoch ſelbſt die Dreiſteſten dieſes Gelichters nicht zu gehen, denn die Gewalt der Unſchuld hält ſelbſt die zügelloſeſten Wüſtlinge eine Zeit lang im Zaum. So empfand alſo die liebenswürdige Henriette mehr eine Unbequemlichkeit von dieſen Herren, als ſie wirklich darunter gelitten hätte. Uebrigens empfing ſie alle freundlich und gütig, weil es ihr Herz ſo mit ſich brachte, offen und wohlwollend gegen Jeden zu ſeyn, der ſich deſſen nicht beſtimmt unwürdig gemacht hatte. Allein ſie war es früher gewohnt geweſen, einen großen Theil der Zeit, den die eifrige Uebung der Kunſt ihr ließ, zur Beſchäftigung mit ſich ſelbſt zu verwenden, und einſam im Genuß eines guten Buchs, oder in der ſtillen Behaglichkeit einer angenehmen häuslichen Thätigkeit ſich glücklich zu fühlen. Dieß war aber jetzt faſt ganz vorüber, denn die Theaterproben, die Aufführungen, die ſich drängenden Einladungen, welche ſie erhielt, verbun-

den mit den unaufhörlichen Besuchen, die sie täglich belagerten, ließen ihr kaum einige wenige Morgenstunden, die sie dem Einüben ihrer Rollen widmen mußte. Anfangs hoffte sie, aus der Mannigfaltigkeit der Bekanntschaften, die sie machte, einigen Nutzen zu ziehen, indem sie durch die Verschiedenheit und Uebereinstimmung, die sich in den Urtheilen zeigte, auf das Richtige gewiesen zu werden hoffte. Allein es zeigte sich bald, wie sehr sie sich darin geirrt hatte. Ein Theil wollte in ihr gar nicht die Künstlerin, sondern nur das schöne Mädchen bewundern. Die Mitglieder dieser Klasse wetteiferten mit einander in jeden Artigkeiten und oft unschicklichen Bemerkungen, durch die sie ihrer Bewunderung Luft zu machen suchten. Ja selbst die mancherlei Geschenke, die diese Leute ihr zu überreichen sich glücklich schätzten, waren ihr zuwider. Denn ihr feiner Blick entdeckte gar leicht die eigentlichen Quellen einer solchen scheinbaren Freigebigkeit und Güte. Ein Theil gab, um reicher wieder zu empfangen; gewissermaßen war dieß der verächtlichste, denn er muthete ihr, streng genommen, ein gemeines Verkaufen ihrer Gunst und Zuneigung zu. Ein anderer Theil schenkte

ihr aus Eitelkeit, theils um sich als reich oder freigebig zu zeigen, theils um mit beiläufig scheinender Gleichgültigkeit am dritten Orte zu äußern: heute habe ich der kleinen Sängerin ein Cadeau gemacht, worüber das Kind entzückt war. Ich kann von dieser Gewohnheit gar nicht lassen. Haben Sie schon die Zeitung gelesen? Ein dritter Theil glaubte, durch Geschenke die Erlaubniß des Zutritts zu ihr bezahlen zu müssen. Ein vierter gar meinte, die Künstlerin damit belohnen zu dürfen, wenn sie aus gütiger Gefälligkeit vielleicht in seinem Hause gesungen hatte. Aber nicht ein einziger fand sich, der aus wirklichem Wohlwollen gegen das Bessere in Henrietten ihr seine Zuneigung zu erkennen gegeben hätte. Dieß zeigte sich auch an der gedankenlosen Wahl der Geschenke. Alle beschränkten sie sich darauf, den Putztisch der schönen Sängerin durch tausend einfältige, gänzlich unnöthige Kleinigkeiten zu meubliren, die leider heut zu Tage so in der Mode sind, daß die ganze Raffinerie eines Mannes von Ton sich darauf beschränkt, etwas neues Unsinniges in diesem Gebiete zu entdecken. Hielte uns nicht der Verfolg der Geschichte unserer Sängerin ab-

wir hätten hier schöne Gelegenheit, ein Kapitel besonders darüber zu schreiben, wie diese Thorheit auch ihre ernsthaft schlechte Seite habe, und wie selbst die Entschuldigung vieler Frauen, die einen Tisch mit diesen glänzenden Narrheiten überfüllen und behaupten, diese Sammlung entstände ohne ihr Zuthun, ja gegen ihren Wunsch zufällig, ganz eitel und nichtig ist. Hättet Ihr nicht Eure Freude darüber, so würde Euch niemand damit belästigen; und warum stellt Ihr denn das lächerliche Spielwerk so sorgfältig auf, und weidet Euch an den staunenden Blicken weniger begünstigten Frauen, ja Freundinnen, wenn sie Euch besuchen, oder Ihr sie gar zu einer eitlen Gesellschaft eingeladen habt? Warum findet sich bei häuslichen, das Bessere in Herz und Geist pflegenden Frauen nie ein solcher Markt von Thorheit zusammen? Was sollte man von einem Weisen sagen, der täglich von Narren umlagert wäre? Er heuchle Weisheit. So die Frauen, die solche Thorheiten um sich sammeln, sie aufstellen und sie zu verachten scheinen wollen. Es sind Thörinnen, die sich bestreben, Vernunft zu heucheln; sie werden aber nur ähnliche Thoren täuschen.

5. Der Hanswurst. Der Recensent.

Ein Kreis von Anbetern versammelte sich täglich bei unserer schönen Sängerin. Einzelne derselben haben wir schon früher kennen gelernt. Ein Blick in das Besuchzimmer kann unsere Kenntniß darin noch bedeutend erweitern. Ich hoffe, wir thun ihn nicht unbelohnt. Denn welchen Naturforscher sollte es nicht erfreuen, wenn man dabei Gelegenheit fände, das Verzeichniß der Schaalthiere auf eine leichte Art um ein Bedeutendes vollständiger zu machen? So mischen wir uns denn als schweigende Beobachter unter die Versammlung der Bewunderer Henriettens. Daß unsere Bekannte, die Räthe Wicke und Hemmstoff, der Abbe, der graue Jüngling von Obristlieutenant, der Regisseur des Theaters, und viele Andere, die wir im Laufe der Geschichte schon genannt haben, nicht fehlten, läßt sich denken. Weniger war es zu vermuthen, daß auch jener junge Mann, den

alle Obigen so wenig kannten, als wir, sich zuweilen daselbst einstellte, und, obwohl er wenig sprach, nie ein Geschenk machte, sondern nur häufig sarkastisch lächelte, beständig von Henrietten gut, doch mit Verdruß von den Andern aufgenommen wurde, die nur eine Art von Scheu vor seinem festen Wesen hinderte, ihn grob zu behandeln, wozu sie nicht übel Lust hatten, da man es nicht anders wußte, als daß er ein junger Musikus, Namens Werner, sey, und sein Aeußeres, obwohl er sich anständig hielt, doch keinen reichen Mann zu verrathen schien. Außerdem lernen wir aber auch einen jungen Mann kennen, den wir nicht anders, als mit dem Namen des muthwilligen Hanswurst bezeichnen können, denn in der That gab er Narrenstreiche aller Art an, und schien ein Vorrecht dazu zu haben, Jedermann zu necken, ohne daß es ihm übel genommen wurde. Selbst Werner mußte manches von seiner geläufigen Zunge leiden, was er indeß lächelnd hinnahm, obwohl er sonst entschlossen genug zu antworten pflegte. Man unterhielt sich eben über die neuesten Tagesblätter und die Kritiken, die sie enthielten. Zu vermuthen ist es, daß die Anstalten der bei-

den gekränkten Gegnerinnen Henriettens schon wirksam wurden, denn es schien mancher Tadel, ja mancher Spott mit eingeflossen zu seyn. Jeder Eintretende brachte ein Blatt mit, zog es hervor, und las und äußerte seinen Unwillen oder seine Zufriedenheit mit den Recensenten. Der Hanswurst hüpfte dabei im Zimmer umher, äußerte seine Empfindungen in grotesker Manier und machte allerlei unsinnige Bemerkungen dazwischen. Jetzt hatte auch Wicke ein sauber geheftetes Journal aus dem Busen gezogen, und begann folgendermaßen: „O schönste Henriette, Sie sanfter Strahl, der in die Nacht unserer Kunst gefallen ist, wie entzückt es diese weiche, leicht gerührte Brust, daß die öffentliche Stimme auch meine eigene ist!“ „Oder umgekehrt,“ schrie der Hanswurst dazwischen, „Ihre eigene Stimme ist auch die öffentliche, denn ich wollte wetten, Sie sind der Verfasser des Aufsatzes, den Sie lesen wollen. Gestehn Sie nur, Rath! Sie sind es! Umarmen Sie mich, Edler! O welch köstlichen Mann halte ich an meiner Brust!“ Wicke machte sich mühsam los, und sprach etwas mit bedrängtem Athem, denn der Hanswurst hatte ihn fest umschlossen: „Gütig-

ſter, Sie beſchämen mich und zerdrücken mir die Halskrauſe; aber ich bin nicht der Verfaſſer!“ „O leugnen Sie doch nicht. Jedermann weiß ja, daß Sie an der Aurora arbeiten, daß die rührenden, empfindungsvollen Sonette im Hesperus ſtets von Ihnen ſind, warum wollen Sie länger leugnen? Ja, meine Freunde, ich darf es behaupten, denn ich weiß es aus ſicherer Quelle, der Rath iſt gewiß der Verfaſſer! Er iſt eben ſo großer Dichter, als Rath, und ſeine Talente halten ſeinem Enthuſiasmus die Waage. Leſen Sie alſo, ruhmwürdigſter Schriftſteller!“ Der Rath war nicht der Verfaſſer des Artikels; doch da er ihn überleſen hatte, ſchien er ihm ſo ſchön geſchrieben und ſo ſchmeichelhaft für Henrietten, daß er es jetzt für eine gute Kriegsliſt hielt, um in die Feſtung ihrer Gunſt einzudringen, wenn er ſich dem Einfall des Hanswurſt bequemte und ſich für den Verfaſſer ausgab. Er ſprach alſo mit einem verblümten Lächeln: da unſer ſcherzhafter Freund mich denn verrathen hat, ſo wage ich es mit der ſchüchternen Empfindung eines jungfräulichen Herzens, das die erſte Liebe geſteht, zu bekennen, — „daß Sie ſelbſt ſtets Ihre erſte Liebe waren, ſind und

seyn werden!" fiel der Hanswurst ein. — „Spottvogel!" fuhr der Rath fort, „wage, sag' ich, zu bekennen, daß ich freilich im Drang meines überfüllten Herzens mich nicht enthalten konnte, meine Empfindungen öffentlich auszusprechen!" „Lesen Sie, lesen Sie," unterbrach ihn die Gesellschaft. Wicke zupfte sich den Hemdkragen zurecht, räusperte sich und schob die Brille gerade. Dann begann er mit seiner sanften schmachtenden Stimme:

„Meiner Pflicht als Correspondent zufolge berichte ich Ihnen, theurer Freund, Folgendes über die neu erworbene Sängerin Henriette. Wir haben das Palladium erobert. Das kostbarste Juwel schmückt jetzt die Krone der Kunst in unserer Stadt; das theuerste Kleinod, es ist gewonnen, es ist unser."

„O lassen Sie es gut seyn, lieber Rath," unterbrach ihn Henriette. „Ich ehre Ihre dichterische Begeisterung, doch ich wünsche ihr einen bessern Gegenstand!"

„Wie!" schrie der Hanswurst, „Sie wollten, Theuerste, uns des Entzückens berauben, Sie von dem begeisterten Wicke dithyrambisch, hymnisch, feurig, sprudelnd besingen zu hören?

Hier zu ihren Füßen (dabei warf er ſich auf's Knie) ſchwöre ich, nicht eher Mittagbrod zu eſſen, bis ich Wickes begeiſterte Ode in Ihrer Gegenwart vernommen habe. Wollen Sie mich Hungers ſterben ſehen? Ich ſchwöre Ihnen, gegen die Feſtigkeit meines beharrlichen Willens iſt der ſtandhafte Prinz ein gaukelnder Schmetterling. Henriette wollte lächelnd abwehren, doch die Geſellſchaft drang in ſie, beſtürmte den Rath, kurz ließ ihr nicht eher Ruhe, bis Wicke alſo fortfuhr:

„Das innerſte Geheimniß der Kunſt iſt nun entdeckt, die goldene Zeit, die lang erwartete, iſt da, und alle ſchwelgen wir in dem ſeligen Gefühl des höchſten Kunſtgenuſſes, ja des höchſten Glücks. Was iſt unſere Bühne, was unſere Oper ſeit wenigen Tagen geworden! O wir Armen! Wußten wir denn, was Geſang, was Spiel, was Anmuth, Reiz, Lieblichkeit, Seele war?“

Nein, Rath, ich bitte Sie, hören Sie auf, ſagte Henriette, ſichtlich verdrüßlich; ich muß das für Spott halten! „Göttlichſte, es iſt die Stimme meines Herzens, die unbedingteſte Wahrheit!“ „Wahrheit! Wahrheit!“ ſchrie die

Versammlung. „Bravo, Rath, wahrhaftig!“ „O ungeheurer Frevel des Selbstmordes, den Sie an Ihren Verdiensten begehen,“ schrie der Hanswurst, „wenn sie das für Spott halten wollen. Nein, der Rath ist das Organ der Welt. Weiter, Organ!“ „Weiter, wir bitten,“ sagte der junge Unbekannte, und lächelte sarkastisch. „Verschwören auch Sie sich gegen mich?“ sprach Henriette, „das hätte ich nicht geglaubt!“ „Verzeihen Sie,“ entgegnete der junge Mann, „jedes Wort eines solchen Kunstrichters ist wichtig. Man lernt daraus, und deßhalb bitte ich nochmals dringend, daß der Herr Rath fortfahren möge.“ Henriette schwieg, wie es schien, verlegen. Der Rath, der sich bisher lächelnd und wohlgefällig umgesehen hatte, und den glücklichen Zufall im Stillen nicht genug preisen konnte, der ihn bewegte, sich für den Kritiker auszugeben, nahm jetzt das Blatt wieder vor und begann von neuem:

„Dieß ist die Stimme des ganzen Publikums, vom Ersten bis zum Letzten, vom Minister und Gesandten bis zu der Kammerjungfer hinunter, wenn nicht der Neid einen bittern Tropfen in das Urtheil mischt. Sie können

sich leicht vorstellen, daß Ihr Correspondent von der tollen Menge" —

Hier stotterte der Rath und wurde blutroth. „Tolle Menge," half der Unbekannte sarkastisch ein, und warf einen Blick auf Henrietten, die in der That etwas verlegen schien. „Rath! Sind Sie wahnsinnig? Flimmerts Ihnen vor den Augen?" schrie der Hanswurst. „Tolle Menge! Unmöglich steht das da!" „In der That," stotterte Wicke, „es ist ein höchst unangenehmer Druckfehler. Meine Handschrift ist etwas flüchtig." — „Wie soll es denn heißen?" fragte der Abbe. „Erlauben Sie, — ja, ich glaube — richtig — es soll heißen, volle Menge!" erwiederte Wicke. „Aha c'est une autre chose, bitte, continuez!" Der Rath las sichtlich zitternd:

„Sie können sich leicht vorstellen, daß Ihr Correspondent von der vollen Menge nicht mit fortgerissen worden ist, sondern sich einige Ruhe bewahrt hat."

„Volle Menge!" rief der Unbekannte, „das Beiwort ist in der That recht passend. Aber weiter."

Wicke, der indeß das Blatt durchlaufen hatte,

erwiederte: „das Wesentliche ist ja nun gesagt, ich fürchte, daß — Sie möchten — der Aufsatz ist etwas lang —“ „Nein, guter Freund,“ rief der Hanswurst, „so kommen Sie nicht los, jetzt müssen wir ihn ganz hören, lesen Sie weiter, oder ich fahre fort.“ „Ich bitte selbst darum,“ sprach Henriette, „ich versöhne mich jetzt mit Ihnen, denn ich sehe, daß der Eingang freilich nur eine kleine Persifflage auf eine gewisse Art von Kunstrichtern enthält, die ich selbst nicht schätze. Aber jetzt, da Ihr Aufsatz wirklich die Wahrheit sagen will, wird er mir höchst interessant.“ Wicke zitterte wie ein Espenlaub, das Blut stieg ihm bis in die Stirn, er konnte kaum das Blatt halten. Zitternd fuhr er fort:

„Man würde sehr thöricht handeln, wenn man —“

Verzeihen Sie, ich habe mich versprochen,

„man würde sehr weise handeln, wenn man in die Urtheile eines unverständigen, kenntnißlosen —“

ich bekomme Nasenbluten, entschuldigen Sie“— damit hielt er sich das Tuch vor's Gesicht und stürzte hinaus. „Das Blatt,“ rief ihm der Unbe-

kannte nach, „wir bitten um das Blatt.“ Doch Wicke war zur Thür hinaus, ehe Jemand sich entschließen konnte, ihm zu folgen. Die Herren rieben sich verlegen die Hände; auch Henriette wußte nicht, was sie thun sollte. Da brach der Unbekannte das Schweigen, und fragte: „Aus welchem Blatt war der Aufsatz?“ „Aus dem Menschenscheuen,“ erwiederte der Hanswurst, „und es scheint, der Rath ist auch menschenscheu geworden. Sehen Sie nur, wie er sich verlegen an den Häusern hindrückt.“ „O, das Blatt hab' ich zufällig bei mir, hatte es indeß noch nicht gelesen,“ sprach der Unbekannte. „Erlauben Sie, so vollende ich die Lektüre.“ Die Gesellschaft schwieg; doch Henriette versicherte, sie werde es recht gern hören, und jener las darauf folgendermaßen:

„Man würde sehr thöricht handeln, wenn man in die Urtheile eines unverständigen, kenntnißlosen Publikums so unbedingt einstimmen wollte, und zum Glücke sagt das Sprichwort auch nur vox populi, vox dei, aber nicht vox plebis, vox dei. Demnach erlaubt sich Ihr Correspondent, wie schon erinnert, bei der allgemeinen Trunkenheit ein wenig

nüchtern zu bleiben, und urtheilt so: Fräulein Henriette ist allerdings eine sehr angenehme und liebenswürdige Erscheinung auf der Bühne, doch scheint sie mir noch nicht den Rang unter den Künstlerinnen einzunehmen, den ein solcher Beifall, eine solche Lobpreisung voraussetzen müßte. Ihr Gesang hat manchen Fehler, zum Beispiel den, daß sie zu viel Passagen mit unterdrückter Stimme macht. Dies heißt die Menschenstimme, die eines höheren Ausdruckes fähig ist, zu einem Instrument herabsetzen, das seine Effekte allerdings nur in einem dürftigen Piano und Forte suchen kann. Warum läßt Fräulein Henriette ihre bessern Gaben so unbenutzt? Wir sind überzeugt, sie könnte, da sie ein liebenswürdiges Gemüth besitzen soll, mit einem tief ins Innere dringenden Ausdruck singen. Warum hören wir das so selten? Weshalb wählt sie so leer glänzende Flitterrollen, da sie lauteres Gold haben könnte?"

Ich begreife nicht, unterbrach Henriette, warum der Rath sich so gescheuet hat, seine Meinung zu sagen; ich theile sie wahrhaftig mit ihm; er hat ganz Recht!" Ah! vous êtes un

ango de bonté, exclamirte der Abbe. „Edle Seele" rief Hemmſtoff, „hätte mein Freund das ahnen können!" Nein, ſchrie der Hanswurſt, der Recenſent iſt ein Barbar, ein Scythe, ein Kannibale, ich traue das unſerm Freund Wicke gar nicht zu! Wer weiß wer ihm einen Streich geſpielt hat. „Der Obriſt-Lieutenant hatte indeß durch die Doppel-Lorgnette nach dem Fenſter geſehen, und rief: Meine Herrſchaften, der Lord Monday."

---

6. Lord Monday. Die Arche Noah. Der Regenbogen. Das Duell. Die Ohnmacht.

Dieſe Unterbrechung machte der Lektüre ein Ende. Lord Monday kam lärmend die Treppe herauf. Man hörte ein Goddam nach dem andern, ohne die Urſache zu errathen. Ungemeldet brach er ziemlich ſtürmiſch durch die Thür, und trat mit dem Staubmantel auf den Schul-

tern ins Zimmer. „Guten Morgen, Vortrefflichſte, wie geſchlafen?“ „Recht gut, Ew. Herrlichkeit,“ entgegnete die etwas verlegene Henriette, „ich danke Ihrer theilnehmenden Nachfrage. Einen Stuhl, Luiſe, ſey ſo gütig.“ Die Kammerjungfer, die am andern Fenſter mit Nähen beſchäftigt war, ſprang auf. Doch Lord Monday rief: „Schon gut mein Kind, ich ſetze mich aufs Kanapee,“ und wollte ſich, indem er den Mantel noch immer auf der Schulter hatte, eben darauf hinſtrecken. Werner bemerkte ziemlich accentuirt: „der Mantel wird Ew. Herrlichkeit hinderlich ſeyn.“ „Goddam, erwiederte der Lord, das iſt wahr, und warf den Mantel unvorſichtig auf einen Stuhl, neben welchem eine Servante mit Taſſen ſtand. Durch den Schwung des Mantels wurde ein Theil derſelben herabgeſchleudert, und zerbrach klirrend. „Goddam! der verteufelte Mantel,“ rief der Lord, und ſtampfte mit dem Fuß. Mein Gott, rief die erſchrockene Henriette, und eilte hinzu. Alles ſprang auf, um die Trümmer zu ſammeln. Der Lord ſtampfte und fluchte. Werner ſchien höchſt aufgebracht, doch ſagte er nichts. Henriette, die die zerbrochenen Taſſen mit aufnehmen half,

ließ plötzlich ein halb verhaltenes: „o weh!“ hören, und man ſah, daß ſie eine Thräne, die ihr ins Auge trat, zu verbergen ſuchte. „Was iſt Ihnen?“ fragte Werner. „O nichts, erwiederte ſie, die Taſſe mit dem Bilde meiner jüngern verſtorbenen Schweſter iſt auch zerbrochen, und das thut mir nur leid,“ fügte ſie leiſer hinzu. Der Lord, der es gehört haben mochte, rief: „Tröſten Sie ſich, ſchöne Henriette, ich bezahle die Taſſen dreifach, Sie ſollen ein Dutzend ſchönere dafür haben.“ Werner fuhr auf; doch Henriette, die es ſogleich bemerkte, wandte ſich zu ihm, und ſprach: „Herr Werner! ein Wort! Ich bitte.“ Er folgte ihr einige Schritte bei Seite. „Thun Sie mirs zu Gefallen,“ ſprach ſie dringend, „ſeyn Sie ruhig,“ es könnte Ihnen übel zu ſtehen kommen, und das würde mir höchſt traurig ſeyn; ich bitte Sie, ſagen Sie dem Lord nichts. Das Geſchehene iſt ja nun doch geſchehen.“ „Ich gehorche, entgegnete Werner, allein ſeyn Sie überzeugt, daß nur Rückſicht für Sie, keine für mich, mich abhalte, dieſem rohen Geſellen das zu ſagen, wovor er ſich durch ſeinen Stand bei Ihnen geſchützt glaubt.“

Die Scherben waren weggeräumt, man wollte sich so eben setzen, als der Hanswurst überlaut rief: „die Arche Noah! die Arche Noah! Hahaha. Wie die Thiere aus den Kasten steigen! „Was giebts denn?" fragte der Obrist-Lieutenant, und sah, so wie die übrige Gesellschaft, ihn mit fragenden Blicken an. „Kommen Sie nur her, und sehen Sie, so bedarf es keiner Antwort mehr," rief der Hanswurst. Alle folgten ihm ans Fenster bis auf den Lord, welcher auf dem Kanapee in der bequemsten Stellung, die er finden konnte, zurück blieb, und God save the King, trällerte. Die Ursache des Geschreies, welches der Hanswurst gemacht hatte, waren einige Wagen, aus denen mehrere, uns dem Namen nach schon bekannte Personen stiegen. Es waren jene Mäcener der Bühne, Wolf, Hirsch, Bär, Gans, Eber, nebst den dazu gehörenden femininis, Wölfin u. s. w. „Mein Gott, schrie der Hanswurst, von jeder Gattung ein Paar, ein Männlein und ein Weiblein!" „Nur die Taube fehlt," bemerkte der Obrist-Lieutenant.„ Nein, wahrhaftig nicht," betheuerte Johannes Wurst, „sie ist auch dabei. Die Tochter der Madam Gans heißt Täubchen! Sehn Sie, eben hüpft das Täubchen

aus dem Schlage. Tuck, tuck, tuck, tuck! Komm', mein Täubchen, komm, komm! So wahr ich lebe, da iſt auch der Regenbogen!" rief Alles. „Ja, ja, dort unten! Schauen Sie nur gefälligſt hin." Eben wölbt er ſich über den Rinnſtein. Er kann gar nicht gelegener kommen! „Ach der Kammerherr Graf von Regenbogen," ſagte der Obriſt-Lieutenant, nachdem er das Perſpectiv auf ihn gerichtet hatte. „Es konnte ſich gar nicht beſſer treffen! Goldnen Dank bin ich ihm ſchuldig," jubelte der Hanswurſt und ſprang im Zimmer umher. — Indeß waren die noachiſchen Herrn heraufgekommen und wurden gemeldet. Henriette ging ihnen entgegen, und empfing ſie mit Freundlichkeit. Doch jetzt erhob ſich im Zimmer ein Geſchnatter und Geſchnarre, daß man hätte verzweifeln mögen. Das Männer Quintett aus Jeruſalem erſchöpfte ein ganzes Lexicon von lobpreiſenden Beiwörtern über Henrietten, welche das weibliche Echoperſonale ſogleich duplicirte, bis ſie ſich in ein brauſendes Verhallen auflöſten, wie dies ja bei einem guten Echo immer der Fall iſt. Ein neues Intermezzo fuhr indeß raſch dazwiſchen. Graf Regenbogen trat ein. Er galt für den feinſten Cavalier am Hofe.

Niemand in der Reſidenz hatte ſauberer gekräuſeltes Haar als er; ſeine Parfüms waren immer direct aus Paris verſchrieben; ſeine Schuhe ließ er in Wien, ſeine Fracks in Paris, die Unterkleider und Ueberröcke in London machen. Schon am früheſten Morgen, das heißt gegen zwölf Uhr, wenn er ſich eben aus dem Bette erhoben hatte, war er elegant. Ja es gieng das nicht unwahrſcheinliche Gerücht, daß er ſtets in zwei Gilets und mit der feinſten Cravatte à l'incroyable ſchlafe, und ſich Nachts, da das Liegen die Coeffure derangirte, ſelbſt eigenhändig friſire, wozu er der Bequemlichkeit halber, einen großen Spiegel an der Decke ſeines Himmelbetts hatte anbringen laſſen. Auch wußte man von ſeinem Juſtiz-Commiſſarius, daß er in ſeinem Teſtament eine Verordnung gemacht hatte, nach der er en habit habillé begraben ſeyn wollte, weil er es mit Recht für unſchicklich hielt, am Tage des jüngſten Gerichts unordentlich angezogen zu ſeyn. Dieſer geiſtvolle Mann war, wie geſagt, eingetreten. Durch eine kunſtreiche Verbeugung, die gleich der Sonne in Oſten begann, ſich langſam weſtwärts bewegte, vor der ſchönen Henriette durch den Meridian gieng, und ſich

denn endlich beim Lord Monday völlig in Abend niederſenkte, begrüßte er mit erſtaunenswerther Kunſt die ganze Geſellſchaft zugleich, und hatte dabei noch die Feinheit gehabt, jeder nach der Würde ſeines Standes zu behandeln. Denn bei Werner, dem unbedeutenden Muſikus, begann er und beugte den Kopf anderthalb Pariſer Zoll vorwärts (er rechnete immer nach franzöſiſchem Maß, weil dieſes als ausländiſches Fabrikat viel feiner und eleganter ſeyn mußte als das deutſche), darauf ſenkte er ſich in ſchräg abſteigender Linie durch die fünf Zeichen des Thierkreiſes, die zwiſchen Werner und der ſchönen Henriette ſtanden. Dieſe halbirte die Kurve ſeines Bücklings. Dann gelangte er, immer tiefer ſich verneigend über den Hanswurſt, den Abbe, den Rath Hemmſtoff und den Obriſt-Lieutenant, endlich beim Lord als dem Vornehmſten an, und befand ſich dort genau in der (nach den erſten Ceremonienmeiſtern) ſchönſten Stellung der Ehrfurcht, in welcher ſich das Haupt und ein anderer Theil des Körpers im Niveau befinden, oder gleichſam als die beiden Schaalen der Waage an dem krummen Waagebalken des Rückens ſchweben. An dieſem bildete beim Grafen Re-

genbogen der Kammerherrn-Schlüssel, der sich durch die veränderte Lage nach Newtons Gesetz der Schwere ganz richtig vertikal mit dem Bart nach dem Himmel deutend, gestellt hatte, nicht ungeschickt des Zünglein. In dieser Stellung also befand sich der Graf; doch zu seinem Mißgeschick eine Sekunde zu lange. Denn urplötzlich öffnete sich unvermuthet die Thür, und Brückbauer trat rasch ein. Das Unglück wollte, daß die der Hirnschaale entgegengesetzte Schaale der Waage, in welcher Graf Regenbogen stand, sich um einen Pariser Zoll zu nah an der Thür befand, und so durch einen Stoß lädirt werden konnte, den man mit vollem Rechte im eigentlichsten Sinne hinterrücks nennen mußte, denn er traf wirklich eine Gegend, die sich in dem angenommenen statu quo noch hinter dem Rükken befand. Ein geschickter Mechaniker wird die Folgen dieses Ereignisses leicht berechnen können; doch da so gründliche Gelehrsamkeit nicht von allen Lesern zu fordern ist, so muß ich es hier berichten. Der Graf wurde durch den Choc beträchtlich aus dem schwebenden Gleichgewicht gebracht. Die vordere Schaale senkte sich, die correspondirende stieg, das Züng-

lein ſchlug über, und das Toupet, dieſes achte Wunderwerk der Haarbaukunſt, wurde zwiſchen den Fußteppich des Zimmers und der Hirnſchaale des Kammerherrn entſetzlich zermalmt. „Goddam," ſchrie Monday: „o weh," Henriette, „äh wai" der zehnſtimmige Chor, (der, nach dieſem Beiſpiele zu urtheilen, gleich wie bei den Alten, ſich anderer Dialektformen zu bedienen ſchien,) „ah mon dieu" der Abbe, „alle Teufel," der Obriſt-Lieutenant. — Hemmſtoff und Werner ſprangen dem Unglücklichen zu Hülfe. Am erſtaunteſten ſchien Brückbauer; er ſtand mit offnem Munde in der Thür, und konnte ſich nicht entſcheiden, ob er vorwärts ſchreiten, um Verzeihung bitten, oder zurückſpringen und verſchwinden ſollte. Endlich vermochte ihn die zurufende Henriette, das erſtere zu wählen. Allein ſo wie man ihn anſichtig wurde, ertönte ein plötzlicher Schrei des Entſetzens, und der eben aufgerichtete Graf prallte drei Schritte zurück und rief: „blutbefleckter Mörder, hebe dich weg von mir!" In der That ſah Brückbauer auch etwas blaß aus, und ſeine Kleider waren mit Blut beſprützt. „Um Gottes willen, was iſt geſchehen?" fragte

Henriette, „woher dieſes verſtörte Anſehen?“ „Goddam! ein Duell!“ rief der Engländer. „Laſſen Sie mich nur zu Athem kommen, meine Allertheuerſte,“ ſprach Brückbauer mit ſichtbarer Anſtrengung; „Sie ſollen gleich erfahren, welches entſetzlichen Auftritts Zeuge ich geweſen bin.“ Während dieſer Unterredung war der geſtürzte Graf vor den Spiegel getreten, und erblickte die völlige Vernichtung ſeines Toupets. Leichenblaß ſank er zurück, und fiel dem Hanswurſt in die Arme. Dieſer rief erſchüttert: „Regenbogen, Sie verlieren die Farbe. Faſſen Sie ſich! Theurer Regenbogen, ſoll ich Sie mit Waſſer beſprengen? O, richten Sie ſich auf, Vortrefflicher!“ Matt ſagte endlich der Graf: „Es iſt nun vorüber!“ Fahren Sie fort Director Brückbauer, ich bin ſehr geſpannt auf Ihre Neuigkeit, denn ich muß ſogleich zu Sr. Durchlaucht, der ich alle Mittag bei Tafel einiges Neue mitzutheilen ſuche.“ Regenbogen ſprach den Wunſch der ganzen Verſammlung aus, und Brückbauer begann nun folgendermaßen.

„Nie iſt ein Director zugleich freudiger und erſchreckter geweſen als ich. Stellen Sie ſich vor! So eben war ich im Büreau bei meinem

Kassirer, und befragte ihn, wie es mit dem Verkauf der Billets zu der morgenden Vorstellung, in der Sie, theure Henriette, zum ersten Male in der Rolle der Amande auftreten werden, beschaffen sey. Ich erhalte die freudige Antwort, daß nur noch ein einziges Billet zu haben ist: In diesem Augenblick treten zwei Offiziere, der Lieutenant Spitzdegen, ein gewandter Tänzer und Fechter, und der Lieutenant Maulbeere, sein Busenfreund, zugleich ein. Beide fragen wie aus einem Munde, ob sie noch Billets zu der Amande haben können. Der Kassirer zeigt achselzuckend das letzte vorhandene. Wie Harpyen auf das Königsmahl stürzen beide darauf los. Streit erhebt sich; wir wollen vermitteln; vergeblich! die Degen blinken schon in der Hand beider gewandten Fechter; umsonst springen wir dazwischen. Schnell wie der Blitz fallen die Hiebe, wie Hagel so dicht; — und ehe eine Minute verflossen war, lag Maulbeer von einem furchtbaren Hiebe getroffen, blutend am Boden, und Spitzdegen, der auch nicht ohne Wunde davon gekommen war, spießte triumphirend das Billet auf den Degen, und schritt mit der theuren Beute hinaus." Und der Verwundete? fragte

Henriette zitternd und faſt in Thränen. „Wird ſogleich nach ſeiner Kaſerne gebracht werden,“ antwortete der Director. „Goddam!“ rief der Lord, „die Geſchichte verdiente in London paſſirt zu ſeyn!“ „Ja, in Bedlam!“ ſprach Werner ſtark betonend. „Eine delicieuſe Neuigkeit!“ rief der Graf Regenbogen entzückt, und ſchien über den Verluſt ſeines Toupets ganz getröſtet. Der Lord war im ſichtlichen Aerger, daß er keine Antwort für Werner bereit hatte; doch ſicher wäre er wenigſtens mit einer Grobheit bei der Hand geweſen, wenn nicht eine andere Begebenheit plötzlich alles aus der Faſſung gebracht hätte. Die ſchöne Sängerin, die, um ihre Unruhe zu verbergen, ſich gegen das Fenſter gewandt hatte, ſank nämlich mit dem Rufe: „Ums Himmelswillen!“ ohnmächtig nieder. Alles ſprang ihr zu Hülfe; auch der Lord wollte ſich auf eine dreiſte Art thätig zeigen und rief: „Man muß ihr das Corſet öffnen!“ Doch Werner ſtieß ihn ziemlich unſanft bei Seite, und brachte mit Luiſens, des Kammermädchens, Hülfe, die Ohnmächtige, in das Nebenzimmer. Nach einer Minute kam er zurück und ſprach zur Geſellſchaft: Die Kranke iſt der Obhut ihres Mäd-

chens und ihrer alten Pflegerin, einer erfahrnen Frau anvertraut. Auch iſt nach einem Arzt geſandt. Ihre Güte, meine Herrn, iſt daher unnütz. Für den guten Willen iſt Fräulein Henriette gewiß dankbar. Da aber Ruhe jetzt das erſte iſt, deſſen ſie bedarf, ſo hoffe ich, Sie werden meinem Beiſpiele folgen und das Haus verlaſſen! Bei dieſen Worten griff er nach ſeinem Hut und gieng. Der Lord fragte Regenbogen: „Sagen Sie mir, wer iſt der unverſchämte Menſch, der hier thut, als ſei er Herr des Hauſes?“ Wer kann alle mauvais sujets kennen, antwortete Regenbogen. Aber kommen Sie, mein Beſter. Wir ſpeiſen wahrſcheinlich zuſammen bei der Durchlaucht? — „Verſteht ſich,“ erwiederte Monday. Sie gingen, die übrige Geſellſchaft folgte. Vor der Thür ſahn ſie die Urſach von Henriettens Ohnmacht. Der verwundete, ganz mit Blut bedeckte Offizier wurde die Straße hinab getragen. Man ſah, daß Werner die Bahre begleitete.

7. Die ausgewetzte Scharte. Das Krankenzimmer.

Die Gesellschaft nahm ihren Weg nach verschiedenen Richtungen. Hemmstoff und der Hanswurst fuhren zusammen zum Hof-Traiteur um dort zu Mittag zu essen. Als sie ins Zimmer traten, erblickten sie in einer Ecke desselben Wicken, der schwermüthig und düster vor sich hin starrte, und das Beefsteck, welches vor ihm stand, kaum zu beachten schien. Nun Rath, wie gehts? fragte der Hanswurst. Denken Sie über eine neue Kritik nach? „Ha Sie Abscheulicher! fuhr Wicke auf. Sie sind die Ursach meines Unglücks; denn Sie haben zuerst behauptet, ich sey der Verfasser dieses Pamphlets.“ „Nun sind Sie's denn nicht?“ entgegnete der erstaunte Hanswurst. Ei mag der Teufel! Heut früh erhielt ich das Blatt und stieß auf den verwünschten Artikel, dessen Anfang so höchst schmeichelhaft und geistreich verfaßt zu seyn schien.

Natürlich glaubt ich, das Ding geht auch so zu Ende, denn wer Henker mag vermuthen, daß ſich der Wind ſo dreht. Ich war froh über den Fund, ſteckte das Blatt ein, und freute mich, es der Henriette vorzuleſen. Und nun ſtachelt Sie der lebendige Teufel, mich mit Gewalt zum Verfaſſer des Aufſatzes zu machen, welches ich nur zugab, um nicht mit Ihnen zu ſtreiten. Jetzt ſteckt der Karren im Koth, wer zieht ihn nun heraus?"

„Ha, ha, ha, ha! Göttlich, delicieus, unnachahmlich!" rief der Hanswurſt. „Nicht mit Gold zu bezahlen! Alſo hat meine Tollheit Ihre Eitelkeit verführt, und Sie ſind in Teufels Küche gerathen? Das iſt auf Ehre eine ſublime Geſchichte!" Und Sie wollen noch lachen? fragte Wicke halb weinend. „Bis ich platze, ha, ha, ha, ha!" „Das iſt zu viel!" rief Wicke entrüſtet, „wäre ich nicht von der Juſtiz, ich würde Sie fordern. So erlauben es mir die Geſetze nicht!" „Aber beruhige Dich doch Freund," ſprach Hemmſtoff, „dein Beefſteck wird kalt, und der Aerger verdirbt Dir überdies den Appetit!" „Was ſoll ich aber machen? Ich bin lächerlich vor der halben Stadt," rief Wicke, „und

er ist Schuld!" „Ich mag den Teufel Schuld seyn, ich glaubte wirklich, Sie wären der Verfasser. Leugnen können Sie's ja doch nicht, daß Sie oft schriftstellern. Aber Sie nehmen die Sache auch zu schlimm. Nichts ist leichter, als das Ding zu redressiren. Sie schreiben der schönen Henriette ein zartes Billet, worin Sie erklären, daß ein boshafter Feind die zweite Hälfte Ihres Aufsatzes zugesetzt habe, und schikken ihr das Manuscript des Dinges, wozu Sie den Anfang so weit abschreiben, als Sie ihn brauchen können. Das verbreiten wir weiter, und in 3 Tagen hält man Sie sogar für einen Märtyrer! So gewinnen Sie noch bei der Sache." „Das ist wahr," sprach Wicke und trocknete sich seine Thränen ab; „Ihr Rath ist gut." „Bezahlen Sie ihn mit hundert Austern?" „Mit Vergnügen," rief Wicke, und bestellte sie. Hemmstoff lobte jetzt diese Art, die Sache in's Gleiche zu bringen, auch, und man setzte sich beruhigt und guter Dinge zu Tische.

Indeß müssen wir auch Henrietten in ihrem bedenklichen Zustande wieder besuchen.

Der heftige Schreck, den sie über den Lieutenant Maulbeere gehabt hatte, den man ganz

unvermuthet aus dem gegenüberstehenden Hause, in welchem die Billets verkauft wurden, heraustrug, hatte sie in Ohnmacht geworfen. Zum Glück dauerte indeß dieser Zustand nicht lange, sondern sie erholte sich sehr bald, und ihre erste Frage war nach dem Verwundeten. Man sagte ihr, Werner habe es schon übernommen, dafür zu sorgen, daß der Kranke vorsichtig nach Hause gebracht und verpflegt werde. Demnach erwartete sie mit ängstlicher Ungeduld die Rückkehr des thätigen Freundes, weil der blutige Anblick sie zu heftig erschüttert hatte, und sie sich den Verwundeten nicht anders, als in den heftigsten Leiden und Schmerzen denken konnte.

Maulbeere, dieß müssen wir berichten, gehörte zu ihren großen Verehrern, und war ihretwegen fast zum Theaterpfeiler geworden. Seine Leidenschaft äußerte sich darin vorzüglich, daß er seine Göttin jedes Mal, wenn sie öffentlich auftrat, sah, und ihr unablässig bravo und da capo zurief. So war er der ganzen Stadt bekannt, und jeder Theatergänger wußte schon, wo er ihn zu suchen habe, nämlich auf der linken Seite der Sperrsitze. Die gütige Henriette litt seinetwegen eine Stunde der Angst; doch

nach Verlauf dieser kam Werner zurück, bestellte dem Kammermädchen, daß es mit Maulbeeres Wunde nichts auf sich habe, und fragte nach dem Gesundheitszustande Henriettens. Als er erfuhr, daß sie ziemlich wohl, nur etwas matt und vorzüglich nur noch durch die Besorgniß um den Verwundeten angegriffen sey, ließ er durch das Kammermädchen anfragen, ob er gegen Abend wieder zu ihr kommen dürfte, er habe ihr etwas, was ihr selbst nicht unwichtig seyn werde, zu entdecken. Sie gewährte es ihm, und er ging sichtlich froh hinunter.

Um die Dämmerungsstunde stand er wieder vor ihrer Thür. Luise, die auf sein Schellen öffnete, fragte halb heraussehend: „Sind Sie es, Herr Werner?“ „Ja, Luise, ich bin's.“ „Ach, lieber Herr Werner, mein Fräulein ist nicht allein; der Lord ist bei ihr, und will nicht wanken noch weichen. Schon zehnmal hat Fräulein Henriette ihm zu verstehen gegeben, daß sie gern allein seyn möchte, doch Sie kennen ihn ja selbst und werden sich's denken, daß er nicht versteht, was er nicht verstehen will.“ „Der Unverschämte!“ rief Werner, „aber dießmal soll er fort, und wäre er angeschmiedet.“

„Um Gotteswillen, begehen Sie keine Unbesonnenheit, lieber Herr Werner," bat das Mädchen, „mein Fräulein würde sich auf den Tod ängstigen." „Sey ruhig, Luise, ich will ihn nur durch List fortbringen. In einer halben Stunde bin ich wieder hier, und werde zweimal schellen; öffne Du mir alsdann selbst, so wollen wir ihn schon hinausschaffen." Damit ging er die Treppe wieder hinab. Zur bezeichneten Zeit kam er zurück, und that, wie er gesagt hatte. Luise öffnete ihm mit freudigem Gesicht, und erzählte, vor zwei Minuten sey ein Diener in feiner Livree dort gewesen, habe nach dem Lord gefragt und ihm ein Billet überbracht, worauf dieser schleunigst hinweggegangen sey. „So ist meine Maaßregel zum Glück nicht nöthig," erwiederte Werner, und steckte etwas in seine Tasche, was Luise nicht erkennen konnte. Darauf trat er ein.

8. Bekenntniſſe.

Er fand Henrietten in ihrem Kabinet auf dem Sopha ſitzend, mit einem Buche in der Hand. Neben ihr ſtand ein Tiſch, den eine Aſtrallampe freundlich, doch nicht zu hell erleuchtete. Die dunkelgrünen Vorhänge der Fenſter hatte ſie dicht zugezogen. Das Zimmer war ſo ſtill und heimlich, die ſchöne Bewohnerin ſah ſo gütig und vertraulich aus, die ganze Umgebung machte einen ſo wohlthuenden Eindruck, daß Werner ſich einen Augenblick ſo befangen darin fühlte, daß er, der ſeines Thuns ſelbſt ſo gewiß war, faſt die Faſſung verloren hätte. „Zürnen Sie mir nicht,“ begann er endlich, „daß ich ſtörend in dieſe holde Stille, in dieſe heimliche Umgebung trete?“ „Ich freue mich darauf, ſie mit Ihnen zu genießen,“ erwiederte ſie, „denn ich hoffe, Sie bleiben den Abend bei mir. Es iſt der erſte, ſeit ich in dieſer Stadt bin, den ich mein nennen kann.“ „Eben darum,“ ent-

gegnete Werner, „fühle ich das Unrecht, welches ich begehe, indem ich ihn Ihnen raube. Die Einsamkeit ist ein schönes Gut!“ „Sie haben Recht, aber nur für Hoffnungslose und Glückliche. Ich bin keines von beiden;“ antwortete sie ernst. „Nicht glücklich, Henriette? Ist das Ihr Ernst?“ „Gewiß! Sie zweifeln auch nicht daran, wenn Sie sich z. B. des heutigen Vormittags erinnern wollen. Aus einer langen Reihe solcher Tage besteht mein Jahr, mein Leben. Man sättigt mich ewig mit Schaugerichten und betäubendem Weihrauch, der mich ermüdet und ermattet. Ach, und wie oft sehne ich mich nach einem Tropfen reinen, klaren Bergwassers, aus dem Kelch der reinen unverdorbenen Natur! Doch lassen wir das! — Sie sprachen von der Einsamkeit. Sie ist doch nur ein sehr bedingtes Glück. Mir scheint es, sie wird nur dann unsere Freundinn, wenn uns Freunde fehlen, oder wenn wir von den Menschen so verwundet sind, daß wir sie alle unterschiedslos verbannen.“ „Doch Sie meinten,“ erwiederte Werner, „daß auch der Glückliche die Einsamkeit liebe? Warum denn er?“ „Aus demselben Grunde, wie mir scheint. Wer ein

überseliges Herz hat, dem müssen selbst liebe Freunde bisweilen zu wenig seyn, und dahin zieht man sich in die einsam vertraute Stille zurück, um in seinen Gedanken zu schwelgen, die immer ein höheres Glück gewähren, als die Wirklichkeit giebt. Und dann noch eins; ich glaube, ein wahrhaft Glücklicher fühlt bisweilen das Bedürfniß, dem Urheber alles Glücks so recht herzinnig zu danken — und dazu muß man einsam seyn. So auch jedes Herz, das sich in der Angst seiner Schmerzen zum Himmel wendet." Werner schwieg einen Augenblick. Dann fragte er: „Hat Sie Ihre Lektüre auf so ernste Gedanken gebracht?" „Kennen Sie das Buch nicht mehr?" entgegnete sie, „und doch waren Sie der Erste, durch den ich damit bekannt wurde, und ich selbst durch das Buch Ihnen." „Also Jean Pauls Titan?" fragte Werner. „Ganz recht, und ich las mit tiefer Wehmuth darin. Das große Herz, dem dies ewige Buch entquoll, schlägt nun auch nicht mehr! Mir war bei der Nachricht, als habe ich einen meiner liebsten Freunde verloren!" Bei diesen Worten drang eine Thräne in Henriettens schönes Auge, sie wollte indeß ihre Bewegung ver-

bergen, und ſtand auf, um zu ſchellen. „Den Thee, liebe Luiſe!“ ſprach ſie zu dem eintretenden Mädchen. „Ich will heut einmal Ihre Wirthin ſeyn, und Ihnen den Beweis geben, daß ich gern Ihren großen Dienſt erwiedern möchte.“ „Die Kleinigkeit,“ entgegnete Werner, „wie mögen Sie doch nur ſo lange daran denken.“ „Ich werde es gewiß nie vergeſſen,“ erwiederte Henriette. „Es iſt mir eine ſehr liebe Erinnerung. Noch ſehe ich mich hinter dem Wagen hergehen, der den ſteilen Berg leer hinabfahren mußte, weil ich mich fürchtete. Die ganze reizende Gegend ſteht vor mir. Das grüne Thal zu meinen Füßen, in welchem ſich das freundliche Dorf ausbreitete, die zackigen Felſen zur Linken, der reiſſende Bergſtrom, der an ihrem dunkel bewaldeten Fuß dahin brauſte, und rechts der ſchöne dunkle Buchenwald! — Ja, ich könnte den Stein malen, auf dem Ihr Buch lag. Ich ſehe es noch, wie der Fuhrmann ſich umwendete, mit der Peitſche auf das Buch deutete, und mir zurief: „Fräulein, dort liegt Etwas für Sie!“ Neugierig trat ich hinzu, ſah das aufgeſchlagene Buch, und vermuthete ſogleich, irgend ein Reiſender werde es vergeſſen

haben. Lianens Tod war die erste kostbare Perle (denn Perlen deuten ja auf Thränen), welche ich aus diesem reichen Schatz kennen lernte. Der Himmel lag eben im Rauch der Abendröthe, wie er im Buch geschildert wird. Die Natur war so überaus schön, und das Herz doch so schmerzlich bewegt. Ich vertiefte mich im Lesen. Der Wagen kam mir bei der Wendung des Weges aus dem Gesicht, und wie ich aufblickte, standen Sie vor mir. Was müssen Sie doch gedacht haben?" „Ich war innigst erfreut," entgegnete Werner, „daß mein Lieblingsschriftsteller Ihnen gleich bei der ersten Bekanntschaft auch so theuer wurde. — Auch ich bewahre das Andenken jenes Tages als eines meiner glücklichsten. Wir gingen nur den kurzen Weg bis ins Dorf hinunter zusammen; doch da ein seltsames Begegnen auf einer bedeutenden Stelle näher rückt, als ein jahrelanges Nebeneinanderstehen in gewöhnlichen Kreisen des Lebens, so waren auch wir schnell vertrauter mit einander geworden. Ehe wir das Dorf erreicht hatten, wußte ich, was Sie in der Welt, was Sie in ihrem Herzen waren; und daß ich, ein armer Musiker, mit leidlichem Eifer für sei-

nen Beruf sey; war Ihnen auch nicht verdrießlich geblieben.“ „Doch noch schneller, als wir bekannt wurden, waren Sie gütig gegen mich,“ entgegnete Henriette. „Es ist wirklich kein geringes Opfer, wenn man, wie Sie, einen Tag lang zu Fuß gewandert und ganz durchnäßt worden war, sein behagliches Nachtlager einer Fremden abzutreten. Nun, Sie sollen dafür gewiß immer freundlich aufgenommen seyn, so oft Sie sich bei mir zeigen.“ Dabei bot sie ihm mit unschuldiger Freundlichkeit die Hand, welche Werner lebhaft ergriff und mehr als artig küßte. Indem trat Luise mit dem Thee ein. Jetzt wurde Henriette die sorgsame Wirthin. Mit angeborner Zierlichkeit verwaltete sie alle jene kleinen Pflichten, die einer Frau so gut stehen. Sie wußte in das Unbedeutendste den Ausdruck der Freundlichkeit zu legen, die sich bei einer wohlwollenden Seele selbst in den geringfügigsten Kleinigkeiten zeigt. Die Art, wie sie eine Tasse füllte, halb seitwärts sehend, um dem Auge ihres Gastes abzumerken, wenn er befriedigt seyn würde; die freundliche Miene, mit der sie ihm den Zucker und das Gebackene reichte; ihr gutmüthiges Zureden, wenn er dankte; der

Ausdruck ihres Gesichts, der so bestimmt sagte, daß es sie freue, wenn ihr Gast sich behaglich finde, alles zusammen bildete eine höchst anmuthige Erscheinung. Es war zu sehen, wie Werner dieß Alles empfand, denn ohne zu sprechen, begleitete er jede Bewegung der freundlichen Gestalt mit seinen Blicken. Endlich brach er das Schweigen. „Ich fühle mich innerlich beschämt," sagte er, „so viel Güte von Ihnen zu genießen und dabei das Bewußtseyn zu haben, daß ich sie so wenig, ja so gar nicht verdiene. Wenn Sie wüßten, wie sehr ich heute zum Verräther an Ihnen geworden bin!" „Wie so?" fragte Henriette. „Sie sollen es hören, denn ich kam in der Absicht, es selbst zu gestehen. Die strenge Beurtheilung, welche heute Morgen der unglückliche Rath, wahrscheinlich durch den parodirenden Eingang getäuscht, für die seinige ausgab, war von mir. „Und das," unterbrach Henriette lebhaft, „nennen Sie Verrath? Ich versichere Ihnen, ich bin ganz Ihrer Meinung. Sie thun mir nur darin Unrecht, daß Sie meiner Neigung und Wahl das beimessen, was eigentlich nur die Schuld der Umstände ist. Denn leider habe ich bei diesem unglücklichen Theater

gar keine Wahl. Doch, mein aufrichtiger Freund, haben Sie vollkommen richtig geurtheilt, und dürfen diese Wahrheitsliebe nicht mit dem Namen Verrath entehren.“ „Das thue ich auch nicht,“ entgegnete Werner; „ich nenne nicht mein Urtheil einen Verrath. Allein ich habe Sie auf andere Weise schwer gekränkt. So mühsam ich's überwinde, muß ich es doch aussprechen. Ich glaubte in der That, denn es schien mir unmöglich, daß es nicht seyn sollte, die lobpreisende Stimme der Menge, und die zum Theil völlig gerechten Huldigungen, die man Ihnen von allen Seiten dargebracht hat, möchten Ihren richtigen Blick über sich selbst geblendet, ja, Sie vielleicht als eine Art von geistigem Capua gegen die rauhe Luft selbst gerechten Tadels so empfindlich gemacht haben, daß Sie den Verfasser eines Aufsatzes, wie der meinige, für Ihren Feind halten werden. Ich konnte an Ihnen eine solche Verirrung nicht ohne Schmerz ertragen, deßhalb beschloß ich, auf die ausgeführte Art Sie auf die Probe zu stellen. Hätte der Rath nicht vorwitzig selbst gelesen, so würde ich einen Vorwand gefunden haben, mitten unter Ihren Bewunderern diesen Aufsatz vorzutra-

gen. Wie beschämt stand ich aber, als Sie so ganz rein aus der dunklen Wolke des Verdachts traten, wie fühlte ich mich gedrungen, Ihnen zu gestehen, wie klein ich von Ihnen gedacht! Können Sie das Ihrem Freunde vergeben?" Dabei faßte er ihre Hand und sah ihr ins Auge. „Ich will ihn nur bitten," entgegnete sie mit sanfter Freundlichkeit, „sich recht nahe mit mir bekannt zu machen, ja, mich nie aus dem Auge zu lassen, damit er mich nicht wieder der Schwäche fähig halte, wo ich ihr nicht unterworfen bin, und da recht aufrichtig tadle und mir beistehe, wo er mich fehlen und irren sieht. Wollen Sie das?" „O, wie verdiene ich solche Güte!" rief Werner. „Ich kann meinen Fehler nur dadurch verbessern, daß ich mich dieses Vertrauens ganz würdig mache. Und das will ich, so wahr ich lebe! So lassen Sie mich gleich anfangen. Warum geben Sie dieß Leben nicht auf? Weßhalb bleiben Sie in dieser lästigen Sklaverei des Theaters, die sogar Ihrer zarten Weiblichkeit unwürdige Opfer auferlegt?" Henriette seufzte. „Genügt Ihnen," fuhr Werner fort, „nicht ein stilles, freilich aber beschränkteres Loos? Würden Sie verzweifeln, das zu

finden?" „Mein aufrichtiger junger Freund," sprach Henriette bewegt, „wären Sie doch eben so besonnen, eben so unterrichtet! Betrachten Sie mein Leben von Jugend auf. Am Theater wuchs ich auf. Ich mußte mich gewöhnen, trotz allen Glanzes, der uns oft umgiebt, auch manche harte Demüthigung zu dulden, der der Stand, den mir das Schicksal zuwies, unterworfen ist. Ich weiß wohl, daß, wie gern man uns in Gesellschaften, selbst in der vornehmsten, sieht, wie sehr man sich freut, wenn wir zuvorkommend gegen die Verehrer sind, die uns umgeben, man uns dennoch nicht in die ärmsten Familien gern als Mitglieder aufnehmen und es doch für eine Mißheirath halten würde, wenn sich der seichteste Stutzer mit uns verbinden wollte. Keinen Künstlerstand trifft dieses Loos so, als uns; das weiß ich wohl, auch die Gründe sind mir bekannt, und ich kann sie nicht ganz verwerfen. Und dennoch, was bleibt mir? Für diesen Stand bestimmt, fehlt mir die Ausbildung, die ich als Erzieherin nöthig hätte, und die Stelle einer bloßen Gesellschafterin scheint mir doch zu geringfügig, da ich einer Kunst leben kann, die doch etwas Wesentliches bedeutet,

wenn gleich sie fast unter der Last des Unwesentlichen, womit die Thorheit der Menge sie behängt, erdrückt wird. Welch' andere Zuflucht hätte ich nun noch? Die Arbeit meiner Hände! Aber die ist nicht im Stande, meine jüngeren, unmündigen Geschwister zu ernähren, für die ich mich opfere, um sie einem Stande zu entziehen, der freilich einem Herzen, das am Edlen hängt, wenig Erfreuliches bietet. Ich muß mich also damit begnügen, das Bewußtseyn in mir zu tragen: ich bin besser, als mein Stand, selbst wenn meine besten Freunde daran zweifeln." Hier brach ihr die Stimme, weil die lange zurückgehaltenen Thränen jetzt mit Gewalt hervordrangen. Sie lehnte erschöpft das Haupt auf die Kissen des Sophas und ließ Werner die Hand, der sie heftig ergriffen hatte und mit Freundeswärme drückte.

Einige Augenblicke herrschte ein leises Schweigen. Werner stand auf und ging im Zimmer auf und nieder, wie wenn er mit einem großen Entschluß kämpfte. Endlich trat er wieder zu Henrietten. Sie trocknete mit ihrem Tuch die Thränen, und sah ihn, so freundlich sie vermochte, an. „Nun wissen Sie Alles; lassen

wir das nun ruhen. Ist es nicht thöricht, daß wir einen so seltenen, vertraulichen Abend so trüben Betrachtungen widmen wollen? Sie hätten mir etwas vorlesen, oder mit mir Musik machen sollen. Ich habe manches, was ich sehr liebe, vielleicht seit Jahren nicht gesungen. Doch Sie sehen ja gar so ernst aus? Was ist Ihnen?" „Henriette," sprach Werner mit tief bewegter Stimme, „ich könnte Ihnen noch einen Ausweg zeigen, der Sie einem Stande entnähme, den Sie, wie ich überzeugt bin, nicht um seinetwillen erwählt haben. Ich weiß Jemand, der für Ihre Geschwister sorgen könnte, und Ihnen, wenn auch nur einen eingeschränkten, doch sicheren, ruhigen, der Weiblichkeit ganz angemessenen Wirkungskreis zu bieten vermöchte." Henriette sah ihn ahnend an; sein Händedruck wurde stärker; sie neigte sich ihm sanft entgegen; er rief heftig: „Wollen Sie die Meine seyn?" und sie sank an sein Herz.

9. Pläne für die Zukunft. Die Rechtfertigung.

Sie hielten sich lange stumm umfaßt. Die große heilige Wallung ihrer Herzen vermochte nicht Worte zu finden. Nach einigen Minuten standen sie auf, und gingen Arm in Arm, wobei sich Henriette dicht, fast schüchtern sich verbergend, an den Freund schmiegte, im Zimmer auf und nieder ohne zu sprechen. Werner hatte seinen Arm um ihren Nacken gelegt, und hielt mit der Linken ihre zitternde Hand, die er von Zeit zu Zeit an die heißen Lippen drückte. Endlich stand er still, stellte sich vor sie und rief: „Ist es aber wahr, ist es möglich, bin ich denn wirklich so überaus glücklich?“ Und sie sank ihm von neuem an das Herz und lispelte schüchtern: „bist Du denn wohl so glücklich als ich?“ — —

Erſt jetzt gewann nach und nach ihr Zuſtand die Sprache wieder. Sie nahmen den vertraulichen Platz auf dem Sopha wieder ein, und Werner, der ihr zuvor nur gegen über geſeßen hatte, wurde jetzt ihr Nachbar. Die glückliche Gegenwart genießt ſich ohne eine Kunſt von ſelbſt. Das Glück der Erinnerung wie der Zukunft wird erſt durch eine beſondere Thätigkeit wieder vor die Seele der Menſchen gebracht. So gefielen ſich denn unſere Liebenden auch darin, die holde Geſtalt der Gegenwart noch mit Blumen der Erinnerung und Zukunft zu ſchmücken. Jeder Moment, den ſie ſeit jenem erſten Begegnen auf der Reiſe mit einander zugebracht hatten, die Zeit, wo ſie getrennt geweſen waren, bis zu der Wiedervereinigung in der Reſidenz, alles wurde auf das genaueſte beſprochen. Endlich fragte Werner, als der beſonnenere Mann und der, dem hierbei die nächſte Pflicht oblag, zuerſt: „Wie aber ſoll nun unſere Zukunft ſeyn? Wie wollen wir uns durch die äußern Lebensverhältniſſe mit Ehre, Glück und Zufriedenheit hindurch kämpfen? Denn dem Theater kann ich dich, theure Henriette, nicht laſſen.“ „Nein, um des Himmels Willen nicht, ſprach dieſe. Laß

uns weit von dem Geräusch der Welt in heimlicher, lieber Stille leben, wo ich nur dir gehöre.“ „Das möchte schwer, wo nicht unmöglich auszuführen seyn,“ antwortete er. „Nur in einer größern Stadt kann ich mein Talent und meine Kenntnisse so geltend machen, daß sie die Früchte tragen deren es bedarf, um Dich und die Deinen in einer sorgenlosen Unabhängigkeit zu erhalten. Für den Anfang besitze ich zum Glück einiges Vermögen; wenn es auch gleich nur gering ist, so reicht es doch hin, die Bedürfnisse der nächsten Jahre zu decken. Und dann hoffe ich mit Gott so weit zu seyn, daß ich diesen Stab wegwerfen kann.“ „Und glaubst Du denn,“ erwiederte Henriette erfreut, „ich sey so ganz hilflos? Nein, ich kann Dich auch gewiß mit so manchem erfreuen, was ich bereits erworben habe; denn ich dachte immer an einen Wechsel des Glücks, und an die lieben Geschwister. Die werden doch alsdann mit uns seyn und leben?“ „Gewiß meine Liebe,“ sprach Werner, und küßte ihr die hold zur Frage geöffneten Lippen, wir werden eine glückliche Familie seyn! Ich freue mich recht auf die Zeit, wo man im Erreichen vieler kleinen Ziele ein Glück fin-

den, und in dem geringsten Erwerb eine Freude sehen wird, da er sich gleich zu Nutzen und Frommen lieber Angehörigen verwenden läßt. Wer ohne alle Mühe vorfindet, was er braucht, genießt nicht halb so, als der da mühsam arbeitend erwirbt. O, wie fühle ich mich stark, für Dich, liebes Wesen, alles zu unternehmen, um Dich nur aus dieser das Bessere erdrückenden Lage zu befreien." — In dieser Art spann sich das Gespräch fort. Pläne wurden entworfen und verworfen; andere mit neuer Lust und neuem Muth angefangen und eben so gemißbilligt, wo sie sich unhaltbar zeigten. Wir wollen die nur den Liebenden wichtigen Angelegenheiten übergehn und uns mit dem Hauptplan begnügen, der darin bestand, daß Henriette, sobald ihre Verpflichtungen aufhörten, das Theater verlassen solle. Zum Beschluß ihrer öffentlichen künstlerischen Laufbahn, und um das Nöthige zu einer Einrichtung ihres Hauswesens, das, auf die Geschwister berechnet, weiter ausgedehnt werden mußte, zu erwerben, wollte sie ein Concert veranstalten, zu dem sie schon lang aufgefordert worden war. Werner solte indeß mit seinem Vater, dessen Einwilligung er bedurfte,

sich brieflich einigen, und verschiedene Schritte thun, um eine Stelle als öffentlicher Lehrer der Tonkunst an der Universität zu erhalten, die eben offen stand. — Unter diesen Gesprächen und Luftschlössern war der Abend fast verstrichen. Da schallte es unvermuthet noch an Henriettens Thür. Louise trat mit einem Briefe herein, den der Rath Wicke gesendet hatte. „Wir wollen ihn nicht öffnen," sprach Henriette, „wer weiß, was er Unangenehmes enthält!" Doch Werner war anderer Meinung, indem er sagte: es sey doch möglich, daß der Brief etwas enthalte, welchem man vielleicht um so besser ausweichen könne, falls man zeitig unterrichtet wäre. Er wurde daher erbrochen, Henriette las ihn vor:

Hochverehrteste, holdeste, liebreizendste Henriette!

„Das grausame Geschick, im Bunde mit schwarzen Verräthern, hatte sich diesen Morgen gegen mich verschworen. Ich war allerdings der Verfasser jenes Aufsatzes, aber nur seiner ersten Hälfte. Irgend ein hämischer, boshafter Feind, dem ich auf die Spur zu kommen denke, hatte meinen Schluß gestrichen und sein Pamphlet angefügt. Das un-

terzeichnete W., der Anfangsbuchstabe meines Namens, sollte den Verdacht auf mich wälzen, als sey ich der freche Beleidiger Ihrer holden Anmuth und bezaubernden Kunst. Die Bereitwilligkeit, die ich hatte, den Aufsatz vorzulesen, und mein Entsetzen, das mich aller Faßung beraubte, als ich ihn so abscheulich verstümmelt sah, mögen zuerst für die Wahrheit meiner Behauptung, für die Treue meiner Gesinnung zeugen. Alsdann aber würdigen Sie auch das beiliegende Blatt eines Blickes, und überzeugen Sie sich durch die Mittheilung meiner Urschrift, wie ich von Ihnen denke. In der Hoffnung, daß Sie jetzt mich wieder Ihrer würdig achten, und mich nicht grausam verdammen werden,

Ihr ewig getreuer Verehrer

Wicke.

Die Beilage enthält eine Fortsetzung des Aufsatzes in den übertriebensten und tollsten Ausdrücken, die wir dem Leser nicht aufdringen wollen. Zu einer andern Zeit möchte diese vorgebliche Rechtfertigung des Rathes höchst komisch erschienen seyn. Jetzt waren die Liebenden zu glücklich, um die Sache einer längern Aufmerk-

ſamkeit zu würdigen. Henriette warf das Blatt bei Seite, und der Inhalt, wie der Schreiber deſſelben, waren vergeſſen. — Die Liebenden wurden jetzt einig, daß ihr Plan noch geheim bleiben müſſe, und ihr Verhältniß ebenfalls der treuen Verſchwiegenheit Luiſens allein anvertraut werden dürfe. So ſchieden ſie ſpät in der Nacht mit vollem ſeligen Herzen, denn kein anderer Wunſch blieb, als der eines recht baldigen Wiederſehens.

---

10. Die Epigrammatiſten. Die Ausforderung.

Wir hatten unſere Bekannten, die Räthe Wicke und Hemmſtoff, ſo wie den Hanswurſt bei einer wohlbeſetzten Tafel im eleganten Lokal des Hoftraiteurs verlaſſen. Dort hatten ſich noch mehrere Freunde zuſammen gefunden. Ihr Geſpräch war, wie natürlich, Henriette. Wicke, der den Namen nicht nennen hören konnte, ohne ſich ſeines verdrießlichen Un-

falls zu erinnern, schlich abseits, ließ sich von einem der Kellner Feder, Tinte und Papier geben, und schrieb den Brief und Aufsatz, den wir im vorigen Kapitel gelesen haben. Allein ehe er ihn absendete, las er ihn noch in der Gesellschaft vor, indem er vorgab, er habe ihn so eben aus seiner Wohnung geholt. Natürlich fand er allgemeinen Beifall, so daß Wicke fast seinen Stern pries, dessen Einfluß ihn auf diese Art zum Schriftsteller gemacht hatte. Er wurde darauf dem Kellner übergeben, der die Besorgung übernahm. Durch Wickes Vorlesung hatte sich das Gespräch auf die Kritiken des Tages gewendet, und jedermann, der die letzten Flugblätter verschiedener Art gelesen hatte, fand, daß sie sich offenbar in zwei Partheien theilten, deren eine absichtlich hämische Angriffe auf Henriettens that, die andere dagegen sie kräftig beschirmte und vertheidigte. Der Redakteur des Menschenscheuen, der Professor Ruhwitz, mußte nach der Meinung der Gesellschaft offenbar bestochen worden seyn, um Wickes Kritik so schändlich zu Henriettens Nachtheil zu verdrehen. „Doch wer könnte," fragte der Rath Herrnstoff, „wohl dazu Anlaß gegeben haben?" „Wie?"

fiel Wicke ein, „können Sie noch zweifeln? Ich wette, es ist die neidische Caroline gewesen!“ „Sie haben Recht,“ rief der wohlbekannte Obrist-Lieutenant, der auch dabei war, „ich bin diesen Morgen, ehe ich zu Henrietten ging, einen Augenblick bei ihr gewesen, da konnte sie ihre Wuth kaum unterdrücken. Ich neckte sie absichtlich ein wenig, indem ich Henrietten in den Himmel erhob, und jedes Mal, daß sie selbst von sich und einer ihrer Rollen anfing, sprang ich ab, und kam wieder auf Henriettens Vorzüge. Sehn Sie, die kleine neidische hübsche Person hätte beinah geweint vor Aerger.“ „Deliciös,“ rief ein uns noch nicht bekannter Mann, Namens von Hayfisch, (ebenfalls ein Mäcen des Theaters und Jerusalemitischer Abkunft,) „auf Ehre, lieber Obrist-Lieutenant, deliciös. Ich hätte mögen dabei seyn. Aber morgen will ich hin und es eben so machen. Man muß den übermüthigen Sängerinnen zeigen, daß man sie nach Gefallen absetzen kann. Sie ist lang genug meine Göttin gewesen; morgen soll sie einmal statt des Weihrauchs bittre Pillen schlucken!“ Ein junger blaßer Mann, der bisher einsam und ohne zu sprechen an einem Tische gesessen hatte, stand

jetzt auf und näherte sich den etwas laut Sprechenden. Der Hanswurst erkannte ihn und flüsterte: „Seht da die Leiche, die Carolinens Schatten bildet; es ist ihr blaßer Verehrer. Nun, wenn er Eure Rede gehört hat, und er wird nicht roth wie ein gesottener Krebs, so erlebe ich, daß ein Mohr blaß wird, wie der steinerne Gast.“ Wirklich überzog eine leise Röthe des Verdrußes die Wangen des bleichen hagern Jünglings. Er schien zweifelhaft, ob er der Gesellschaft näher treten solle oder nicht, doch endlich machte er, wie einer der einen plötzlichen Entschluß gefaßt hat, eine Wendung, schritt gerade auf den Tisch zu, und redete folgender maßen:

„Meine Herrn! Ich höre hier so eben einige ganz unschickliche und ungeziemende Reden, die eine Dame, welche sie alle kennen, beleidigen. Ich weiß nicht, wer von Ihnen sie ausgesprochen hat, doch ich erkläre Ihnen hierdurch, daß ich die Redner, falls sie das nicht unleugbar beweisen können, was sie gesagt haben, für Männer ohne Ehre halte. Könnten sie es aber auch beweisen, so muß ich dennoch die Art, wie sie über eine Dame hinter dem Rücken derſel-

ben sprechen, für niedrig und unter der Würde eines Mannes von Stande erklären. Darnach haben Sie sich zu richten. Ich bin ein Römer, heiße Agrippinus Colonienſis, meine Wohnung ist in der Roßmaringaße." Mit dieſen Worten schritt er stolz zur Thür hinaus. Die Geſellſchaft saß mit offenem Munde, und wußte nicht was sie sagen sollte. Endlich fing Haifisch an furchtsam zu fragen: „Hat denn jemand von uns etwas gesagt, was den Herrn beleidigen könnte?" „Daß ich nicht wüßte," erwiederte der Rath Wicke. Der Obriſt-Lieutenant sah höchst verdrießlich aus und sprach kein Wort. Während dieſer Pauſe traten mehrere Herren ein, die jedermann auf den ersten Blick an ihren Geſichtern für Kritiker erkannte. Es waren unter andern Raupenbach, der Redacteur Quark, der Poet und Kritikaſter Schillibold Arecca, desgleichen Rennſtein, Ruhwitz, Puckbulz, Huhn und andere; ſie schienen im lebhafteſten Geſpräch mit einander, ſetzten sich an einen etwas entlegenen Tiſch und forderten Wein. Man hätte gewiß wenig von ihrem Wechſelgeſpräch verſtehen können, wenn nicht in der ersten Geſellſchaft gerade eine

so tiefe Stille eingetreten wäre. So hörte man ab und zu folgendes:

Quark. Das wird Aufsehn machen, lieber Rennstein, glauben Sie mir; besonders, wenn Sie, lieber Schillibold, und Sie, theurer Huhn, uns Ihren Beistand nicht entziehen.

Schillibold Arecca. Freilich! Wir halten uns zu keiner Parthei, aber unserm Humor wollen wir Luft machen.

Huhn. Mir braust es im Gehirn wie Champagner! Wenn ich nur Luft für alle Gedanken hätte!

Qurk. Mir geht es eben so! Ha, wie wird das die Zeitung heben! Ich widerlege mich zehn Mal selbst, und immer gröber. Ja ich wäre im Stande und sagte mir selbst Injurien, und verklagte mich auch selbst beim Kammergericht.

Rennstein. Quark! der Gedanke ist kostbar. Wie, wenn ich dagegen das Blatt umdrehte, mich selbst in einem halben Dutzend Antikritiken immer mehr und unbegränzter lobte, nur stets meine Bescheidenheit tadelte?

Raupenbach. Auch gut! Nur nicht so vortheilhaft für den Absatz; bittre Kritik lockt

die Menge an. Nichts konnte mir daher lieber seyn, als der Auftrag, den mir Caroline gegeben.

Ruhwitz. Gut, wir dienen ihr, aber lassen uns doch das Recht nicht nehmen, auch den andern dienstbar zu seyn. Hören Sie, mir fällt etwas ein! Ich habe ein kleines Epigramm auf beide. Sie müssen ein jeder eine Preisfrage thun, der sie ihren Namen unterzeichnen, und der unterzeichnete Name könnte immer gleich eine scharf satyrische Antwort enthalten, z. B. so: Henriette fragt und unterzeichnet sich.

Preisfrage.

Wer sänge eitel gern mit jedem in die Wette?

Henriette.

Darauf antwortet Caroline.

Preisfrage.

Wer zieht zu bösem Spiele gute Miene?

Caroline.

Puckbulz. Schön; mir fällt auch eins ein.

Preisfrage.

Wer zahlet gut für lobende Sonette?

Henriette.

Preisfrage.

Wer wäre gerne die erste auf der Bühne?

Caroline.

Preisfrage.

Huhn. Wer ist, frag ich, die listigste Kokette?

Henriette.

Preisfrage.

Kennt ihr die böse reizende Locquine?

Caroline.

Quark. Ha! Ha! Ha! Lassen Sie uns nur nachsinnen, so bringen wir ein Dutzend heraus! — Aber still, ich glaube wir werden behorcht.

Sie sprachen jetzt leiser, denn der andere Tisch war wirklich aufmerksam geworden. Rennstein strich sich den Schnurbart und schob die Brille zurecht, Raupenbach nahm eine Prise, Quark lächelte und verdrehte die Augen, halb nach dem Himmel, Puckbulz hustete, Schillbold stand auf und ging überzwerg auf dem Teppich umher. Damit wollten sie den Schein geben, als hätten sie gar kein eifriges Gespräch geführt. Die tiefe Stille, die seit der Ausforderung an dem andern Tisch herrschte, wurde jetzt zuerst

wieder einigermaßen unterbrochen. Der Obrist-Lieutenant nämlich äußerte: „Meine Herrn, ich habe mir die Sache überlegt. Wir können die Rede des blassen Mannes nicht unbeachtet lassen. Offenbar war er über das ergrimmt, was wir, nämlich ich, Herr Rath Wicke und unser Freund Hayfisch über Carolinen gesagt haben. Wir müssen also alle drei zu ihm und uns näher mit ihm besprechen." „Freilich," rief der Hanswurst! „Wicke, ich bin Ihr Sekundant. Wir wollen den Blassen erblassen machen!" Doch Wicke saß stumm und ängstlich, und Hayfisch zitterte an allen Gliedern. Als der Hanswurst dies bemerkte fuhr er fort: „Seht, das ist männlich, Kinder, daß Euch der Grimm so blaß macht, und Ihr vor Zorn kein Wort hervor bringen könnt. Ja wir wollen sehen, was der Blasse sagen wird, wenn ihn der Hayfisch angähnt! aber hört, schont des armen Menschen. Die Liebe treibt ihn zu dem Wahnsinn. Bedenkt seine Angehörigen und Verwandte, die sich schon über die Verirrung des Jünglings so betrüben; wie würden sie nicht erst trauern, wenn er verstümmelt würde, oder gar todt auf dem Platz bliebe." „Nun meine Herrn," unterbrach

der Obriſt-Lieutenant, „wann gehen wir zu dem Ausforderer? Ich bin der Meinung, daß es morgen in aller Frühe geſchehen müſſe, und zwar gemeinſchaftlich. Ich werde Sie um ſieben Uhr abholen, da ich bei Ihnen vorbei muß, um nach der Roßmaringaße zu kommen. Sind ſie dies zufrieden?“ „Ja Beſter,“ ſtammelten beide und ſahen betrübt gen Himmel.

11. Lord Mondays Vorſchlag. Das Duell.

Der Hanswurſt wollte eben ſeiner ſpottenden Laune Luft machen, als Lord Monday mit Geräuſch eintrat, und ſich im ganzen Zimmer ſuchend umſah, darauf ging er ins anſtoßende Gemach und ſo weiter bis an das äußerſte Kabinet. Von dort kehrte er zurück in das Zimmer, wo unſere Freunde ſaßen, und fragte: „Meine Herrn, hat Einer von Ihnen vielleicht den Grafen Klammheim aus W. geſehn?“ Ei, lieber Lord, antwortete der Obriſt-Lieutenant, der wird

ja, wie ich höre, erſt in ſechs Wochen erwartet. Sie meinen doch den, der als Geſchäftsträger aus W.... herkommen ſoll?" „Freilich," rief der Lord. „Aber Goddam weiß, wie es zugeht, vor einer halben Stunde erhalte ich bei unſerer kleinen Henriette, wo ich den Abend zubringen wollte, einen Brief, den mir ein Bedienter des Grafen brachte, der auch die Livree trug, die ich von W. aus genau kenne. Er war mit des Grafen Wappen geſiegelt, und er ſchreibt mir darin, er ſey ſo eben angekommen und habe ſogleich Affairen von der äußerſten Wichtigkeit mit mir zu beſprechen. Ich ſolle ihn beim Hoftraiteur treffen, von dort wollten wir zuſammen zum Fürſten fahren. Natürlich mache ich mich ſpornſtreichs auf, — allein, wen ich nicht treffe, iſt mein Graf Klammheim, und von wem Niemand etwas wiſſen will, iſt, Goddam, wieder der Graf! So weiß ich zum Teufel nicht, was ich machen ſoll."

„Je nun, wenn er Ew. Herrlichkeit herbeſchieden hat," entgegnete der Hanswurſt, „ſo dächte ich, Sie erwarteten ihn hier, und verſchmähten es nicht, ſo lange an unſerem Tiſche Platz zu nehmen." Der Lord nahm die Einladung an,

ſetzte ſich und begann: „Goddam, ich bin höchſt verdrießlich. Ich war ſo im Zuge bei der Kleinen! Ich wollte wetten, daß ich heut zum Ziel gekommen wäre. So allein mit ihr im Kabinet, bei Abend, die Lampe brannte nicht zu hell, ich der Lord, ſie die Sängerin, ich verſichere Ihnen, meine Herren, daß ich ſchon im Begriff war, Sturm zu laufen, als der Teufel den verwünſchten Bedienten des Grafen Klammheim herbeiführte. Indeß habe ich jetzt einen andern Plan. Mit den Viſiten kommt man zu nichts. Ich bin der Meinung, man müſſe Landparthien, Bälle und dergleichen arrangiren, da macht die Gelegenheit ſich immer beſſer.“ „Freilich, freilich,“ fiel der Hanswurſt ein, „es iſt immer beſſer, daß Sie die Gelegenheit abwarten, als Gewalt brauchen.“ Der Lord merkte, als Ausländer, die Anſpielung durch die ſprichwörtliche Redensart nicht, doch die Andern lachten. Er zog es auf das Verhältniß überhaupt und verzog ſeine Miene gleichfalls zum Lachen, wobei er einem Satyr nicht unähnlich ſah. „Doch wieder auf die Landparthie zu kommen,“ lenkte er ein: „wie wäre es, wenn die Herren auf Morgen meinen Vorſchlag annähmen? Wir

laden die schöne Henriette ein, nach Strahlheim zu fahren. Dort machen wir eine Wasserfahrt, vielleicht einen bal champêtre, dann natürlich müssen noch mehrere Damen dazu eingeladen werden, wir spielen kleine Spiele im Freien, z. B. Haschens, Versteckens, Anschlag, Reiten u. s. w., und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn man auf einer solchen Parthie sich nicht eine ländliche Freiheit erlauben dürfte! Was meinen Sie, meine Herren?" Alle fanden den Vorschlag vortrefflich; nur der Obristlieutenant äußerte, daß er vielleicht Geschäfte habe, die ihn, den Rath Wicke und Herrn von Hayfisch abhalten könnten. Die letztern Beiden schnitten dazu so saure Gesichter, als hätten sie auf Holzäpfel gebissen. Doch der Obristlieutenant schien die Ausforderung des Römers so verdammt ernsthaft zu nehmen, daß sie nicht sahen, wie sie geschickt davon kommen könnten. Es knüpften sich nun noch manche Gespräche über die Art und Weise an, wie man das bevorstehende Vergnügen recht aus dem Grunde genießen könne; man verabredete Dies und Jenes, wie man fahren, reiten, zu Abend essen wollte, wer alles Theil nehmen solle und dergl.

mehr, so daß es zuletzt ziemlich spät darüber wurde. Der Graf Klammheim war indeß nicht gekommen, und der Lord hielt es endlich für das Gerathenste, nach Haus zu fahren, worin die andern Herren seinem Beispiele folgten.

Wicke hatte eine schlaflose Nacht und der Hayfisch wäre gern in die nächste See untergetaucht, wenn nur das verdammte Duell aus dem Lauf der Dinge hätte gestrichen werden können. Doch die Sachen waren einmal nicht zu ändern, und so mußte er in den sauern Apfel beißen. Mit dem Schlage sieben Uhr pochte der Obristlieutenant an seine Thür. Er hatte sich schon angekleidet, um es zu verbergen, daß er, trotz der warmen Sommerzeit, drei Paar Unterbeinkleider, davon eins von dickem Rehleder, und eine gleiche Anzahl wollener Nachtkamisole angezogen hatte. Mit gleicher Vorsicht hatte er ein dichtes seidenes Tuch um den Hals gewickelt und darüber eine Kravatte gebunden, die stärker war, als ein homerischer Schild von neuen Stierhäuten. Gern würde er auch eine wattirte Perücke aufgesetzt haben, wenn er eine gehabt hätte. In diesem magenwärmenden Anzuge folgte er dem Obristlieutenant, der heute in Uni-

form erſchien, wiewohl er ſonſt nie anders, als im blauen Frack zu gehen pflegte. Sie riefen Wicke ab. Dieſer trat ihnen blaß entgegen, anſcheinend ebenfalls mit Vorſicht gekleidet. „Liebe Freunde," ſprach er, „ich weiß wahrhaftig nicht, ob es recht gehandelt iſt, daß wir, Staatsdiener von Anſehen, unſer Leben gegen einen ſo jungen Menſchen auf ein gewagtes Spiel ſetzen wollen, da in der Verzweiflung unglücklicher Liebe der Teufel ſelbſt im Fechten ſeyn kann. Das Landrecht ſpricht ſich deutlich gegen die Duellanten aus. Ich bin wahrhaftig in einer ordentlichen Gewiſſensangſt!" „Sehr wahr!" bekräftigte Hayfiſch, „auch ich bin mit meinem Gewiſſen nicht einig, denn ich habe Religion, und dieſe verbietet mir, meinem Nächſten feindſelig gegenüber zu treten." „Donnerwetter," fuhr der Obriſtlieutenant heraus, „ich ſchlage mich auch nicht zum Spaß, denn ich bin ein alter Kerl, aber Ausflüchte, meine Herren, geſtatte ich nicht. Entweder Sie kommen mit, oder ich erkläre Sie öffentlich —" „Ja, mein Beſter," fiel Wicke unterbrechend ein, „wir äußerten ja nur eine Anſicht. Wir ſind ja ganz bereit! Es denkt ja Niemand an Ausflüchte. Ich ana-

lyſirte nur die traurige Nothwendigkeit.“ — „Hier wohnt er,“ rief der Obriſtlieutenant, „laſſen Sie uns hinauf.“ Sie ſtiegen die Treppe hinauf und traten ein. Agrippinus ſaß auf dem Sopha und hatte ein Miniaturgemälde in der Hand, das er ſeufzend betrachtete. Vor ihm ſtand der Kaffee noch unberührt, links auf dem Tiſch waren Schreibmaterialien zu ſehen, rechts lag ein Damenhandſchuh. Einige Aktenſtücke auf einem Stuhl waren dicht beſtäubt, ein Zeichen, daß ſie lange nicht berührt worden. Angefangene Sonette ſah man wie Streuſand auf der Diele verbreitet. Alles verrieth den Liebenden und Dichter. Als er die Fremden eintreten ſah, erhob er ſich langſam feierlich von ſeinem Sitz und fragte nach ihrem Begehr. Der Obriſtlieutenant that ihm Beſcheid, er entgegnete, daß er erwartet habe, man würde ihm Sekundanten ſchicken; er ſey indeß zu jeder Zeit bereit. Darauf erklärte der Obriſtlieutenant, daß er es keineswegs den Geſetzen der Ehre gemäß finde, wenn drei gegen Einen aufträten, und ſchlug ihm vor, durch das Loos zu wählen, wer ſich mit ihm ſchlagen, ſchießen oder ſtechen ſollte. Dies geſchah, das Loos fiel auf Hayfiſch. Wicke

that einen Luftsprung und schwur, es thue ihm leid, daß er nicht der Kämpfer seyn dürfe. Hayfisch glaubte davon so viel er wollte, fand aber das Lotto fürchterlich. Man kam überein, daß es ein Duell auf den Hieb geben solle. Es wurde nach einem Arzt, nach Wagen und nach einem Sekundanten für Agrippinus geschickt. Die beiden Ersten kamen in einer Viertelstunde, der Letztere bald darauf auch. Der Arzt war ein großer Mann mit schwarzem Haar, dunkeln Augen, hoher Stirn und von lebhafter, fast dunkelrother Gesichtsfarbe; er sprach langsam aber entschlossen, und hatte in seinem dunkeloliven farbenen Ueberrock etwas Imponirendes. Hayfisch freuete sich innigst, daß er es nicht mit ihm zu thun habe. Der Sekundant unsers Agrippinus dagegen war fast eben so blaß, als er, noch viel schmäler von Gesicht und länger von Gestalt. Doch gab ihm etwas gekräuseltes braunes Haar und ein munterer Blick ein zierliches Ansehen. Er schien sein Amt gern zu verwalten und benahm sich genau und pünktlich. Beide waren Landsleute des Blassen. In zwei Wagen fuhren die beiden Partheien nach Strahlheim, wo der Zweikampf sogleich vor sich gehen

ſollte. Der Obriſtlieutenant und Wicke waren Sekundanten des kleinmüthigen Gegners, der indeß alle mögliche Faſſung zu zeigen ſuchte. Strahlheim lag eine Stunde von der Reſidenz an dem Ufer des dort breiteren ſchönen Stromes. Gegenüber dem Dorfe befand ſich ein anderer anmuthiger Flecken, hinter dem ſich ein dunkles Erlengebüſch ausbreitete. Dieſes hatte man zum Kampfplatz auserſehen, und ſetzte, nachdem man in Strahlheim abgeſtiegen war, mit einem kleinen Nachen dahin über. Auf einem mit Raſen bedeckten Fleck, der einen feſten ebenen Boden für die Fechter bot, wurde die Menſur genommen und Alles zum Kampf bereitet. Der Obriſtlieutenant hatte, das muß ich noch bemerken, dieſen Ort vorgeſchlagen, weil er dadurch der auf heute verabredeten Landparthie noch theilhaft zu werden hoffte; ſonſt war es eben nicht der gebräuchlichſte Platz zu Unternehmungen dieſer Art. Die Kämpfer legten nun die Röcke ab und traten auf die Menſur. Hayfiſch zupfte ſeine Halsbinde bis an die Unterlippe hinauf und ſuchte ſeine Ohren in derſelben zu verbergen. In den Hut, der aufgeſetzt wurde, legte er zur Vorſicht noch ſein großes Taſchen-

tuch und drückte ſich dann den filzenen Helm tief ins Geſicht. Agrippinus, der der Sache gewohnter ſeyn mochte, als der Mäcen aus dem Morgenlande, ſtand kalt auf der Menſur, ohne weder Furcht noch Zorn zu verrathen. Die Sekundanten lächelten indeß, als ſie den hohen Wall ſahen, den Hayfiſch um ſeinen Hals gethürmt hatte, und der Arzt bemerkte: der Herr ſcheine die Roſe oder den Ziegenpeter zu haben, weil er ſich ſo warm halte. Jetzt legte man ſich aus; der Mäcen zitterte wie die Blätter der Erlen hinter ihm, mit denen der Wind ſpielte. Die Klingen wurden gebunden, der erſte Hieb geſchah. Hayfiſch, der ſonſt nicht übel focht, ſuchte ſich nur zu decken, und duckte mit dem Kopfe unter, wie eine Ente beim Wetterleuchten. „Teufel, Herr! So hauen Sie doch!“ ſchrie ſein Sekundant, der Obriſtlieutenant, „Sie laſſen ſich ja den Filz Centner weiſe vom Deckel hauen, und Ihr Stulp wird auch nächſtens ein Hachee abgeben.“ Auf dieſe Rede wollte Hayfiſch ausfallen, wie Fallſtaff, und führte ſeine Klinge mit halb zugedrücktem Auge zu einem mächtigen Streich, indem er mit dem rechten Fuß einen guten Schritt vorwärts that. Doch

dieſe blinde Begeiſterung hatte die Folge, daß der Mäcen etwas zu ſchräg zu ſtehen kam, und auf dem Raſen, der von einem Morgenregen etwas ſchlüpfrich war, ausglitt und vorwärts auf ſeinen Gegner ſtürzte. Dieſer hatte a Tempo zum Hieb ausgeholt, und traf nun den Hebräer gerade über den Rücken bis an den Ort, wo dieſer ſeinen ehrlichen Namen verliert, ſo, daß die Weſte und das ſchenkelverhüllende Gewand von einander platzten, und die Unterhaut, beſtehend aus einem wollenen Kamiſol und gelben rehledernen Beinſchalen, in einem länglichen Riß ſichtbar wurde. Doch der Römer kam ſchlimmer dabei weg, denn der ungeſchickt Fallende ſtreifte ihm beim Sturz den Oberarm mit dem Schläger, und, halb Stich, halb Stoß, traf die Klinge die Hüfte, und drang ziemlich tief ins Fleiſch. Die Sekundanten ſchrien Halt! Hayfiſch brüllte Hülfe, Agrippinus fluchte: Verdammtes Pech. Der Arzt ſprang ein und unterſuchte die Wunde des Römers; ſie war nicht gefährlich, hinderte ihn aber doch am Fechten, und daher mußte der Kampf aufgehoben werden, wiewohl die Kampfrichter ihn nicht für beendet

erklären konnten. Nachdem Agrippinus verbunden war, trat der aufgeschlitzte Mäcen zu ihm heran und sprach: „Herr Doktor, haben Sie doch die Güte und sehen Sie zu, ob ich bin verwundet; es könnte doch seyn, ich hätte eine Wunde und möchte mich verbluten.“ Alle lachten, und der Mediziner erklärte: „Nein Herr, Ihre Wunden übersteigen meine Kunst; die muß ein Schneider verbinden. Wir Chirurgen nähen zwar auch, aber ein so langer Schlitz, wie der Ihrige, braucht eine geschicktere Hand.“ Damit hatte das Duell ein Ende. Man setzte sich wieder auf den Nachen und fuhr nach Strahlheim über. Hayfisch, der die Wiederholung des Schauspiels eben nicht wünschte, ließ den Römer durch Wicke fragen, ob er nicht Satisfaktion annehmen wolle. Dieser erklärte sich bereit, falls Hayfisch schriftlich erklären wolle, daß er ihn erstlich nicht verwundet habe, zweitens Alles zurücknehme, was er gegen Carolinen gesagt hatte, und drittens gelobte, nie wieder einen Fuß über Carolinens Schwelle zu setzen. Der Mäcen erklärte sich zu Allem bereit, schrieb die Akte nieder, ließ sich die Wunde zunähen, und

die Sache war somit abgethan. Man versöhnte sich demnach, und ein Frühstück in Strahlheim sollte das Siegel des neuen Bundes werden.

12. Die Landparthie.

Lord Monday war am andern Morgen zur schönen Henriette gefahren und hatte sie zu der von ihm projektirten Fahrt auf's Land eingeladen. Sie nahm es unter der Bedingung an, daß sie als ihre eigene Wirthin dabei erscheinen wolle, und behielt sich das Recht vor, selbst einige Gäste mitzubringen. Monday hatte sich zwar andre Pläne gemacht, doch er mußte nachgeben. Brückbauer, mehrere Schauspielerinnen, unter denen auch Auguste und noch einige andere Familien, nahmen Theil. Daß Hemmstoff, der Abbe, auch Regenbogen und der Hanswurst nicht fehlten, läßt sich denken. Henriette theilte, so wie Monday fort war, Wernern, der im andern Zimmer gesessen hatte, sogleich mit, was der Lord gewollt habe. Sie bat ihn, ihr Begleiter zu seyn, um sie gegen Zudringlichkeiten, die sie fürchtete, zu schützen, auch lud sie, um nicht ohne weibliche Begleitung zu seyn, die

Tochter ihrer Wirthin, Wilhelmine, ein ſtilles, beſcheidenes Mädchen, zur Theilnahme ein, und redete ihrer alten Pflegerin zu, mitzufahren, um die ſchöne Sommerluft zu genießen. Um drei Uhr ſollte in Strahlheim zu Mittag gegeſſen werden. In der Hoffnung, dort einige angenehme Morgenſtunden zuzubringen, ehe die lärmende Geſellſchaft nachkäme, ſchlug Henriette vor, ſogleich zu fahren. Werner beſorgte den Wagen; in einer Viertelſtunde war man auf dem Wege.

Unſere Duellanten ſaßen gerade beim Verſöhnungsfrühſtück, als der Wagen vor das Wirthshaus rollte, und Henriette in einem leichten weißen Sommeranzug, anmuthig wie eine Grazie, aus dem Gebüſch des Einganges trat, und an Werners Arm den Gartenpfad hinaufwandelte. Man war höchſt überraſcht, doch es war keine Zeit, die Trinkanſtalten aus dem Wege zu räumen, denn noch ehe man ſich beſonnen hatte, öffnete ſich ſchon die Saalthüre und Henriette trat ein. Man ſprang auf, um ſie zu begrüßen; ſie erſtaunte ſehr, die Herren ſchon hier zu finden. Noch höher aber ſtieg ihre Verwunderung, als ſie die Waffen und anderes

Duellgeräth auf einem Tiſche liegen ſah. „Mein Gott, meine Herren!“ rief ſie, „ich trete hier wol ganz unvermuthet und ſtörend ein? Was iſt hier vorgegangen, oder was ſoll geſchehen? Ich bin zu einer Landparthie geladen, von der ich mir, den ſchönen Vormittag zu genießen, einige Stunden vorausgenommen habe.“ „Eben das,“ entgegnete der Obriſtlieutenant, „haben auch wir gethan; es erfreut mich ungemein, daß wir uns auf gleichen Gedanken begegnen. Darf man Sie, meine Schönſte, zum Frühſtück einladen?“ „Ich danke Ihnen ſehr,“ entgegnete Henriette, „ich ziehe es vor, noch einen Morgenſpaziergang mit meiner Begleitung zu machen. In kurzer Zeit komme ich zurück; laſſen Sie ſich indeß durchaus nicht ſtören.“ Mit dieſen Worten verließ ſie den Saal. Draußen wandte ſie ſich an Werner: „Um Gottes Willen, lieber Werner, ich habe Waffen geſehen; erzeigen Sie mir die Freundſchaft und ſuchen Sie zu erfahren, was hier vorgeht oder vorgehen ſoll.“ „Nach meiner Kenntniß der Dinge — vorgegangen iſt,“ erwiederte Werner, „und wahrſcheinlich ganz glücklich abgelaufen; doch will ich das Nähere zu erfahren ſuchen.“ „Wenn nur ich nicht

wieder die unschuldige Ursache gewesen bin; das beunruhigt mich so sehr," entgegnete Henriette. Werner tröstete sie darüber, und versprach ihr, noch Vormittag Nachricht deßhalb zu schaffen. Man schlug jetzt einen schattigen Weg nach einer mit hohem Gras bewachsenen Wiese ein, die rings von dem Strom umschlossen wurde. Auf ihrer Mitte stand, von alten ehrwürdigen Bäumen umgeben, die Dorfkirche, welche dem Ort eine fromme heimliche Stille verlieh. Hier setzten sich unsere Wandernden auf den Rasen und erfreueten sich an dem lieblichen Gemälde, das durch die heiterste Beleuchtung und den reinen Hintergrund des blauen wolkenlosen Himmels noch an Reiz gewann. Werner und Henriette sahen sich stumm an, doch ihre Blicke sprachen die ganze Seligkeit der innigst Vereinigten aus. Indem hörte man das Gras rauschen, und siehe da, die Herren von der Gesellschaft im Wirthshause hatten sich aufgemacht, um den Spatzierenden zu folgen. Jetzt entspann sich unter ihnen ein Gespräch, das wir mittheilen wollen, wenn wir zuvor die lagernde Gruppe gezeichnet haben. Die Hauptfigur, um die sich die andern gruppirten, war natürlich Henriette. Sie saß

auf einem dicht mit Moos bedeckten Steine, am Fuße einer alten breitästigen Linde; neben ihr zur Linken die stille schüchterne Wilhelmine etwas niedriger; rechts, halb zu ihren Füßen, hatte Werner seinen Platz genommen, nämlich so, daß er ihr, ohne sich merklich zu wenden, in das liebe Angesicht schauen konnte. Bescheiden zurückgezogen, hinter Henrietten, hatte sich die alte Wärterin mit einem Strickstrumpf niedergelassen, und lehnte sich seitwärts an den Stamm der Linde. Wicke, Hayfisch, der Obristlieutenant und die feindliche Parthei, aus dem Sekundanten, dem Arzt und dem Verwundeten bestehend, waren jetzt nachgekommen und sichten sich, nach guter Malerordnung, der Hauptfigur so nahe als möglich anzuschmiegen. Wicke traf es gut, indem er zunächst neben Wilhelminen Platz nahm; Hayfisch und der Obristlieutenant reiheten sich hinter ihm an. Denn Keiner mochte hinüber zu Werner, der ihnen mehr als ein Dorn im Auge war. Doch Agrippinus, der ihn nicht kannte, ihm zunächst der Sekundant, und als starker Beschützer des Flügels, der große schwarzaugige und schwarzlockige Arzt, schlossen sich an die gegenüberstehende Seite an. So

lagerten die Duellanten alſo faſt wie zwei feindliche Armeen einander gegenüber. Doch in der Mitte thronte die anmuthige Göttin der Schönheit und hielt die wilden Horden im Zaum. Wicke nahm nach der erſten Begrüßung ſo das Wort: „Ein glücklicher Gedanke von Ihnen, ſchönſte Henriette, daß Sie ſo früh hinaus in die Arme der reizenden Natur geeilt ſind. Doch Ihre Erſcheinung im Saale war ſo flüchtig, ſo überraſchend, daß wir kaum Faſſung gewinnen konnten, Sie zu begrüßen, viel weniger ich dazu kam, Ihnen noch meine mündliche Entſchuldigung über das Mißverſtändniß —

Henriette. Laſſen wir das, Herr Rath. Die Gegend iſt hier zu ländlich, das Wetter zu ſchön, um die Welt mit Allem, was ſie Läſtiges und Drückendes hat, nicht von Herzen gern zu vergeſſen. Erzählen Sie uns lieber, was Sie und die Herren ſo früh herausgeführt hat.

Wicke. Die Sehnſucht nach dem Genuß der Natur.

Der Arzt. Der Wunſch, uns eine kleine Bewegung zu machen. Auch der Körper will ſein Recht.

Werner. Es wird ihm hoffentlich bekommen?

Arzt. O, vortrefflich. Bewegung und Aderlaß ſind das Geſundeſte für den Städter.

Werner. Auch Aderlaß? So!

Der Römer erröthete; Hayfiſch ſah ſtolz aus.

Der Obriſtlieutenant. Wer wird noch Alles von der Parthie ſeyn? Wir ſind ſo früh gefahren, daß wir nicht einmal wiſſen, wie das Feſt arangirt iſt. Ich war auch heute nach P—m und Ch—burg geladen. Aber wer kann überall ſeyn!

Werner. Ja, das iſt eine Kunſt, die man üben muß. Nicht wahr, Herr Obriſtlieutenant?

Obriſtlieut. Freilich, ars longa, vita brevum est.

Arzt. Freilich! Und Sie führen gleich den Beweis.

Obriſtlieut. Beweis! Wie So?

Arzt. Fragen Sie nur den Römer. Agrippinus, nicht ſo?

Agrippinus (aus einer Abweſenheit zu-

rückkommend) O, ganz natürlich. Es iſt außerordentlich!

Sekundant. Wo warſt Du?

Arzt. Vermuthlich am jenſeitigen Ufer.

Werner. Oder in der Stadt.

Agrippinus. Verzeihen Sie. Ein Vorfall, der mir geſtern Abend begegnete, hat mich beſchäftigt.

Arzt. O ja, ich glaube, ſchon den ganzen Vormittag.

Henriette. Ei meine Herren, laſſen Sie doch dem Herrn ſeine Weiſe. Ich finde den Tag und die Gegend ganz geeignet, ſich ſeinen Gedanken zu überlaſſen. Ich ſelbſt habe eine Neigung dazu.

Wicke. Sie haben auch mit Recht; allein wer bei Ihnen abweſend iſt, wo ſollte der anweſend ſeyn?

Hayfiſch. Gewiß, der Rath ſagt wahr. Ganz meine Meinung.

Henriette. Meine Herren, die Artigkeiten, die man auf Koſten Anderer hört; ſind verdächtig; es deucht mir, man hört ſie nur, weil man eben da iſt, die andern abweſend.

Sekundant. Das wäre nicht unbillig. Der Lebende hat Recht, sagt Schiller.

Wicke. O erhabener Dichter! Wie wahr!

Arzt. Es hat seine Seiten. Die meisten Lebenden glauben zwar, Recht zu haben; beschweren sich aber immer, daß sie's nicht bekommen.

Henriette. Ist die Aussicht hier nicht recht schön? Man spricht so viel von der dürftigen Landschaft hier rings umher; ein genügsamer Sinn findet doch manche liebe Stelle.

Arzt. Ja, ein Genügsamer.

Hayfisch. Dort das Erlengebüsch am jenseitigen Ufer macht sich reizend.

Sekundant. Vielleicht knüpft sich manche interessante Erinnerung für Sie daran.

Arzt. Sie haben vielleicht dort oft auf dem schwellenden Rasen gelegen.

Obristlieut. Wohl dem, der vergißt,
Was nicht zu ändern ist.

Hayfisch. Sie sind reich an Stellen aus Dichtern. Erlauben Sie mir auch eine:

Die That, nicht sein Geschick, bewährt den Mann.

Arzt. Das schlimmste Geschick ist das Ungeschick!

Henriette. Die Herren sprechen ja so räthselhaft!

Arzt. Der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig verhüllen mit Nacht und mit Grauen.

Sekundant (halb laut). Mit Nadel und grauem Zwirn.

Henriette. O, ich will nicht in Ihre Geheimnisse dringen. Aber sehen Sie Herrn Agrippinus; er ist wirklich schon wieder tausend Meilen von uns.

Arzt. Nicht ganz so weit, glaub ich. Doch ich kenne einen Zauber, mit dem ich ihn zu uns banne. (Er singt): Un troubadour —

Agrippinus (lacht auf).

Arzt. Sehen Sie! Das wirkt so rasch, wie Blausäure.

Agrippinus. Ich habe wirklich um Verzeihung zu bitten, es ist so manches — ich dachte —

Henriette. Mein Gott, warum denn Entſchuldigungen? Sie ſollten aber Ihre Freunde anklagen, die nicht ganz ohne Schelmerei gegen Sie zu verfahren ſcheinen. Wir ſind ja hier auf dem Lande; der ängſtliche Zwang der Geſellſchaften muß hier wegfallen. Wie wäre es, wenn wir ein wenig auf der Wieſe umhergingen! Das zerſtreut vielleicht die trüben Wolken von der Stirn unſers nachdenkenden Geſellſchafters.

Man nahm den Vorſchlag mit Vergnügen auf. Die Ruhenden erhoben ſich und begleiteten die reizende Henriette, die muntern Schrittes voran über die Wieſe hüpfte. Sie ſah heiter aus, wie der Frühling. Das leichte Gewand flatterte im friſchen Zuge der Luft, die braunen Locken fielen reizend über ihren Nacken, und ſie nahm den ſchirmenden Sommerhut ab, um die Lüfte frei um die lieblich blühenden Wangen ſpielen zu laſſen. „Sie iſt ein Engel!“ flüſterte Wicke dem Obriſtlieutenant in's Ohr. „Ja, für ſie,“ fiel Hayfiſch ein, „wäre es noch der Mühe werth geweſen, das Leben zu wagen.“ Dabei brüſtete er ſich und ſah ſtolz umher. — Es wurde indeß nach und nach

wärmer, ja sogar ziemlich heiß. Alles war in leichten Sommerkleidern und empfand daher die Wärme nicht so sehr. Doch Wicke und Hayfisch, deren Vorsicht sie zu dreihäutigen Schlangen gemacht hatte, bewegten sich keuchend in ihren winterlichen Gewändern. Sie waren daher froh, als Henriette ihren rascheren Schritt einigermaßen anhielt und langsamer den Weg zurück nach dem Dörfchen einschlug. Werner hatte sich ihr genähert, sie nahm seinen Arm und lehnte sich recht vertraulich auf ihn, indem sie ihn mit einem unbeschreiblich holden Blick ansah.

Wicke, Hayfisch und der Obristlieutenant gingen hinterher. „Der verdammte Musikant," fing der Letztere an, „ich wollte, der Teufel holte den Geigenkratzer, oder was er sonst seyn mag. Ist er denn nicht immer der Nächste an ihr? Und unser einer muß demüthig nachziehen!" „Ja, es ist zum Verzweifeln!" rief Wicke. „Sehen Sie, die Kleine ist heut so allerliebst, daß ich im Stande wäre, mich ernsthaft in sie zu verlieben! Ja wahrhaftig, ich glaube, ich könnte ihr meine Hand antragen, wenn ich nicht fürstlicher Rath wäre!" „Wahrhaftig, Rath," sprach Hayfisch, „ich hab's auch

still bei mir gedacht; sie ist so verführerisch, die kleine Kokette, daß, wenn ich eine Mesalliance thun könnte, sie die einzige wäre, die mich dazu zu verleiten im Stande wäre." „Sacht, sacht, meine Herrn," erwiederte der Obrist-Lieutenant, „wenn es der Musikant hört, so ist der Teufel los, und man könnte sich doch mit dem nicht schlagen." Unter diesen Gesprächen waren sie ins Dorf gekommen und langten bald vor dem Wirthshause an. Da noch niemand von den erwarteten Herrschaften angelangt war, gingen die Herrn ein wenig auf den großen Weg hinaus, um den Ankommenden zu begegnen, während Henriette, Wilhelmine und die Pflegerin sich hinauf begaben, um ein wenig zu ruhen. Als die Herrn vors Dorf kamen, bemerkten sie einen Zug Artillerie, der aus mehreren Wagen und Geschützen bestand, und die Chaussee hinab nach der Stadt fuhr. Sie freuten sich der schönen Ordnung der Bespannung und der wohlgebauten Fahrzeuge. Der Offizier, ein schöner stattlicher Mann, der den Zug zu Pferde begleitete, kannte den Obrist-Lieutenant, sie begrüßten sich, und der Hauptmann hielt sein Pferd an, um mit den Herrn einige Worte zu sprechen.

Indessen marschierte der Zug weiter. Die Herrn verwickelten sich in ein Gespräch, das wohl zehn Minuten gedauert haben mochte, so daß die Kanonen ihnen schon fast aus dem Gesichte gekommen waren. Jetzt sah sich der Hauptmann um, und fand für gut, seiner Mannschaft eiligst nachzusprengen, nachdem er zuvor versprochen hatte, noch nach Strahlheim heraus zu kommen, um an der Landparthie Theil zu nehmen. Im vollen Gallopp ritt er davon, daß der Staub hinter ihm hoch aufstieg. Unsere Freunde wandelten indeß die Chaussee noch etwa hundert Schritte weiter hinauf bis an eine Stelle, wo sie sich theilte und in zwei Armen nach zwei verschiedenen Stadtthoren führte. Hier setzten sie sich auf eine am Wege stehende Bank, um abzuwarten, wenn die ersten Wagen der Gesellschaft ankommen würden.

13. Die Wette. Die Ankommenden. Das Mittagsessen.

Nach einigen Minuten hörten sie das Geraſſel eines Pferdes, und sahen Staub auf der Straße aufsteigen, die die Artillerie nicht gefahren war. Bald erkannte man einen Reuter, der in vollem Carriere daher sprengte. Als er näher kam, sah man, daß es der Rittmeister Holm von der fürstlichen Leibgarde war, der ebenfalls zu den Verehrern der schönen Henriette gehörte. Er parirte auf dem Punkt, wo die Straßen zusammen kamen, und sein erstes Wort war: „Ist der Lord Monday schon hier?" „Nein," war die Antwort. „So habe ich hundert Flaschen Champagner gewonnen, und die hat mein Schimmel verdient, dafür soll er auf Ehre das ganze Jahr reinen Hafer fressen! Aber zum Teufel, der Lord kommt ja noch nicht? Zu sehn müßte er doch wenigstens seyn." „Was hats denn ge-

geben, lieber Rittmeiſter?" fragte der Obriſt-Lieutenant. „Wir haben gewettet, wer der Erſte hier ſeyn würde. Vom A. Platz ſind wir zugleich ausgeritten. Ich durchs F — Thor, er durch St — Thor. Sein Weg iſt etwa hundert Schritt länger als der meinige, aber die hat er auf ſeine braune Stute gerechnet. Hier war das Ziel der Wette. Wer zuerſt ankäme, ſollte den andern hier erwarten. Ich kann mir nicht anders denken, als daß er geſtürzt ſeyn muß, denn ich hoffte auf meine Ehre nicht die Wette zu gewinnen, weil die Stute ein kapitales Pferd iſt. Mein Schimmel iſt auch keine Kuh, im Gegentheil ein äußerſt braves Pferd, aber die Stute!" Hier unterbrach ihn Werner: „Da es wahrſcheinlich iſt, daß der Lord geſtürzt ſey, ſo dächt ich, machten wir uns auf den Weg ihm entgegen!"

„Ja, auf Ehre, Sie haben Recht, mein Liebſter," ſprach der Rittmeiſter, „der arme Kerl hat vielleicht ein Unglück gehabt. Ich werde ſacht voraus traben, mein Pferd darf ſich ſo nicht raſch abkühlen. Sie ſind doch meine Zeugen, daß ich zuerſt hier geweſen bin?" Damit trabte er die Chauſſee hinunter. Doch ehe er

noch hundert Schritte geritten war, sah man schon den Lord um die Ecke des Weges reiten. Sein Pferd jagte ebenfalls ventre à terre. Als er den Rittmeister ansichtig wurde, parirte er und ritt ihm im Schritt entgegen. Beide kehrten zusammen um, und der Rittmeister schien vor Lachen bersten zu wollen. Denn er saß auf dem Pferde und hielt sich beide Seiten, indem er den Oberleib immer auf und nieder beugte. Endlich vereinigten sich die Reuter mit der Gesellschaft, und nun erzählte der Lord sein Unglück. „Goddam," rief er, „die verteufelte Artillerie! Ich kam wie ein Wetter die Chaussee herunter geritten, da versperrte mir die Kolonne den Weg. Ich schrie Platz! Platz! Aber alle Kanonier sind taub wie Holz. Ich wollt' es wagen und an der Seite vorbei reiten, obwohl ich einen Fuß dabei lassen konnte, allein meine verwünschte Stute scheute sich vor den Kanonen, denn ich habe sie einmal beim Maneuvre zu nah in den Schuß geritten, sie prallte zurück, bäumte sich, überschlug sich, und da lag ich im Staube. Die Leute halfen mir dann wieder auf und klopften mir den Staub ab. Aber die Wette ist verloren." Der Obrist-Lieutenant äußerte

sein Bedauren über dieses Mißgeschick, und fragte, woher denn der Lord die rothen und blauen Streifen im Gesichte habe, die sogar an einigen Stellen ein wenig mit Blut unterlaufen zu seyn schienen? „Ich muß mit dem Gesicht durch die Pappelzweige gestreift seyn," erwiederte der Lord und wurde etwas roth; Werner maß die Höhe, in der die Zweige anfingen und schüttelte den Kopf. Der Rittmeister konnte nicht aufhören zu lachen, und rief, einmal über das andere: „die Artillerie soll leben!" Ein Reitknecht des Lords, der mittlerweile nachgekommen war, nahm ihm und dem Rittmeister die Pferde ab. Darauf setzte die ganze Gesellschaft sich wiederum auf die Bank an der Ecke, um die Theilnehmer der Landparthie ankommen zu sehn. Zuerst rollte ein Whisky herbei, auf welchem Regenbogen in der zierlichsten Sommerkleidung saß. Die untere Hälfte seines eleganten Ichs war weiß, die obere hellgrün; ein silbergrauer Pariser Strohhut schützte ihn vor der Sonne; eine Badine spielte nachläßig in seiner Hand. Man konnte die Toilette nicht geschmackvoller wählen. Dies Zeugniß hatte er sich, als er vor dem Einsteigen noch einmal in den Spiegel schaute, selbst gegeben,

indem er ausrief: „Regenbogen, du siehst aus wie die Grazie der ländlichen Gefilde!“ Hinter diesem rollten der Hanswurst und Hemmstoff, auf deren neugierigen Gesichtern man die Frage nach dem Duell las. Die stolze Miene des Siegers Hayfisch, denn dafür hielt er sich, bezeugte ihnen, daß ihm kein Haar gekrümmt sey. Jetzt fuhr der Director Brückbauer mit seiner Gemahlin und Augusten an den Herrn vorüber und ins Dorf hinein. Wicke und Hemmstoff grüßten höflichst beflissen, doch Auguste erwiederte das Kompliment sehr kalt. Nach einigen Minuten rollte auch der Regisseur mit zwei Damen vom Theater herbei, und rasselte vor das Wirthshaus. Mehrere uns unbekannte Familien mögen unbekannt bleiben. Ganz zuletzt kam unser Freund, der Abbe, der ein Frühstück, zu dem er bei einer alten Freundin, der Frau von W. geladen war, nicht hatte im Stich lassen wollen. Als man ihn deshalb neckte, sprach er: que voulez vous? Est ce que le prêtre doit être le premier dans l'eglise? — Wir lassen nun die vereinigte Gesellschaft gemächlich ins Wirthshaus gehn und sich an die Tafel setzen. Der Lord wollte Henrietten zu Tisch

führen, allein sie erwiederte ihm ausweichend: „Ihre Herrlichkeit, ich darf nicht vergessen, daß ich Gäste habe," nahm Werners Arm, der auch Wilhelminen führen mußte, und ließ zur Liebe ihre alte Pflegevin sitzen. Wicke hatte Augusten den Arm geboten, doch sie entschuldigte sich damit, daß sie zu Brückbauer gehöre, und ließ ihn stehn. Hemmstoff wußte, daß es ihm nicht besser gehen würde, daher fürchtete er sich einen Versuch zu machen. Er hielt sich also zum Abbe, der sich wieder an das Essen und die Flasche zu halten dachte. Sie paßten überhaupt beide vortrefflich zusammen. Nicht allein wegen ihrer ähnlichen Neigungen und gastronomischen Bestrebungen, sondern auch weil von beider Haupt ein lichter Mondschein (der Heiligenschein der Lebemänner) herabdämmerte. Da der Lord mit dem Gestirne seiner Liebe nicht in Conjunktion kommen konnte, so hatte er die Stellung im Gegenschein für die vortheilhafteste gehalten, und sich gerade gegenüber gesetzt. Von diesem Platze bestrahlte er sie mit feurigem Blicke und strömte eine Lavafluth von begeisterten Reden aus, die das Herz seiner Göttin bei ihm erwärmen sollte. Doch Werner wußte geschickt

mitunter einen Eiszapfen in des Lords glühenden Busen zu stecken, der ihn sichtlich fast erstarren machte. So fragte er ihn z. B. einmal mitten in der Rede, ob nicht der Graf Klammheim aus W. angekommen sey; er habe gestern eine Equipage mit der Livree desselben fahren sehn. Der Lord, mochte er nun glauben, daß er angeführt worden sey, oder daß ein Mißverständniß obgewaltet habe, mußte diese Erinnerung höchst verdrießlich empfinden. Denn er hatte eine halbe Ahnung, daß er doch vielleicht ein wichtiges Gespräch versäumt haben möge, und fühlte sich nicht vorwurfsfrei, indem er weder, wohin er geritten war, in seinem Hotel hinterlassen, noch sich näher erkundigt hatte, ob der Graf wirklich angekommen sey. Deshalb stockte plötzlich der Strom seiner Rede, und er antwortete nur kurz: Ich habe auch davon gehört, es mag aber ein Mißverständniß seyn; bei mir ist er noch nicht gewesen." Nach einigen Minuten richtete er wieder eine starke Apostrophe an Henrietten. Plötzlich fuhr Werner dazwischen. „Ach Sie wissen noch gar nichts von dem Unglück Ihrer Herrlichkeit! Sehen Sie, Sie haben eine Wette verloren und

ſind noch dazu vom Pferde geworfen worden, und was das ſchlimmſte iſt, in die Zweige der Pappeln hinein. Sehn Sie nur die rothen Striche auf Ihrer Herrlichkeit Antlitz; das ſind die Spuren davon!" „Das thut mir leid," ſagte Henriette aufrichtig, „nur begreife ich nicht," fügte ſie unſchuldig hinzu, „wie ſie in die Pappelzweige gerathen ſind. Die ſcheinen mir doch viel höher zu ſeyn als ein Reuter." „Ei, rief Werner, „das Pferd hat Ihre Herrlichkeit vermuthlich erſt hoch in die Luft geworfen!" „Das muß ein ſchrecklicher Fall geweſen ſeyn," bedauerte Henriette. „Eine Kleinigkeit, passons la dessus," erwiederte der Lord, „Sie ſehn, ich bin ganz wohl." Doch dies ſchien nicht wahr zu ſeyn, denn plötzlich wurde er blaß und roth, und kam faſt außer Faßung. Unmöglich konnte die Urſach davon die ſeyn, daß der Artillerie-Hauptmann, der noch nach Strahlheim zu kommen verſprochen hatte, eben unvermuthet in den Saal trat. Doch ließ ſich nichts anders erſinnen, was Sr. Herrlichkeit ſo in Unruhe hätte ſetzen können; es mußte daher wohl die Erinnerung an den Fall, und den damit verknüpften Verluſt und Aerger ſeyn, die durch die Erſcheinung des

Artillerie-Offiziers aufs neue höchst lebhaft erweckt wurde. Auch der Hauptmann war erfreut, erwähnte indeß nichts von dem Vorfall (vermuthlich aus Delikatesse) und nahm neben dem Obrist-Lieutenant Platz. Die letzt erzählte Agitation hatte den Lord ganz einsilbig gemacht, und es ist eben weiter nicht viel von ihm zu erzählen. Die ganze Tafelzeit verstrich überdies unter unbedeutenden Gesprächen, so daß wir sie kurz überspringen können. Den Kaffee nahm die Gesellschaft auf dem Balkon ein.

14. Spiele auf der Wiese. Die Wasserfahrt.

Die Sonne war jetzt allmählich tiefer gesunken, und man fand die Zeit sehr passend, um auf der Wiese einige Spiele zu veranstalten. Wicke und Hayfisch schlugen dagegen eine Wasserfahrt vor, allein der Obrist-Lieutenant widersprach ihnen, und meinte die Wasserfahrt müsse gemacht werden, wenn sich die Sonne fast zum Untergang neigte, weil dann erstlich die Landschaft am schönsten beleuchtet sey, und zweitens das Blenden und Stechen der Sonne, was auf dem Wasser unerträglich sey, aufhöre. „Zudem," fügte er in einer bei ihm seltenen Begeisterung hinzu, „was läßt sich reizenderes denken, als in der lieblichen Abendkühle auf den purpurn sich brechenden Wellen zu treiben und den Mond abzuwarten, der heut voll wird, und herrlich aufgehn muß? Entscheiden Sie, schöne Henriette, habe ich nicht Recht?" Henriette erwiederte:

„Ich habe hier nur eine Stimme zu geben, und die ist mit Vergnügen die Ihrige, doch behaupte ich, daß die Damen einzeln befragt werden müssen, ob sie die Kühle des Abends nicht fürchten. Wenn das wäre, so müßten wir lieber jetzt fahren und die Spiele aufgeben.“ Dies geschah, doch alle entschieden sich für den Obrist-Lieutenant. Man konnte eigentlich nicht recht begreifen, was Wicke und Hayfisch gegen die Gesellschaftsspiele hatten, doch der Obrist-Lieutenant schien es geahnt zu haben, und wußte sie nachher in die Enge zu treiben. Es war nämlich nichts anders, als ihre vorsichtige Kleidung, in der sie schon Hitze genug ausstanden, die sie nicht durch Springen und Laufen vermehren mochten. Als man daher auf die Wiese gegangen war und berathschlagte, was man spielen könnte, schlug er zuerst das Spiel: Katze und Maus vor, welches mit Beifall angenommen wurde. Unter den Damen wurde durchs Loos die Maus, unter den Herrn die Katze bestimmt. Der Obrist-Lieutenant, der alles verordnete, wußte es so einzurichten, daß Wicke die Katze spielen mußte. Er machte tausend Entschuldigungen, allein es half ihm nichts. Der

Zufall wollte, daß Henrietten das Loos der Maus zugefallen war. Es war jetzt Wickes Aufgabe, die niedliche Maus zu haschen, und unter andern Umständen hätte ihm nichts willkommener seyn können, auch ward der Lord förmlich eifersüchtig auf ihn; doch jetzt, wo er vor Hitze schon fast umkommen wollte, schien es ihm eine förmliche Pein. Er hätte sich gerne langsam und träge benommen, allein das würde ihm solche Neckereien gebracht haben, daß er dachte, thue dein Möglichstes, sie rasch zu greifen, so ist der Scherz bald vorbei.“ Der Kreis wurde jetzt geschlossen, und der Katze ein Durchgang angewiesen, während die Maus überall den Freipaß des Aus- und Einganges erhielt. Wicke stand außerhalb des Kreises, Henriette inwendig. Das Signal wurde gegeben, und der Rath sprang, wie ein Löwe auf die Beute, mit einem ungeheuren Satz auf Henrietten zu. Doch sie bückte sich leicht und war außerhalb des Kreises. Jetzt versuchte Wicke die Mauer zu durchbrechen. Er rannte sich dreimal als Mauerbrecher gegen den Lord und den Obrist-Lieutenant, doch vergeblich. Jetzt wandte er sich zur List. Durch verstellten Angriff suchte er Henrietten in die Nähe der

Stelle zu treiben, wo ihm der Ausgang offen stand. Dies gelang ihm, doch floß der Schweiß schon in großen Tropfen von seiner Stirn. Jetzt plötzlich wandte er sich und schoß hinaus. Die überraschte Henriette, der nicht mehr Zeit genug blieb, sich in den Kreis zu begeben, floh wie eine Taube rings um denselben herum, und Wicke hinterdrein, wie Achill hinter Hektor. Da er aber schon fast athemlos war, konnte er die leichtfertige Grazie nicht einholen, und als sie dies bemerkte, hüpfte sie ohne Anstrengung vor ihm her, dreimal um den Kreis herum, während der Rath schwer keuchend nachsetzte. Ein helles Gelächter brachte den armen Teufel noch mehr in Wuth, und er beschloß nun alles daran zu setzen, um sich den Fang nicht entgehen zu lassen. Allein die Jugend war auch eben nicht sein Fehler, und er fing jetzt erst an, das erste Mal zu bemerken, daß er eigentlich schon das sey, was der französische Lustspieldichter einen alten Jüngling nennt, den die Glieder wollten dem Willen nicht mehr gehorchen, und fast brachen schon die Kniee unter ihm zusammen. Henriette schlüpfte jetzt in den Kreis und verschaffte ihm dadurch Luft, indem er nun nicht mehr

nöthig hatte, sie zu verfolgen, sondern sie sich (man verzeihe den Jagdausdruck) stellen konnte. Mit einem Male ging es ihm wie ein Blitz auf. Daß Agrippinus seiner Wunde wegen nicht eben fest halten konnte, war natürlich, zugleich stand neben diesem die schüchterne Wilhelmine. Napoleon hat nie einen so glücklichen Operationsplan entworfen als Wicke in dem Augenblick machte. Dort, nirgend anders, war der Schlüssel zur Position. Durch Scheinangriffe trieb er Henrietten auf die morsche Stelle in der Mauer. Kaum hatte er sie daselbst, so rannte er an wie eine Schneelavine, brach glücklich durch, und — plumpte lang auf den Rasen nieder, während Henriette durch eine behende Bewegung entrann. Durch den Chak waren ihm sämmtliche Westenbänder geplatzt, auch hatten die Tragbänder einen starken Riß bekommen; daher mußte er nun die Sache aufgeben, und bekannte mit verzweifelter Miene, er könne nicht mehr. Der Oberst-Lieutenant, der Sekundant und der Arzt, die die Sache ahnen mochten, lachten innerlichst vergnügt über das unwillkührliche russische Bad, welches Wicke nehmen mußte. —

Man schlug jetzt ein anderes Spiel vor, nämlich: den dritten abzujagen. Ich beschreibe das Spiel nicht weil es jedermann kennt. Werner war zuerst der Führer des Plumpsacks; er schien durch eine glückliche Divinationsgabe zu ahnen, daß Hayfisch eben so wenig zum Laufen angekleidet seyn möchte als Wicke, daher lauerte er ihm auf und traf ihn glücklich. Er hatte sich nicht geirrt, denn Hayfisch schien in einer Art von Verzweiflung, daß das Unglück ihn so verfolgte. Kleinmüthig nahm er das linnene Zepter seiner Würde, und setzte sich in Lauf. Er kalkulirte richtig, daß Wicke der Erschöpfteste seyn müßte, und glaubte ihn daher am leichtesten zu haschen; deshalb richtete er sein Auge auf ihn. Dieser, der sich kaum erholt hatte, sah sein Geschick nahen; die Furcht gab ihm Flügel zum Entweichen. Er hüpfte wie ein Gemsbock und Hayfisch schoß hinterdrein. Wie Tantalus nach der Frucht, strebte der Mäcen nach dem Rath. Die Hoffnung, sein entsetzliches Amt los zu werden, gab ihm nach jedem mißlungenen Versuch neue Kräfte, und Wicke strengte die seinigen bis aufs äußerste an, um nur dem schrecklichen Verderben zu entrinnen. Wie zwei glühende

Bolzen sahen die beiden Duellanten aus. Doch ihre gegenseitige Hoffnung und Furcht hielt sich so die Wage, daß sie sich gegen eine Viertelstunde jagten, ohne dem Ziele näher zu kommen. Endlich keuchte Hayfisch: Ich kann nicht mehr, ich muß bitten mich abzulösen, oder ein andres Spiel anzufangen. Das letzte wurde angenommen, und der Obrist-Lieutenant schlug das Wittwerspiel vor, wo hintereinander stehende Paare sich trennen, eine Strecke laufen, und sich wieder vereinigen müssen, ohne von einem heirathssüchtigen Wittwer, der sich eine Frau greifen will, geschieden zu werden. Bei diesem Spiel, wo freilich nicht jede Bewegung streng abgemessen werden kann, hoffte der Lord das gegen Henrietten auszuüben, was er ländliche Freiheiten nannte. Er ließ es sich daher gerne gefallen der erste Wittwer zu seyn. Henriette stand mit Werner gepaart; ein Grund mehr für den Lord, dem verhaßten Musikus die schöne Spiel-Verlobte abzunehmen. Er ließ daher alle Paare ziemlich ruhig vorbeilaufen, ohne sich sehr anzustrengen, und merkte sich nur, wenn Werner und Henriette kommen würden. Doch Werner brauchte die erlaubte List, zu der der

Hanswurſt ihm behülflich war, ſeinen Platz zu tauſchen, und ließ dieſen, der mit dem langen hagern Sekundanten gepaart ſtand (denn es fehlte an Damen, um die bunte Reihe vollſtändig zu machen) an ſeiner Stelle laufen. Der Lord, der ſich nicht umſehen durfte, glaubte gewiß Henrietten zu greifen, ſprang daher wie ein Pfeil nach der Seite herum, wo die Dame ankommen mußte, und hielt — den Hanswurſt in ſeinen Armen, der ihn ſogleich Mylady anredete und ſich ſeiner glücklichen Verbindung freuete, die zum Verdruß des Lords auch glücklich bis ans Ende des Spiels fortdauerte. —

Jetzt war der Abend ſo weit vorgerückt, daß man die Waſſerfahrt beginnen wollte. Ein geſchmückter Nachen, der die ganze Geſellſchaft aufnehmen konnte, lag bereit; in einem zweiten folgten mehrere Spielleute mit Blasinſtrumenten, die Werner beſtellt hatte. Der Strom lag licht und eben wie ein Spiegel; die Sonnenſtrahlen fielen ſchon röthlich in die Wellen und umzogen die Stadt, deren Thürme ſich in der Fluth ſpiegelten, mit einem goldnen wunderbaren Duft. Denn grade hinter der Reſidenz ging die Sonne unter. Hatte man in dieſes

Prachtgemälde eine Zeitlang hineingeſchaut, ſo erquickte ſich dagegen der Blick nach der andern Seite durch die ruhige, tiefe dämmernde Bläue in der der Horizont lag, und durch die friſchgrünen Ufer und Inſeln, die der dunkelblaue Strom zierlich umſchloß. Der Nachen wiegte ſich ſanft auf den leiſe bewegten Wellen, die die angenehmſte Kühlung anhauchten; der Himmel ſpannte ſich klar und blau über die Erde; die ganze wehmüthig feierliche Stille des Abends herrſchte auf der Flur und dem Gewäſſer. Durchdrungen von der Schönheit des Anblicks, von dem wonnigen Hauch der lauen Abendlüfte ſelig erquickt, überdrängt von den Gefühlen der eigenen Bruſt traten die Thränen in Henriettens Auge, und wie von einer höhern Macht begeiſtert, ergriff ſie eine Guitarre und ſang dazu mit ihrer ſeelenvollen Stimme ein Lied, das in Aller Bruſt die wunderbarſten Gefühle weckte.

Werner ſaß neben ihr, und drückte ihr, als ſie geendigt hatte, in tiefſter Bewegung die Hand. Wie entzückt würde er ihr ans Herz geſunken ſeyn, wenn er jetzt gedurft hätte! So trug er ſeine Wonne in ſich, und nur durch den leiſen

Druck der Hand und durch begegnende Blicke verständigten sich die Liebenden. Der Lord hatte dies so halb und halb gesehn, und ergrimmte innerlichst darüber. „Ich glaube wahrhaftig," sagte er leise zum Obrist-Lieutenant, „der unverschämte Musikant wird dreist gegen den kleinen Engel. Wenn ich das wüßte, sollte ihn der Teufel holen. Ich wäre im Stande und peischte ihn aus." Diese Worte hörte der Artillerie-Hauptmann, und fragte ziemlich laut: „Ew. Herrlichkeit sprechen vom Auspeitschen? Wie kommen Sie darauf?" Der Lord schwieg, der Hauptmann lächelte ziemlich unverholen; dies für's allgemeine auf. — Man ruderte indeß den Strom hinauf, um sich bei Mondenschein sanft von der Welle zurück treiben zu lassen. Es war nicht zu verhindern, daß die rudernden Schiffsleute die Lustfahrenden bisweilen etwas besprützten. Auch den Lord traf dies einige Mal. Roh, wie er war, äußerte er sich laut darüber gegen die Ruderer. Diese, die sich wenig um den Engländer kümmerten, trieben es jetzt absichtlich und bespritzten ihn so, daß ihm der ganze Nacken naß wurde. Er suchte sein Tuch, um sich abzuwischen, fand es aber nicht, weil er es

vermuthlich bei den Spielen verloren hatte. Ohne sich zu bedenken, griff er nach dem Hut des Obrist-Lieutenants, der neben ihm lag, zog dessen Federbusch heraus, und kehrte damit sowohl den Sitz als den Nacken ab. Das durfte man dem Obrist-Lieutenant nicht bieten. Entrüstet stand er auf und sprach: „Ew. Herrlichkeit, was thun Sie dort, das ist ja mein Federbusch?" Bagatelle," erwiederte der Lord, „ich kaufe Ihnen morgen einen bessern." „Höll und Teufel," fuhr der Obrist-Lieutenant auf, „Herr, was erdreisten Sie sich? Glauben Sie, Ihre Lordschaft gebe Ihnen das Recht, einen Offizier so zu beleidigen? Das soll Ihnen theuer zu stehn kommen! Zugleich fuhr auch der Artillerie-Hauptmann auf. „Herr, rief dieser, Sie wagen es einen Offizier auf diese Art zu beleidigen? Sie, der Sie ihm gar keine Genugthuung geben können?" Mit diesen Worten sprang er auf den Lord zu; mehrere Herrn thaten ein gleiches, dadurch kam der Nachen auf die Seite zu liegen, die Damen schrieen laut auf, mußten aber doch unwillkührlich auf die tiefere Seite hinüber, das Uebergewicht wurde zu groß, der Kahn schlug um, und die ganze Gesellschaft lag im Wasser.

15. Die Entdeckungen. Die Maskerade.

Angstgeschrei und Hülferuf tönte von allen Seiten. Werner hatte Henrietten gefaßt, und ein rüstiger Schwimmer, wie er war, erreichte er bald mit ihr das Ufer, wo er sie sogleich in ein Zimmer des Wirthshauses bringen ließ und eiligst zurück kehrte, um zur Rettung der Uebrigen behülflich zu seyn. Zum Glück war der Nachen mit den Spielleuten gleich zur Hand gewesen, und auch ein andrer Kahn auf das Geschrei um Hülfe schnell herbei gekommen. So fand Werner die meisten Personen schon in Sicherheit; nach den andern wurde sogleich gesucht. Henriettens alte Pflegerin und Wilhelmine hatten sich an dem umgestürzten Fahrzeug fest gehalten, und wurden jetzt von Werner in den Fischerkahn, auf dem er gekommen war, aufgenommen. Auch Wicke und Hayfisch wa-

ren noch im Wasser und schrien jämmerlich um Hilfe. Werner versuchte sie in den Kahn zu ziehen, allein es war unmöglich, weil ihre siebenfache Garderobe so viel Wasser eingesogen hatte, daß sie zu schwer wogen. Er bedeutete sie daher sich noch einige Minuten zu gedulden, bis er mit Hilfe zurück gekehrt sey, und fuhr ab. Obgleich sie sich in gar keiner Gefahr mehr befanden, und das laue Bad nicht anders als angenehm seyn konnte, so schrien sie doch entsetzlich nach Hilfe und Rettung. Werner beeilte sich daher aufs möglichste, Wilhelminen und die Alte zu Henrietten zu bringen, um rasch zurück zu kehren. Dies geschah auch sogleich, indem er noch zwei Schiffleute annahm, die ihm halfen, die Verunglückten in den Nachen zu heben. Als sie endlich herein waren, betheuerte der Schiffer, zwei so schwere Menschen seyen ihm noch niemals vorgekommen.

Am Ufer traf man jetzt die ganze Gesellschaft beisammen; ertrunken war zwar niemand, doch einige Damen und der Lord lagen in Ohnmacht. Die erste Sorge bestand jetzt darin, trockne Kleider anzuschaffen. Der Wirth brachte herbei, was möglich war, und führte die Herrn

in einen großen Saal, wo sie sämmtlich Toilette machten und sich in Bauer- und Schifferkleidung stecken mußten. Alle waren fertig bis auf Wicke, Hayfisch und den Lord, der jetzt erst seine Besinnung erhalten hatte. Diesen stand aber eine bittere Lektion bevor. Denn als man sie entkleidete, fand sich zuerst, wie vielerlei Hülsen die beiden Duellanten übereinander gezogen hatten. Wie Zwiebeln wurden sie abgehäutet, und unter jeder Haut steckte eine neue. Der Hanswurst rief endlich: „Hört auf, Kinder, ich bitte Euch, denn am Ende bleibt nichts von den beiden Leuten übrig. Vier Paar wollene Beinkleider habe ich dem Rath allein abgestreift!“ Vor allem aber lachten der Sekundant, Agrippinus und der Arzt; Wicke und Hayfisch hätten vor Aerger bersten mögen, doch sie mußten ihr Geschick nun einmal ertragen, und entschuldigten sich durch Kränklichkeit. Bei der Enthäutung des Lords that sich aber noch ein ganz anderes Schauspiel dar. Er würde sich gewiß in einem besondern Zimmer umgekleidet haben, wenn er nicht besinnungslos gewesen wäre. Doch jetzt war das zu spät, und so wurde, was er verbergen wollte, Allen offenbar.

Vergeblich ſuchte er einen Vorwand, das Hemd anzubehalten, der Arzt drang darauf, daß er trockene Wäſche anziehen müſſe. Geſchah es nun aus Bosheit oder Zufall, aber der Wirth brachte ihm ein Hemd, welches durchaus nicht auf ſeinen Körper paſſen wollte, und ſo mußte der Lord es endlich, nachdem er ſich lange damit herumgequält und es halb zerriſſen hatte, zurückgeben, und war nun, bis ein neues angeſchafft wurde, aller Augen im adamitiſchen Paradieskleide preisgegeben. Da entdeckten ſich auf ſeinem Rücken noch viel bedeutendere und zahlreichere Streifen, als auf ſeinem Geſichte. „Sind das auch Pappelzweige?“ fragte Werner. „Was Teufel, Lord,“ ſchrie der Hanswurſt, „Sie ſehen ja aus wie ein Zebra! Oder ſind Sie ein Obelisk, oder eine Pyramide? Denn Hieroglyphen ohne Zahl ſind hier auf ihrem Rücken geſchrieben.“ „Es muß von dem Fall ſeyn,“ ſtotterte der Lord. Doch der Hauptmann von der Artillerie trat hinzu und ſprach: „Ich bin zwar kein Champollion, aber dieſe Hieroglyphen vermag ich zu leſen. Ich würde geſchwiegen haben, wenn Se. Herrlichkeit ſich nicht mit ihrer engliſchen Anmaßung ſo unverſchämt gegen

den Herrn Obriſtlieutenant benommen hätten. So aber muß ich Ihnen ſagen, daß die Streifen von den Kantſchuhhieben meiner Kanoniere herrühren, die der edle Lord überreiten wollte, weil ſie ihm nicht ſo ſchleunig Platz machen konnten, als er befahl.“ Auf dieſe Nachricht zogen ſich die Herren von dem Lord zurück. Der Rittmeiſter ſagte: „Zum Donnerwetter, ſo iſt meine Wette hin, denn von dem kann ich ſie nicht mehr annehmen,“ und der Obriſtlieutenant äußerte, er müſſe jetzt einen andern Ausweg für ſeine Ehrenſache ſuchen. Man ließ nun den Lord allein, und bekümmerte ſich auch nicht ſonderlich um Hayfiſch und Wicke, die ſich indeß bald möglichſt der andern Geſellſchaft anzuſchließen ſuchten. Der Lord verſchwand, und man ſah ihn nicht wieder.

Da auch die Damen nunmehr ihre Toilette vollendet hatten, kam die Geſellſchaft in dem Saal, wo man zu Mittag gegeſſen hatte, wieder zuſammen. Von dem Schreck hatte man ſich erholt, Niemand hatte Schaden gelitten, und ſo freute man ſich doppelt, ſich nach dem Unfall wiederzuſehen. Ueberdies waren die drolligſten Figuren entſtanden, da der Zufall die Garderobe

auf das Wunderlichste vertheilt hatte. Henriette sah in dem Sonntagskleide eines Bauermädchens allerliebst aus, auch Auguste schien die Tracht einer Gärtnerin, die ihr zugefallen, gar nicht übel zu finden. Der Hanswurst war in des Küsters schwarze Sonntagslivree gefahren, und ruhte nicht, bis er auch die Perücke dazu hatte. Nur Regenbogen fühlt sich höchst unglücklich, da er in einem grauen leinenen Kittel und weiten manschesternen Beinkleidern allerdings kein eben elegantes Ansehen hatte, besonders da sein sonst so sauber gekräuseltes Haar ihm in langen nassen Faden herabhing. Man kam überein, nun noch eine Zeit lang fröhlich zusammen zu bleiben, und dann gemeinschaftlich den Rückweg anzutreten. Nach dem Lord fragte Niemand, denn im Grunde war Jeder froh, daß er fehlte. Ein ländliches Abendmahl, wobei sich's vorzüglich der Abbe und Hemmstoff wohlschmecken ließen, beschloß diese an Begebenheiten reiche Landparthie. Niemand war dabei lustiger, als Brückbauer, der da schwur, er wolle in einer Nußschale über das Weltmeer schiffen, denn ihm sei es nicht verhängt, zu ertrinken. Schon einmal sey er auf dem nämlichen Fleck

mit dem Kahne umgeschlagen, ohne zu verunglücken, und auch heute habe der Himmel sich besonders gnädig gegen ihn gezeigt, da er nicht einmal den Kopf unter Wasser gehabt habe, sondern nur etwas eingetaucht worden sey. Der Hanswurst bemerkte, daß er demnach von Glück sagen könne, daß er kein Zwieback sey, weil sonst seine untere Hälfte abgeweicht seyn würde, und rieth ihm, eine Rede über das Thema auszuarbeiten: „Was hängen soll, ersäuft nicht.“ In dieser lustigen Stimmung brach die Gesellschaft endlich auf und fuhr nach Hause.

16. Trübe Wolken. Die verschmähten Liebhaber.

Indeß waren mehrere Wochen verstrichen, während unsere Bekannte ihr altes Treiben fortsetzten. Sie flogen bei Henrietten aus und ein, nur der Lord erschien nicht; man erzählte, er sey in's Bad gereist. Werner und Henriette blieben im stets vertrauten Einverständniß und bereiteten im Stillen alles zu ihrer häuslichen Einrichtung vor; denn nur noch wenige Wochen, und Henriettens Verpflichtungen waren abgelaufen. Bisweilen schien Werner unruhig; doch wich er Henriettens Nachforschungen aus. Eines Morgens kam er indeß ganz früh zu ihr, und zeigte ihr an, daß er ihr etwas Wichtiges zu entdecken habe. Sie war gespannt zu hören, und er erzählte ihr Folgendes: „Ich hegte bisher die Hoffnung, theuere Henriette, Dir in Beziehung auf Deine äußere Lage mehr erfüllen

zu können, als ich Dir versprochen, denn mein Vater ist ein sehr reicher Mann. Ich wollte Dir das nicht entdecken, weil ich Dir nicht eitle Hoffnungen rege machen wollte, denn diese wären es, wie die Erfahrung mir bestätigt hat, gewesen. Mein Vater hat eine entschiedene Abneigung gegen den Stand, den Du selbst nicht liebst, und glaubt an keine völlige Reinheit der Gesinnung unter den Mitgliedern desselben. Daher hat er sich entschieden gegen unsere Verbindung erklärt. Seine Worte lauten fest und unwiderruflich, denn ich kenne ihn, so: (Hier nahm er einen Brief aus dem Busen und las Henrietten folgende Stelle vor)

„Was Deine Verbindung anbetrifft, so bist Du mündig, und kannst thun, was Du willst. Daß ich entschieden dagegen bin, konntest Du wissen; eben so aber weißt Du auch, daß nicht die gewöhnlichen Vorurtheile vom Unterschied der Stände und des Vermögens mich bestimmen. Meine Entscheidung gründet sich auf eine reife Ansicht und auf feste Grundsätze der Sittlichkeit, besonders in Beziehung auf den weiblichen Charakter. Willst Du, trotz meines väterlichen Rathes, den Träu-

mereien der unbesonnenen Jugend folgen, so thust Du es auf eigene Gefahr; die Familie soll dadurch aber, dies ist mein unabänderlicher Wille, nicht im mindesten gekränkt oder beeinträchtigt werden. Ich ersuche Dich also, Dich mit Deiner künftigen Frau fern von uns zu halten, auch keine Ansprüche an mein Vermögen machen zu wollen, was ich Deinen Geschwistern, denen der Wunsch und der Wille ihres Vaters theurer war, als Dir, zuwenden will. Uebrigens zürne ich Dir nicht, sondern will nur, daß Du auch alle Folgen Deines Schrittes zugleich mit tragen sollest. Liebst Du wirklich, und ist Deine Erwählte das, wofür Du sie hältst, so wirst Du reichlich entschädigt seyn. Sollte uns das Geschick zusammenführen, so werde ich Dich allein nicht mit Widerwillen sehen, denn ich schätze Vieles an Dir, selbst die eigensinnige Festigkeit, die mirs gewiß macht, daß meine Antwort Deinen Entschluß nicht ändern wird. Anbei erfolgen die Papiere, die Dich in den unbeschränkten Besitz Deines mütterlichen Vermögens setzen." —

„Dies schreibt mir mein Vater," fuhr Werner

nach einem langen Stillſchweigen fort. Henriette ſank ihm an das Herz und lispelte: „Theurer, Du bringſt mir ein großes Opfer, das Dich gereuen wird; laß ab von mir, ich fühle mich nicht würdig genug, Dir das zu erſetzen, was Du verläßt.“ „Meine Liebe,“ ſprach Werner freundlich, „trauſt Du ſelbſt Dir nicht einmal das zu, was doch mein Vater Dir zutraut? Er ſagt, Du werdeſt mir eine reiche Entſchädigung ſeyn, wenn Du ſo biſt, als ich Dich halte, unſchuldig und liebevoll. Und das biſt Du! — Ich war auf dieſen Brief gefaßt; meine Hoffnung, daß er anders ſeyn würde, war ſo ſchwach, daß ich ihre Zerſtörung für nichts rechnen kann. Ich bin ſo glücklich, wie zuvor, und hege allen Muth und alle Zuverſicht, die ich je gehabt habe, noch friſch und freudig im Herzen. Ja ſelbſt mein Vater, ſo hoffe ich, wird ſeinen ſtarren Sinn beugen, wenn die Folge ihn lehren wird, daß ſeine Grundſätze über Frauentugend und die nothwendigen Eigenſchaften einer Gattin durch Dich nicht leiden, ſondern ſtrenger befolgt werden, als er in der Wirklichkeit jemals geſehen hat.“ „Ich will Alles thun, was ich vermag, um mir ſeine Achtung und Liebe zu

gewinnen," erwiederte Henriette, und legte ihre Hand versprechend in Werners. „Die Gelegenheit dazu, meine Liebe, wird Dir früher werden, als Du denkst, denn wahrscheinlich tritt mein Vater in einigen Wochen hier ein," erwiederte dieser, indem er sie zärtlich umarmte. „Ich weiß, daß Geschäfte ihn hieher führen. Vielleicht, daß seine Gegenwart Alles zum Besten wendet. Doch hoffe ich wenig davon, weil ich ihn darin genau kenne, daß kein äußerer Reiz und kein fremdes Urtheil ihn bestechen. Ob er aber selbst Gelegenheit haben wird, redlich zu prüfen, ob es ihm darauf ankommen wird, sie zu suchen, das will ich nicht entscheiden. Laß uns nun für jetzt annehmen, daß nichts in unserer Lage sich ändern werde und darnach unsere Maßregeln treffen." Sie besprachen sich jetzt näher über das, was zu thun sey, um die Pläne, die wir im Allgemeinen kennen gelernt haben, auszuführen, und setzten vieles Einzelne, was für uns von geringerem Interesse ist, fest. Das Wesentlichste war, daß der Tag zu Henriettens Concert, in dem sie Abschied vom Publikum nehmen wollte, in drei Wochen festgesetzt wurde. Erst nach diesem

wollte sie ihre Verbindung mit Werner öffentlich bekannt machen; bis dahin gab sie nur an, daß dringende Beweggründe sie nöthigten, das Théater zu verlassen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht durch die Stadt und erregte die verschiedenartigsten Empfindungen. Der größte Theil des Publikums bedauerte es, die treffliche anmuthreiche Künstlerin zu verlieren; doch da auch ihre Persönlichkeit große Theilnahme erregt hatte, so wünschte man von vielen Seiten, daß eine erfreuliche Ursache sie bewegen möchte, der öffentlichen Ausübung der Kunst zu entsagen. Daß es eine Verbindung sey, vermuthete man natürlich. Den angenehmsten Eindruck machte die Nachricht aber auf Carolinen und Augusten, die die verhaßte Nebenbuhlerin verloren. So ließen sie es auch gern geschehen, daß Rennstein, der poetische Kritiker, ein Abschiedssonett an Henrietten dichtete, welches Quark in Musik setzte und es ihr dedicirte. Am seltsamsten wirkte die Nachricht auf zwei unserer Bekannten, Hayfisch und Wicke. Beide hatten schon seit langer Zeit den halben Entschluß mit sich getragen, um Henriettens Hand zu werben. Daß sie vom Thea-

ter abging, traf sie wie ein Blitz, denn nun ließ sich vermuthen, daß sie sich irgend einem Glücklichen verlobt habe. Sie riethen hin und her, und kamen endlich auf die seltsame Idee, einander in Verdacht zu haben. Hayfisch hielt Wicken für den Begünstigten, und dieser ihn. Ein Jeder von ihnen glaubte aber, daß er dem Andern den Rang streitig machen dürfe, deshalb kamen Beide auf den Entschluß, den Versuch zu machen, ob sie vielleicht einander ausstechen könnten. Eines Morgens erhielt Henriette daher folgende zwei Briefe, die sie, obwohl sie ihr nicht angenehm seyn konnten, doch nicht ohne Lächeln las. Der erste lautete so:

Angebetete Henriette!

Tausend Qualen hat dies Herz um Sie gelitten, doch die Angst, in der es jetzt schlägt, übersteigt alles Vorige um so viel, als ihre Schönheit alles überstrahlt, was man bisher schön genannt hat. Sie wollen Abschied von uns nehmen? Sie wollen fliehen? Wohin? Wohin? Glauben Sie mir, es giebt keinen sicherern Zufluchtsort für Sie, als meine Brust. Für Sie habe ich das Herz dem mörderischen Stahl Preis gegeben, an jenem Tage, wo das

Geſchick uns allen mit Vernichtung drohte. So litt ich damals in Strahlheim zwei Mal für Sie den Tod, und jetzt leide ich ihn zum dritten Male, wenn Sie mich verſtoßen und vielleicht ein Nebenbuhler mich durch ein vorſchnelles Wort überliſtet hat. Schwieg ich bisher, ſo war es meine Beſcheidenheit. Daher verwerfen Sie jetzt mein Herz nicht, da es noch nicht zu ſpät iſt, und haben Sie gleich einem Andern früher zugeſagt, ſo iſt meine Liebe doch älter, und ich hoffe auf ihr beſeligendes Jawort. Laſſen Sie ſich, dies füge ich noch hinzu, nicht durch den Stand verführen. Was iſt ein Rath! Oft weiß er ſich ſelbſt nicht zu rathen. Ich aber bin reich und kann Sie glücklich machen.

Ihr getreueſter von Hayfiſch.

Der zweite kürzere war von Wicke:

Himmliſch ſüße Henriette!

Ich leſe Tod in Ihren Blicken. Sollte es wahr ſeyn, ſollten Sie Ihre Huld an ihn verſchenkt haben, der nur Gold für Liebe bieten kann? Ich biete Ihnen Blut und Leben. Fordern Sie, was Sie wollen, nur ſeyn Sie die Meine. Ich bin Rath, doch ich weiß mir ſelbſt

nicht zu rathen! Mein Kopf fiebert, mein Herz bebt, meine Augen weinen, — — kurz, ich liebe Sie bis zur Verzweiflung. Retten Sie mich, oder ich sterbe. Was wäre ein übereiltes Wort für eine Fessel, wenn die Rücknahme desselben Sie in das wahre Paradies der Liebe führen könnte? Geben Sie mir ihre Hand und Sie sollen in dies Paradies kommen, denn nur dort blüht

Wicke, Ihr ewiger Anbeter.

Auf beide Briefe antwortete Henriette, daß sie den Freiern nicht angehören könne, und aus Gründen das Theater verlasse, die sie erst in künftiger Zeit enthüllen dürfe. — Zufällig speisten den Mittag, als sie die Antwort ertheilte, beide zusammen beim Hoftraiteur. Das Unglück macht zu Vertrauten, sie gestanden einander ihr Schicksal, und schwuren, die Sirene zu meiden und zu Carolinen und Augusten zurückzukehren. Auf der Stelle wollten sie ihren Plan ausführen, und fuhren bei Carolinen vor. Doch diese ließ ihnen, da sie sich melden ließen, hinaussagen, sie nähme keinen Besuch an. Höchst betroffen stiegen sie wieder in den Wagen und fuhren zu Augusten, die am Fenster stand, als

der Wagen vor der Thür hielt. Als sie die Treppe hinaufkamen, hörten sie die erbitterte Schöne zu ihrem Mädchen sagen: „Wenn der Rath Wicke und Herr von Hayfisch kommen, so bin ich nicht zu Haus.“ Das war genug. Zum Schein gingen Beide eine Treppe höher, fragten nach Jemand, der gar nicht im Hause wohnte, und setzten sich dann wieder in den Wagen. Doch an Augustens satyrischem Lächeln, die, während sie einstiegen, sich dreist wieder an's Fenster gestellt hatte, merkten sie wol, daß sie durchschaut waren. Voll Verdruß fuhren sie nach Wickes Hause. Hier trat der Bediente dem Rath mit einem Billet, das so eben angekommen seyn sollte, entgegen. Es war von Carolinen und enthielt die lakonischen Zeilen: „Ich habe gehört, Herr Rath, wie Sie und einige andere Herren sich öffentlich über mich geäußert. Meine Würde verbietet mir, Besuche von Herren anzunehmen, die solche Urtheile über mich ins Publikum bringen. Daher werden Sie mich nie mehr zu Haus treffen!“ Wicke las voller Zorn und gab dann den Zettel seinem Freunde, indem er sagte: „Es wird Ihnen die Mühe sparen, den Liebesbrief zu

Haus zu öffnen.“ Und er hatte Recht, denn eine wörtliche Kopie war bei Hayfisch und beim Obrist-lieutenant abgegeben worden. Daß der Vorfall beim Hoftraiteur Carolinen bekannt geworden seyn mußte, ging deutlich daraus hervor. Noch mehr Folgen, deren wir später gedenken werden, hatten sich zum Erstaunen der Residenz daran geknüpft, wurden jedoch erst nach einiger Zeit bekannt.

17. Das Concert. Graf Klammheim. Absagebriefe.

Der Tag, an dem Henriettens Concert gegeben werden sollte, nahte heran. Noch nie war in der Residenz ein ähnlicher Andrang nach Einlaßkarten erhört worden. Die reichsten und vornehmsten Bewohner der Stadt beeiferten sich, der jungen Künstlerin noch einmal ihre Theilnahme zu beweisen, indem sie für die Einlaßkarten die ansehnlichsten Geschenke sandten. In dem Bewußtseyn, zu welchem theuern Zwecke Henriette den Gewinn dieses ihres letzten öffentlichen Auftretens benutzen wollte, erfreute sie sich der über alle Erwartung reichen Einnahme ungemein. Schon drei Tage vor dem Concert war kein Billet mehr zu haben, und sie mußte bekannt machen, daß keine Tageskasse Statt finden werde.

Am Concerttage ließ sich unvermuthet der

Graf Klammheim aus W. bei ihr melden. Er stellte sich ihr als ein außerordentlicher Bevollmächtigter des W. Hofes vor, erzählte, er sey gestern Abend spät angekommen, und vernehme mit Schrecken, daß ein Genuß, auf den er sich so sehr gefreut habe, ihm nicht mehr werden solle, nämlich Henriettens Gesang. Er fügte hinzu, daß er auch den vergeblichen Versuch gemacht habe, ein Billet zu ihrem Concert zu erhalten, und bat sie frei um die Erlaubniß, demselben beizuwohnen zu dürfen. Henriette versicherte, daß es ihr eine große Ehre seyn würde, daß sie aber nicht ein einziges Billet mehr besitze. „Soll ich also das Vergnügen ganz entbehren, Sie jemals zu hören?“ fragte der Graf. „Ich weiß nur einen Ausweg, Ew. Excellenz,“ erwiederte Henriette. „Und der wäre?“ „Sie müßten mir erlauben, Ihnen gleich etwas vorzusingen.“ Dies sagte sie so anmuthig, daß der Graf eine sichtliche Freude darüber empfand, und ihr, wiewohl er ein Mann nahe an sechszig Jahre zu seyn schien, mit jugendlicher Lebhaftigkeit die Hand küßte. Sie setzte sich darauf an das Fortepiano und sang ihm mehrere Canzonetten mit der ihr eigenen Anmuth vor. Der Graf war ent-

zückt, bat sie aber noch um ein deutsches Lied. Sie wählte ihr Lieblingsgedicht von Schiller: „Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn.“ Dies schien den Grafen innigst zu bewegen, er dankte ihr unverkennbar gerührt, und sprach: „Sie haben mir durch Ihre Güte eine sehr große Freude gemacht. Darf ich nun auch wohl mit den Worten eben jenes Dichters sagen: „Empfangen Sie ein Angedenken dieser Stunde?“ und dabei überreichte er ihr eine Brillanten-Nadel. Henriette wollte ablehnen, doch er bat so dringend, daß sie endlich nachgab. Jetzt empfahl sich der Graf. Doch in der Thür kehrte er um und sprach: „Noch eins, meine gütige Freundinn, Sie erlauben mir wohl, trotz der kurzen Bekanntschaft, dies Wort, ich habe dringende Gründe, meine Anwesenheit noch nicht offiziel bekannt werden zu lassen; versprechen Sie daher, Niemandem, aber auch Niemandem zu sagen, daß ich bei Ihnen gewesen sey.“ Henriette versprach es. Der Graf ging. — Der Abend kam heran, das Concert war beispiellos voll und glänzend. Ein berühmter Künstler, der so eben angekommen war, begrüßte Henrietten auf dem Orchester, und äußerte mit wah-

rer Bewegung seine Theilnahme, daß diese Zierde der Musen und der Kunst von nun an nur einem engern Kreise blühen wolle. Ein unaufhörlicher, endloser Beifall folgte jedem Stücke, das sie sang, und als sie zuletzt Abschied nahm, warf man aus allen Logen des Saals Rosen und Myrthen auf sie herab, ein Zeichen, daß man die Ursache, die sie der Bühne entnahm, wohl ahnte. Für ihr empfindendes Gemüth hatte dieses letzte Auftreten etwas erhaben Rührendes; mit Thränen im Auge dankt sie für die Aufnahme, indem ihr der Gedanke eine schmerzliche Empfindung erregte, daß sie nun gewissermaßen den Tempel der Kunst, deren würdige Priesterin sie gewesen war, für immer verließ. Mochte auch das stille Heiligthum der Häuslichkeit ihr einen beglückenden Ersatz bieten, er mußte doch mit einem Opfer erkauft werden. — Werner führte sie an den Wagen und fuhr mit ihr nach Hause. Als sie ankamen, sanken sie einander in die Arme, und Henriette rief: „Nun bin ich ganz die Deine!“ Nach einer langen seligen Umarmung sprach Werner tief bewegt: „Henriette, weißt Du, wen ich im Concerte gesehen habe?“ und als sie ihn fra-

geud ansah, fuhr er fort: „Meinen Vater! Ich werde ihn Morgen mit dem Frühesten aufsuchen, und Dir dann sagen, wie meine Unterredung, wie Dein Anblick auf ihn gewirkt hat.“ Die Liebenden trennten sich voller Hoffnung des Besten; denn daß der Vater im Concert gewesen war, konnte man für kein böses Zeichen halten. — Ganz früh am andern Morgen ließ sich ein Pfarrer, Namens Walter, bei Henrietten melden. Ein ehrwürdiger Greis mit silbernem Haar trat ein. Er redete Henrietten mit einer vertrauensvollen Miene an: „Mein Begehr an Sie ist schnell ausgesprochen, und ebenso schnell gewährt oder abgeschlagen. Sie haben gestern einen reichen Tag gehabt; Sie sehen wohlwollend und gütig aus. Vielleicht hat Sie die Freude auch mild gestimmt. Ich komme, Sie für eine sehr unglückliche Familie anzuflehen. Eine Mutter, die früher im Wohlstande gelebt hat und eine höhere Bildung genossen, schmachtet mit drei Kindern im Elende. Ihr Mann ist vorgestern in den Schuldthurm, wohin ihn nur Unglücksfälle führten, gesetzt worden. Wenige hundert Thaler könnten ihn retten, der unglücklichen Familie den Vater und

Erhalter wiedergeben, allein sie sind schwer zusammenzubringen, und indeß zehren Mangel und Kummer am Leben und Glück des Vaters, der Gattin und der Kinder. Wollen Sie durch einen gütigen Beitrag das Ziel des Unglücks kürzer stecken helfen? Darum bitte ich Sie und habe Vertrauen zu Ihnen." Henriette war durch die einfache Erzählung und die Würde des alten Mannes tief gerührt. Sie fragte schüchtern: „Wie groß ist die Schuldsumme?" „Zweihundert Thaler; und etwa hundert möchten nothwendig seyn, um den dringendsten Bedürfnissen der Familie bis so weit abzuhelfen, daß der Mann von Neuem im Stande wäre, sie durch Thätigkeit, an der es ihm nicht mangelt, zu erhalten." „Mein Gott!" rief Henriette, „war denn der Unglückliche so arm an Freunden, daß er um dieser geringen Summe willen so viel Jammer ausstehen mußte!" Mit diesen Worten eilte sie an ihren Sekretair, und holte dreihundert Thaler, die sie dem Pfarrer mit den Worten gab: „Nehmen Sie, würdiger Mann. Der Himmel hat mich so reich beschenkt in diesen Tagen, daß ich auch nach Abzug dieser Kleinigkeit noch viel reicher bin, als

ich hoffte. Ich bitte, nehmen Sie und helfen Sie bald!“ Der alte Mann faßte Henriettens Hand und drückte sie heftig an seine Lippen. „Das wird Ihnen Gott lohnen,“ rief er mit leuchtendem Auge, „gewiß, meine Tochter, vertrauen Sie darauf!“ Es lag etwas prophetisches in seinen Worten, das Henrietten seltsam traf. Sie geleitete ihn an die Thür, und ging mit frohem Herzen zurück in ihr Gemach. — Eine elegante Equipage fuhr vor. Es war der Graf Klammhaim. „Was kann er so früh wollen,“ dachte Henriette, nahm ihn jedoch an. Er trat mit den Worten ein: „Sie sind betrogen, beste Freundin, ich bin doch in ihrem Konzert gewesen, ein erkrankter Freund hat mir seine Karte gegeben.“ „Das freut mich ungemein,“ erwiederte sie; „ich wünschte, alle Zuhörer wären so gütig und empfänglich als Sie, Herr Graf.“ — Der Graf schwieg und schien etwas verlegen. Endlich begann er: „Schöne Henriette, viele Worte sind nicht meine Sache; ich kann nicht läugnen, daß ich Ihretwegen nicht allein bei Ihnen, sondern sogar in dieser Stadt bin. Unser Fürst, ein Mann in den besten Jahren, hat es bisher gescheut, sich zu vermählen, weil er die

Ehen der Etikette haßt. Doch die Nothwendigkeit heischt endlich dieses Opfer von ihm. Er muß dem Lande eine Fürstin geben. Allein auch sein Herz hat Bedürfnisse. Er kennt Sie," — „Halten Sie ein, Herr Graf, ich bitte Sie," erwiederte Henriette, „ich glaube zu ahnen, was Sie sagen wollen, aber ich bitte Sie dringend, es zu verschweigen. Ich dürfte Ihnen dann nicht wieder freundlich begegnen." „Sie betrachten das Verhältniß," fuhr der Graf zur Erde sehend fort, „vielleicht falsch. Der Fürst wird öffentlich zeigen, daß er Sie nicht nur liebt, sondern auch ehrt. Dürfen Sie ihn tadeln, wenn er über der Staatspflicht nicht verlernen kann, daß er auch ein menschliches Herz hat? Die Gemahlin ist nur die Fürstin, die Mutter des Thronerben, aber nicht seine Gattin. Fürchten Sie die Mißdeutung der Welt? Er wird durch sein Benehmen zeigen, daß er Sie hochachtet. Sie sind, wenn Sie einwilligen, von dieser Minute an, Herrin einer Grafschaft, und im Besitz dieses Titels auch für Ihre Nachkommen. Glauben Sie nicht, daß der Fürst Sie erkaufen will, er will Sie lieben, und seine Liebe giebt Ihnen, was er hofft, daß Ihnen Ehre

und Freude gewähren. — Reden Sie!“ „Herr Graf. Ich tadle den Fürſten nicht, und überlaſſe es ihm zu entſcheiden, was er darf; überlaſſen Sie das aber auch mir. Ich fühle, daß ich Ihren Antrag verwerfen muß, daß er mich kränkt. O hätten Sie geſchwiegen, ich hätte beſſer von Ihnen denken dürfen. Nehmen Sie dieſe Nadel zurück, ich weiß jetzt, daß Sie“ — hier hinderten ſie die Thränen weiter zu ſprechen. Der Graf, ſichtlich bewegt, ſchwieg ebenfalls lange Zeit, endlich aber ſprach er: „Nun wohl, ſo will ich Ihnen denn meinen Auftrag ganz enthüllen.“ „Ich bitte Sie, nein,“ rief Henriette, „ich darf, ich will nicht hören.“ „Sie dürfen, auf mein Wort,“ ſprach der Graf feſt. „Der Fürſt ſah Ihre Antwort zuvor und war darauf vorbereitet. Doch er liebt Sie wirklich. Der Staat verbietet ihm Ihre Hand, ſo lange er herrſcht. Er tritt die Regierung ſeinem Bruder und deſſen Nachkommen ab, und begiebt ſich in den Privatſtand, um durch Ihre Hand, die er als Ihr rechtmäßiger Gemahl empfangen will, ein Glück zu erhalten, was ihm der Thron nicht bietet. Sprechen Sie ein Wort, und ich begrüße Sie als meine Fürſtin.“ Henriette

ſchwieg einen Augenblick, dann trat ſie mit edler Beſcheidenheit auf den Grafen zu: „Herr Graf, ich fühle mich hoch geehrt durch Ihren Antrag; ich glaube, daß Ihr Fürſt mich liebt, daß er ein edler Mann iſt. Um ſo mehr würde ich mir vorwerfen, wenn ich ſolch einen Mann ſeinem Lande rauben wollte. Ja ſelbſt, wenn er mich zur herrſchenden Fürſtin machen wollte, — ich kann nicht, ich darf nicht und — nur Ihnen ſey's geſagt, ich will und wünſche nicht. Forſchen Sie nach keiner Urſach — genug, daß ich Ihnen verſichere, daß mein Weigern mich nicht um mein Glück bringt!" Der Graf hatte ſie lange mit freudig leuchtenden Augen angeſehn. Jetzt hielt er ſich nicht mehr; er breitete ſeine Arme aus und rief: „Edles, treffliches Mädchen, komm an mein Herz. Du ſollſt meine Tochter ſeyn." In ſeiner Miene lag der Ton väterlicher Liebe. Henriette fühlte ſich von einem unbegreiflichen Gefühl hingeriſſen und ſank an ſeine Bruſt. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür mit Heftigkeit. Werrer ſtürzte hinein, und mit dem Ruf: „Mein Vater!" fiel er dem Grafen um den Hals.

Die Lösung ist leicht. Werner war schon seit Jahren unter dem angenommenen Namen und Stand gereist, weil er den Zwang der Etikette, der ihn sein Stand unterwarf, zu vermeiden wünschte. Er hatte dem Vater von seiner Verbindung mit Henrietten geschrieben, die dieser in dem Briefe, den wir kennen, durchaus verwarf. Doch der Ruf ihrer Liebenswürdigkeit hatte ihn schon halb für sie eingenommen, nichts war ihm daher willkommener, als daß ihn Geschäfte an den Hof zu B. riefen, wo er die Braut seines Sohnes prüfen wollte. Daß er dies auf mehr als eine Art gethan, zeigte auch der Eintritt Walters, den wir als Pfarrer kennen gelernt haben, der aber nur der alte Lehrer Werners war und mit der innigsten Zärtlichkeit an dem Schüler hing. Daß Werner Henrietten seinen Stand verschwiegen, geschah anfangs ohne Absicht, später, weil er nicht Hoffnungen bei ihr erregen wollte, die er ihr bei widerstrebender Gesinnung seines Vaters nicht erfüllen konnte, und zuletzt, weil er entschlossen war, für sie dem Stande zu entsagen, in welchem er sich als enterbter Sohn seines Vaters nicht behaupten konnte. — „Jetzt erklärt sichs

auch, wie der Lord durch einen Brief des Grafen getäuſcht werden konnte. Henriettens Verlobung mit dem jungen Grafen von Klammheim wurde jetzt öffentlich bekannt gemacht. Der Graf wollte ſie feierlich begangen wiſſen, und lud zu dem Ende alle Bekannte Henriettens, die wir im Lauf dieſer Erzählung kennen gelernt haben, ein. Doch nicht alle erſchienen, ſondern mehrere ließen ſich entſchuldigen. Noch bei Tafel erhielt Henriette folgende Abſagebillets:

Nr. 1. „Sie entſchuldigen, ſchöne Henriette, daß ich bei Ihrem Feſte nicht zugegen ſeyn kann; denn eine ganz vertrauliche, freundſchaftliche Einladung der ſchönen Caroline beraubt mich dieſes Glücks.

Wicke.

Nr. 2. Grauſame! Sie wollen meiner noch ſpotten, und mich zum Zeugen bei Ihrer Verlobung machen? Gehn Sie hin; in mir iſt ein anderer größrer Geiſt erwacht. Ich fühle mich ſtolz auf mein Volk und Vaterland. Aus Weſten, prophezeite der große Johannes Müller, werde eine neue Sonne der Kultur für Europa aufgehn. Uns iſt ſie aufgegangen. Major Noah

in Amerika iſt der große Held der Geſchichte, der das älteſte Volk der Welt wieder zu ſeinem alten Glanz erheben wird. Unter ſeinen Fahnen denke ich zu fechten. Leben Sie wohl! Seyn Sie immerhin Gräfin! Sie verſcherzten Ihr Glück, denn Sie konnten dereinſt vielleicht Oberrichterin in Israel ſeyn!

von Hayfiſch.

Nr. 3. Die inliegende Karte ſagt Ihnen, geehrte Henriette, warum ich die freundliche Einladung zu Ihrem Feſte nicht annehmen kann; ich feire ein Gleiches. Mögen Sie ſo vielen Glücks theilhaft werden, als ich ſelbſt hoffe und genieße.

Agrippinus.

Die Karte lautete: Bei ihrer Verlobung empfehlen ſich:

Agrippinus und Caroline.

Der Leſer wird errathen, daß Agrippinus kühnes Benehmen für Carolinens Sache, welches ihr bekannt geworden war, ihm ihre Gunſt zugewendet hatte. Und da ſie geſehen, daß er der einzige Treue ihrer Verehrer war, zögerte ſie nicht länger, ihm ihre ſchöne Hand, um die er ſo redlich geworben, zu reichen.

Die Verlobung wurde mit groſser Pracht gefeiert, der Abbe, und viele andere, ja auch Auguſte erſchienen dabei. Hemmſtoff, der ihr eigentlich immer treu geblieben war, wuſste die günſtige Stimmung, in die ſie das Feſt ſetzte, zu nutzen, und erhielt Vergebung und — ihre Hand, ſo daſs auch gleich bei Tafel das Wohl des neuen Paares getrunken wurde. Der Hanswurſt hielt eine Verlobungsrede, und ſchloſs mit den Worten:

„In meiner muntern Laune habe ich manchen zum Beſten gehabt, oder vielmehr nur über ſeine Thorheiten geſpottet. Wer ſich dazu bekennt, wird auch nicht klagen dürfen, daſs man darüber lacht. Wer ſich der Thorheit nicht bewuſst iſt, iſt auch nicht gemeint geweſen. Und ſo hoffe ich, wird mir niemand grollen, denn wie der Dichter ſagt:

Keinen hab' ich kränken wollen.
Allen hat es gelten ſollen.

Verbeſſerungen.

Seite 6	Zeile 1	v. o.	ſtatt	gekriffte	l. gekniffte.
— —	— 8	- -	—	Engländer	l. Engländer.
— 11	— 6	v. u.	—	dieſer edle	l. unſer edler.
— —	— 12	v. o.	—	Müden	l. Mäcen.
— 25	— 4	- -	—	ergriffe	l. angriffe.
— 26	— 9	- -	—	Arecca	l. Aveeça.
— 32	— 6	- -	—	Arecca	l. Aveeça.
— 52	— 3	v. u.	—	Rückſict	l. Rückſichten.
— —	— —	- -	—	abhalte	l. abhalten.
— 53	— 9	v. u.	—	Mäceer	l. Mäcene.
— 54	— 3	v. o.	—	Alles	l. er aus.
— 69	— 11	- -	—	ſelbſt	l. ſonſt.
— 76	— 7	v. u.	—	werden	l. würden.
— 86	— 7	- -	—	enthält	l. enthielt.
— 91	— 7	- -	—	Arecca	l. Aveeça.
— 92	— 7	v. o.	—	Arecca	l. Aveeça.
— 94	— 9	- -	—	Locquine	l. Cocquine.
— 99	— 6	- -	—	Reiten	l. Reifen.
—100	— 5	v. u.	—	neuen	l. neun.
—101	— 9	v. o.	—	da	l. der.
—116	— 9	v. u.	—	haben auch	l. haben Sie auch
—118	— 6	- -	—	lacht auf	l. fährt auf.
—128	— 2	v. o.	—	Ihre	l. Ihro.
—128	— 4	- -	—	Liebe	l. Linken.
—131	— 3	- -	—	erfreut	l. erſtaunt.
—133	— 4	v. u.	—	verordnete	l. anordnete.
—135	— 10	v. o.	—	Leichtfertige	l. leichtfüßige.
—141	— 13	- -	—	fürs allgemeine	l. fiel allgemein.
—154	— 4	- -	—	tritt	l. triſt.
—169	— 1	- -	—	gewähren	l. gewähren wird.

Algier und Paris

im Jahre 1830.

Zwei Novellen.

Erster Band:

Die Aventure.

Die

Aventure.

Eine Novelle

von

Ludwig Rellſtab.

Berlin,
bei Friedrich Laue.

1831.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

Lit. germ. 53 090
d 21. 5. 89

Lu

Institut für Publizistik und Zeitungswissenschaft
Philosophische Fakultät
Universität Leipzig

1446/5827 a

Vorwort.

Der Leser findet in diesen Blättern eine Erzählung, welcher geschichtliche Thatsachen zum Grunde liegen, deren Kunde in den jüngst verwichenen Wochen ganz Europa erfüllte. Der Schiffbruch der beiden französischen Briggs, Aventure und Silen, ist durch alle Zeitungen berichtet worden. Weniger bekannt sind einzelne Umstände desselben. Der Verfasser erhielt jedoch von den Schicksalen einzelner Personen dabei Mittheilungen, die er anziehend genug glaubte, um ihnen Oeffentlichkeit zu geben. Wenn also auch nicht alle Umstände dieser Erzählung streng der Wirklichkeit entnommen sind, indem der Dichter sich eine abrundende Form bilden mußte, so ist das meiste davon dennoch wirklich geschehn, und wir kennen eine Familie in Frankreich, welche dieser Versicherung nicht bedarf.

Als der Verfaſſer die Arbeit begann, war, wie die Weltgeſchichte denn ewig fortbaut und bildet, das Ereigniß, welches er ſchildern wollte, nur ſcheinbar abgeſchloſſen. Da kamen uns plötzlich Ereigniſſe aus Frankreichs Hauptſtadt zur Kunde, die ſo mächtig, ſo erſchütternd auf die Bewohner des ganzen Europa's wirken mußten, daß wir die Fortſetzung dieſes Werkchens faſt aufgegeben hätten, weil es uns ſchien, als müſſe vor den großen Intereſſen der Weltbegebenheiten, das an den Schickſalen Einzelner verſchwinden, wie der Schein der Kerze vor dem Sonnenlicht.

Allein auf eine uns ſelbſt überraſchende, ja in Staunen ſetzende Weiſe, war auch das Schickſal eben dieſer Einzelnen, welches anfangs bis zu einem gewiſſen Ruhepunkte vollendet ſchien, in jene Begebenheiten hinübergezogen worden. Freilich reichten die Anknüpfungsfäden neuerer Ereigniſſe vor die früheren weit hinaus, und hätten wir vor einem Monate das nur ahnen können, worüber briefliche und öffentliche Mittheilungen uns jetzt Gewißheit geben, ſo würden wir auch in der Form unſerer Erzählung die Entwickelung der Keime, welche ſpäter ſo überraſchend aufblühten, zu ihrer Zeit beachtet haben. So blieb uns nichts übrig, als dasjenige,

was die wunderbare Hand der Vorsehung zu einem geheimnißvollen Gewebe ausspann, in zweien Hälften darzustellen. Beide bilden jetzt ein Ganzes dem Inhalt nach; der Künstler nur dürfte eine strengere Verschmelzung auch in Form und Darstellung erwartet haben.

Für den Haupteindruck unsrer Erzählung besorgen wir demungeachtet nur einen geringen Nachtheil, da wir dem Leser Sinn und Gemüth genug zutrauen müssen, die Rathschlüsse einer denkwürdigen Schickung aufzufassen, selbst wenn wir ihn nicht streng dieselben Wege leiten konnten, auf denen der entwickelnde Gang der Zeit dahinschritt.

Statt eines Romans in zwei Theilen erhält der Leser jetzt zwei Erzählungen, die aber durch ein unzertrennliches, wiewohl leichtes Band zusammenhängen. Und sollte man dies nicht vielleicht auch als eine Kunstform gelten lassen können? Sollte man nicht verschiedene Ereignisse, welche dieselben Personen treffen, gesondert und doch in inniger Verbindung darstellen können, selbst wenn nicht alle Begebenheiten sich streng auseinander entwickeln? — Wir wagen nicht zu entscheiden. — Glücklich würde uns schon das machen, wenn der Leser in jeder einzelnen Hälfte ordnenden Kunstsinn, ohne Verletzung der

Treue gegen die Wirklichkeit, nicht vermißte; unsere höchsten Wünsche, — kaum dürfen wir Hoffnungen sagen, — würden aber erfüllt, wenn man uns zugeben könnte, daß wir nicht ohne Geschick und Einsicht die beiden Hauptheile an einander zu knüpfen und zu einem schönen Paar zu verbinden wußten.

Möchte es uns wenigstens gelungen seyn, für beide Erzählungen dem Leser eine Empfindung ihres innern Zusammenhangs, ihrer nahen Verwandtschaft und Einigung einzuflößen, wie sie ihm etwa der Anblick liebender Geschwister erregen mag; ein höheres Ziel hätten wir freilich erreicht, wenn er den Vergleich mit einem liebenden, innig verbundenen, unzertrennlich verwandten Ehepaar treffender fände.

Berlin, am 19. August 1830.

Der Verfasser.

Erſtes Kapitel.

In dem Gartenſaale eines auf einer Anhöhe nahe am Meere reizend gelegenen Landhauſes bei Toulon, von dem man die Stadt, den Hafen und die ſchiffbedeckte Rhede überblickte, ſaßen an einem ſchönen Maien-Nachmittage zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, von der Beide jedoch häufig auf, und über den Spiegel des blauen Meeres hinaus blickten, auf deſſen unabſehbarer Fläche ein einziger Punkt ihr Auge zu feſſeln ſchien.

„Gewiß, liebe Mutter,“ ſprach die Jüngere, „meine Ahnung erfüllt ſich. Er iſt es! Mir träumte zu lebhaft, er käme heut. Und dann, ich bin zwar eben nicht ſo ſchiffskundig, allein dies eine Schiff glaube ich zu beſtimmt zu kennen. Es iſt die Aven-

ture!" — „Ein wenig möchte ich Dir recht geben," antwortete die Mutter, „denn zuverläſſig iſt es eine königliche Brigg. Aber welche, das iſt noch nicht zu beſtimmen."

Unfern von beiden Damen auf einem Tiſchchen ſtand ein Fernrohr auf ſeinem Stativ; ein Hausgeräth, das keinem ſo nahen Bewohner der Küſte in dortiger Gegend fehlt. Leontine ſtand von der Arbeit auf und ſetzte ſich vor das Rohr.

„Unruhiges Herz von neunzehn Jahren!" ſprach die Mutter ſanft lächelnd; „es iſt ja kaum zwei Minuten her, daß Du durch das Rohr geſehn haſt. Noch iſt nichts zu erkennen!"

„Und doch!" rief Leontine freudig. „Doch! Es iſt die Aventure! Ich erkenne ſie an dem großen neu ausgebeſſerten Segel!"

„Thörigtes Kind! Der Sturm zerreißt manches Segel. Ich glaube, man findet unter den hunderten von Schiffen, die jetzt auf der Rhede liegen, nicht zehn, welche nicht ausgebeſſerte Segel hätten."

„Sie iſt es doch! Zwei neue Streifen in dem Hauptſegel! Einer durch die Mitte, der andere oben an der linken Seite. Beſte Mutter! Er kommt! Er kann noch heut Abend bei uns ſeyn!"

Und mit diesen Worten sprang das freudig gerührte Mädchen von dem Sessel auf, und bedeckte das Angesicht der Mutter mit unzähligen Küssen.

Frau von Clermont — diesen Namen führte die Besitzerin des Landhauses — wehrte mit sanfter Freundlichkeit den Liebkosungen der Tochter, und stand vom Sessel auf, um selbst durch das Fernrohr zu sehen.

Die Ankunft des Schiffes erregte darum Leontinens Theilnahme in so hohem Grade, weil sich ihr Bräutigam, Adolph, als Schiffslieutenant auf demselben befand. Wenige Tage zuvor hatte sie einen Brief durch ein Avisoschiff, von der Station vor Algier, von ihm erhalten, wodurch sie benachrichtigt wurde, daß bald danach die Aventure mit Depeschen nach Toulon abgehen würde. Die Verlobten hatten sich seit fast sieben Monden nicht gesehen. Man kann daher denken, mit welchem freudig pochenden Herzen Leontine jedes am fernen Horizont heraufkommende Schiff betrachtete, von dem Augenblick an, wo es, ein schimmerndes weißes Pünktchen, gleich der flatternden weißen Möwe, dem Auge zuerst sichtbar wurde, bis zu dem, wo es mit vollen, aufgeblähten Segeln prachtvoll in den Hafen von Toulon einlief.

Die Mutter hatte indessen gleichfalls das Schiff aufmerksam durch das Sehrohr betrachtet, und stand mit den Worten auf: „Ich glaube, Du hast Recht, Leontine; es ist die Aventure!“ — „Ja, mein Herz hat mich nicht getäuscht!“ rief das lebhafte Mädchen, indem sie die Mutter von Neuem umarmte. „Siehst Du wohl, daß man etwas auf Träume geben darf?“ „Ja, wenn Du nur nicht gestern und vorgestern eben so geträumt hättest,“ entgegnete die Mutter lächelnd; „und wer weiß, ob sich unsre Ahnungen heute erfüllen. Wie leicht könnten wir uns dennoch irren, wie leicht kann der Wind umspringen.“ — Leontine hatte wenig von der Rede der Mutter gehört, denn sie saß schon wieder vor dem Fernrohr. Bei der letzten Bemerkung aber sprang sie sogleich hastig auf, eilte auf die Terrasse, nach der sich die Flügelthüren des Saales öffneten, hinaus, und sah nach der Wetterfahne. „Nein,“ rief sie fröhlich, „der schönste frischeste Südwestwind, sieh nur selbst, liebste Mutter!“ — „Ich glaub' es schon,“ erwiederte Frau von Clermont, trat aber doch hinaus in den Garten, und überzeugte sich, daß Leontine Recht hatte. Indem sie das Auge von der Spitze des Thürmchens, welches auf dem Hause befindlich war, wieder sinken ließ, streifte ihr Blick über

den Weg am Strande hin, und traf auf einen Reiter, der eiligst von der Stadt her auf das Haus zu sprengte. Er schien in demselben Augenblicke auch der Damen ansichtig zu werden, denn er zog ein Tuch hervor und schwenkte es über dem Haupte, als wollte er schon von weitem eine frohe Botschaft verkünden. „Es ist Eduard!" rief Frau von Clermont. — „Ja, es ist der Bruder!" bestätigte Leontine, und eilte die Terrasse hinab, um ihm die Gartenpforte zu öffnen. Schon vom Pferde rief er ihr entgegen: „Hast Du die Brigg gesehen, die dort herauf kommt? Es ist die Aventure! Sie ist schon signalisirt. Ich war beim See-Präfekten, als der Telegraph sie meldete. Schnell warf ich mich zu Pferde, Euch die Nachricht zu bringen." — „O Du guter, liebster Bruder!" rief Leontine froh und hing sich dem Herabgesprungenen in den linken Arm, während er mit dem Rechten das Pferd nach sich führte; „aber wir haben sie schon erkannt, Du bringst uns nur die Gewißheit." — „Und was das Beste ist," entgegnete Eduard lebhaft, „so braucht das Schiff gar keine Quarantaine zu halten, da es nach der Meldung, wie nach Adolph's Brief, gar keinen Kranken am Bord hat, und überdies seit sechs Wochen gar nicht, und vorher nur auf Majorka

gelandet ist. Indeß war man den Hügel hinauf gekommen; ein Diener nahm Eduard's Pferd; die Geschwister traten zur Mutter ein, die sich der Freude ihrer Kinder erfreute.

Eduard diente im achten Linien-Regiment, welches bei der Brigade Loverdo stand. Er befand sich unter den zur Einschiffung versammelten Truppen, die grossentheils bereits an Bord gebracht waren; als dem Sohn einer in Toulon allgemein geachteten Frau hatte ihm der General jedoch leicht Urlaub gegeben, bis das Signal zum Auslaufen der Flotte ertönen würde, die bekanntlich lange Zeit auf der Rhede lag und sehnlich günstigen Wind erwartete. Eben derselbe Südwest aber, der jetzt die Aventure mit sichtlicher Schnelligkeit dem Ufer entgegenführte, hinderte das Geschwader, in See zu stechen. So ungeduldig daher Eduard auch anfangs über die Tücke des Windes gewesen war, so freute er sich mit Mutter und Schwester desselben doch in diesem Augenblick, wo sein günstiger Hauch ihm den innigsten Freund, Leontinens Geliebten, und auch den Liebling der Mutter rascher herbeiführen sollte.

Das erwartete Schiff nahte sich fast zusehends. Man hätte ahnen mögen, daß einem seiner Führer

das Herz mit allen Kräften der Jugend und Liebe nach dem Ufer schlug.

Eduard entwarf den Plan, nach dem Hafen zu fahren, um den Landenden dort sogleich zu bewillkommnen. Allein Leontine war dagegen. „Wie," sprach sie, „soll ich ihn in dem Getümmel und Gedränge so vieler fremden Menschen zuerst wiedersehn, wo ich ihn nicht von ganzem Herzen empfangen darf? Gewiß sehne ich mich nach ihm so heiß, wie er nach mir, aber doch bezwinge ich mich lieber eine Viertelstunde, um ihm hier, nur umgeben von meinen Lieben, gleich in die Arme fliegen zu können, statt dort einen kalten Gruß und Handkuß von ihm zu empfangen!"

„Aber soll er denn Niemand finden, der ihn freundlich willkommen heißt?" sprach die Mutter.

„O gewiß! Denn ich kenne meinen Bruder!" erwiederte Leontine und sah ihn freundlich winkend an.

„Nicht wahr, Eduard, Du reichst ihm die erste Hand, wenn er aus dem Boot springt? Männer kennen ja das Gefühl nicht so, was uns Frauen scheu in uns zurückdrängt, wenn wir der Oeffentlichkeit Preis gegeben sind. Wir lassen erschrocken bei der rauhen Berührung die Blätter sinken, und schließen die Blüthenkelche gleich der zarten Sinnpflanze. Aber

Ihr Männer spielt noch fröhlich in den Wellen des Lebens, die uns schon fortreißen. — Und Du empfängst ihn, guter Eduard, und bringst ihn her zu uns, und hier wollen wir ihn so warm, so herzlich begrüßen, daß er wohl fühlen soll, es liege nicht an uns, wenn wir ihm nicht bis mitten auf das Meer entgegen eilen."

Es wäre schwer gewesen, dem anmuthigen Schmeicheln des schönen Mädchens zu widerstehen, auch wenn man widerstrebende Wünsche gehabt hätte. Wie gern und leicht versprach daher der Bruder, was die Schwester von ihm erbat! Indeß leistete er ihr und der Mutter noch einige Zeit Gesellschaft, bis die schnell segelnde Aventure auf der rechten Höhe der See seyn würde, um nicht gar zu lange Zeit nach ihm im Hafen einzutreffen. — Er erzählte der Mutter das Neueste aus Toulon, schilderte die ewig wechselnd sich gestaltenden Ereignisse und Begebenheiten, die der ungeheure Zusammenfluß von Kriegern, Seeleuten und Fremden erzeugte, sprach von der nahen Abfahrt der Flotte, und ergoß sich in jugendlichen Hoffnungen für den nahen Feldzug, wo er Gelegenheit zu ehrenvollen Thaten zu finden hoffte. Die Mutter war als Lebensgefährtin eines ausgezeichneten Offiziers daran

gewöhnt, den Mann in die Stürme des Lebens hinausschiffen zu sehen; sie hörte daher den Sohn mit einer zwiefachen mütterlichen Theilnahme an; nämlich der an seinen Hoffnungen, und der schmerzlicheren an ihm selbst, den sie bald entbehren sollte, um ihn auf dem unwirthbaren Strande Afrika's den Gefahren des Krieges auszusetzen.

„Ach," rief Eduard lebhaft aus, „bisweilen möchte mir das Herz vor Sehnsucht nach großen Thaten und Schicksalen zerspringen! Wenn ich dort die Flotte mit ihren tausend Masten auf der Rhede liegen sehe, wenn ich mir denke, wie sie vielleicht bald mit stolz aufschwellenden Segeln majestätisch durch den blauen Ocean dahin ziehen wird, wenn ich im Geiste den brausenden Waffenlärm und Jubelruf der Krieger höre, mir die zahllose Menge am Ufer denke, wie sie grüßend, mit Hüten und Tüchern winkend, jubelnd, und doch bewegt, gerührt, erschüttert, dem erhabenen Schauspiel nachsieht — dann möchte ich weinen, daß der Krieg doch am Ende nur ein so unbedeutender, vielleicht in wenig Wochen beendet ist! — Aber, Mutter, Du siehst so ernst, ja Du weinst?"

„Mein Sohn," entgegnete Frau von Clermont mit sanfter Würde, „auch Frauen sind für die großen

Ereigniſſe der Welt empfänglich. Du weißt, ich habe manch ernſtes und ſchweres Geſchick erfahren. In dieſem Augenblick ſtieg die Zeit des Glanzes, die unſer Vaterland erlebt hat, mit mächtiger Erinnerung in mir auf. Und eben fiel es mir ein, daß heut der neunzehnte Mai iſt. Heut vor zweiunddreißig Jahren ſah ich von dieſer ſelben Stelle aus, als ſiebzehnjähriges Mädchen, als Braut, wie Du, meine Leontine, das Heer abſegeln, das Aegypten eroberte. Und Euer Vater war dabei! O es war ein großer Augenblick und die Erinnerung daran würde mir Thränen in's Auge drängen, auch wenn ſich nicht bei dem Gedächtniß jedes ruhmwürdigen Ereigniſſes aus Frankreichs Heldenzeit, das düſtre Bild von dem ſchreckenvollen Ausgang auch meines Glückes mir vor die Seele drängte. Der neunzehnte Mai! Wie achtlos hätte ich faſt den Tag vergeſſen. Ja, Kinder, damals bewegte ſich ſelbſt uns Frauen das Herz anders! Niemand wußte zwar, wohin die coloſſale Unternehmung ihren Lauf richten werde, aber jeder ahnte etwas Groſſes, Kühnes, Unerhörtes. Denn der Held, dem alle Herzen in glühender Begeiſterung entgegenſchlugen, der gewaltige Mann, der kaum in den erſten Jahren der Jugend ſchon den Völkern und den Königen

Geſetze gab, und die glänzendſten Namen unſrer Geſchichte an Ruhm überſtrahlte, ſtand an der Spitze. Und welche Männer umgaben ihn, die nachher die Welt mit ihrem Kriegesruhm erfüllten! Der Herkules des Krieges, Kleber; der Epaminondas Frankreichs, Deſaix; der ritterliche Murat, der jugendliche Held Eugen Beauharnois, der ſcharfblickende Davouſt, der abentheuerliche aber kühne Menou, der kaltblütige Junot; der jedes Herz durch Anmuth und Männlichkeit feſſelnde Düroc, und Dumas, den noch heut eine edle Begeiſterung für alles Große belebt, und Caffarelli, und Reynier, Lannes, Belliard — ach und noch Manche, denen der Lorbeer ſtolz das Haupt umwunden hat, vor denen Könige gezittert haben, und die jetzt das Grab oder ein verdunkeltes Geſchick den Blicken der leicht vergeſſenden Zeit entzieht! — Und unter allen dieſen Helden, dennoch er ſo gewaltig hervorragend, ſo allmächtig herrſchend mit der Kraft des unbeſiegten Willens, der Uebermacht des durchdringenden Geiſtes! — Ja, mein Sohn, es war eine hohe Zeit, die auch die Bruſt eines Mädchens mit Stolz und Freude füllen konnte, zumal nach ſo ſchrecklichen blutdürſtigen Tagen, wie meine frühe Kindheit ſie ſchau-

dernd gesehn! — — Ihr werdet zwar Ehre erwerben, aber Ruhm — dazu müßten Eure Gegner würdiger seyn!"

Der Sohn hing mit feurigen Blicken an der Lippe der Mutter, die mit der Beredsamkeit des ganz erfüllten Herzens sprach; Leontine nahm sanft die Hand der tief bewegten Frau. — „O," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, „es war wohl ein verzeihliches Verbrechen, das Euer Vater beging, wenn er mit zu heißer Verehrung an seinem Feldherrn, seinem Kaiser hing, und die Liebe zu ihm ihn das Gesetz der neuen Herrscher vergessen ließ! Und wäre er wirklich, wie der Tapfre der Tapfern, *) durch ein Blut-Urtheil gefallen — Ihr dürftet Euch seiner nicht schämen, und gleich den Fürsten von der Moskwa den Namen Eures Vaters mit Stolz nennen."

Eben trat die Sonne hinter einer Wolke hervor und warf ihre hellen Strahlen über das Meer hin. Sie fielen auf die glänzenden Segel der näher und näher herankommenden Aventure. Leontine stieß den

*) Ney, wegen seiner Mitwirkung bei Napoleons Rückkehr von Elba bekanntlich erschossen, erhielt auf dem Rückzug von Moskau von seinem Kaiser den Ehrentitel: le brave des braves.

in Gedanken verſunkenen Bruder leiſe an, und deutete nach dem Schiffe. — „Bei Gott, es iſt Zeit!“ rief dieſer, und ſtand auf, um das Anſpannen des Wagens zu befehlen.

In wenigen Minuten rollte er den Weg nach der Stadt dahin, nachdem Leontine ihm noch tauſend Grüße für den Geliebten und einen herzlichen Schweſterkuß für den Liebesdienſt mitgegeben hatte.

Zweites Kapitel.

Es giebt wohl wenige Menschen in Frankreich, die in den letzt verflossenen funfzig Jahren geboren sind, deren Schicksale nicht eben so weit von den gewöhnlichen Ereignissen des Lebens abgewichen wären, als die ganze Zeit sich mit kühnerem Schwunge bewegte. Denn Alle haben sie mehr oder minder die Wirkungen des anfangs so hell leuchtenden, nachher so blutigen Meteors der Revolution erfahren.

Auch Frau von Clermont gehörte zu diesen. Sie war aus Toulon gebürtig. Ihr Vater, ein gemäßigter Republikaner, aber ein wahrer Freund des Vaterlandes, hatte in dem blutigen Jahre 1793 auf der Guillotine das Leben verloren; ihre Mutter sollte einen gleichen Tod sterben, allein sie flüchtete, zeitig gewarnt, bei Nacht mit ihrer damals zwölfjährigen

Tochter, und hielt ſich eine Zeit lang in der Wohnung einer getreuen alten Dienerin verborgen. Die Uebergabe Toulons an die Engländer machte dieſen Tagen der Angſt ein Ende, denn man hatte die Unglückliche als Ariſtokratin verfolgt, wie denn damals die Freiſinnigſten und Beſten mit dieſem Namen der Schande und des Verbrechens bezeichnet wurden. Allein bald brach eine neue Schreckenszeit heran. Die Belagerung begann; wie Jedermann weiß, ſo vortrefflich geleitet, daß die Stadt bald in den Händen der Republikaner war. Die Engländer zündeten die franzöſiſche Flotte und das Arſenal an, und flüchteten. Die unglücklichen Einwohner, denen von allen Seiten das Verderben drohte, ſaßen auf ihren Habſeligkeiten am Ufer des Hafens und warteten auf die Böte, in denen man ſie zu retten verſprochen hatte. Da ſchlugen die Bomben der Belagerer unter die Maſſe; ein Theil der Geängſteten ſuchte die ſchon abgegangenen Böte ſchwimmend zu erreichen und ſtürzte in's Meer, ein anderer Theil flüchtete zurück in die Stadt und verbarg ſich in den Kellern und auf den Böden der Häuſer. Die Galeerenſclaven hatten ſich befreit, und durchtobten heulend und Verderben brütend mit den raſſelnd nachſchleppenden Ketten die

Gassen. In diesem Getümmel, in dieser Todesangst, wo sollten Frauen eine Zuflucht finden? An der Hand ihrer Mutter, von der schon todesmatten alten Dienerin gefolgt, flüchtete auch das zwölfjährige Mädchen durch die Straßen, wohin eben der Strom der Menge sie trieb. Da tönten ihnen plötzlich Trommeln und Pfeifen entgegen; es war ein Theil der einrückenden Sieger. Die wilden Banden, deren eigene Grausamkeit und Zügellosigkeit noch durch blutdürstige Befehle einen Stachel erhielt, feuerten mit unmenschlicher Lust auf die Schlachtopfer. Eine Kugel streckt die Wärterin zu Boden, eine zweite trifft die Mutter in's Herz. Das unglückliche Kind wirft sich händeringend neben den Leichnamen nieder; es sprengen Reiter heran; einer schwingt den Säbel über das Haupt der angstvoll Aufschreienden. Da faßt ein muthiger Arm den ruchlosen Verbrecher, reißt ihn zurück und vom Sattel herab. Ein junger Offizier war es, der die dreiste, wackere That verübte. Er springt vom Pferde, das Geschick des hülflosen Kindes erbarmt ihn, er nimmt sich seiner an, und hebt es, als ein Blick auf die Gefallenen ihn überzeugt, daß ihr Leben entflohen sey, auf sein Pferd. — Der Retter nannte sich Clermont; er brachte das Kind zu

einer Verwandten im Innern Frankreichs. In kurzer Zeit endete mit Robespierre's Tode der Terrorismus; die Verkannten kamen wieder zu Ehren, unter ihnen auch der Vater der hülfloſen Waiſe.

Sie kehrte mit ihrer Pflegerin nach Toulon zurück, wo ſie als Erbtheil jenes reizend gelegene Landhaus am Meere in Beſitz nahm. Nach drei Jahren gab ſie ihrem Retter, in dem die milde Wärme des Erbarmens ſich zur reinen Flamme der innigſten Liebe entzündet hatte, das Jawort als Braut. — Doch die Stürme des Krieges ſchüttelten ihn noch lange hin und her, und abermals verſtrichen drei Jahre, ehe ſie die Seinige wurde. Damals bändigte der mächtigte Herrſchergeiſt zwar das entfeſſelte Frankreich, und ſtellte die bürgerliche Ordnung und Sicherheit wieder her; wer hätte aber in jenen Tagen die Ruhe eines ungeſtörten häuslichen Glücks genoſſen? Es war die Zeit der Thaten; wer ſich nicht daran erheben konnte, und ſelbſt kräftig mitwirkend aufzutreten vermochte, der wurde freilich durch den gewaltigen Strom ohne Wahl fortgeriſſen, und erſchien ſich überall nur unglücklich, weil er ſich vom bloßen Dulden nicht zum Handeln, oder doch zu Ge-

ſinnungen erheben konnte, die die Zeit und ihre Größe, ja Herrlichkeit für Frankreich erkannten.

Nicht ſo Frau von Clermont. Ihr Gatte ſtieg ſchnell auf der Bahn der Ehre aufwärts. Im ſteten Kriegsgetümmel, bald in Italien, bald in Deutſchland, dann in Spanien, in Rußland ernſt beſchäftigt, war ſein häuslicher Heerd nur eine ſeltene Ruheſtätte für ihn. Er beſuchte ihn um ſo lieber, drückte die Kinder um ſo herzlicher an ſeine Bruſt. Aber in ſolchem Wechſel der Geſchicke mußte die zarte Frau ſich mit dem Harniſch einer ſtarken Seele waffnen. Sie lernte begreifen, daß es größere Verhältniſſe giebt, als diejenigen, die in der Hand der Gattin, der Mutter ruhen. Sie lernte ſich im Ganzen groß fühlen, und das einzelne Opfer, das einzelne Behagen geringer anſchlagen. Und darum vermochte ſie noch jetzt mit dem Gefühl wehmüthiger Erinnerung jener Zeiten zu gedenken, und konnte ſich einer tiefen Erſchütterung nicht erwehren, wenn ſie bedachte, wie viel Großes, das in Kriegen und Stürmen geboren und erprobt war, ſeine einzelnen kühnen Kräfte feſſeln, lähmen, und brechen laſſen mußte, damit das Geſetz ruhig und frei über Alle walte; wie viel Helden in die Gruft ſanken, um mit ihrer Aſche Frankreichs Boden fruchtz

bar zu düngen, daß die ruhige Saat des Landmanns golden darauf prange, und der Fleiß des Bürgers seine Früchte behaglich genieße! Zwar erhob sich ihre Seele bei dem Gedanken, daß aus Nacht, Blut und strahlendem Glanz sich endlich ein klarer, milder Tag für das Vaterland hervorgerungen hatte, und dennoch — ihr Sinn war groß, darum bewegte sie der Fall des Großen tief, wenn gleich es nur dem Rechten weichen mußte.

Auch sie hatte die letzten Opfer darbringen müssen. Obrist Clermont hatte seinen Feldherrn, seinen Kaiser, mit jenen blutigen kaum zu bekämpfenden Thränen, mit jenem bittern Schmerz, der jedes kühne Soldatenherz zerriß, zu Fontainebleau von dem Heere scheiden sehen, das er noch nie verlassen hatte, nicht in der Gluth der syrischen Wüste, nicht in den Eisfeldern des Nordens. Die Krieger, die auf den Wink seines Auges jubelnd in den Tod stürzten, vermochten kaum seinen Befehlen zu gehorchen, als er sie ihres Eides entließ.

Jedermann weiß, was in jenen Tagen geschah. Bis dahin hatten Ehre, Muth, Tapferkeit gegolten; jetzt traten die alten verhaßten Rechte der Geburt, des Reichthums, und die schimpflichern der kriechen-

den Schmeichelei wieder ein! Zwar die gewaltigen Häupter des Heeres, um die ſich leicht das Volk, der Soldat geſammelt hätte, verſchonte man, und warf ihnen müßige Würden ſtatt der alten ruhmvollen Thätigkeit hin; aber durch Einknicken aller jungen Triebe ſuchte man den Baum zu tödten. Die Söhne des mit ſeinen Schätzen ausgewanderten Adels, die nicht die Gefahr, nicht den Ruhm Frankreichs getheilt hatten, ſondern in England ihr verächtliches Leben in müßiger Schwelgerei hinbrachten, während die ächten Söhne Frankreichs unter Waffen, Gefahren, Entbehrungen und Großthaten heranwuchſen, waren nun zurückgekehrt, und wurden den ergrauten, mit Narben bedeckten Kriegern nicht zu Führern, nein, das war unmöglich, aber zu muthwillig willkührlichen Beherrſchern gegeben. Ihr nichts achtender Leichtſinn ſpottete des Schmerzes, des tiefbeugenden Grams im Antlitz der Söhne des Ruhms. Sie behandelten ſie vornehm, verächtlich, mit dem Stolz deſſelben Adels, der dreißig Jahre zuvor, alle Menſchenrechte höhnend, dem Landmann verbot, die Felder zu düngen, damit dem Edelmann die Rebhühner nicht nach Dünger ſchmeckten; der in den Tuillerien im Sommer auf geſtreutem Salz eine Schlittenfahrt veranſtaltete,

während das Volk, wegen der ungeheuren Abgabe, dieſes nothwendigſte Nahrungsmittel kaum noch bezahlen konnte. — Sie hatten nichts gelernt und nichts vergeſſen!

Solche Tage mußte Oberſt Clermont tragen lernen!

Faſt ein Jahr hatte es gedauert, da wurde er eines Abends plötzlich durch einen Boten zum Marſchall Ney gerufen. Was er dort erfahren, iſt Niemandem bekannt geworden. Aber er kehrte zurück, ſeine Augen leuchteten vor Freude, ſein Herz pochte mächtig, er drückte ſeine Gattin wie außer ſich vor Freude an die Bruſt, küßte ſeine Kinder unter Thränen, ließ den zwölfjährigen Knaben Eduard, die vierjährige Leontine, ja ſelbſt die kleine, kaum lallende Eugenie zu einander treten, umarmte ſie nochmals und ſegnete ſie und rief: „Gott bereitet Euch eine beſſere Zukunft, als ich hoffte!“ Dann nahm er Abſchied von der ganzen Familie, und ſagte der Gattin leiſe: „Leontine, bald ſollſt Du von mir hören!“ — Er reiſte in der Nacht mit Courier-Pferden ab. Und zehen Tage dauerte es, da erſcholl ein Name durch Frankreich, vor dem alle Könige Europa's zitterten. Der Kaiſer hatte ſein Reich nur mit einem Fuße erſt wieder berührt, und ſchon jauchzten ihm Heer und

Volk entgegen. Die alten bärtigen Soldaten weinten wie Kinder, als die Kunde zu ihnen drang; das verachtete Joch des übermüthigen Adels war gesprengt. Sie blickten alle nach dem strahlenden Haupte, das ihnen vorgeleuchtet hatte in jedem dunklen Gewitter der Schlacht. Frankreich war in Waffen, der Kampf begann. Aber der Allmächtige stürzte den Mächtigen. — Das Heldenreich war für ewig zertrümmert.

Frau von Clermont lebte mit ihren Kindern damals zu Toulon auf ihrem Landhause, möglichst fern von dem Getümmel des Krieges, in stiller Eingezogenheit.

Die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Belle-Alliance, wo Europa rühmlich und kühn seine Unabhängigkeit erstritt, kam nur zu bald für die Anhänger des Kaisers zu ihrer Kunde. Indeß stellte man sich den Verlust nicht so unersetzlich vor als er war, obgleich eine trübe Botschaft nach der andern erfolgte. Schon erhoben die Anhänger des Königthums im südlichen Frankreich sich wieder, schon wurden die Bande des Gehorsams lose, schon übte der aufrührerische Pöbel namenlose Gräuel aus: Da erhielt man die Nachricht, daß Napoleon zu Gunsten seines Sohnes entsagt habe, die verbündeten Heere

aber erklärt hätten, ſie ſeyen gekommen, um Ludwig XVIII wieder auf den Thron zu ſetzen. Damit war das Urtheil aller derjenigen geſprochen, die dem Kaiſer ihre unerſchütterliche Anhänglichkeit gezeigt hatten.

Frau von Clermont war ohne Nachrichten von ihrem Gemahl. So viel politiſche Stürme ſie erlebt hatte, ſo oft ſie dicht an der Gefahr, an dem Unheil vorübergeſtreift war, und die Wunder göttlicher Fügungen und Rettungen erfahren hatte, ſo ſchien ihr doch hier jede Hoffnung verloren. Der Präfekt von Toulon, obgleich kein Anhänger des Kaiſers, war ein Mann, von deſſen gemäßigter Geſinnung ſie Rath und Troſt erwarten durfte. Sie begab ſich daher eines Nachmittags, in Begleitung ihrer beiden älteren Kinder Eduard und Leontine, zu demſelben, um durch ihn über das Loos ihres Gemahls Nachricht einzuziehn. Nach langem Harren erhielt ſie eine Audienz. Der Präfekt nahm ſie milde und ernſt bei der Hand, und führte ſie, indem er ſie bat, die Kinder zurückzulaſſen, in ſein Zimmer. Hier zeigte er der erſchütterten Frau einen Befehl, den er ſo eben von Paris erhalten hatte. Obriſt Clermont war, gleich Labedoyere und Ney, für einen Verräther des Vaterlandes erklärt; der Prä-

fekt hatte den Auftrag, ihn zu verhaften. „Und welches wird sein Loos seyn?" fragte die erblassende Gattin? — „Derselbe Tod, dem er so oft getrotzt hat; der auch jetzt noch ehrenvolle Soldatentod, — die Kugel!" — „O Gott! Sie würde das edelste Herz durchbohren!" rief die unglückliche Frau, und konnte sich kaum aufrecht erhalten. — „Noch ist der Befehl nicht bekannt," erwiederte der Präfekt. „Man weiß, daß der Obrist hierher geflüchtet ist. Thun Sie was Sie können, seine Spur zu entdecken, und warnen Sie ihn in Zeiten. Bis Morgen will ich den Befehl geheim halten. Ich thue es Ihrer lieblichen Waisen, Ihrer eignen rührenden Treue wegen; dann aber muß das Gesetz walten, das sich schwerlich beugen läßt."

Frau von Clermont verließ zitternd, und mit der Fassung, die sie in ihren Schicksalen gewonnen hatte, das Gemach. Im Vorzimmer spielten Eduard und Leontine mit einem Hündchen, und das vierjährige Kind rief: „Mutter, wenn der Vater zurückkehrt, muß er mir so ein Hündchen schenken!" — „Die arglose Unschuld!" sprach mit unterdrückter Stimme der Präfekt, und lieh der bebenden Mutter den Arm. „Gott wird Sie und Ihre lieblichen Kleinen beschützen!"

fuhr er fort. „Nimm das Hündchen mit, wenn es Dir gefällt, liebe Kleine!“ sagte er zu Leontinen, indem er sie küßte. Sie dankte kindlich, und ging mit der Mutter und dem Bruder.

Indeß war es fast dunkel geworden. Der Kutscher der Frau von Clermont hatte sich aus dem Gasthofe entfernt. Sie mußte über eine Stunde auf seine Rückkehr warten. So kam sie erst spät in ihre Landwohnung zurück, wo sie einen alten Diener, und die Wärterin mit der kleinen Eugenie gelassen hatte. Der Diener öffnete die Gartenpforte, und ersuchte Frau von Clermont, doch sogleich den Zettel zu lesen, der für sie auf ihrem Tische liege. Er begleitete sie selbst dahin und brachte ihr eiligst Licht. „Allmächtiger Gott! Von Clermont!“ rief sie aus und öffnete. Sie las: „„Leontine! Gottes Hand ist eisern auf uns gefallen. Ich kam, Dich noch einmal zu sehn. Es sollte nicht seyn; meine Minuten sind gezählt. Am Strande harrt die Barke, die mich im Dunkel auf das Meer hinaus auf ein amerikanisches Schiff führt. Leontine! Ich nehme Eugenien mit mir! Ich reiße sie von Deinem Herzen! Wirst Du mir vergeben? Ich theile nicht grausam; Du behältst

zwei Kinder, ich eines! Aber ich konnte mich nicht von allen trennen. Bald vielleicht nimmt ein freies Land den jetzt Geächteten auf. Vielleicht ſcheint unſrem Daſeyn noch einmal eine ſpäte, ruhige Abendſonne! Jetzt aber iſt Sturm nnd Nacht um uns her. Küſſe meine Kinder. Dein Bild bleibt ewig in meinem Herzen. Lebe wohl! Ich kann nicht mehr!"" Unter ſtrömenden Thränen las Frau von Clermont die eilig mit Bleiſtift geſchriebenen Worte. „Und Du haſt ihn geſehen? Er war hier? Selbſt hier?" fragte ſie den Diener, dem die Augen voll Thränen ſtanden, und die Worte fehlten. — „Wohl habe ich ihn geſehen! Er war als Matroſe gekleidet. Und ich erkannte ihn trotz der falſchen Tracht. Das Kind hab' ich ſelbſt an das Schiff getragen." — „O meine Eugenie!" rief die Mutter im tiefſten Schmerz — „Und ſollte ich ihm, der Alles verliert, Vaterland, und Heimath, nicht dieſen Troſt gönnen?" — „Die Wärterin hat das Kind nicht verlaſſen wollen," fuhr der Alte fort. „Sie iſt mit dem Herrn! Er hat mir hier auch dieſen Beutel für ihre alte Mutter, und dieſes Käſtchen für Sie, gnädige Frau, eingehändigt." — Dabei übergab der redliche Diener beides.

In dem Käſtchen befanden ſich Papiere von Werth, die den äußern Wohlſtand der verlaſſenen Gattin ſicherten.

Erſchöpft von Schmerz ſank die Troſtloſe auf einen Seſſel nieder; ihre Kinder umſtanden ſie, und weinten, und liebkoſten die Mutter.

„Ach, Ihr Armen! Ihr ſeyd Waiſen geworden!“ rief dieſe. „Ihr habt Euren Vater verloren!“

Und ſie ſprach wahr; denn ſeit jenem Tage hatte ſie weder eine Nachricht von dem Gatten noch von dem Kinde erhalten, und längſt betrachtete ſie beide als dahingegangen wo keine Rückkehr mehr iſt.

Drittes Kapitel.

Funfzehn Jahre waren seit jenem traurigen Ereigniß verstrichen, und die Zeit, die Alles beruhigt, Alles heilt, und die tiefste Schrift der Schmerzen endlich verwischt, hatte diese wohlthätige Kraft auch auf Frau von Clermont geübt. Wie ganz Europa nach den furchtbaren Stürmen, die es erschüttert und gereinigt hatten, endlich der Ruhe genoß, zwar nicht ohne einzelne schmerzvolle Verluste zu beklagen, so auch die Einzelnen; denn nach und nach erblühten neue Freuden, entkeimten dem Brand und der Asche untergegangener Stätten neue Hoffnungen. Die Gegenwart bot, die Zukunft versprach Ersatz. So milde und heilend hatte sich das Leben auch für die Frau gestaltet, deren unglückliche, ereignißreiche Jugend wir erzählt haben. Wir haben sie als die Mutter zweier

Kinder gesehn, die jede Hoffnung gerechtfertigt hatten. Eduard männlich, ernst, voller Eifer für das Beste des Vaterlandes, den großen Ideen, die daselbst sich entwickelt hatten, ganz hingegeben; Leontine, in zarter weiblicher Schönheit aufgeblüht, ein treues Bild der Mutter, mit rührend erinnernden Zügen des Vaters, heiter und ernst zugleich, voller Liebe, Treue und Unschuld.

Mutter und Tochter saßen, noch immer mit ihrer Handarbeit beschäftigt, in dem kühlen Gartensaal und verfolgten den Lauf des Schiffes, das einen ihnen Beiden so theuren Gegenstand trug. Die Sonne senkte sich schon tiefer und tiefer; sie warf jetzt ihre Strahlen röthlich leuchtend auf die Segel des stolz heranbrausenden Schiffs. Durch das Fernrohr konnte Leontine schon die einzelnen Gestalten der Matrosen in dem Tauwerk umher klettern sehn. Aber irgend Jemand bestimmt zu erkennen, dazu war es nicht nahe genug, und kam auch nicht so nahe mehr. Endlich erreichte es die Spitzen der Hafendämme und lief majestätisch ein. Leontinens Herz schlug hoch auf. Nur noch eine Stunde und der Geliebte hielt sie in seinen treuen lieben Armen!

Auch dieſe Stunde verrann endlich, aber freilich in langſamen Körnern Sandes.

Die Sonne war dem Sinken nahe; ein Purpurhauch legte ſich über Meer und Himmel, und golden glänzten die tauſende von Maſten, Segeln und Wimpeln auf der Rhede. Da rollte ein Wagen von weitem den Strandweg daher. Iſt er es wirklich? Leontine richtete das Fernrohr darauf. Er war es, aber nicht nur von Eduard, ſondern noch von einem Dritten begleitet. Dies befremdete ſie anfangs, doch bald dachte ſie: er komme wie er mag, gewiß kommt er nur in lieber Begleitung.

Eduard, man ſah es, trieb die Roſſe munter an. Jetzt wehten die Kommenden ſchon mit ihren Tüchern, und die Frauen erwiederten den ſtummen aber freudigen Gruß von der Anhöhe herab.

Schon hörte man das Raſſeln des Wagens, die ſchnaubenden Pferde. Leontine flog nach der Gartenthür; der Wagen hielt, Adolph ſprang herab und das glückliche Mädchen lag in ſeinen Armen, und er verſchloß ihr die Lippe mit glühenden Küſſen.

In liebender Eile zog ſie ihn den Hügel hinauf, daß er auch die Mutter umarme. Eduard und der Fremde folgten langſam den Weg zur Terraſſe hinauf.

Als auch dort die ersten warmen Begrüßungen vorüber waren, stellte Adolph den Fremden, ihn bei der Hand nehmend, vor und sprach: „Beste Mutter, theure Leontine, es ist mein Bruder Victor!“

Die Frauen hießen den nah Verwandten herzlich willkommen.

Victor war ein junger Seemann, so wie sein Bruder. Er hatte lange Zeit auf der entfernten amerikanischen Station zugebracht; als jedoch die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Algier immer größer wurde, wußte er die Erlaubniß zu gewinnen, sich dem Theil der französischen Flotte anzuschließen, der jene Unternehmung, wo es mehr Gelegenheit zu rühmlichen Thaten gab, als vor Buenos-Ayres, auszuführen bestimmt war. So war er denn vor wenigen Wochen mit einem Packetboot im Havre eingelaufen, und von dort nach Paris gegangen, um von dem Admiral Duperré, der sich damals noch dort befand, seine fernere Anstellung zu empfangen. Dieser gab ihm die Stelle eines Unterlieutenants auf der Aventure, die eben offen war, und wo sich sein Bruder bereits als erster Lieutenant befand. Er ging darauf nach Mahon, wo das Schiff lag, und war so ganz unvermu-

thet mit dem Bruder zusammen, und jetzt mit ihm in Toulon eingetroffen.

Schon Adolph hatte eine kühne Gesichtsbildung, und ein mit großer Gewandtheit gepaartes, kriegerisches Wesen, wie es jungen Seeleuten, die noch nicht in ihrem Beruf so eingerostet sind, daß sie alle übrigen Lebensverhältnisse darüber vergessen haben, eigen zu seyn pflegt. Noch ausgebildeter aber waren diese Eigenschaften in dem wenigstens um drei Jahre jüngeren Victor. Ein längerer Aufenthalt in den tropischen Gegenden hatte seine Gesichtsfarbe männlich gebräunt: unter dem dunklen Haar sah er mit feurig schwarzem Auge hervor. Er war schlank, nur wenig über mittlerer Größe, aber gewandt, zierlich und doch kraftvoll in jeder Bewegung. Namentlich hatte er einen freien, edlen Gang, und eine wohltönende Sprache, verbunden mit scharfer, bestimmter Ausdrucksweise. Durch alle diese männlichen rauheren Eigenschaften hindurch leuchtete aber als die trefflichste ein warmfühlendes Herz, ein ungemeines Wohlwollen gegen alles Gute, und ein schöner Sinn für jede höhere Bildung des Geistes. Beide Brüder sahen sich in diesen äußern und innern Eigenschaften fast vollkommen ähnlich, doch läßt sich kaum in Abrede stellen, daß

Victor, wiewohl der Jüngere, doch fast der ausgezeichnetere war.

So konnte es nicht fehlen, daß er sich schnell in dem Kreise heimisch fand, und bald von Allen geliebt wurde; namentlich aber hing sich Eduard mit jugendlicher Wärme der Freundschaft gleich in den ersten Stunden der Bekanntschaft ihm an. — —

Die Sonne war dem Sinken nahe. Leontine schlug einen Spaziergang an das Meer hinab vor, um der frischen Abendkühle zu genießen. Man ging.

Die schöne schwarzlockige Braut mit den treuen sanften Augen, welche immer voller Liebe zu ihrem Freunde hinaufblickten, ging mit diesem voran. Man ließ sie gern ein wenig allein, weil ja das liebende Herz sich dem Liebenden gegenüber so gern ohne Zeugen weiß. Später folgte Frau von Clermont, durch edlen Ausdruck der Züge und sanfte Hoheit der Gestalt noch immer anziehend, begleitet von ihrem Sohn und dem neuen jungen Freunde desselben. Man ging auf einem an der Uferhöhe hinlaufenden Fußpfade, abwärts von der Stadt, der Sonne und dem in Purpur getauchten Abendhimmel entzogen.

„Wie reizend ist meines glücklichen Bruders Braut!“ bemerkte Victor, als er sie an Adolph's Arm vor sich her gehen sah. In der That schwebte die leichte anmuthige Gestalt nur eben über den Rasen; das weiße Gewand flatterte leicht im Winde, der Hauch desselben spielte mit ihren Locken, die ganze Gestalt war von dem rosigen Abendschimmer leicht an den Umrissen angehaucht, und das Gold der sinkenden Sonne blinkte zwischen dem Haar hindurch. Sie wand oft den Kopf halb seitwärts gegen Adolph hinauf, so daß das halbe Profil über der Schulter sichtbar wurde, und man ihr reizendes Lächeln, und den seligen Blick ihres Auges bemerken konnte, mit dem sie fragend oder bejahend zu Adolph hinaufsah.

„Wie groß muß das Glück der Liebe seyn!“ sprach Victor nach einigen Minuten sehr ernst, „wenn man es an dem gefahrvollen Abgrunde einer so nahen Trennung noch so ganz genießen kann. — Vielleicht schon Morgen entreißt die strenge Pflicht ihn ihrer lieblichen Gegenwart, und doch vermag er sie heut noch so sorglos und unbefangen zu genießen!“

„Ich glaube nicht,“ sprach Frau von Clermont, „daß es die Liebe ist, die dieses Glück der Ruhe erzeugt; sondern es ist nur die besondre Gabe ver-

trauender unschuldiger Herzen, die den herben Wechsel menschlicher Geschicke noch niemals erfahren haben. In welcher glücklichen, sorglosen Jugend sind die jungen Geschlechter Frankreichs aufgewachsen, gegen die stürmischen Tage, die wir erlebten!"

Man war unter diesem Gespräch, das sich noch eine Zeit lang fortsetzte, bis an eine Landspitze gekommen, die einen weiten Ueberblick nach Westen und Osten verstattete. Eben als man dort anlangte, senkte sich die glühende Scheibe der Sonne in das dunkelblaue Meer, und verwandelte es in ein zahlloses Heer aufsprudelnder, von röthlichem Schaum umgebener Flammen. Der Himmel war mit Rosen und Gold überschüttet. Leontine stand an Adolph's Seite, den Kopf leise an seine Schulter gelegt, während er sie mit dem linken Arm umschlang. Versunken in das schöne Schauspiel, erfüllt von der ganzen Tiefe ihres Glückes, genossen sie einen jener feierlichen Augenblicke des Lebens, die wir nie vergessen, in denen unser Herz größer und würdiger schlägt, und wir die edlere Bedeutung unsres Seyns in heiliger Ehrfucht empfinden. Kein unreiner Gedanke, keine beengende kleinliche Sorge befleckt oder bedrängt dann die Brust; nur schöne, edle, große Entschlüsse erfüllen uns, und

hier ſchöpfen wir in einem Augenblick die Kraft für lange Jahre der Zukunft.

— — Wenn auch nicht ſo mächtig ergriffen, wie die beiden Liebenden, ſo waren doch Alle tief bewegt. Eine heilige Stille herrſchte rings umher; nur das einförmige Rauſchen der Wellen, und das leichte Wehen der Luft in den bewegten Wipfeln, tönte gleichſam als die Stimme des nah überhinſchwebenden gütigen Weltgeiſtes dazwiſchen. Jeder erwog in der Bruſt die Freuden und Gefahren der kommenden Tage; denn jeder ſtand an einem ernſten Wendepunkt des Lebens. Die Mutterbruſt war erfüllt von dem Geſchick der Kinder; Glück und Schmerz lag beiden gleich nahe; vor den jugendlichen Seelen der Männer ſtand die Geſtalt des ruhm- und gefahrenreichen Kriegsgottes; in Adolph's Herz lächelte auch die Liebe hinein, und Leontine fühlte ſich als glückliche Tochter, als ſelige und bangende Braut und Schweſter zugleich!

Da ertönte plötzlich durch die Stille der majeſtätiſche Donner eines Kanonenſchuſſes, und hallte weit an den Bergen und Wäldern wieder, und über das endloſe Meer hinaus. Es war, als ob Zeus aus heitrem Himmel ſeine mächtige Gegenwart kund gebe.

Man wandte ſich um und ſah ſchon einen neuen Blitz und eine weiße Rauchwolke von dem Admiralſchiff Provence aufſteigen, die den zweiten Schuß ankündigte. Bald rollte auch dieſer donnernd über die Wellen daher; in wenigen Minuten ertönte der dritte. — Es waren die Signalſchüſſe, durch welche Alle, die auf der Flotte bleiben mußten, dahin zurückgefordert wurden. — Wie froh empfanden ſich Adolph, Victor und Eduard in dieſem Augenblicke von dem Zwange des Dienſtes entbunden! — —

Viertes Kapitel.

Es waren den Liebenden und den Freunden einige Tage verſtrichen, die alle dem eben geſchilderten ähnlich waren. Sie ſaßen eben wieder in der ſchönen, von Roſen reich umblühten Terraſſe, als ein Mann in Matroſentracht unten an der Gitterpforte des Hauſes rüttelte. Victor erkannte ihn zuerſt für einen der Leute von der Aventure. „Wahrhaftig es iſt Jean, der dort unten am Thor pocht. Ich kenne ihn an der neuen, prachtvollen blauen Schärpe, die er mir geſtern am Hafen mit Stolz zeigte. Seine Tony hat ſie ihm zum Geſchenk gemacht. Was mag er bringen?" — „Ach, ich ahne nichts Gutes," ſprach Leontine ängſtlich, mit einem bangen aber richtigen Vorgefühl. — Indeſſen hatte ein Diener die Gartenthür geöffnet, und Jean eilte raſch die Terraſſe hinauf.

Er grüßte mit gewandtem Schifferanſtand die Damen, und wandte ſich dann an Adolph, als den Ober-Lieutenant. „Mein Lieutenant," fing er an, „mich ſchickt der Capitain. Der Tanz geht wieder an. Die Tour ſteht an uns. Wir müſſen in See. Heut Nachmittag iſt der Befehl mit dem, nun wie heißt denn das dreiarmige Ding da oben," — „Telegraph," fiel Victor ein; — „ja, mit dem Telegraphen iſt der Befehl gekommen. Um Mitternacht ſpäteſtens möchtet Ihr auf dem Schiffe ſeyn, denn mit der erſten Dämmerung geht's fort." — Leontine erblaßte; ſelbſt Adolph war ſichtlich überraſcht. Victor nahm daher ſchnell das Wort. „Schon gut, Jean, wir werden nicht fehlen, und unſren Theil von der angenehmen Muſik, wenn die Anker aufgewunden werden, ſchon hören. Melde das nur dem Capitain. Aber Du biſt ſehr gelaufen, Burſche. Hier nimm ein Fünffrankenſtück, und trinke Dir wieder Kräfte in der Hafenſchenke, oder verproviantire Dich für die Fahrt." — „Mein Lieutenant! Ich danke verbindlichſt. Aber wenn's Euch gleich iſt, ſo möchte ich meiner Tony ein Paar bunte Flaggen dafür kaufen, an ihre Haube." — „Auch gut, Jean! aber bringe dem Capitain nur die Meldung raſch zurück." Der muntre Burſche ſprach

ein rasches: „Sehr wohl, mein Lieutenant!“ drehte sich auf dem Absatz um, und war in drei flinken Sprüngen zum Garten hinaus.

Die halb scherzhafte Weise, mit der Victor die ernste Meldung aufgenommen hatte, war sehr behülflich dazu gewesen, den Damen, und besonders Leontinen, die kaum die Thränen in den schönen Augen zurückhalten konnte, über die ängstliche Stimmung fortzuhelfen. Jetzt aber brach die Wehmuth des liebenden Mädchens desto heftiger aus. „O Gott, so schnell soll ich mich von Dir trennen, und vielleicht, um Dich niemals wieder zu sehen!“ Und bei diesen Worten umschlang sie ihn so heftig, so innig, als ob sie ihn dennoch nicht lassen wollte. Er küßte sie sanft auf die Stirn und sprach: „Leontine! Du wußtest es ja, wie flüchtig mein Besuch seyn werde. Sey ruhig, bestes Herz, wir sehn uns gewiß bald wieder, um uns ganz zu vereinigen, und lange, lange nicht wieder zu trennen.“

Victor sprach mit tröstender Fröhlichkeit: „Liebe Leontine! Unsre Aventure ist ein rasches muntres Mädchen, die ihre Geschäfte geschwind abthut. Sie ist so schnell von Toulon nach Algier und zurück wie die Taube, die dort über die Akazie fliegt. Opfre

nur den günstigen Winden fleißig, so werden wir niemals lange getrennt seyn. Du Gute!" Dabei ergriff er liebkosend ihre Hand.

„Ach das böse, gefährliche, unendlich weite Meer!" seufzte Leontine, „wie unüberwindlich reißt es Glückliche auseinander, und trennt Welttheile voll liebender Herzen!"

„Nicht doch, liebe Leontine," entgegnete Victor, der für den verstummenden, ähnlich fühlenden Adolph das Wort führen mußte. „Nenne es nicht das trennende, nenne es das verbindende, nicht das gefährliche, sondern das heilbringende Meer. Läge zwischen hier und Algier eine Landstrecke, und wäre Adolph ein Offizier im Heer, dann wäre er lange getrennt; er würde Wochen, ja Monate nöthig haben, wo er jetzt nur Tage braucht. Und gefährlich ist das Meer auch nicht, sondern nur das Land, die Küste; da scheitern wir, während uns auf hoher See fast nie ein Unglück trifft. Zwei Drittheile der Erde, und darüber, nimmt das Meer ein, aber dennoch sterben Tausende auf dem Lande, ehe nur Einer der See zur Beute wird. Wahrlich, gute Leontine, ich meine es ernstlich. Ihr stellt Euch das Meer stets so gefährlich vor, weil man darin versinken kann; aber wir

verſinken ſo leicht nicht. Muth und Geſchicklichkeit halten lange über den Wellen, während uns nichts vor den Gefahren des Landes ſichert. Ich zittre mehr für Dich in dieſem ruhigen Landhauſe, als für uns auf unſrem feſten, wohlgebauten, geſchwinden, geſchickten Schiffe.“

Leontine mußte endlich doch über Victor's wohlgemeinten, aus redlicher Seele kommenden, wenn gleich vielleicht eben ſo wenig geſchickt angewendeten, als richtig begründeten Troſt lächeln. —

Es war ſchon längſt eine Sache der Erwägung geweſen, ob ſich Adolph mit ſeiner Geliebten wirklich vermählen ſolle, ehe der Krieg beginnen würde; allein die Anſicht, daß derſelbe unmöglich lange dauern könne, und ſpäterhin Hoffnung zu einem dauernden Frieden ſey, hatte bei der Mutter vorgewaltet, und deshalb war die Vermählung bis nach der Beſiegung des Dey ausgeſetzt worden. Da nunmehr die Stunde der Trennung ſo ganz unvermuthet beſchleunigt war, mußten alle Einwendungen Adolph's gegen die Wünſche der Mutter, — Leontine hatte ſich natürlich aus mädchenhafter Zartheit nur duldend verhalten, — von ſelbſt wegfallen.

Die Zeit drängte. Es war noch manches Unerläßliche zu beſorgen. Victor übernahm das Einpacken für den Bruder. Endlich aber rückte die Stunde der Trennung doch heran. Derſelbe Wagen, der vor wenigen Tagen die Freunde gebracht, hielt ſchon vor der Gartenthür, um ſie wieder wegzuführen. Leontine, von tiefem Schmerz und unüberwindlicher Angſt überwältigt, konnte den Geliebten nur mit Mühe bis an die Pforte begleiten. Sie hing faſt bewußtlos in ſeinen Armen. Alle Schrecken des Meeres, der Stürme, des Krieges ſah ſie auf den Theuren eindringen; und ohnmächtig mußte ſie in der Ferne bleiben, ohne ihm Hülfe, ohne ihm Troſt bringen, ohne mit ihm leiden und ſterben zu können. Lautlos warf ſie ſich endlich an die Bruſt der Mutter. „Du weiches Herz,“ ſprach dieſe, „es mögen Dir nicht ſo rauhe Geſchicke wie mir die Bruſt ſtählen!“ — Dann reichte ſie bewegt, aber gefaßt und mit Würde den Scheidenden die Hand. Victor und Adolph drückten und küßten ſie innig. „Meine Söhne!“ rief die Mutter bewegt, „ein gütiger Gott, wie er ſeit Jahren über Frankreich waltet, wird auch Euer Haupt umſchweben und beſchützen. Bewahrt Euch Euer edles, tapfres und reines Herz, und Ihr habt ſtets das Beſte gerettet,

ja, Ihr seyd uns geblieben, auch wenn wir Euch nicht wiedersehn!" —

So schieden sie mit dem Segen der trefflichen, in harten Kämpfen des Lebens geprüften Frau. Eduard begleitete sie.

Der Wagen rollte dahin.

Als sie auf dem Quay des Hafens ankamen, fanden sie schon den muntern Jean mit einer Barke bereit, um sie nach dem Schiff hinüberzufahren. Da die Zeit noch nicht ganz verflossen war, nahmen sie Eduard's Vorschlag an, noch einen Becher mit einander zu trinken. Sie setzten sich in ein am Hafen gelegenes Weinhaus, durch dessen offne Fenster und Thüren, die nach südlicher Sitte nur mit leichten flatternden Vorhängen verhüllt waren, das Meer mit der schiffbedeckten Rhede vor ihnen lag. Schon war die Nacht herabgesunken, und tausend helle Sterne glänzten am klaren Firmament und aus dem dunklen Spiegel des Meeres herauf. Das Feuer des Leuchtthurms warf einen rothen glühenden Brandschein in die Wellen; die Laternen am Quai beleuchteten noch ein vielfältiges Drängen und Treiben der geschäftigen Menge. Dort hörte man fröhliche Lieder der Schiffer, hier ein Vaudeville von einem muntern Mädchen,

die einigen Soldaten Wein einſchenkte. Dieſes bewegte Gemälde, im Hintergrunde die ſtill auf dem ungeheuren Meeresrücken ruhende Flotte, zwiſchen deren Maſten der Orion hell hindurchfunkelte, die nahe Trennung, die großen Ereigniſſe, die Allen bevorſtanden, alles dies brachte ihre Seele in wunderbare Bewegung.

Eduard ſchenkte den funkelnden Burgunder ein. Die Freunde ſtießen an.

„Dem glücklichen Wiederſehn nach rühmlichen Thaten," rief Eduard, und hell klang der Ton der Gläſer.

„Dem Ruhm der franzöſiſchen Waffen! Dem Untergang der Barbarei! Der Freiheit auch den Völkern jenſeit des Meeres!" rief Adolph, indem er ſich ermannte, ſeine Seele von dem abzuziehen, was ihn in dieſem Augenblicke am ſtärkſten bewegte.

Die Freunde leerten die Gläſer und reichten ſich die Hände. Jeder that in dem ſchönen Augenblicke das innere Gelübde, mit unerſchütterlichem Muth den Ruhm des Vaterlandes im Kriege, ſein Heil im Frieden zu vertheidigen.

Der zartfühlende Victor errieth aus einem wehmüthigen Zuge in dem Antlitz des Bruders deſſen

innerſte Seele. Er füllte die Gläſer noch einmal und ſprach bewegt:

„Der holden, lieblichen, getreuen, die die Seele Deines Lebens iſt, mein Bruder! Und der trefflichen Mutter, der ſie gleicht!“

Und Thränen ſtanden allen Dreien in den Augen, und ſie umarmten und küßten ſich, und hielten ſich lange umfaßt. — Da trat Jean ein.

„Mein Herr Lieutenant, der Wind ſteht gut. Ich glaube, die ganze Flotte liefe aus, wenn ſie jetzt eben könnte. Es iſt freilich nur ein kleiner Nachthauch, aber ich wette, der Capitain iſt guter Dinge, wenn wir ihn brauchen können, um damit aus dem Hafen zu kommen.“

„Jean hat Recht,“ ſprach Victor, und wandte ſich um. — „Was ſollen wir ſäumen? Die Minute iſt unvergeßlich, wir wollen keine matte Viertelſtunde daran hängen.“ — Sie wollten gehn. — Da ſahen ſie in der Thür ein hübſches junges ſchwarzäugiges Mädchen ſtehen, die ein roſenrothes und ein weißes Band in der Hand hielt, und bitterlich dabei weinte, und ſich die Augen alle Augenblick mit dem zierlichen weißen Schürzchen trocknete.

„Wer iſt das?“ fragte Victor, „was fehlt Dir, mein Kind?“

„Herr Lieutenant,“ rief Jean, „es iſt meine Tony, die ſich todtweinen will, daß wir abſegeln. Sie behauptet, wir würden untergehn, aber ich lache ſie aus, und ſage ihr, die See iſt gut jetzt! Was hilft aber alle Vernunft bei einem Frauenzimmer! Tony, ſchäme Dich! — Und warum werden wir untergehn? Weil ich ihr da eine rothe und eine weiße Flagge auf die Mütze gekauft habe. Wenn es eine grüne geweſen wäre, dann wäre alles gut, meint ſie.“

„Und warum bedeuten denn dieſe Bänder Uebles?“ fragte Victor freundlich.

„Ach, mein Herr,“ antwortete das Mädchen ſchluchzend, „ich träumte vergangene Nacht, daß mir meine Pathe einen rothen und einen weißen Roſenkranz brächte. Und da fragte ich ſie am andren Morgen, was das bedeute. „„Ei, Tony““, antwortete ſie, „„das iſt ein böſer Traum, der bedeutet, daß eine Braut ihren Bräutigam verliert.““ Die Pathe wußte aber nicht, daß ich mich mit Jean verſprochen habe; da wurde mir gleich bang um's Herz. Und nun kommt er heut Abend und ſagt mir ſo plötzlich daß er abſegeln muß, und giebt mir das rothe und das

weiße Band und" — Sie konnte vor Thränen nicht weiter reden.

„Da weiß ich gleich ein Mittel", rief Victor, „sey nur ruhig, mein Kind. Hier, Jean, springe zu der Bandhändlerin neben an; ihr Laden ist noch offen; kaufe dort ein grünes Band, und das schenke Deiner Tony dazu, so hat es nichts zu bedeuten." Jean sprang mit dem erhaltenen Gelde fort, indeß die Freunde und das Mädchen nach der Stelle hinunter gingen, wo die Barke lag. Nach wenigen Minuten war der rasche Bursche wieder da. Er hielt das grüne Band hoch in den Lüften, daß es ihm nachflatterte, und rief schon von weitem seiner Tony zu. „Hier, Du närrisches Mädel, bringe ich ein grünes Band, und so lang wie die andren beiden zusammen!" Tony griff voller Freude darnach, Jean ließ es los; aber in dem Augenblick faßte es ein leichter Windstoß, hob es in die Höhe, und trieb es fort über das Wasser hin, daß man es bald nicht mehr sah.

Tony weinte laut vor Kummer. Jean rief: „So mag denn der Henker alle die verwünschten Bänder holen!" riß ihr das rothe und weiße aus der Hand, und ließ sie ebenfalls fliegen. Dann umarmte er das weinende Mädchen, und sprach: „Sey nur

ſtill, Tony, ich komme doch geſund und lebendig wieder.“ Und damit ſprang er in die Barke und ergriff das Ruder. Die drei Freunde hatten betroffen die ſeltſame Scene mit angeſehn; ſie konnten ſich des vorbedeutenden Eindrucks derſelben nicht ganz erwehren. Sie trennten ſich endlich; die Barke gleitete über die Wellen dahin und verſchwand bald im Dunkel. Eduard ſtieg die Stufen des Quai's wieder hinauf, und ſuchte die weinende Tony durch ein Geſchenk zu tröſten. Allein vergeblich.

Gedankenvoll ſetzte er ſich in den Wagen und fuhr zur Mutter und Schweſter hinaus, denen er das kleine Ereigniß jedoch wohlbedächtig zu verſchweigen ſich vornahm.

Fünftes Kapitel.

Am andern Morgen begrüßte Eduard die Schweſter zuerſt. Er fand ſie auf ihrem Zimmer, ſchon ſeit früheſtem Morgen aufgeſtanden, und mit Schreiben beſchäftigt. Sie war ſtill aber gefaßt, und ungemein herzlich und freundlich; nach dem, was ſie ſchrieb, fragte er ſie nicht, denn er wußte, daß es ihr Tagebuch war. Sie pflegte dort, mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit gegen ſich ſelbſt, die Bewegungen ihres jungen, liebenden Herzens niederzulegen, und weniger die äußern Ereigniſſe, als jedes innere aufzubewahren.

Nach einer heftigen Erſchütterung war dieſes Beſchäftigen, dieſes ruhige Selbſtbetrachten die ſanfteſte und ſicherſte Heilung. — Eduard brachte ihr die letzten Grüße der Scheidenden, hütete ſich aber, die ſchon ſehr Aufgeregte durch eine zu lebhafte Schilde-

Schilderung der letzten Augenblicke, insbesondere des Trinkspruchs, den Victor ausgebracht, noch mehr zu reizen.

Leontine vernahm Alles mit jener Festigkeit des Willens, die häufig selbst den zartesten weiblichen Wesen eigen ist, wenn sie nur überhaupt die Tiefe des Gemüths besitzen, welche zur Auffassung des Schönen, Edlen und Großen nothwendig ist.

Beide gingen nun hinunter zur Mutter, die sie in stärkerer Aufregung fanden, als sie vermutheten. Denn dieser vielfach geprüften Frau war durch die wechselnden Verhältnisse ihres Lebens die Kraft eigen geworden, sich im entscheidendsten Augenblicke Fassung und Klarheit zu erhalten; aber sie fühlte jedes bewegende Ereigniß desto tiefer und dauernder nach. Seltsamer Weise war es mehr Victor, als Adolph, mit dem ihr Gemüth sich beschäftigte; sie schien diesen freien, heitren, lebenskräftigen und doch so zart und tief empfindenden Charakter besonders lieb gewonnen zu haben. Auch Leontine und Eduard hegten eine ähnliche Empfindung; Beide hatten Victor wie einen Bruder in ihr Herz geschlossen, und auf Alle übte seine überwiegende Geisteskraft einen unbestrittenen Einfluß aus.

So trübe indeß dieser Tag den Frauen auch verging, so sollte ihre Stärke doch noch eine strengere Prüfung erfahren. Jetzt war Eduard ihr Trost und Schutz, allein recht eigentlich wie der Wind umspringt, mußte er ihnen verschwinden. Denn sie durften nicht vergessen, daß die Flotte segelfertig auf der Rhede lag und nur eines günstigen Windes harrte, um sofort auszulaufen, was zwar einzelne Schiffe wohl hätten wagen können, keinesweges aber eine solche Anzahl zugleich.

Indeß erschien der Tag; der 25ste Mai brach an. Von dem Admiralschiff Provence wurde das Signal gegeben. Die Beobachtung des Windes hatte Eduard schon längst darauf vorbereitet. Sein Pferd stand gesattelt vor der Thür; ein berittener Diener, der ihn bis Toulon begleiten sollte, daneben. Vollständig reisefertig trat er zu Mutter und Schwester hinein. Als sie ihn ganz in der Kriegskleidung sahen, erriethen sie sogleich, daß der Augenblick der Trennung gekommen sey, obwohl sie von der geschehenen Veränderung nichts wußten.

„O Gott! Nun scheidet auch er!“ rief Leontine aus, und schlang ihren schönen Arm dem Bruder in leidenschaftlicher Bewegung um den Nacken. „Mein

einziger, liebster Bruder! O kehre uns wieder! Wage nicht mehr, als die Pflicht Dich heißt! Setze das Glück Deiner Mutter und Schwester nicht gegen den leeren Glanz einer Auszeichnung auf's Spiel!" — — „Leontine, der Schmerz betäubt Dich," erwiederte der Bruder sanft; „Niemand kann die Pflicht ganz erfüllen, viel weniger über sie hinaus gehn. Das Unmögliche und Unvernünftige zu lassen, ist aber ebenfalls eine Pflicht." — Leontine erwiederte nichts, sie konnte nur weinen. Die Mutter dagegen hatte schnell ihre Fassung gewonnen. Sie sprach: „Gehe mit dem Segen Gottes in die Schlacht, mein Sohn! Ich habe Deinen Vater oft so entlassen. Er war überall der Erste in den Reihen, und — nicht das Verhängniß der Schlachten hat ihn uns entrafft! Der Krieg ist ehrenvoll, ist rühmlich; Du darfst mit dem besten Herzen tapfer seyn, — und Du wirst es!" — Sie umarmte ihn zärtlich; er riß sich, fast überwältigt vom Schmerz, aus der heißen Umarmung der Schwester, schwang sich auf's Roß und sprengte den Weg zur Stadt dahin. — — —

Noch ehe er das Thor erreicht hatte, mußte er den raschen Lauf seines Rosses zügeln, weil der Strom der heraudrängenden Menge, welche auf die einem

Lauffeuer gleich verbreitete Nachricht, jetzt endlich beginne das lang erharrte, prachtvolle Schauspiel, von allen Seiten herbei drang, und den freien Verkehr hemmte. Er stieg daher vom Pferd, gab dieses dem Diener zum Zurückführen, sandte aus innig bewegtem Herzen noch die letzten Grüße an die Seinigen und kämpfte sich dann zu Fuß durch das Gedränge. Je mehr er aber in das große Treiben, das Alles in Bewegung setzte, hinein kam, je näher und dichter er von der Weltbegebenheit selbst berührt wurde, je mehr verschwand das Gefühl der Einzelheit und der beengenden Schmerzen in ihm, und seine Seele ging auf in den größeren Bewegungen, die das Ganze mächtig durchdrangen.

Jetzt hatte er das Thor erreicht und übersah den wimmelnden, bunten Strom des Volkes, der die enge Straße nach dem Hafen hinunter wogte. Ein Gewühl tausendfach verworrener Stimmen schlug an sein Ohr. Jubel und Schmerz, Freude und Bangigkeit wechselten in den Zügen aller derjenigen, an denen er sich vorüber drängte. Denn dieser hatte einen Bruder, der einen Freund bei dem Heere, den kümmerte es, daß er selbst dem Zuge nicht beiwohnen konnte, jener erinnerte sich an die Tage eigener Jugend, an

die Abfahrt nach Aegypten, vielleicht auch, durch das große Ereigniß mächtig aufgeregt, nach langen Jahren wieder mit frischer Kraft der Schmerzen an manchen herben Verlust, den er an den Seinigen dort erfahren! An den Fenstern sah man fast Niemand, kaum einige alte Mütterchen, oder kränkliche Frauen; denn alle Andren waren hinaus geeilt an den Hafen. Aber selbst der Anblick dieser Einsamen, die gleichsam von der Theilnahme am Ganzen ausgeschlossen, doch mit einer tiefen Bewegung in den Zügen in das Gedränge blickten, wie der Gefangene aus seinem Kerker in die schöne Freiheit draußen — selbst dieser Anblick hatte etwas seltsam Ergreifendes.

Mit einer Wendung der Straße stand Eduard auf dem Quai am Hafen. Welch ein Anblick! Rings, so weit das Auge schauen konnte, war der ungeheure Halbkreis von der bunten Menge des Volkes erfüllt. An den Fenstern, auf den Balkons aller Häuser glänzten die farbenreichen Gewänder geschmückter Frauen, die mit wehenden Tüchern, Blumensträußen und Kränzen den in den Kampf eilenden Söhnen des Vaterlandes nachgrüßten. Denn auch die weibliche Brust fühlte sich groß gehoben durch die Theilnahme am Großen. Von den Balkons herab, von Ter-

raſſen, Mauern, Dächern, Thürmen wehten fliegende Fahnen; die weiße ſchimmernde Fahne Frankreichs mit goldenen Lilien! Ein unermeßliches Gewühl trieb ſich auf dem Quai hin und wieder. Aus dem fortbrauſenden Gemurmel der Stimmen erhob ſich von Zeit zu Zeit ein gewaltig zum Himmel aufhallender Ruf, welcher der Begeiſterung mit den geheiligten Worten: „Es lebe der König! Das Heer! Frankreich! Der Ruhm!“ eine donnernde Bahn brach, gleich dem tobenden Strom, der den Felſen ſprengt und ſich über ihn hinab ſtürzt. Von geſchmückten, bekränzten Bühnen herab ertönte Kriegsmuſik, und warf die melodiſch geſtimmten Klänge in das brauſende Gewühl hinein. Das jubelnde Volk hub im ungeheuren Chor die vaterländiſchen Lieder an, die es ſo oft zu großen Thaten und Kämpfen begeiſtert hatten!

Wo Eduard ſich zeigte, da wich die Menge raſch aus einander, denn jeder erkannte an ſeiner Kleidung und Eile in ihm einen Krieger, der ſich den abſegelnden noch anzuſchließen hatte. Auf den Einzelnen warf ſich jetzt die Theilnahme der ganzen Maſſe. „Seht da noch einen Tapfren unſres jungen Heeres!“ rief ein alter ergrauter Krieger, dem die Thränen über

das mit Narben bedeckte Antlitz rollten; „Glück zu, mein Sohn! Gott sey mit Dir und Frankreich!“ Dabei ergriff der Greis des Jünglings Hand, und schüttelte sie ihm mit biederer Herzlichkeit. Eduard konnte sich nicht halten; in höchster Bewegung stürzte er dem alten Krieger an die Brust und küßte das ehrwürdige Antlitz. „O mein Gott!“ rief dieser aus. „Warum bin ich alt! Vor zwei und dreißig Jahren schiffte auch ich mit hinaus als rüstiger Mann! Damals! Es lebe — der König!“ setzte er mit gepreßter Stimme hinzu; aber man fühlte, es war einer jener Tapfren, die, dem goldenen Adler folgend, mit dem Schwerdt die Welt durchzogen hatten, und der seinem alten Feldherrn aus tiefster Brust und überwältigender Erinnerung das Lebehoch bringen wollte. Doch es erstarb ihm auf der Zunge, denn er sah die Fahnen mit den Lilien flattern, und gedachte, daß die Gegenwart mit neuer Ordnung der Dinge ihm sein mächtiges Gefühl zum Vergehen mache. „Kehre wieder, wie Du gehst, mein Sohn!“ sprach er mit tiefer, bewegter Stimme, „nur hier sey es anders!“ Bei diesen Worten legte er die Hand auf des Jünglings Brust. Er meinte den Orden der Ehrenlegion. „Lebt wohl, würdiger Vater!“ rief Eduard, „Gott

erhalte Eure Tage!" — und riß ſich los. Aber die Menge umringte ihn, jeder rief ihm Segenswünſche nach, jeder wollte ihm die Hand drücken. Frauen reichten ihm Blumenkränze, warfen ihm, wie er ſich unter den Fenſtern hindrängte, Sträuße nach. „Laßt mich, Freunde, Brüder!" rief er mit erſtickter Stimme, „o laßt mich!" — Andere machten dem Eilenden Bahn, indem ſie das Volk aus einander trieben und riefen: „Laßt noch einen unſrer Krieger durch! Hier kommt noch ein Tapfrer!" Das begeiſterte jubelnde Volk umdrängte ihn, trug ihn faſt und brachte ihm ein Lebehoch über das andere, das er kaum durch den angeſtrengten Ruf: „Es lebe der König! Es lebe Frankreich!" auf einen allgemeinen Gegenſtand zu leiten vermochte.

Endlich hatte er die Barke erreicht, die er aufſuchte. Zwei Matroſen der Fregatte, auf der ſein Regiment eingeſchifft war, ſaßen darin und harrten ſeiner. Er ſprang hinein, reichte den Umſtehenden noch einmal die Hände und rief: „Lebt wohl, Freunde!" — Und abermals erſcholl das jubelnde Lebehoch, das ihm die Menge, gleichſam wie einem Spätling, auf den ſich die lange geſammelte Liebe reicher vererbt, darbrachte.

Indem der Nachen abstieß, sah Eduard noch einmal zurück, und bemerkte ein junges Mädchen, das an dem eisernen Geländer des Ufers stand, sich mit dem Tuch das Gesicht bedeckte und bitterlich zu weinen schien. Als sie den Kopf einen Augenblick erhob, erkannte er die betrübte, von Ahnungen geängstigte Tony, die mitten unter der jubelnden Menge so ganz erfüllt war von ihrem Schmerz. Da fielen ihm erst Mutter und Schwester wieder ein, und in die von erhebenden Gefühlen überdrängte Brust fiel ein leiser Schatten der Betrübniß. Tony erkannte ihn, und grüßte, mit den Händen winkend, hinab. Auch er warf ihr Grüße zu, die sie unter strömenden Thränen freundlich lächelnd hinnahm und erwiederte. Wie gern hätte er ihr noch die Hand gereicht und ein Wort des Trostes gesagt! Aber schon trugen die schaukelnden Wellen und ein frisches Lüftchen den kleinen Nachen rasch über das Meer dahin, und bald war sie seinen Blicken in der Menge verschwunden.

In wenigen Minuten hatte er das Schiff seines Regiments erreicht und wurde von den frohen Kameraden begrüßt.

Sechstes Kapitel.

Gleich einem Schwan, der im glänzenden Sonnenschein die Flügel prüft, um sich über die blaue Fluth empor zu schwingen, entfaltete jetzt das Admiralschiff, die Provencé, seine weißen blendenden Segel. Zugleich sah man Blitz und Rauch, und es erscholl der freudige Donner der Signalkanonen weit über das Meer dahin. Beim ersten Schuß wurde die anwesende Menge plötzlich still und horchte auf in feierlicher Erschütterung. Da tönte in die tiefe Stille hinein das erhebende Geläut der Glocken von allen Thürmen Toulons, und erwiederte den kriegerischen Gruß mit hehrem Klang, der fromme Herzen zum stillen Gebet mahnte, den Segen des Herrn über die Waffen Frankreichs herab zu flehen. Und jetzt regte der Wind, wie auf Gottes Geheiß, die Flügel frisch und

freudig, und mit allen hoch aufſchwellenden Segeln und ſchimmernden Flaggen ſetzte ſich das prächtige Admiralſchiff in Bewegung. Anfangs theilte der Koloß, ſtark ſchwankend, nur langſam, majeſtätiſch die Wellen; dann aber ſchoß er pfeilſchnell durch die Fluth, daß die Wogen hoch an der Bruſt des Schiffes hinauf ſchäumten. Und wie eine Schaar gelagerter Zugvögel plötzlich insgeſammt die Fittige regt, wenn der Führer ſich aufſchwingt, ſo folgte auch die ganze Schaar der übrigen Schiffe dem Admiral, und das Meer erglänzte von ſchimmernden Segeln, und die ganze Rhede brauſte und wogte im wimmelnden Gedränge. Stolz, prachtvoll zog die unabſehbare Reihe der von Waffen leuchtenden, von bunten Wimpeln umflatterten Kriegsſchiffe dahin durch die unermeßliche im tiefblauen Dunkel daliegende Fluth, und alle grüßten ſie mit der Donnerſtimme der Kanonen freudig und muthig zum kriegeriſchen Abſchied die Ufer der Heimath. — Einige Minuten hatte unter den zahlloſen Zuſchauern jene Stille gedauert, welche ſich durch die feierliche Rührung und Erhebung erzeugte, die alle Herzen in demſelben Augenblick durchdrang. Als aber von der Rhede her das Jauchzen der Seeleute und Krieger durch Kanonendonner und Glockengeläut

herüber an das Ufer drang, da schlug der Jubel aus dem ganzen Volke zugleich in helllodernden Flammen auf, und der Ruf: „Es lebe der König!“ durchdrang tausendstimmig die Lüfte nnd schlug gegen das Gewölbe des Himmels an. Dieser Augenblick überwältigte alle Herzen. Nicht Brüder und Freunde sanken einander in die Arme, nein, der Nachbar dem Nachbar, der Fremde dem Fremden, denn Alle waren ja Söhne eines Vaterlandes, Bürger desselben Frankreichs, und eines Jeden Herz schlug für den Ruhm des Volkes.

Auch das zarte Geschlecht der Frauen fühlte sich hingerissen von dem Strom mächtiger Gefühle, der durch die Brust wogte; sie jubelten, weinten, hielten einander umfaßt!

Größeres bewegt die große Seele nie, als der Ruhm des Volkes, des Vaterlandes.

Was sich auch in der Brust des Einzelnen regen mochte, wie die Mutter um den dahin ziehenden Sohn, die bange Braut um den scheidenden Geliebten schmerzlich sorgte; wie die Schwestern der Brüder, Töchter und Söhne der Väter bang gedachten, die vielleicht nicht wiederkehrten, — doch wurden Alle von der Macht der Begeisterung freudig gehoben und getragen, und die Thräne des Einzelnen verrann in dem gewaltigen

Strom, der die Herzen des ganzen Volkes mächtig durchbrauste. — —

Auch Leontine, die einsam an der Seite der Mutter, von der Terrasse ihres schön gelegenen Landhauses aus, das herrliche Schauspiel mit bewegter Seele betrachtet hatte, war durch dasselbe gekräftigt und erhoben worden. Denn selbst das betrübteste Herz wird durch das lebendig angeregte Gefühl, sein Opfer einer würdigen Sache zu weihen, mit Trost bis zur Freude aufgerichtet. Und sie fand überdies an der Mutter, deren ganzes Leben eine Kette ähnlicher Ereignisse und Eindrücke darbot, durch das gefaßte Beispiel derselben die beste Hülfe zu diesem Siege des Herzens über sich selbst. Und wahrlich, recht lebhaft fühlte sie es, daß sie eben dadurch nicht nur nicht aufhörte, eine zärtliche Braut, eine liebende Schwester zu seyn, sondern es erst recht wurde. Denn jede edlere allgemeinere Erhebung der Seele erhöht auch ihre einzelnen edlen Kräfte.

Indeß waren beide Frauen doch zu tief bewegt, um ein andres Gespräch, andre Gedanken zu haben, als die, welche sich auf die eben erzählten Ereignisse bezogen. Der schönste, klarste Nachmittag begünstigte die stets nach dem Meere hinausblickenden so, daß

ſie die hellen Punkte der Segel viele Stunden lang im Auge behalten konnten. Anfangs erſchienen ſie in drei langen Hauptreihen; dann bildeten ſie ſich zu mehreren Gruppen am Horizont; ſpäter, nachdem die früher ausgelaufenen oder die kleineren nach und nach verſchwanden, vereinzelten ſie ſich, und wurden immer ſparſamer auf der unabſehbaren Fläche der Wellen; endlich entdeckte man nur noch einige weiße Pünktchen am äußerſten Horizont, und bald verbarg auch dieſe die einbrechende Dämmerung.

Zum erſtenmale wandte Leontine, die an der Seite der Mutter auf der Terraſſe ſtand, jetzt ihren Blick nach der Stadt zurück. Welche Veränderung aber war dort vorgegangen! Die Rhede, die vor wenigen Stunden noch von Leben und Thätigkeit wimmelte, wo die zahlloſen Maſten einen Wald, die Schiffe in ihrer Reihenordnung eine Stadt mit Gaſſen bildeten, in denen leichte Barken den lebhafteſten Verkehr fortwährend beförderten; der Hafen, der von Regſamkeit und Getümmel erſcholl; die Stadt ſelbſt, in deren Gaſſen das Volk wogte und ſich drängte; — alle dieſe Plätze waren jetzt ſo ſtill, ſo einſam, daß ſie faſt öde und ausgeſtorben erſchienen. Dieſe plötz-

liche Wechsel erfüllte Leontinen mit einer Art von Bangigkeit. „O Mutter," sprach sie bewegt, „wie rasch kann sich die Gestalt des Lebens ändern! Welch eine Grabesstille, nach dem fast übermüthigen Brausen der Lust, der Kraft und Freude! O wenn es mit unsrem Herzen auch so geschähe! Wenn alle die Wonne, die es erfüllt, alle die Liebe, die es kaum zu fassen vermag, plötzlich ausstürbe, wenn sie verschmachten müßte, weil sie nirgend einen Gegenstand fände!" — Hier brach sie in Thränen aus. Aber die Mutter drückte sie sanft und zärtlich an's Herz und sprach: „Nein, so öde wird es nie bei uns. Wo einmal die Liebe in der Brust gewaltet hat, da flieht sie nie, denn das Herz begleitet Alles was ihm theuer ist über das Grab hinaus. Und wenn Alles wonach es sich sehnt hinab sänke in die finstre Gruft, wenn jede Brust, der es entgegenschlug, erkaltete, so würde ihm doch der eine, reichste Quell bleiben, die Liebe zu dem, der der Born aller Liebe ist. Und mit lindem Hauch wird er das halb erstorbne Herz wieder erwärmen, und in der tiefsten Nacht den erglimmenden Funken der Hoffnung wieder zum sanft strahlenden Licht anfachen.

Indem sie sprachen, zitterte der erste Strahl des aufgehenden Mondes über die ruhige silberne Fläche des Meeres dahin. Mit sanfter Rührung blickte Leontine ihm entgegen, und Beiden flößte das freundliche Zeichen eine süße Beruhigung in die bewegte Brust.

Siebentes Kapitel.

Die Aventure war rasch über die Wellen dahingesegelt, und hatte schon am zweiten Tage die reizende Bucht von Mahon auf dem glücklichen Majorka erreicht. Hieher lauteten die Depeschen, welche sie von Toulon aus brachte. Nach kurzer Ankerfrist wurde sie nach der Station vor Algier mit Briefen an den Befehlshaber derselben, den Capitain Massieu de Clerval, abgefertigt. Mit der Abenddämmerung verließ die Aventure den Hafen von Mahon; ein frischer West-Nord-West schwellte ihre Segel und führte sie leicht über die Fläche dahin. Adolph und Victor lagen, da das günstige Wetter eben keine Dienst-Beschäftigungen forderte, vertraulich auf dem Deck nahe am Steuer und unterhielten sich mit einander. Zu Mahon hatte Adolph den Ruhepunkt von einigen

Stunden benutzt, um Leontinen zu schreiben, und den Brief zur Beförderung mit dem nächsten nach Frankreich abgehenden Schiffe zurückgelassen.

Die See war ruhig, der Abend schön aber schwül; der äußerste Rand des Meeres floß in Purpurgluth mit dem westlichen Himmel zusammen. Das Fahrzeug, diese einsame Oasis mit menschlichen Wesen in der unabsehbaren Wasserwüste, theilte mit einförmigem Rauschen die Wellen, so daß der im Abendroth purpurn glänzende Schaum noch weit hin die geglättete, silberhell schimmernde Bahn des Schiffes von beiden Seiten wie mit rosigen Rabatten einfaßte. Die Küste von Majorka lag nur noch als ein blauer Streifen am nördlichen Horizont; eine tiefe Stille herrschte ringsumher. Die Matrosen saßen am andren Ende des Schiffs und rauchten ihren Taback bei müßigem Geschwätz vor sich hin; der Schiffsjunge pfiff im Mastkorbe ein muntres Liedchen. Der Capitain war in der Kajüte mit Schreiben beschäftigt.

„Noch nie", sprach Victor, der von seiner Knabenzeit an fast ununterbrochen auf der See gewesen war, „ist mir die Einsamkeit eines, doch von so vielen befreundeten Menschen bewohnten Schiffes mitten auf der See so fühlbar gewesen, als eben heut. Es mag

daran liegen, daß wir fern von denjenigen, die uns die theuerſten ſind, uns immer einſam fühlen. Mein Herz war ſo eben, gewiß mit dem Deinigen zuſammen, in Toulon. Du biſt ſehr glücklich, Bruder! — Wenn ich ein ähnliches Weſen fände, ich könnte mich faſt entſchließen, ſo lieb ich den Seedienſt habe, mich für immer an's Land ſetzen zu laſſen."

„Du ſprichſt mir aus der Seele," erwiederte Adolph, „ich, der ich in dieſem Fall bin, ſcheute mich faſt, es Dir zu geſtehn. Aber aufrichtig geſtanden, ich glaube die Friedensthätigkeit in unſrem Vaterlande iſt jetzt faſt rühmlicher als die im Kriege. Ein Verfechter der heiligen Rechte der Nation im Innern des Landes, leiſtet ihr gewiß wenigſtens eben ſo weſentliche Dienſte als einer, der die Waffen gegen den äußern Feind führt."

„Gewiß," rief Victor lebhaft; „ſchon längſt habe ich darüber nachgedacht, ob ich nicht den Antheil meines Vermögens in Grund und Boden anlegen, und als eigner Beſitzer im Vaterlande mir alle die theuren Rechte, die ſich daran knüpfen, erwerben ſollte. Die Jugend iſt dem Kriegsſtande zugethan, und muß es ſeyn. Sie weiß, ſoll ſie ſich ſelbſt rathen, mit dem Leben noch nichts beſſeres für das Vaterland zu thun,

als es zu opfern, wenigstens auf's Spiel zu setzen. Ich fange aber an einzusehen, daß man es ersprießlicher anwenden kann, ohne das Wagen jemals zu scheuen. Der Muth will sich prüfen, darum sucht der unerfahrne Jüngling Thaten, der junge Feldherr Schlachten; der geprüfte Mann und Feldherr ist aber ihrer gewiß, und wendet das äußerste Mittel nur in der äußersten Noth an. Ich habe Schicksale und Gefahren genug erlebt, um mich meiner selbst in dieser Hinsicht zu versichern; vielleicht gewährt mir dieser Krieg eine glückliche Gelegenheit zu irgend einer That von Wirkung, und dann möchte ich mit ihm auch fast die Seemanns-Laufbahn beschließen, und aus dem Schiff springen, um auf die Tribune zu steigen. — Freilich, wenn wir in einem Jahrzehend lebten, wie das, welches das Jahrhundert eröffnete, so möchte ich meine Kajüte nicht verlassen. Aber wir laufen Gefahr, noch zwanzig Jahre auf der See umherzufahren, ohne eigentlich mehr zu thun, als vor einem Hafen Schildwacht zu stehen."

Adolph rief ganz freudig: „Bruder, Du glaubst nicht, wie glücklich Du mich durch Deine Ansicht des Lebens machst. Ich habe dieselbe; aber aus thörichter Scheu, daß es am Ende nur die Liebe, und so ein

des Mannes unwürdiger Beweggrund wäre, der mich verlockte, habe ich mich mit Gewalt zwingen wollen, anders zu denken.“

Der trotz seiner Ansichten doch sehr tüchtige Seemann, und Alles mit ungemeinem Scharfblick wahrnehmende Victor, war durch dieses Gespräch nicht gehindert worden, den Lauf des Schiffes und den Himmel sorgfältig zu beobachten. Er unterbrach die Unterhaltung daher mit der plötzlichen Bemerkung: „Die Luft drückt sehr; mir däucht, der Wind springt um, und wenn ich mir den Himmel dort unten in Südwest ansehe, so möchte ich ein Gewitter fürchten. Sie sind nicht mehr ganz gewöhnlich im Mittelmeer um diese Jahreszeit, es könnte daher wohl heftig werden. He! Schiffsjunge,“ rief er hinauf nach dem Mastkorbe, „wie sieht der Himmel in Südwest aus?“

„Es liegt weiß und dunstig auf dem äußersten Meeresrand, und höher hinauf ist's auch nicht ganz klar, mein Herr Lieutenant!“ rief der Junge hinunter.

„Ja, der Wind springt um,“ rief der Steuermann dazwischen; „ich hab's lange gemerkt, und ein Segel nach dem andern ein wenig stellen lassen. Ich mochte nur nicht gern dran glauben. Aber wir schnei-

den den Windſtrich jetzt ſchon wenigſtens um funfzehn Grad ſchärfer als vorher.“

Indem kam Jean, mit der kurzen Pfeife im Munde, trällernd heran. „Ich rieche ein Wetter, mein Lieutenant; es wird dieſe Nacht Arbeit geben. Wir haben auch lange genug Ruhe gehabt. Die Möwen gehn auch tief. Nun, wir werden bald die letzten geſehn haben, denn es dunkelt ſchon etwas.“

„Ja, es iſt ſehr ſchwül,“ bemerkte Adolph, „kommt das Wetter über uns herauf, ſo kann es ſtark werden!“

Jean pfiff und trällerte ein Liedchen mit dem Schlußreim:

„Komm herein, mein liebliches Kind,
Was kümmert uns Wetter und Wind.“

„Du ſingſt Deine luſtigen Lieder mit einem rechten Armenſündergeſicht,“ ſpottete Victor, „ich wette, Du willſt Dir die Furcht verſingen!“

„Parbleu, mein Lieutenant!“ fuhr Jean etwas heftig auf, „ich fahre ſchon achtzehn Jahre zur See! Hätt' ich mir alle böſen Wetter im Kalender roth anſtreichen wollen, ſo müßte ich mehr Mühe gehabt haben, als der alte Hafenwärter in Toulon, der es doch jedesmal anſchreibt, wenn ſein Weib mit ihm zankt.“

„Thut nichts, Jean,“ sprach Victor gelassen; „aber Dein Gesicht sieht doch scheel zu Deinen Liedern. Gewiß hast Du an Deine Tony und ihre Prophezeihungen gedacht.“

Auf dieses Wort wurde Jean in der That ein wenig kleinlaut; doch rief er noch lustig aus: „Ei was! Das Wetter macht's nicht. Daß nicht Tag und Nacht die Sonne scheinen würde, brauchte mir keine alte Base aus dem Kaffee zu prophezeihen, das wußte ich voraus. Ich bleibe bei meinem Liede:

Komm herein, mein liebliches Kind,
Was kümmert uns Wetter und Wind.“

Trällernd mischte er sich bei diesen Worten unter die andren Kameraden.

„Der Wind wird frischer; er geht wahrlich stark nach Südwest herum!“ bemerkte Adolph, indem er prüfend nach der Flagge und in das Tauwerk hinauf sah.

„Wenn das noch eine Weile so fort geht, müssen wir laviren!“ sprach der Steuermann; „ich kann das große Segel kaum noch gebrauchen, und werde gleich das Fockmastsegel einziehn lassen. Holla, Jungens, aufgepaßt, strafft das Brahmsegel an. So, stärker, halt! Das Schönfahrsegel eingerefft!“

In dieſem Augenblick erſchien der Capitain, Herr von Aſſigny, auf dem Deck. „Das Wetter ändert ſich," ſprach er, „der Barometer iſt ſtark gefallen. — Den Teufel, wir ſegeln ja kaum noch mit halbem Winde. Schon ein Strich unter'm Weſt!"

„Ich glaube, wir bekommen ein ſtarkes Ungewitter auf die Nacht!" ſprach Victor. „Der Horizont im Südweſten ſieht bedenklich aus. Seit wenigen Minuten iſt er ſchon bedeutend dunkler geworden!" — Der Capitain blickte ſcharf hin. „Sie haben Recht!"

Man war einige Augenblicke ſtill.

Jetzt ließ ſich ein leiſer, hohler Ton, der lang über die See dahin zog, vernehmen. „Es pfeift heiſer genug, um laut zu huſten!" meinte Jean halblaut zu Victor. — Ueber das ſchon dunkel gewordene Meer lief zugleich mit dieſem Windzuge ein leichtes Kräuſeln. „Noch kitzelt der Wind," flüſterte Jean wieder, „aber bald wird er peitſchen. Seht nur, mein Lieutenant, wie grämlich und ſüßſauer die alte Mutter See zu der Schmeichelei lächelt und die runzliche Haut verzieht. Sie weiß wohl, was ihr bevorſteht."

Der Capitain hatte unterdessen mit geübtem Scharfblick und strenger Aufmerksamkeit ringsum Meer und Himmel betrachtet, und sah jetzt prüfend in das Takelwerk des Schiffs hinein. Plötzlich rief er mit dem Sprachrohr laut: „Auf den Posten!“

Schnell wie der Blitz waren die plaudernden Matrosen auseinander, und jeder fuhr eiligst auf den ihm ein für allemal angewiesenen Posten. Einige kletterten rasch wie Gemsen in das Tauwerk hinein, andere stürzten in den Raum hinunter, noch andere traten auf dem Deck an die vielfachen Punkte, von denen aus ein Fahrzeug die Leitung seiner Bewegungen erhält.

Auch Adolph und Victor mußten sich jetzt trennen und ihren verschiedenen Dienstpflichten nachkommen.

Ein zweiter Windstoß, anhaltender, hohler, vernehmlicher ließ jetzt sein heiseres Getön hören, und verhallte langsam in Nacht und Ferne. Das Meer fing an hohler zu gehn und stärkere Wellen zu werfen. Im Westen war es völlig grau geworden, und schon überzog dunstiges Gewölk, das rings am Abendhorizont aufstieg, den Himmel.

Es trat eine ſtille Pauſe der Erwartung ein. — Noch war kein fernerer Befehl erfolgt. Aber Ohr und Auge waren in geſpannter Aufmerkſamkeit auf Wink und Geheiß des Capitains, der, ernſt, das Sprachrohr in der Hand, neben dem großen Maſt ſtand, und ſcharf rings umher blickte.

Ein dritter Windſtoß fuhr jetzt mit einem lang anshallenden ſchrillenden Tone ſcharf aus Südweſt her über die finſtre Fläche des Meeres dahin. Das Schiff wurde merklich in's Schwanken gebracht; die Taue raſſelten, die Segel knitterten.

Doch erfolgte noch kein Befehl zur Aenderung im Takelwerk.

Der Junge im Maſtkorb wurde heftig hin und her geſchaukelt.

Abermals herrſchte tiefe Stille auf dem Schiff; jeder horchte auf, keiner wagte einen Laut hören zu laſſen, ſondern lauſchte ſchweigend auf das Commandowort.

Von fern her ließ ſich jetzt jenes ſchauerliche Sauſen, Dröhnen und hohle Geheul vernehmen, welches dem Sturm gemeiniglich vorangeht; gleichſam als tobe er ſchon gewaltſam, und man behorche ihn aus der Ferne.

Der Luftſtrom mußte in den oberen Schichten der Atmoſphäre ſtärker ſeyn, als in der Tiefe; denn die Wolken zogen raſch über das Schiff hinweg, und verhüllten einen Stern nach dem andern. Schon waren ſie über den Zenith hinaus, und bei der Heftigkeit, mit welcher der Wind ſie forttrieb, durfte man berechnen, daß ſie bald auch den ganzen Oſt- und Nordhimmel, der noch ſternhell war, bedeckt haben würden.

Das Meer hob ſich in größeren, längeren Wellen; das Schiff ſchwankte ſtark, die Luft drückte ſchwer und heiß. Das ferne Brauſen dauerte fort, doch war der Wind ſtill.

Plötzlich aber, als hätte er nur geruht, um recht tief Athem zu ſchöpfen, fuhr ein heftiger Stoß aus Südweſt mit hohlem Geſauſe über die Waſſerwüſte daher, daß ſie ſtark aufſchäumte, und die Wellen ſich zornig gegen ihn aufzurichten ſchienen. Er raſſelte und pfiff zwiſchen Segel, Maſten und Tauwerk hinein, als ob eine Rieſengewalt plötzlich das ganze Fahrzeug packe und es muthwillig ſchüttle.

„Brahmſegel eingerefft!“ commandirte der Capitain.

Der Wind ſetzte gleich darauf mit einem zweiten heftigen Schnauben an, und legte das Fahrzeug ſtark auf die Seite.

„Topſegel eingerefft!“

„Jetzt wird's Ernſt!“ ſprach Jean leiſe zu Victor, der ihm nahe ſtand. „Das Wetter will nicht ſpaßen. Es kommt ſo ganz in der Ordnung mit allen Ceremonien heran.“

Das Schiff durchſchoß, ſtark auf die Backbordſeite gelegt, die Wellen gleich einem Pfeil. Der Schaum ſprützte hoch an der Bruſt deſſelben auf, und ſtäubte als naſſer Regen auf das Verdeck nieder.

„Ein gutes Bad, die Haut abzukühlen bei der hölliſchen Schwüle!“ flüſterte Jean wieder leiſe, der überhaupt gar zu gern ſeine Meinung ſagte.

„Still! Sey aufmerkſam!“ ſprach Victor ernſt.

Achtes Kapitel.

Es war jetzt völlig Nacht geworden, nur in äußerſter Weſtferne, ſchon halb nach Mitternacht zu, bemerkte man noch einen leichten blaßrothen Streifen, der Himmel und Meer unterſchied. Der Capitain ging auf dem Deck hin und her; das Nöthige für den Augenblick war gethan, man mußte das Fernere erwarten. Er trat zu Victor heran, und fragte: „Was meinen Sie, Lieutenant, wir werden Mühe haben, die offne See zu halten?" — „Die Aventure ſegelt gut, aber dieſer Wind iſt etwas zu ſcharf. Und ich beſorge, er ſpringt noch mehr nach Süden um," antwortete Victor in dienſtlicher Haltung. — „Der Teufel hole das Mittelmeer. Ich lobe mir den groſſen Ocean. Hier iſt man keinen Tag ſeiner gewiß."

Er grüßte, und ging nach der andern Seite des Schiffes zu, wo Adolph auf seinem Posten stand.

„Was meinen Sie, lieber Freund (Adolph war dem Capitain durch seine lange Anwesenheit auf dem Schiffe viel vertrauter als Victor), wenn Ihre schöne Leontine uns hier sähe? Sie würde etwas in Angst gerathen."

Adolph erwiederte lächelnd: „Ich denke, mein Capitain, sie weiß, daß es auf der See bisweilen stürmt."

„Heut scheint mir das Wetter doch zu den seltnen gehören zu wollen," meinte Assigny.

Während dieser kurzen Gespräche mit seinen Offizieren verlor er keinen Augenblick die Bewegungen des Schiffes aus den Augen.

„Wie steht jetzt der Wind, Steuermann?"

„Genau Südwest, Capitain."

Der Himmel hatte sich während dieser Zeit ganz und gar bezogen. Die feinen Spitzen der Masten und Querstangen, die Seile, die Segel, die sich kurz zuvor noch deutlich und scharf gegen die hellere Luft abschnitten, waren nicht mehr bis an das äußerste Ende zu verfolgen, sondern verliefen sich in das graue

Dunkel. Kaum konnte man noch den Mastkorb wahrnehmen.

Eine erdrückende Schwüle hemmte fast das Athemholen. Jeder ahnte, daß sich die so dunstig geschwängerte Atmosphäre bald furchtbar entladen müsse. — Es blitzte zweimal in Südwest, aber noch in der Ferne. Einige Sekunden nachher hörte man es schauerlich leise donnern. Gleich darauf aber packte ein furchtbarer Westwind das Fahrzeug und riß es mit Riesengewalt durch die Wellen dahin. Die Takelage rasselte durch einander als wären mit einemmale alle Masten gebrochen, alle Taue zerrissen.

Der Capitain nahm, als der Windstoß einen Augenblick nachgelassen hatte, das Sprachrohr und rief: „Holla! Alle Segel eingerefft!“ Im Augenblick flogen die auf jeden Wink lauschenden Matrosen in die Takelage hinauf, und man sah in der Dunkelheit gegen zwanzig schwarze Gestalten rasch dazwischen emporklettern, um den Befehl auszuführen.

„Wir liegen gut vor'm Winde,“ sprach der Capitain zu Adolph, dem er wieder näher getreten war. „Hätte der Stoß uns von der Steuerbordseite gefaßt, so dürften wir auf der Seite gelegen haben, und hätten mindestens den Fockmast kappen müssen.“

„Unſer Steuermann verſteht ſeine Sache," entgegnete Adolph, ohne einen Blick von demjenigen Theil des Schiffes zu verwenden, der ſeiner Führung und Aufſicht beſonders anvertraut war. Zugleich rief er einzelne Befehle hinauf.

Die Wolken hingen jetzt ſchwarz und ſchwer über das Schiff herab, als wollten ſie ganz auf das Meer herunterſinken. Die einförmige düſtre Schwärze des Himmels wurde nur durch die ſchwefelgelben Ränder des Gewölks unterbrochen; auch ſah man mehrere gelbgraue Streifen nach der Windrichtung ſich durch den Nachthimmel ſtrecken. Die einzelnen Windſtöße wiederholten ſich bald raſcher, und fingen ſchon an tiefe Schlünde in die Fluth zu wühlen. Das Schiff ſchoß wie ein Adler auf die Beute mit dem Bogſpriet voran die hohen Wellenrücken hinunter, und hob ſich wieder auf der andern Seite wie ein aufbäumendes Roß. Es gehörte die Uebung und Gewandtheit der Seeleute dazu, auf dem bewegten Deck hin und wieder zu laufen, ohne zu fallen, und dabei noch jedes Geſchäft pünktlich zu verrichten.

Der ſchwüle Druck war auf den höchſten Grad geſtiegen; die Luft, die man athmete, ſchien mit Schwefeldünſten gefüllt. Da zerriß ein furchtbarer

Blitz, der das ganze Meer und den Himmel überflammte, das Gewölk, und plötzlich ertönte ein krachender Donnerschlag, der jedes Ohr betäubte, und viele Sekunden lang furchtbar fortrollte.

Dies schien gewissermaßen der Signalschuß zu der großen Schlacht des Ungewitters zu seyn, zu welcher die bisherigen Windstöße und Blitze nur die kleinen Einleitungsgefechte gebildet hatten. Denn als wären auf dieses furchtbare Zeichen alle verheerenden Kräfte des Firmaments in Bewegung gerathen, heulte hinter dem Rollen des Donners der Sturmwind mit entsetzlicher Gewalt daher, und zugleich prasselte der Regen aus den zerrissenen Wolken in Strömen herab. Das Meer wurde zu einem bewegten Gebirge, dessen schwankende Gipfel der Schaum, leuchtend wie Schnee, bedeckte, während die tiefen Schluchten schwarz und bodenlos aufgähnten. Der Sturm schöpfte aus dem Grunde der Fluth, und sprützte den aufbrausenden Gischt über das ganze Schiff hinweg, daß das Wasser in zischenden Strömen über das Deck rollte. Gleich dem Pfeil von der Senne schoß die leicht und doch stark gebaute Aventure durch die Wogen dahin. Man konnte kaum sagen auf den Wogen, da sie oft wie ein Mauerbrecher mitten durch den entgegenge-

thürmten Wall der Fluth drang, so daß diese hoch über ihr zusammenschlug.

„Lieutenant! Untersuchen Sie, ob alle Schiffsluken völlig geschlossen sind!" rief der Capitain. Victor, dem der Befehl galt, war in einem Sprunge mit sechs Matrosen in den Raum hinunter.

„Preßt das Steuer luvwärts, so viel Menschengewalt vermag, daß wir scharf vor'm Winde bleiben," rief Herr von Assigny dem Steuermann zu. „Faßt uns dieser Orkan nur einmal von der Seite, so dürften wir uns schwerlich wieder aufrichten, ohne alle Masten in der See gelassen zu haben." — — „Die Leute haben ihre Pflicht unter schwierigen Umständen genau erfüllt," sprach der Capitain lobend zu Adolph, der noch einige Anordnungen wegen des Anreffens der Segel gegeben hatte, und sich jetzt überzeugte, daß sein Befehl vollzogen war. „Unser Schiff kann nicht besser vor'm Sturm geschützt seyn die Segel sind so glatt angerefft, daß die Bäume und Raaen wie geschoren aussehn."

„Wie ein Wald im Winter," entgegnete Adolph, einen Blick hinaufwerfend, mit Ernst.

Ein Blitz, der eben wieder den ganzen Horizont in Flammen setzte, und das Meer taghell beleuchtete,

gewährte Beiden den Anblick, den sie eben unbestimmt durch Nacht und Regenschauer gehabt hatten, völlig klar und scharf. Die Segel lagen so fest an den Masten und Raaen, als ob sie mit bester Muße auf der Rhede recht zum Staat zierlich und sorgsam angeschnürt worden wären.

Victor kam wieder herauf und berichtete, daß keine Spalte in der Schärfe eines Haars im Schiffe unverschlossen sey.

„So müssen wir uns nun auf des Himmels Beistand und auf die festen Rippen unsres Schiffs verlassen. Was wir thun konnten, ist geschehn. Wir wollen jetzt die Leute möglichst erquicken und ruhen lassen.“

Nach diesen Worten gab der Capitain den Befehl zu einer außerordentlichen Vertheilung von Rum und Zwieback, um die Mannschaft für die außergewöhnliche Anstrengung zu belohnen.

Das Gewitter dauerte fort; indeß ließ die furchtbare Heftigkeit des Sturmes etwas nach; aber die Wellen schlugen, einmal in Bewegung, fortwährend bergehoch empor, und schleuderten die stattliche Brigg mit dreißig Kanonen wie einen leichten Nachen empor und hinab.

Neuntes Kapitel.

Endlich brach, nach einer langen gefahrvollen Nacht, die Dämmerung wieder an. Und obgleich sie auf hoher See nicht die mindeste Hülfe gewähren konnte, so brachte doch das Licht für jeden Besorgten Hoffnung und Trost mit. Unsre Seefahrer befanden sich, da sie sich gerade vor den Wind hatten legen müssen, am Morgen der Französischen Küste bedeutend näher, als da sie Abends zuvor von Mahon abgesegelt waren. Indessen war, als der Sturm sich legte, die Windrichtung ihrer ursprünglichen Fahrt wieder günstiger geworden, und man konnte jetzt, so viel die noch immer furchtbar hoch gehende See es zuließ, der Höhe von Algier zusteuern.

Der erste, der sich zum Morgengruß einfand, war Jean, der ordentlich tapfer that, daß er das Wetter

überlebt hatte. „Guten Morgen, mein Lieutenant,“ rief er Victor entgegen, „gut geſchlafen darf der Seemann freilich nicht fragen, ſondern gut gewacht? Ich denke, wir haben den Berg hinter uns, und Ihr werdet mir mein Lied nicht mehr verſpotten.“ Dabei trällerte er:

„Komm herein, mein liebliches Kind,
Was kümmert uns Wetter und Wind.“

„Sacht an, guter Freund,“ entgegnete Victor, „da Du Dich rühmſt, achtzehn Jahre zur See gefahren zu ſeyn, alſo drei Jahre länger als ich, ſo ſollteſt Du Dir wenigſtens einen beſſern Geruch für Wind und Wetter angeſchafft haben. Mir riecht es verwünſcht nach einem zweiten Sturm, denn wenn es nach einer ſolchen Nacht und ſolchem Regen ſo ſchwül bleibt, ſo kann man darauf zählen, daß die Rechnung noch nicht quittirt iſt.“

„Ich glaube, Ihr habt Recht, mein Lieutenant,“ entgegnete Jean, „und trifft Eure Vermuthung zu, ſo wünſche ich der Aventure eiſerne Rippen. Der Wind hat ſie ſtark geſchüttelt.“

„Du kannſt von Glück ſagen,“ ſprach Victor, „daß er Dich nicht aus dem Takelwerk herunter ge-

ſchüttelt hat. Die Maſten und Raaen bogen ſich im Sturm wie Weidengerten.“

„Wahrlich, mein Lieutenant,“ erwiederte Jean treuherzig, „ganz kühl war mir's nicht um's Herz; ich habe manche ähnliche Nacht auf der See zugebracht, indeß doch kaum eine ſchlimmere, und mir iſt nicht für einen Sou bange in der Takelage geworden. Aber diesmal! Ich konnte kein Endchen Tau hängen ſehen, ohne an die verdammten Bänder zu denken, die der Wind zu Toulon in den Hafen geweht hat. Meine Tony —“

Hier trat dem redlichen Burſchen das Herz in die Augen; er konnte nicht fröhlich fortſprechen, ſondern war unwillkührlich in einen weinerlichen Ton verfallen. „Hol der Henker alle alten Kaffeeſchweſtern!“ fuhr er endlich mit einem Seemannsfluch heraus, um ſich die Rührung zu vertreiben. „Es ſind doch lauter taube Nüſſe!“

„Freilich, Jean,“ ſprach Victor, und gab ihm die Hand. „Schlag Dir's aus dem Sinn; Du ſiehſt, der Himmel meint es gut mit uns. Da kommt die Sonne!“

Und wirklich brach ein Strahl dieſes freundlichen Geſtirns durch den grauen umwölkten Morgenhimmel

herein. — Indem trat Adolph zu den Sprechenden. Jean gehörte dieſem zwar viel länger, als dem Bruder, und gewiſſermaßen näher an, da er ihn aus der Zahl der Matroſen zu ſeiner beſondern Bedienung gewählt hatte, allein er hatte eine faſt ſtärkere Neigung zu Victor gefaßt.

„Wie freut man ſich nach einer ſolchen Nacht eines einzigen Sonnenblicks," ſprach Adolph zu Victor, und Beide gingen Arm in Arm einem einſameren Theile des Schiffes zu. „Soll ich Dir aber geſtehn, daß ich lieber den ſchwärzeſten Himmel als dieſen kurzen Sonnenſchein ſähe?" fuhr er fort. „Ich kenne unſer Meer hier ſeit den drei Jahren, daß ich auf dieſer Station bin, gar zu genau. Dieſe nicht abgekühlte Schwüle und jener neue Sonnenſtrahl, verſprechen uns für den Abend gerade daſſelbe Vergnügen, das wir in dieſer Nacht hatten. Und, lieber Victor, Dir darf ich es ſagen, ich ſcheue mich davor. Ich habe nicht mehr das freie Herz des Seemanns, der nur ſich ſelbſt zu verlieren hat. Meine Seele war die ganze Nacht hindurch bei Leontinen! Was würde ſie gelitten haben, wenn ſie uns in dieſer Lage gewußt hätte! Wenn ich nicht ſicher wäre, daß ich meine Kaltblütigkeit im Dienſt behielte, und jedes

Geſchäft ſo gut und mit dem äußern Anſchein der Ruhe verrichten könnte, wie jemals ſonſt, ich würde mich dieſer Weichheit ſchämen.“

„Du würdeſt Unrecht thun, liebſter Bruder,“ entgegnete Victor; „denn der Werth Deines Handelns ſteigt ja in eben dem Grade, wie Dein Wille ſich ermannen muß, mächtige und heilige Gefühle durch die lebendige Vorſtellung der männlichen Pflicht zu beſiegen.“

Ihr Geſpräch wurde durch die Dazwiſchenkunft des Capitains unterbrochen, der ihnen und ſich Glück wünſchte, daß die Nacht überſtanden war. Doch theilte auch er die Beſorgniſſe ſeiner Offiziere, und daher gab er die umfaſſendſten Befehle, um jeden Schaden, den der Sturm und die Wellen in der Nacht angerichtet hatten, nach Möglichkeit wieder herzuſtellen. Die Leute hatten daher den ganzen Tag um ſo mehr zu thun, als das Meer fortwährend ſehr unruhig blieb, und dadurch die Arbeiten erſchwerte.

Der Himmel war weder bewölkt noch heiter, aber in einen ſo dichten Dunſt und warmen Nebel gehüllt, daß man die Sonne nur gleich einer röthlichen Scheibe ſah. Erſt gegen den Nachmittag um fünf Uhr zogen ſich dieſe Nebeldünſte aufwärts, und

lagerten ſich als ſchweres Gewölk am Gewölbe des Himmels. In der Luft herrſchte der beängſtigende Druck einer feuchten Schwüle, der ein mindeſtens eben ſo heftiges Unwetter verkündete, als das geſtrige. Allein die Wolken ſammelten ſich mehr und mehr an; es ſchien, als ob das Firmament alle Kräfte auf einen Punkt zuſammen ziehen wollte, um dann deſto verheerender loszubrechen.

Man hatte den Tag hindurch einige der unteren und größeren Segel beiſetzen können, und war dadurch bei ſtets ſtarker Luftſtrömung der Küſte von Afrika bedeutend näher gekommen.

Der Capitain wünſchte um Alles gern die Höhe von Algier zu erreichen, weil ſeine Depeſchen von größeſter Wichtigkeit waren; er würde ſich ſonſt mehr auf der hohen See zu halten beſtrebt haben.

Wären nicht Uhren auf dem Schiffe geweſen, ſo hätte man ſchon Abends um ſechs Uhr glauben müſſen, daß die Nacht hereinbreche; ſo finſter wurde es unter der ſchwarzen Decke des Himmels.

Jean näherte ſich ſeinen beiden Herren, und ſprach leiſe, mit dem Verſuch zu ſcherzen: „Ich glaube, dort oben das iſt der Dampf und Rauch der ganzen Hölle, der ſich unter'm Himmel zuſammenzieht. Wenn die

Hülse platzt, wird ein schöner gelber Blitzkern heraus fahren.“

Als die Angeredeten nicht sonderlich mit seinem Einfall zufrieden schienen, fuhr er weiter fort: „Aber, führe auch der brennende Schwefelpfuhl selber heraus, der Sturmwind, der sich dort in der schwarzen Höhle im Westen in Hinterhalt gelegt hat, bläst, meine ich, die Flamme aus, wie ich die Lampen im Raum. — Was meint Ihr, mein Lieutenant?“

„Daß Du Recht haben kannst!“ entgegnete Adolph so trocken und gleichgültig, als ihm irgend möglich war.

Jean merkte, er sey überflüssig und kürzte daher seinen ungelegenen Besuch ab.

„Es darf doch so ein Matrose nur zehn oder zwanzig Jahre auf der See gewesen seyn,“ sprach Victor, „so wittert er das Wetter ordentlich, wie ein Hund den Hasen. — Ich begreife nicht, worin es liegt; aber hundertmal sah ich ähnliche Wettee aufsteigen, ohne daß ich, noch einer der Leute, das mindeste davon befürchtet hätte. Heut, will ich wetten, ist keiner im ganzen Schiff, der die schwarze Wolke dort unten nicht für das wahre Höllenthor ansieht, aus dem der Böse hervorbrausen wird.“

Er trat nach dieſer etwas derb ſeemänniſchen Rede dem Bruder näher und nahm ſeine Hand. „Ich nannte Dich glücklich, Adolph! Jetzt möchte ich mich glücklich nennen, der ich für kein geliebtes fernes Weſen ſo beſorgt ſeyn darf, wie Du. Und doch bin ich's faſt, wenn ich denke, daß Du mit mir in gleicher Gefahr ſchwebſt!" — „Ich geſtehe Dir gern," entgegnete Adolph, „daß ich ernſtliche und wehmüthige Beſorgniſſe zugleich hege; doch Du wirſt mich handeln ſehn wie immer." — „Wahrlich, daran zweifle ich nicht!" rief Victor, und drückte des Bruders Hand mit Innigkeit. — —

Man nahm jetzt die Schiffshöhe und fand ſich etwa zwanzig Lieues von der Küſte von Algier, ziemlich auf dem Meridian dieſer Stadt.

Der Capitain, der bis jetzt in der Kajütte mit Schreiben beſchäftigt geweſen war und die Führung des Schiffs ganz Adolph überlaſſen hatte, kam jetzt auf das Deck. Mit ſcharf ſpähendem Auge ſah er nach der Windſeite, und dann rings den ganzen Horizont umher. „Da wird uns wenig Wahl bleiben," murmelte er für ſich, „das geſtrige Wetter war nur das Vorſpiel."

Er ließ das Signal geben, welches jeden Seemann unverzüglich auf den ihm angewieſenen Poſten ruft. Alles war jetzt nur Auge und Ohr; jeder Blick haftete an der Geſtalt des Führers. Er ſtand, wie geſtern, ernſt an den Hauptmaſt gelehnt, und warf die prüfenden Blicke rings durch das ganze Schiff, hinauf in das Takelwerk und weit in das Meer hinaus. „Oberſegel eingereſft!“ erſchallte plötzlich der Befehl. Die muntren Matroſen waren raſch wie der Blitz an den Strickleitern in die Höhe und verrichteten die gefährliche Arbeit, während ſie durch den leichten Luftzug, der noch immer einförmig herrſchte, und durch das Schwanken des Fahrzeuges bei der hohen Fluth hin und her geſchaukelt wurden. Bald nachdem der Befehl des Capitains vollzogen war, trat eine plötzliche Windſtille ein. Das Meer aber ging hohl und hoch, und überſtürzte ſeine Wellen mit ziſchenden Schaumgipfeln. Von ſeiner gewöhnlichen grünen Farbe war nichts zu entdecken, ſondern es wogte grau, ja faſt ſchwarz, als der getreue Spiegel des darüber geſpannten Himmels.

Es war fürchterlich ſtill; die wenigen Segel, die man noch aufgeſetzt hatte, fielen ſchlaff zuſammen.

Jetzt donnerte es dumpf in der Ferne; dann abermals tiefe, schreckliche Stille.

„Die Segel helfen uns doch nichts mehr," sprach der Capitain zu Victor; „was meinen Sie, lassen wir sie alle anschnüren?" — Victor stimmte dafür. „Bricht der Orkan, mit dem jene Wolken schwanger zu seyn scheinen, erst aus ihrem Schooße hervor, so würde uns doch der Versuch nichts mehr helfen; denn wahrscheinlich erhebt sich der Sturm so furchtbar, daß, beginnt er erst zu rasen, keine menschliche Gewalt mehr ein Segel einreffen könnte. Wir würden die Taue kappen, und die Leinwand dem Winde lassen müssen." — „Sie haben völlig Recht," erwiederte der Capitain.

„Alle Segel eingerefft!" erscholl es jetzt durch das Sprachrohr. — Es war im Augenblick geschehn.

Nunmehr trat eine Stimmung und Lage des Schiffsvolkes ein, die sich etwa nur mit der eines Mannes vergleichen läßt, auf den ein andrer mit dem Feuerrohr im Anschlage liegt. Er kann nicht entrinnen, er vermag keinen Widerstand zu leisten, und jeden Augenblick ist er gewärtig, daß das Verderben krachend gegen ihn hereinbreche. Fällt indeß der Schuß, so ist sein Schicksal entschieden; das Ge-

ſchoß des Sturmes gegen ein Schiff aber gleicht dem Löwen, der die Beute lange vor ſich her jagt, und die Todesangſt des gequälten Geſchöpfes durch die geringe Hoffnung verlängert, die es bewahrt, dem Verderben zu entfliehn.

Es donnerte zum zweitenmale ſtärker, anhaltender. Ein langgedehnter Laut, wie ein heiſeres Pfeifen, zog jetzt durch die ſchwüle ſchwere Gewitterluft über dem Fahrzeug hin. „Es räuspert ſich ſchon", meinte Jean, der ſich wider ſo dicht als möglich an Victor geſtellt hatte. „Da iſt's wahrhaftig ſchon," rief er gleich darauf und zeigte nach oben zwiſchen die Maſtſpitzen hinauf, wo ſich der Wirbelwind ſchon umher trieb, und in allen Tauen raſſelte. Die Augen der Matroſen waren alle nach oben gerichtet. Das Geſchoß des Sturmes ſauſte dicht über ihren Häuptern hinweg. Aber bald ſollte es ſie treffen!

„Huy, wie der Meiſterhirt ſeine Heerde jagt," rief Jean, und ſtieß Victor an, indem er auf das Meer zeigte. Wie ein Geier auf die weidenden Lämmer hatte ſich der Sturm mit ſchwarzen Fittigen auf die ſilbernen Schaumhäupter der Wellen geſtürzt, und legte ſich mit ſeiner Rieſenkraft flach auf die See ſelbſt nieder, daß er ihre hochgehenden Wogen

eine breite Strecke lang mächtig zur ebenen Fläche niederdrückte. Aber der Schaum brauste und sprützte weit vor ihm her über die schwarze Bahn dahin, als gösse sich ein zweites silbernes Meer pfeilschnell und zischend über das starre eherne aus. Wie die feurige Lava über den Rand des Kraters hinabstürzt, breit, verheerend, unentrinnbar, so drang dieser, dem aufgestöberten Schnee gleichende, glänzende Strom gegen das Schiff heran. Diese Erscheinung war es, welche *Jean's seltsamer Ausruf* bezeichnete. Aber noch früher war der unsichtbare wilde Jäger, der Sturm selbst genaht, vor dem die scheue Heerde flüchtete; gleich als wolle er das Schiff unterlaufen und es wie mit ungeheuren Hebeln nach vorn hinüberstürzen, wühlte er sich unter dem Steuer hinein und preßte die Wellen unter den Kiel, daß die Brigg, als liefe sie frisch vom Stapel, mit dem Bogspriet voran in das Meer tauchte, und die Fluth, in die sie hinein gejagt wurde, hoch über das Deck hinüber schlug.

Der furchtbare Stoß, bei dem das Deck so steil hinabgesenkt war, daß man kaum dagegen anlaufen konnte, hatte die Hälfte der Mannschaft niedergestürzt. Und als sollten alle Schrecken zugleich den Muth der wackren Seeleute erschüttern, so zischte

dem Geheul des dahinſchießenden Sturms ſogleich ein Blitz nach, der das ganze Schiff mit gelber ſchwefelicher Lohe umflammte, und aus den geborſtenen Wolken brüllte der Donner mit betäubendem Getöſe die aufgähnende See an.

Auch Jean war durch den heftigen Stoß zu Boden geworfen worden. Victor, der ihm nahe ſtand, reichte ihm die Hand zum Aufſtehn und fragte theilnehmend: „Nun, Burſch, Dich hat doch nicht der Blitz getroffen?“

„Bei'm Element!“ rief Jean, „faſt möcht' ich's glauben. Der Teufel muß die Lunte in das Pulvermagazin der Hölle geworfen haben, ſonſt begreife ich nicht, wo der Knall und der Schwefelgeruch herkämen. Daß dich! Aber die Aventure iſt ein wacker Schiff; ſie hat ſich grade auf dem Kiel gehalten, wie eine ſchmucke Jungfer bei'm Tanz.“

„Wir liegen gut vor'm Wind!“ ſprach Victor.

„Und brauchen's!“ rief Jean; „denn eben ſetzt der Dudelſackpfeifer zum zweiten male mit vollen Backen an.“

Wirklich ziſchte ein zweites Schaummeer, mit lang ausleckender Spitze, gegen die Aventure heran. Diesmal aber ging's umgekehrt. Der Sturm drückte

heulend auf das Hintertheil des Schiffes, daß es mit dem Steuer tief in die Fluth tauchte, und jagte den schäumenden Gischt von hinten her über das Deck hin.

„Streng gehalten, Steuermann!“ rief Capitain Assigny. „Ihr habt Euer und unser Leben in der Faust. Gebt Ihr einen halben Punkt nach, so liegt das Schiff auf der Seite. Streng gehalten, und sollten Euch die Sehnen reißen!“

Der athletische Steuermann hielt das Steuerrad mit eiserner, nervigter Faust.

Die Aventure ging grade auf dem Kiel, stolz mitten durch die aufsprühende Fluth, und triumphirte bald hoch auf dem Rücken einer breit aufschwellenden Woge.

Die ganze Schiffsmannschaft athmete leicht auf, da die furchtbare Gefahr vorüber war; nicht anders, als wenn ein feindliches Schiff eine volle Ladung gegen sie gerichtet hätte, und alle Kugeln pfeifend über das Deck hingefahren wären, ohne einen einzigen Mann zu treffen.

Aber der schwarze Wolkenköcher, aus dem die Geschosse des Sturmes hervorbrausten, war noch nicht geleert. Mit hohlem Gebrüll sauste es jetzt über die See, und wühlte tiefe Schlünde in die Wellen. —

Waren gleich die erſten heftigſten Stöße des Sturmes vorüber, ſo wüthete er nun deſto unabläſſiger. Er raſſelte in den Tauen und bog die Maſten des Schiffes wie leichtes Rohr. Es wurde aus dem Abgrund auf die gähen Kuppen der Wogen gehoben, und von der Höhe wieder in die bodenloſe Tiefe geſtürzt.

Dabei brach die Nacht mehr und mehr herein, nur der helle Blitz beleuchtete von Zeit zu Zeit das gräßliche Schauſpiel.

Zehntes Kapitel.

Capitain Assigny ging rasch, aber ernst auf dem Deck umher, gab hier einen Befehl, scherzte dort mit einem Matrosen, um die Leute gutes Muths zu erhalten, nnd legte auch bisweilen selbst die geübte erfahrne Hand an.

Nach einiger Zeit trat er zu Adolph, der an seinem Theil beschäftigt war, und winkte auch Victor herbei, welcher so eben aus dem Raum herauf kam, dessen besondere Aufsicht ihm, als dem jüngsten Offizier, anvertraut war.

„Ich darf es Euch nicht erst sagen, Freunde," sprach er würdig, „daß unsre Lage bedenklich ist. Ob uns die feindlichen Kugeln hinraffen, ob uns die See verschlingt — gleichviel, wir sterben für das Vaterland. Möchte auch unser Schiff scheitern, wenn

ich nur meinen Auftrag, dem Hauptmann Maſſieu von Clerval auf der Station vor Algier meine Depeſchen einzuhändigen, ausführen könnte. Allein wie die Dinge jetzt ſtehn, iſt Alles zu fürchten. Leiden wir Schiffbruch, ſo entrinnt doch vielleicht einer von uns. Ich habe daher die Depeſchen jetzt erbrochen und ſo eben in der Kajütte geleſen; hier ſind ſie, leſet auch Ihr ſie, und wer von uns vielleicht gerettet wird, kennt kein dringenderes Geſchäft, als dieſe Nachrichten und Befehle an die Behörde zu bringen. Erreichen wir unſer Ziel glücklich, ſo haftet unſre Ehre als Offiziere Frankreichs dafür, daß wir das Geheimniß des Staates bewahren.“ —

Adolph und Victor gingen nacheinander in die Kajütte und laſen die Papiere, welche ihnen Herr von Aſſigny eingehändigt hatte. Späterhin wurden dieſelben allen jungen Leuten von Bildung auf dem Schiff, den Seekadetten und Zöglingen, bekannt gemacht.

Dies war gewiſſermaßen das Teſtament des Schiffs-Capitains. Jeder fühlte ſich ernſt dadurch bewegt.

Indeß ließ die fortwährende Arbeit auf dem Schiffe, die ſtets nothwendige Aufmerkſamkeit, den

Gemüthern keine Zeit, ihre Gedanken und Besorgnisse zu pflegen und auszubilden.

Die Aventure kämpfte heldenmüthig gegen die Uebermacht von Sturm und Wellen. Doch wie ein lang anhaltendes Feuer auch die tapfersten Reihen lichtet, so fingen nach und nach auch die starken Planken und Bohlen des Schiffs an, den fortgesetzten wild anstürmenden Stößen der Fluth zu weichen.

Indeß ermüdete die Sorgfalt nicht. Victor spähte unabläſſig im Raum umher. So wie ein Leck sichtbar wurde, war auch im Augenblick der Schiffszimmermann mit Brettern, Keilen, Theer und Werg zum Stopfen bei der Hand, und eben so schnell wurden die Pumpen thätig, um das Wasser auszuschöpfen.

Tiefe Nacht lag auf der See. Der Regen praſſelte herab. Nach und nach wurden selbst die Stärksten und Kühnsten entkräftet und muthlos. Sturm und Wogen warfen das Fahrzeug einem Spielball gleich hin und her. Man hatte die Höhe genommen, so lange es möglich war; seit mehreren Stunden aber bot sich auch kein Sternchen, kein leises Zeichen mehr dar, nach dem man sich hätte richten können. Der Mensch mußte sich von der Kraft der Elemente be-

ſiegt erkennen, und erwartete Hülfe und Rettung nur noch von der Gnade Gottes. Dennoch ſtrengte man die letzten Kräfte an, um dem Unheil zu widerſtehen.

Eine Zeit lang hatte es nicht geblitzt; jetzt aber erhellten die elektriſchen Flammen von Zeit zu Zeit wieder den Horizont und verſtatteten dem Auge einen Blick aus der grauenden Nacht in die unendliche Waſſerwüſte hinein.

Da rief Adolph, der bei jedem Blitz ſcharf umher blickte, plötzlich: „Ein Schiff, Capitain, ſo wahr ich lebe, ein Schiff!“ — „Wo, wo?“ fragte hoch aufhorchend der Capitain. — „Dort hinüber in Oſt-Nord-Oſt; ſo wie der Blitz wieder leuchtet, müſſen Sie es unter jener ſchweflichten Wolke ſehn.“

Unverwandten Auges ſchaute die ganze Schiffsmannſchaft nach der Gegend hin. Jetzt flammte der Blitz leuchtend auf. Da ſah man in mäßiger Entfernung ein Fahrzeug, das ebenfalls ohne alle Segel vor dem Winde trieb, aber bedeutend auf die Seite gelegt war. Das ſchwarze Bild deſſelben ſetzte ſich ſcharf gegen den flammenden Hintergrund ab, war aber eben ſo raſch wieder verſchwunden.

So wenig jenes Fahrzeug die geringſte Hülfe gewähren konnte, da es ſich in gleicher, ja wahrſchein-

lich noch dringenderer Noth befand, so frohlockte doch Alles laut darüber. Schon die Nähe menschlicher Wesen, die Gemeinsamkeit der Gefahr erfreut in solchen Augenblicken. — „Sie werden uns noch nicht gesehn haben!“ rief Capitain Assigny. „Lieutenant Victor! Lassen Sie an der Backbordseite sogleich einen Signalschuß thun!“

Zwei Minuten darauf donnerte der Kanonenschuß durch das Brausen des Sturmes und der Wogen über das Meer dahin.

Nun horchte Alles auf, ob die Antwort erfolgen würde. Da ertönte nach einigen Minuten plötzlich aus ganz anderer Richtung hinterwärts von der Aventure ein Kanonenschuß; gleich darauf aber auch einer aus der Gegend, wo man das Fahrzeug erblickt hatte. Beide schienen aus ziemlich gleicher Ferne zu kommen.

„So sind uns zwei Schiffe nahe!“ rief der Capitain; „eines, das wir gesehn, das andere, das wir gehört haben.“

Er ließ hierauf noch drei Schüsse thun, um anzudeuten, daß er in Noth sey; von beiden Schiffen erfolgte dieselbe Antwort.

Bei einem wiederholten hellen Blitz sah man nun auch das zweite Fahrzeug, welches hinter

der Aventure her vom Sturm heran getrieben wurde.

Dieſes Ereigniß hatte dem Schiffsvolk neue Hoffnungen gegeben, und belebte auch ſeine Kräfte. Es arbeitete mit unermüdlicher Anſtrengung. Man ſuchte ſo zu manoeuvriren, daß man beiden Fahrzeugen näher kam; Adolph und der Capitain behielten ſie fortwährend im Auge, doch war bei dem ungewiſſen Leuchten des Blitzes doch zu wenig zu erkennen.

Da wurde plötzlich die geſpannte Aufmerkſamkeit Aller gewaltſam auf etwas andres geleitet. Denn mit furchtbarem Schreckenston rief der Matroſe, der vorn zunächſt am Bogſpriet ſtand, um die See dicht vor dem Fahrzeug ſorgfältig zu beobachten, plötzlich aus: „Die Brandung! Die Brandung! Ein Riff dicht vor uns, wir ſind verloren!“

Und kaum waren dieſe Worte des Schreckens durch das Schiff erklungen, als ſchon ein krachender Stoß das ganze Gebäude erſchütterte, und im ſelben Augenblick das Schiff ſo feſt ſtand, als ſey es in den Boden gewurzelt. Alle Rippen und Planken krachten, die Mannſchaft wurde gewaltſam zu Boden geſchleudert; es war nicht anders, als ob die Erde in ihrer Bahn durch eine Rieſenkraft plötzlich feſtge-

halten würde, und in ihren Grundfesten zusammenbebte.

Gleich darauf stürzte Victor mit allen seinen Leuten aus dem Raum hervor und rief: „Hier ist keine Hülfe mehr, Capitain; die Fluth dringt von allen Seiten so in das Schiff, daß wir kaum das Leben retten konnten!“ — Starre Verzweiflung und banges Entsetzen hemmten jedem die Sprache. Victor trat auf Adolph zu und ergriff dessen Hand. Dieser sank ihm in die Arme und rief: „Bruder, wir sterben zusammen; Gott wird meine Leontine trösten!“

Einen Augenblick hatte selbst Capitain Assigny die Fassung verloren; doch schnell gewannen Muth und Umsicht wieder die Oberhand. Da das Schiff schon stark auf der Steuerbordseite lag, und die Masten sich beugten und zu brechen drohten, ließ er sofort den großen Mast kappen, in der Erwartung, daß er in's Meer stürzen werde. Er brach nach wenigen Axthieben um, und zerriß, mit sausender Wucht niederstürzend, alle Seile, die man nicht so eilig hatte kappen können. Allein statt in's Meer zu fallen, blieb er liegen, ein Beweis, daß seine Spitze auf festen Grund gekommen war, woraus Capitain Assigny schloß, daß das Riff eine ansehnliche Breite haben müsse.

Indeß umlagerte so dichte Nacht das Fahrzeug, daß man durchaus nichts sehen konnte; auch hatte es aufgehört zu blitzen. Die Wogen stürmten wild dagegen an, sprützten und schäumten über das Deck und rissen eine Planke nach der andern herab.

„Wir müssen noch einmal Nothschüsse thun!" rief der Capitain. Und sogleich ließ Victor dreimal feuern.

Da ertönte die Antwort, wie man am Blitz sah und am rasch darauf folgenden starken Knall hörte, ganz nahe aus dem Schiff, welches der Aventure folgte. Das andre Schiff, welches man zuerst gesehn, gab keine Antwort; vermuthlich war es schon versunken. Allein das nachsegelnde Fahrzeug kam in wenigen Minuten so nahe heran, daß man es mit dem Sprachrohr hätte anrufen können, wenn der Sturm nicht so furchtbar getoset hätte.

„Die werden auch aufrennen," rief Jean, „wenn sie so forthalten!"

Der Versuch wurde gemacht, jenen die Gefahr bemerklich zu machen. Vergeblich, die Worte verhallten im Geheul des Windes.

„Alle Teufel!" rief Jean jetzt; „mein Lieutenant, die segeln uns in Grund und Boden, was freilich

nicht mehr viel ſagen will. Aber noch einmal hätte ich doch gern das Tageslicht geſehn!“

Wirklich kam der dunkle Schiffs-Koloß wie es ſchien grade auf die Aventure los, und ſchon glaubte jeder den Untergang beider Fahrzeuge vor Augen zu ſehn, als das antreibende Schiff ein raſches Manoeuvre machte, und, wahrſcheinlich hatte es erſt jetzt ſeine Gefahr bemerkt, an der Steuerbordſeite der Aventure vorbei zu kommen ſuchte.

„Die laufen dem Teufel in's Garn ſo gut wie wir,“ rief Jean, „und leiſten uns Geſellſchaft auf dem Riff. Vielleicht können wir noch einander guten Morgen ſagen!“

Und kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als auch ſchon ein durchdringender Schrei des Schreckens in dem fremden Schiff ertönte, und daſſelbe gleich der Aventure auf dem Felſenriff ſtrandete. Mit bangem Schrecken hatten die Matroſen dies geſehn; denn ſo hülflos ihre eigne Lage war, ſo hatten ſie doch noch nicht die Empfindung für den fremden Unglücksfall verloren. — —

Alle Verſuche, die Aventure flott zu machen, ſprangen ſo klar als völlig vergeblich in die Augen, daß Capitain Aſſigny die todesmatten Leute durch

nichts mehr quälen wollte. Es geſchah nur das Noth-wendige, um das Wrack wo möglich bis zum andren Morgen zu erhalten, und dann vielleicht durch die Boote Rettung zu ſuchen. Blieb aber die See ſo ſtürmiſch, ſo war auch dies eine durchaus leere Hoff-nung.

So erwartete man denn den Anbruch des Tages, und zählte die Minuten der furchtbaren Nacht.

Victor und Adolph ſetzten ſich zuſammen auf das Deck an einer Stelle, wo die überſpülende Fluth ſie nicht ſo heftig faſſen konnte. Sie ſaßen Arm in Arm. Beide waren zu erfahrne Seeleute, als daß ſie ſich mit Hoffnungen hätten ſchmeicheln ſollen. Ihr Troſt war der aller edlen Seelen, daß es etwas Höheres giebt, als dieſes Leben, und daß das Unvermeidliche ſtets mit Würde und Faſſung getragen werden müſſe. Aber dennoch wurde Adolph's Herz mit tiefem, innigen Schmerz erfüllt, und Victor theilte dieſes Gefühl wehmüthiger Trauer mit dem geliebten Bruder. — So vergingen ihnen die noch übrigen Stunden der Nacht.

Als die erſte Dämmerung in Nordoſt zu grauen begann, trat der Capitain zu den Brüdern und ſprach: „Nun, meine Unglücksgenoſſen! Was haltet Ihr von

jenem Schiffe? Sollte es nicht dem unſrigen an Größe gleich ſeyn?" — „Ich würde es allerdings für eben ſo groß halten, wiewohl die Unterſcheidung einzelner Theile noch nicht möglich iſt," erwiederte Victor. Dabei ſtand er auf, und ſah erſt ſcharf nach dem Schiffe hin, dann nach der Landſeite herum. Er wurde mit jedem Blick aufmerkſamer; in ſeinen Zügen müßte eine ungemeine Spannung ſichtbar geworden ſeyn, wenn das Dunkel erlaubt hätte, ſie zu unterſcheiden. Plötzlich aber rief er aus: „Ja, ich täuſche mich nicht! Wir ſind dicht am Strande. Jene ſchwarzen Linien am Horizont ſind nicht Wolken, für die ich ſie hielt, ſondern es ſind Hügel oder Berge. Ich habe ſie ſcharf beobachtet; es ändert ſich nicht das mindeſte in ihrer Form."

Auf dieſes Wort, das gleich einem Strahl des Lichts die Hoffnung neu belebte, ſprang auch Adolph auf, und viele der Schiffsmannſchaft die es gehört hatten mit ihm. Alle ſpähten nach der Küſte hinaus.

„Es iſt Land, wahrhaftig Land," rief Capitain Aſſigny, „und zwar dicht vor uns."

Adolph trat an den äußerſten Rand des Schiffes und ſah in die Brandung. „Wenn mich nicht Alles täuſcht," rief er, „ſo liegt das Schiff auf ei-

nem Riff, sondern hart an der Küste; es sind lauter Strandwellen, die sich hier über das Ufer wälzen. Mir däucht, die Spitze unsres großen Mastes berührt das Land."

„Ja so ist's, bei der heiligen Genoveva, die meiner Mutter Schutzpatronin war," rief Jean lebhaft; „wir sind gerettet!"

Freudig wurde dieser Ruf von der ganzen Mannschaft wiederholt, und eilig stürzte Jeder nun in den Raum, so weit die Fluth es zuließ, um an Waffen, Kleidern, Lebensmitteln und Pulver zu retten und zu bergen, was nur irgend möglich sey.

Indeß kam die Dämmerung immer heller und heller im Osten herauf. Schon seit längerer Zeit hatte Niemand im Schiff Muße gehabt, sich um das Schicksal des zweiten Fahrzeuges zu bekümmern. Jetzt warf Adolph seine Blicke wieder darauf hin. Der Tag hatte seitdem so zugenommen, daß man schon Farben zu unterscheiden anfing. Daher lag das Schiff ganz deutlich vor seinen Blicken. Er betrachtete es mit heftiger Bewegung, und endlich rief er aus: „Es sind Landsleute, die mit uns verunglückt sind!" Die Matrosen umringten ihn, der Capitain trat hinzu. Alle waren seiner Meinung.

Da jetzt der Sturm sich etwas gelegt hatte, wiewohl die See noch immer sehr hohl ging, und furchtbar brandete, so wurde das gestrandete Fahrzeug nochmals mit dem Sprachrohr angerufen. Auf die Frage: „Wes Lands und Namens" schallte deutlich die Antwort zurück: „Franzosen! Brigg Silen! Capitain Brüat!"

In horchender Stille hatte die Schiffsmannschaft gewartet, bis die Antwort vollendet war. Jetzt aber brach sie in ein lautes, jubelndes Freudengeschrei aus, das kaum die Erwiederung auf jene Antwort gestattete. Sobald aber der Name des Volks, des Schiffs und des Capitains auch dem Silen hinüber gerufen war, erhob sich auch dort ein Freudengeschrei, und beide Mannschaften begrüßten einander mit tobendem Jubel.

So erquickt die Nähe der Landsleute in ernster Stunde der Gefahr, und so leicht vergißt das muntre, kräftige Volk der Matrosen die schreckenvollste Lage, sobald nur ein dämmernder Strahl der Hoffnung tagt.

Und eben rötheten sich im Osten die ersten Wölkchen. Victor und Adolph blickten einander ernst und bewegt an, und sanken sich stumm in die Arme.

Eilftes Kapitel.

Capitain Assigny beschloß jetzt, seine Mannschaft und Alles was an Vorräthen noch brauchbar war, an's Ufer zu schaffen. Ohne Hülfe von der Landseite war dies Unternehmen weder ganz leicht noch gefahrlos. Indeß gewährte der gekappte Mast einen wesentlichen Vortheil. Wie Adolph schon in der Nacht ganz richtig vermuthet hatte, lag die Spitze desselben auf dem Uferrande, und hatte sich so tief in den Sand gebohrt, daß die Wellen sie nicht bewegten. So wurde der Mast zu einer Art von Brücke nach dem Ufer hinüber. Mehrere gewandte Matrosen schlangen sich Seile um den Leib, und gleiteten dann mit denselben an dem glatten Baum hinab durch die Brandung. Als sie festen Fuß gefaßt hatten, befestigten sie die Seile am Ufer, während ihre Kameraden sie in dem

Schiff anbanden. Durch dieſes Mittel wurde die Mannſchaft raſch in Sicherheit gebracht, und es konnten auch einige Vorräthe, Waffen und Kleidungsſtücke an's Ufer geſchafft werden.

Das verlaßne Wrack blieb dem Ungeſtüme der Wellen zum Spiel, die eine Planke nach der andern losriſſen.

Auch die Mannſchaft des Silen hatte, obgleich unter ſchwierigern Umſtänden, die Ausſchiffung bald glücklich zu Stande gebracht. Ein einziger Matroſe war durch die zu gewaltſame Brandung fortgeriſſen worden, und hatte den Tod in der Fluth gefunden.

Wie umarmten ſich Freunde und Landsleute in tiefer, heiliger Rührung, als ſie ſich nunmehr aus der dringendſten Gefahr gerettet am Ufer ſahen!

Aber die Zeit der Mühſeligkeiten war noch nicht vorbei. Sie ſollte vielmehr erſt beginnen.

Die erſte Frage, die man aufzuwerfen hatte, war die, wo man eigentlich ſey? An der Küſte Afrika's, das war keinem Zweifel unterworfen, aber auf welchem Punkte, wie nahe oder wie ferne von der Hülfe, das mußte erſt entſchieden werden. Mittelſt der genommenen Höhe und der übrigen Kenntniß von der Küſte, gewann man die Ueberzeugung, daß man ſich nahe

an dem Cap Begu oder Bingut, östlich von Algier gelegen, befinde.

Die zweite Frage, was man nun beginnen werde? war freilich schwieriger zu beantworten.

Die Offiziere beider Briggs, zusammen acht an der Zahl, versammelten sich zum Kriegsrath. Capitain Assigny, als der Aelteste, führte das Wort zuerst. „Ich sehe," sprach er, „nur zwei Wege, dem völligen Verderben zu entrinnen. Entweder wir harren hier bei den Wracks aus, bis man uns von der Flotte, welche, da sie hier an der Küste kreuzt, bald von unsrem Schicksal unterrichtet seyn wird, Hülfe sendet; oder wir versuchen es, bis Algier, das etwa zehn Lieues von hier entfernt ist, vorzudringen, und überliefern uns dort dem Dey als Kriegsgefangene. Was scheint nun das Vernünftigere und Ehrenvollere? Wodurch sichern wir das Schicksal der uns anvertrauten Leute am besten? Denn daß es hier nicht darauf ankommt, Abentheuer zu bestehen, wie Don Quixote, daran brauche ich wohl kaum zu erinnern."

Capitain Brüat nahm jetzt das Wort: „Ich sehe ein, daß dies die beiden einzigen Auswege sind. Was die Vertheidigung hier an dem Schiffe anlangt, so scheint sie mir fast unmöglich. Wir sind in Allem

hundert und sechszig Mann; Alle bis aufs Aeußerste entkräftet. Unser Pulver ist naß; ja nicht einmal Alle sind wir bewaffnet. Ueberdies haben wir Kranke bei uns. Diese Gegend aber ist von den wildesten Beduinen bewohnt, die, zumal jetzt, in bewaffneten Horden die Küste schwärmend durchstreifen. Wie wollten wir nur einen einzigen Ueberfall aushalten, wir, die wir nicht schießen können, keine Verschanzung, keinen Punkt des Rückzugs haben? — Hülfe von der Flotte ist heut fast unmöglich, da die See noch immer Sturmwellen schlägt. Morgen ist sie äußerst ungewiß. Und würde selbst diese uns retten können, wenn die Beduinen uns schon entdeckt hätten, und in zahlreichen Schwärmen herankämen? Wir werden den freilich bittren, aber nothwendigen Entschluß fassen müssen, die Fesseln der Barbaren zu tragen."

Alle sahen sich ernst an. In dem männlichen Auge standen Thränen des trauernden Unwillens. Aber Alle fühlten es auch, daß der herben Nothwendigkeit nicht zu entrinnen sey.

„Wir entscheiden uns also für den zweiten meiner Vorschläge?" fragte Capitain Assigny.

Ein leises, mit gesenktem Haupte ausgesprochenes, einstimmiges „Ja" war die Antwort.

„Nun denn, Freunde," rief der Capitain, „so laßt uns Muth fassen; wir müssen uns ermannen, getrost, ja fröhlich erscheinen, um unsre Leute aufzurichten. Ruft sie denn zusammen."

Es geschah. Die Mannschaft schloß einen Kreis. Assigny machte ihnen den Beschluß des Kriegsraths bekannt, und sprach ihnen Muth ein. „Bedenkt, Freunde," sagte er, „nicht lange werden wir das Joch der Barbaren tragen, denn schon liegt unsre Flotte zur Abfahrt bereit in Toulon, ja vielleicht indem ich spreche theilt sie schon das Meer mit stolzen Segeln. Bald bringt sie uns Rettung. Und so lange laßt uns gemeinschaftlich als getreue Kameraden ertragen, was nicht zu ändern ist. Und nun, mit Gott, vorwärts."

Der Zug setzte sich in Bewegung. Es dämmerte noch, obwohl man schon weithin sehen konnte. Der Himmel war grau bezogen; doch um diese traurige Vorbedeutung für die Lage der Gescheiterten ein wenig zu mildern, zeigte sich im Osten ein Flecken des lichten Blau's, und die nahende Sonne röthete das tief schwebende Gewölk mit purpurnen Strahlen.

Eben war man am Fuß einer kleinen Anhöhe angelangt, als Jean, der mit möglichst fröhlichem Geſicht aber doch mit traurigem, ahnungsvollem Herzen neben Victor und Adolph hinging, dieſen anſtieß und, indem er nach der Höhe hinauf zeigte, ihn fragte: „Sehn Sie dort, mein Lieutenant? Das ſieht beinahe aus wie eine Gemſenſchildwacht. Aber ich fürchte, ſie wird der Heerde nicht zur Flucht pfeifen!“

In der That ſtand auf dem Hügel ein Mann, den man an dem langen, weißen, vom Haupt herabflatternden Mantel ſogleich für einen Mauren erkennen mußte, obgleich er wohl noch ſechshundert Schritt entfernt ſeyn mochte. Er ſchien umher zu ſpähen; plötzlich wandte er ſich um und verſchwand hinter dem Hügel.

Wenige Minuten ſpäter guckte hier und dort ein Kopf über den Rand der ſandigen, wellenförmigen Anhöhe hervor; und bald war ſie ganz mit Arabern gekrönt, die den wandernden Geſtrandten entgegenzukommen ſchienen. In Kurzem ſahe man, daß, falls ſie einen Angriff machten, an Widerſtand gar nicht zu denken ſey, da ſie mit langen Flinten bewaffnet, und die wenigſtens zehnfache Mehrzahl waren.

„Dieſe Leute ſind geldgierig. Wenn man ihnen ein Löſegeld verſpräche," meinte Capitain Brüat, „ſo würden ſie uns vielleicht ſelbſt nach Algier geleiten. Aber wie ſoll man ſich ihnen verſtändlich machen?" Da trat ein junger, ſchlanker, gewandter Matroſe von keckem Anſehn hervor und ſprach: „Herr, ich bin aus Malta gebürtig; dort landen die Mauren oft; ich bin Jahre lang mit ihnen geſchifft, und kenne ihre Sprache. Wenn Ihr mir nur Vollmacht geben wollt, mit ihnen zu unterhandeln, ſo hoffe ich wohl, uns zu retten. Aber Ihr müßt genau befolgen, was ich ſage."

Die Führer ſahen ſich an, und laſen ihre Zuſtimmung einander aus den Augen.

„Gut, mein Sohn," ſprach Capitain Aſſigny; willſt Du denn den Dollmetſcher machen, ſo gehe ihnen entgegen. Aber ſey vorſichtig, und bedenke, daß von Deinen Worten das Schickſal aller Deiner Kameraden abhängt."

„Sorgt nicht, Capitain," rief keck der Malteſer; „ich denke uns ſchon gut durchzubringen, denn ich kenne dieſes freilich tückiſche und boshafte Volk."

Dabei zog er ſein Tuch hervor, wand es als Zeichen des Friedens um den linken Arm, und ging ihnen mit raſchen Schritten und leichtem Anſtande ent-

gegen. Die Uebrigen machten Halt, und harrten des Erfolges ſeiner Sendung.

Als der Dolmetſch den Mauren, von denen viele zu Pferde waren, näher gekommen war, verneigte er ſich mit gekreuzten Armen, hob ſeine rechte Hand empor und deutete gen Himmel, zum Zeichen, daß er ein Bote des Friedens ſeyn wolle. Drei mürriſche Graubärte mit verwilderten Zügen, die von den Roſſen abgeſeſſen waren, traten ihm näher. Der Malteſer rief ihnen im arabiſch mauriſchen Dialekt zu: „Ich bin friedlich geſinnt; ich flehe für mich und meine Freunde die großmüthigen Mauren, die Söhne des Propheten, um Schutz an. Wir ſind geſtrandet.“

„Wes Volks biſt Du, Frank?“ herrſchte der Maure ihn rauh an.

„Wir alle ſind Engländer,“ erwiederte der Malteſer dreiſt; „dort ſieh die Trümmer unſrer geſtrandeten Schiffe, auf denen wir Euch, den Gläubigen, Waffen bringen wollten, um die fränkiſchen Feinde zu vertreiben.“

Der argwöhniſche Maure maß den gewandten Malteſer mit ſcharf prüfenden Blicken. Plötzlich riß er ſeinen Dolch aus dem Gürtel, ſprang auf den demüthig Daſtehenden zu, packte ihn mit der Linken

kräftig im Genick, und ſetzte ihm mit den Worten den Stahl auf die Bruſt: „Du lügſt! Schnöder Frank! Bekenne, Du biſt nicht von der Inſel!“ — „Ein ächter Britte, wie Du ein Gläubiger!“ entgegnete unerſchrocken der Malteſer, während der Maure ihn ſpähend mit Adleraugen anblickte, um aus ſeiner Angſt zu erforſchen, ob er die Wahrheit ſage oder lüge.

Der wackre Dolmetſch ſah ihm aber kalt, ja faſt gleichgültig in's Geſicht.

„Zitterſt Du nicht, Chriſt?“

„Nein! Denn ich weiß gewiß, Du wirſt mich nicht tödten. Für mein abgeſchnittnes Haupt zahlt Dir Niemand Gold, ja vielleicht ſtraft Dich der Dey, Dein Gebieter. Führſt Du mich und meine Freunde aber nach der großen Stadt, ſo, deß ſey gewiß, zahlt unſer König Dir viele Piaſter für den Kopf.“

Der Maure winkte ſeinen beiden Begleitern. Dieſe zogen ihre Säbel und ſchwenkten ſie über dem Haupt des Malteſers. „Bekenne, Chriſt! Du täuſcheſt die Söhne des Propheten.“

Der Malteſer lachte laut auf, und wiederholte, was er geſagt hatte.

„Du bist unerschrocken; wir glauben Dir. Hast Du uns aber dennoch betrogen, so reißen wir Dir die heuchelnde Zunge aus, und füllen Dir den Lügenmund mit glühendem Blei. — Geh jetzt, und sage Deinen Gefährten, die großmüthigen Söhne des Propheten wollten ihnen Schutz angedeihen lassen.“

Zwölftes Kapitel.

Schnell wie eine Gazelle, die der Tiger losläßt, sprang der Malteser zu den Seinigen zurück, berichtete ihnen in kurzen Worten den Gang seines Auftrags, und beschwor sie, ihm in keiner Sylbe zu widersprechen, da die Entdeckung, daß sie Franzosen seyen, sogleich ihrem Leben ein Ende machen würde. Capitain Assigny dankte dem kecken Burschen durch Handschlag und Wort; den Leuten schärfte er ein, sich ja nicht selbst zu verrathen, und besonders nicht viel zu sprechen, da hie und da selbst der ungeübte, unwissende Araber doch wohl Französisch und Englisch unterscheiden möchte. Wer jedoch der letztern Sprache kundig sey, solle sich derselben so viel als möglich bedienen.

Vorsichtig näherte man sich jetzt den Arabern, die sogleich die Waffen forderten. — Sie wurden gegeben. Die Wehrlosen folgten nun dem Geheiß ihrer übermüthigen Feinde. Diese führten sie, unter dem Vorwande, daß der Weg durch die Berge nach Algier der nähere sey, in die engen Schluchten des Gebirgs hinein. Nach einer Wandrung von einer Stunde machte man bei einigen elenden Hütten Halt, wo sich ein zweiter Trupp Mauren gelagert hatte, unter denen sich auch Weiber befanden, die theils vor den Hütten saßen, theils an Feuern, die man auf dem Boden angezündet hatte, das Geschäft des Kochens besorgten. Es waren auch mehrere große Zelte aufgeschlagen, vor denen Männer und Frauen mit gekreuzten Füßen saßen; die Rosse weideten frei umher, in einiger Ferne erblickte man mehrere Kameele unter Palmen und Lorbeerbäumen. Als die Gelagerten der Ankömmlinge ansichtig wurden, sprangen sie auf, liefen neugierig herbei, und umringten in dichten Schaaren die müden, um ihr Leben noch immer besorgten Gefangenen. Sie betrachteten sie mehr mit habgierigen als blutdürstigen Blicken, und schienen den Augenblick, wo sie die Plünderung beginnen sollten, kaum erwarten zu können. Die Häupter beider Trupps besprachen

ſich indeſſen heimlich mit einander darüber, was man mit den Kriegsgefangenen beginnen ſolle. Jean hielt ſich ſo dicht an ſeine beiden Herren, als immer möglich, und konnte keinen Augenblick vorübergehn laſſen ohne zu ſchwatzen. „Parbleu, mein Lieutenant," ſagte er leiſe, „wir ſtehn hier wie ein Trupp Galeerenſklaven auf dem Hofe der Conciergerie in Paris. Aber diesmal ſind die Angaffer die Spitzbuben. Seht nur, ich bitte Euch, jeder dieſer lumpigen Schufte hat ein Paar Augen, die wie Diebslaternen ausſehn. Ich glaube, ſie ſtehlen uns das Haar vom Kopfe, wenn nicht gar den Kopf von den Schultern." — „Schweig doch ſtill, Jean," antwortete Victor engliſch, weil er wußte, daß der Burſch, der wie faſt alle Matroſen mancher Sprache kundig war, ihn verſtand, „oder ſprich engliſch." — „Ihr habt Recht, mein Lieutenant," antwortete er engliſch, „man ſollte wahrhaftig mit mir ächt engliſch reden oder umgehn, das heißt mich aufhängen für das verwünſchte Schwatzen, das ich nicht laſſen kann, Goddam!" —

„Aber ſeht doch, Herr," rief er nach einiger Zeit leiſe, „ſeht dort hin; das iſt wahrlich das erſte vernünftige Geſicht, welches ich hier außer uns entdecke." Bei dieſen Worten deutete er auf eine in geringer

Entfernung ſtehende mauriſche Familie, wo zwiſchen einem Mann, ſchon in bedeutenden Jahren, dem ein langer Bart auf den Gürtel herabhing, und einer Frau, die nah an vierzig zählen mochte, ſich aber durch Reinlichkeit und eine mehr europäiſche Bildung der Züge ſehr vortheilhaft von den übrigen Maurinnen auszeichnete, ein junges Mädchen ſtand, dem der Morgenwind von Zeit zu Zeit den um das ſchwarze, lockig herabwallende Haar befeſtigten Schleier lüftete, worauf man ein ungemein liebliches und unſchuldiges Geſicht wahrnahm. Sie ſchien, auch dem Anſehn der Mutter nach, eine von dem Stamme der Coulogli's zu ſeyn, das heißt von einem türkiſchen Vater und einer mauriſchen Mutter, oder war ſchon von Kindern aus einer Ehe dieſer Art entſproſſen. Dieſe vereinigen den Adel türkiſcher Geſichtsbildung mit dem geiſtvollen Ausdruck der Züge und Augen des Arabers, ohne deſſen allzugebräunte Geſichtsfarbe zu haben. Sie ſind in dieſer Beziehung kaum verſchieden von den Calabreſen oder andren ſüdlichen Bewohnern Europa's. — Auf dieſe junge Coulogli machte Jean aufmerkſam. Victor ſah hinüber, und wurde von dem ſanften Adel und der Schönheit des Mädchens wunderbar getroffen. Er ſtieß den Bruder an;

auch dieſer blickte hin, und ſein Auge haftete wie gefeſſelt an der lieblichen Geſtalt, indem es ſich zugleich mit Thränen füllte. Victor ſah ihn an. „Ich verſtehe Dich wohl,“ ſprach er leiſe, „wie lebhaft und tief muß ſie Dich an Deine Braut mahnen, da ſie ſchon mich daran erinnert.“ Adolph erwiederte eben ſo: „Die Aehnlichkeit der Züge, die ich zu finden glaube, iſt gewiß eine Täuſchung; nur das Ueberraſchende, hier in dieſer Wildniß, unter dieſer Horde, die jugendlich ſchöne Geſtalt eines aufblühenden Mädchens zu erblicken, muß mich freilich tief ergreifen, und unwiderſtehlich an die holde Roſe erinnern, die jetzt ſo einſam und fern von mir blüht, — vielleicht, erfährt ſie unſer Schickſal, dem ich noch wenig Hoffnung abgewinne, erbleichend dahin ſinkt!“

„Armer Bruder,“ ſprach er ſanft; „aber Du täuſcheſt Dich nicht, denn gleich auf den erſten Blick entdeckte ich eine Aehnlichkeit. — — Armer Bruder,“ wiederholte er lauter, auf engliſch, da er bemerkte, daß jene mauriſche Familie aufmerkſam auf ihr Geſpräch zu werden anfing. In der That trat die ältere von beiden Frauen mit einer gewiſſen Schüchternheit näher, faßte Victor in's Auge, und redete ihn, wie es ſchien auf's tiefſte bewegt, aber mit leiſer

Stimme, engliſch an, indem ſie mit geläufigem Accent fragte: „Seyd Ihr wirklich Engländer? Ihr ſeht nicht ſo aus.“ Victor ſchreckte bei dieſer Anrede zuſammen; er ſah, daß ſein und aller ſeiner Gefährten Leben auf der Spitze einer Nadel ſchwebte. Einer ſeiner raſchen durchdringenden Blicke ließ ihn jedoch augenblicklich in den Zügen der Maurin die europäiſche Abkunft erkennen. Es galt kein Beſinnen; in dem theilnehmenden Antlitz der Fragenden lag etwas, was ihm eine edle Seele zu verkünden ſchien; überdies mußte durch die Sprachunkunde der meiſten, wenn dieſe Frau es wollte, das Geheimniß doch in der nächſten Sekunde verrathen ſeyn. Er erwiederte daher raſch: „Nein, aber wir ſind Unglückliche! Verräthſt Du unſer Geheimniß, ſo ſind wir Alle verloren.“ Das Weib ſchien beſtürzt, dennoch bewegt; ſie antwortete eben ſo ſchnell und leiſe, als ſie gefragt hatte: „Von mir habt Ihr nichts zu befürchten, aber die Gefahr iſt groß.“ Sie trat hierauf zurück, ohne ein Auge von Victor zu wenden. Die Tochter ſchien einen gleichen Antheil an den Gefangenen zu nehmen, und fragte die Mutter etwas, das man aber nicht verſtehen konnte; dieſe antwortete ſchnell, worauf die Züge des Mädchens von ungewöhnlicher Freude zu

tiefem Ausdruck der Trauer und des Bedauerns über-gingen. Der Reiz ihres Angesichts war dabei unbeschreiblich; denn wie bei allen im freien Stande der Natur lebenden Menschen, redeten ihre Gesichtszüge eine viel lebhaftere und deutlichere Sprache, als in dem gebildeten Europa, wo jeder seine Mienen beherrscht.

Indeß schienen die Anführer der mauriſchen Stämme, die eine Zeit lang im Streit waren, sich vereinigt zu haben, und nur zu bald wurde der traurige Erfolg für die Gefangenen davon sichtbar. Man theilte sie; so wurde ihnen der einzige Troſt, den ihr Unglück ihnen darbot, die Gemeinsamkeit des Leidens genommen.

Die Mauren zählten Mann für Mann ab, und hießen ohne Unterschied einen hieher, den andern dorthin gehn. Capitain Aſſigny forderte den Malteſer auf, um die Urſach dieſes Verfahrens zu fragen. Dieſer that es, und erhielt die Antwort, man könne sie heut nicht nach Algier führen, da der Fluß Buberak zu ſtark angeſchwollen ſey. Um aber in einem Dorfe zu übernachten, wären ihrer zu viele; man werde sie daher auch noch ferner theilen. In wenigen Tagen aber würden sie Alle in Algier beiſammen ſeyn.

Traurigen Herzens mußten die Unglücklichen ſich dies gefallen laſſen, und waren nur froh, daß ſie nicht ganz vereinzelt wurden. In zwei Abtheilungen wurden ſie auf verſchiedenen Wegen unter mauriſcher Bedeckung tiefer in das Gebirge und Land hinein abgeführt. Das Glück hatte gewollt, daß Capitain Aſſigny, Victor, Adolph und Jean bei einem Trupp beiſammen blieben. Nach einigen Stunden erreichte man wiederum ein elendes beduiniſches Dorf. Hier aber waren die, durch die Arbeit während des Sturms, durch Näſſe, durch langes Wachen, und endlich durch Hunger ganz entkräfteten Leute ſo erſchöpft, daß viele bewußtlos zu Boden ſanken. Die Beduinen gönnten ihnen daher eine kurze Ruhe, und vertheilten einiges Brod und Branntwein unter ſie. Aber dieſe Wohlthat ließen ſie ſich reichlich bezahlen, denn ſie begannen, die Armen rein auszuplündern, indem ſie ihnen nicht nur das Geld, und was ſie ſonſt an Werth haben mochten, abnahmen, ſondern auch faſt alle Kleidungsſtücke entriſſen. Knirſchend vor Unwillen, und bebend vor dem Geſchick ihrer ihnen anvertrauten Mannſchaften, mußten die Offiziere dieſe Mißhandlung dulden. Aber mit zerriſſenem Herzen ſahen ſie die Unglücklichen, denen Bildung und ſittliches Be-

wußtſeyn nicht jene Stärke des Willens und der Entſchlüſſe verleihen konnten, die über alle Leiden erhebt, jetzt faſt nackt dem rauhen Sturm und Regenſchauer Preis gegeben, vor Näſſe, Kälte und Ermüdung zitternd am Boden liegen.

Bald aber wurden ſie wieder aufgejagt. Ihr Geſchick ſollte noch ſchlimmer werden, denn man theilte ſie von Neuem.

Diesmal traf ſie der Schlag ſchmerzlicher, denn obwohl Victor und Adolph beiſammen blieben, und man ihnen auch ihren treuen Jean ließ, ſo mußten ſie doch von ihrem geliebten, muthigen, ſo hochherzig entſchloſſenen Führer, von Aſſigny, ſcheiden. Sie lagen einander ſprachlos in den Armen. Endlich ermannte ſich der Capitain und ſprach: „Freunde, ich habe Vertrauen zum Schickſal; wir ſehn uns wieder. Matroſen, meine wackren Jungen, hier dieſe werden für Euch ſorgen, wie ich — er zeigte auf Victor und Adolph — ſo viel in ihrer Macht ſteht. Und, ſeyd gewiß, wenn ich auch von Euch getrennt bin, ſo werde ich mich um Euer Schickſal doch eben ſo thätig kümmern, als wäre ich mitten unter Euch.“

Gern hätte er noch jedem ſeiner treuen Genoſſen die Hand gereicht, allein die Beduinen trieben ihn

vorwärts. Auch der Trupp, bei welchem ſich Victor und Adolph befand, mußte wieder aufbrechen. Trotz des grauſamen Antreibens der Mauren, wobei die Unglücklichen oft Mißhandlungen erdulden mußten, konnten ſie ſich doch vor Müdigkeit und Froſt endlich nicht mehr weiter ſchleppen. Am Fuße eines Hügels blieben ſie entkräftet liegen, und erklärten, der Tod wäre ihnen willkommner als dieſe fortgeſetzte Marter. Der traurige Anblick ſchien doch endlich die Beduinen zu bewegen. Sie beſchloſſen, hier die Nacht zuzubringen. Auf der Anhöhe lag eine verlaſſene Moſchee; bis dorthin mußten die Entkräfteten ſich noch ſchleppen. Man trieb ſie in das alte Gemäuer hinein, wo ſie in ziemlich beengtem Raum auf den nackten Fußboden hinſanken, und aus Ermattung in einen tiefen Schlaf fielen.

Dreizehntes Kapitel.

Auch Victor und Adolph unterlagen dem mächtigen Gebot der Natur. Erſt gegen den frühen Morgen des andren Tages erwachten Beide. Die Dämmerung fiel durch ein Paar kleine Fenſter und das halbverfallene Dach in das Gebäude hinein. Seit der ſpärlichen Brodvertheilung, die am Vormittag des vorigen Tages geſchehn war, hatte Niemand etwas genoſſen, daher wurden ſie vom heftigſten Hunger gequält. Victor pochte an die Pforte des Gefängniſſes, vor der man eine Schildwacht aufgeſtellt hatte, und gab, als dieſe das Thor öffnete, durch Pantomime zu verſtehn, um was er bitte. Der Beduine öffnete ſeine Taſche mit Lebensmitteln, und holte einige Hände voll geröſteten Weizens, die gewöhnliche Speiſe der Mauren, hervor, und gab ſie Victor und Adolph, die

sie begierig genossen, aber zugleich mit bittender Geberde auf die noch schlafenden Gefährten deuteten, um auch für sie Speise zu erhalten. Der Maure nickte, und deutete den Hügel hinunter, wo sich die übrigen Beduinen gelagert hatten. Zugleich stieß er einen gellenden Laut aus, den er halb durch Schreien, halb durch Pfeifen hervor brachte. Auf diesen Schall fuhren unten einige Beduinen aus dem Schlafe auf, denen er allerhand Zeichen machte. Nach einigen Minuten kamen diese mit einem großen Korbe, in welchem sich Brod und Getreide befand, und mit mehreren Kürbisflaschen, die ein aus Wasser und Branntwein gemischtes Getränk enthielten, den Hügel herauf. Die Gefangenen wurden geweckt, und die Speise und das Getränk unter sie vertheilt.

Der lange Schlaf und jetzt die Nahrung hatten die Leute so erquickt, daß sich Muth und Hoffnung wieder bei ihnen zu regen begann. Sie sahen nun wohl, daß man es auf ihre Ermordung nicht abgesehn habe, und schon hofften sie das Ende ihrer Leiden nahe.

Indeß mußten sie sich zum weiteren Aufbruch rüsten, da sie gestern das Dorf, wo sie wohnen soll-

ten, bis man sie nach Algier schaffen könne, nicht erreicht hatten.

Welch ein andres Schauspiel bot der Zug heute gegen gestern dar. Man sah lauter fröhliche Gesichter, hier und da ertönte ein lustiger Gesang, und Victor und Adolph hatten sogar Mühe, zu übermüthige Ausschweifungen zu verhindern.

Nach einigen Stunden kam man an das Dorf, welches aus höchstens funfzehn ärmlichen Hütten bestand. Die Gefangenen glaubten, alle hier zu bleiben. Aber keinesweges; man theilte sie auf's Neue, indem man sie zu gleichen Hälften abzählte. Aus natürlichem Antriebe hatten sich Adolph und Victor auf derselben Seite gehalten, und Jean schloß sich ihnen an. Als aber die andre Hälfte dies sah, und gewahrte, daß sie ohne alle Führer, ohne umsichtige Offiziere waren, stürzte einer der Matrosen vor, und beschwor Victor, sie nicht zu verlassen.

Hier der Bruder, dort die Pflicht, vertrauenden, bittenden Untergebenen mit überlegenen Einsichten hülfreich zu seyn — der Kampf war schwer, war herzzerreißend, doch die Wahl konnte nicht zweifelhaft seyn.

Victor warf ſich an Adolph's Bruſt; ſie hielten ſich lange, feſt umſchlungen, dann trennten ſie ſich mit bittren Thränen; aber Worte fand ihr Schmerz nicht.

Jean ſtand betrübt und ſah dem rührenden Auftritt zu. Er hatte mehr Neigung und Vertrauen zu Victor; an den älteren Herrn aber feſſelte ihn die lang eingewurzelte Treue. Er beſchloß, ihn nicht zu verlaſſen. Aber als Victor ſich umwendete, rief er: „Mein Lieutenant! Nicht ohne Abſchied!“

Victor drehte ſich um, und reichte dem braven muntren Jungen die Hand, die dieſer mit Küſſen und Thränen benetzte. Die herzliche Liebe des natürlichen Menſchen rührte Victor's Herz aufs tiefſte. Er zog ihn näher zu ſich, richtete ſein herabgebeugtes Haupt auf, und ſchloß ihn heftig in die Arme. Dann riß er ſich raſch los, rief den Gefährten zu: „Lebt wohl, Kameraden!“ und eilte dem ſchon aufgebrochenen Zuge, dem er angehören ſollte, nach.

Das Schauſpiel dieſer treuen, herzlichen Liebe ſchien ſelbſt die wilden Beduinen zu rühren; wenigſtens ſtörten ſie den Abſchied nicht.

Adolph und seine Gefährten, zwölf an der Zahl, wurden in das Dorf geführt. Noch oft sah er sich nach dem Bruder um, blickte nach den Freunden hinüber; aber bald waren sie in den Schluchten des Gebirges verschwunden.

Vierzehntes Kapitel.

Erst jetzt empfand Adolph die ganze Schwere seines Geschicks. Er bedurfte seiner vollen Willenskraft, um seinen Muth aufrecht zu erhalten. Jean ging betrübt, ohne zu sprechen, neben seinem Herrn her. Auch auf allen Uebrigen lastete düstre Ahnung, und es herrschte die tiefste Stille. Im Dorf angelangt, das aus einer geringen Anzahl von runden Hütten, deren Dächer aus Rohr geflochten waren, bestand, ließ man sie auf einem freien Platz in der Mitte zusammentreten. Die Einwohner versammelten sich neugierig; es wurden jedem der Familienväter einige Leute zugetheilt, die er in seiner Hütte unterbringen und bewachen sollte.

Adolph, Jean und noch zwei Matrosen der Aventure blieben beisammen. Sie wurden von einem

mauriſchen Häuptling in eine der größeren Hütten geführt, wo ſie deſſen Familie auf Schilfgras gelagert fanden. Dieſe beſtand aus einem alten abſcheulichen Weibe von braungelber Farbe, runzlicher Haut, mager wie ein Skelett, aber mit blitzenden Augen, die gierig, raubthierartig umherſpähten; nächſtdem aus zwei jungen Weibern, den Frauen des Mauren, und mehreren kleinen Kindern. Sie betrachteten die Ankömmlinge neugierig; die Alte ſprang von ihrem Lager auf und beguckte die vier Gefangenen aufs genaueſte. Da ſie ſah, daß ſie ſchon rein ausgeplündert waren, und ihnen nichts von einigem Werth mehr abzunehmen war, gerieth ſie in eine förmliche Wuth. Ihr Sohn gebot ihr, Speiſe für die Gefangenen zu ſchaffen, und ſuchte ſie, wie es ſchien, durch die Ausſicht zu beruhigen, daß man in Algier ein reiches Löſegeld für dieſelben zahlen werde; allein ſie wollte daran nicht glauben und tobte arg umher. Ja, hätten die vier muthigen Männer ſie nicht mit feſten Blicken betrachtet, in denen der beſtimmte Entſchluß lag, keine Mißhandlung von ihr zu dulden, ſie würde ſie mit Schlägen und Stößen angefallen haben. In der kleinen Hütte waren aber vier ſtarke Männer gegen den einen Mauren und ſeine Weiber allerdings die

Uebermacht, wenn gleich das gesammte Dorf später hätte Rache nehmen können. Weniger dies, als eine natürliche Gutmüthigkeit schien die beiden andren Weiber zu bewegen, den Ankömmlingen einige Erquickung zu schaffen; doch trug die Alte Sorge, daß dies spärlich genug geschah.

Nach einigen Stunden machte Adolph bei dem Mauren, der sich mit untergeschlagenen Füßen vor seiner Hütte hingesetzt hatte und gemächlich aus einer langen Pfeife rauchte, den Versuch, sich mit ihm zu verständigen, um etwas von dem Schicksal seiner Kameraden zu erfahren. Doch waren die Mittheilungen so undeutlich, daß sie zu keinem Ergebniß führten; jedesmal aber, wenn Adolph darauf deutete, die Hütte verlassen zu wollen, verneinte der Maure dies auf das entschiedenste.

So kam der Abend heran. Man führte die Gefangenen in eine Art von Bucht, die keine Fenster, sondern nur ein kleines Luftloch hatte, zum Schlafen ab. Sie fanden Schilfgras auf dem Boden, und das Lager wäre das erträglichste von ihrer ganzen Lage gewesen.

„Ein verfluchtes Nest!“ rief Jean; „der Schiffsarrest ist ein Palast dagegen. — Tony, Tony!“ fuhr

er fort, „ich fange an zu glauben, daß deine Kaffeegevatterin die Hexe von Endor gewesen ist. Wenigstens hat sie richtig prophezeiht, denn schlecht genug geht es uns auf dieser Seereise, so schlecht, daß honett ersaufen beinah ein Glück dagegen ist. Und, wenn mich meine gute Witterung nicht trügt, denn ich bin ein wahrer Jagdhund, um Spitzbuben aufzuspüren, so sind die Einwohner in diesem Dorf alle reif für das Bagnio in Toulon. Ich glaube, sie hocken jetzt eben zusammen, und rechnen aus, was ihnen mehr einbringt, unsren Kopf abzuschneiden, oder ihn zwischen den Schultern stecken zu lassen. Nach welcher Seite ein Sous Ueberschlag ist, dahin werden sie sich wohl neigen. Das Land hier umher hat so verflucht hohe Palmbäume, die ein verwünschtes galgenartiges Ansehn haben; schon ein Kameelhals sieht aus wie ein wahrer Krahn zum Aufhängen. Ja, wenn man uns wenigstens in ehrlicher Gemeinschaft tödtete. Aber wer weiß, wie sie uns einzeln abschlachten, und was schon aus unsren Kameraden geworden ist! — Aber, mein Lieutenant, Ihr sagt ja kein Wort?"

Adolph war in dem engen Raum düster und tiefsinnig auf und ab gegangen. „Was soll ich Euch

ſagen?" antwortete er; „Ihr ſeht ja wohl, daß ich nichts gewiſſeres über unſre Lage weiß, als Ihr. Das einzige, was wir thun können, iſt, vorſichtig ſeyn, und wenn es nicht anders iſt, unſer Leben ſo theuer als möglich verkaufen. Daß man ſonderlich Gutes mit uns im Sinn hat, glaube ich nicht; allein wollte man uns umbringen, warum geſchähe es nicht gleich?"

„Ich wette," rief Jean, „ſie erkundigen ſich erſt, ob wir wirkliche Beefſteak-Eſſer ſind oder nicht. Und was wird dann mit uns werden, wenn wir nach Algier kommen? Wird der Dey uns etwa beträchtlich erfreut aufnehmen? Ich glaube, Papa Huſſein iſt ſehr übel gelaunt gegen uns, die wir ihm ſeit zwei Jahren ſeine eigne Thür verſchließen."

„Darüber ſey ruhig!" erwiederte Adolph. „Sind wir erſt in Algier, ſo werden wir zwar nicht auf Roſen liegen, aber unſer Loos wird erträglich ſeyn. Alle Conſuln der europäiſchen Nationen werden ſich unſrer annehmen, und dem Dey begreiflich machen, daß wenn er einem Einzigen von uns das Leben nimmt, er auf Gnade und Schonung nicht zu hoffen hat, ſobald er beſiegt iſt. — Darum, Freunde, ſeyd guten Muths. Wenn Ihr mich ernſt und trübe ſeht,

so ist das nicht Besorgniß um mein und Euer Geschick, sondern besonderer Kummer, der mich quält.“

Unter diesen Gesprächen hatte endlich der Schlummer die Gefangenen übermannt.

Mit dem ersten Strahl des Tages war Adolph jedoch schon wieder wach, und beschäftigte sich wachend mit denselben Gedanken, die ihn im Traum nicht verlassen hatten. Sein Herz war bei Leontinen, wie bei seinem Bruder. Sinnend saß er auf dem Lager und stützte das Haupt in die Hand.

Da hörte er plötzlich ein dumpfes Geräusch, das einem fernen Kanonenschusse von schwerem Kaliber glich. Er horchte gespannt auf. Etwa zehn Sekunden mochten vergangen seyn, als er ganz deutlich einen zweiten Schuß vernahm.

Jean war indessen ebenfalls erwacht, hatte sich die Augen gerieben, gähnte und sah verwundert umher.

„Was alle Teufel!“ fuhr er auf; „ich glaube, unsre Flotte bombardirt schon Algier. Wenn der Ton nicht von einem Sechsunddreißigpfünder gesungen worden ist, so verstehe ich mich nicht mehr auf den Baß einer Carronade!“

Auch die andren beiden Matroſen waren aufgewacht, und Alle horchten auf die feierlich dumpfen Töne, die ſie durch die leiſe Stille der Frühe vernahmen.

„Drei! Vier! Fünf!“ zählte Jean. „Mein Lieutenant, das iſt ein Gefecht, oder ich will in meinem Leben keine Strickleiter mehr hinauf laufen!“

„Sollte wohl,“ dachte Adolph, ohne ſeine Vermuthung zu äußern, „die Blokade-Flotte unſren Unfall ſchon erfahren haben, und Schritte zu unſrer Befreiung thun? Sie könnten übel für uns ausfallen!“

Jean hatte denſelben Gedanken. „Ich verwette meine rechte Hand und ein Bein dazu, daß die Schüſſe an unſren Wracks geſchehn. Gewiß hat man ſie entdeckt, erkannt, und jagt jetzt die Bienenſchwärme von Beduinen, die ſich darauf geſetzt haben, mit Kartätſchenkugeln herunter. Das Wetter iſt ſtill geworden, die Fluth muß ſehr zurückgetreten ſeyn. Da kann ich mir denken, daß dieſe langfingrigen braungelben Waldteufel auf den Planken ſitzen und mauſen, wie die Ameiſen auf einem Häufchen Korn. Wohl bekomme Euch das Frühſtück von blauen Boh-

nen! Sie liegen etwas schwer im Magen, aber das Gesindel hat auch eine Verdauung wie ein Strauß!"

„Mir ist nicht ganz wohl dabei zu Muthe," fing Robert, einer der beiden Matrosen, an; „heizt man unsren Wirthsleuten tüchtig ein, so werden wir doch wohl am Ende das Bad bezahlen müssen!" — „Das glaub' ich auch," setzte Henry, der zweite Matrose, hinzu. „Mag's aber seyn! Wenn nur recht viel von dem verfluchten Gesindel umkommt, so liegt mir auch nichts daran, ob ich ein Paar mal mehr oder weniger jungen Wein in meinem Leben trinke!"

Adolph hatte indessen dem Schießen sowohl, als einem Lärmen, welcher sich außerhalb der Hütte vernehmen ließ, ein aufmerksames Ohr geschenkt. Mit Jean's Hülfe stieg er bis gegen die kleine Luke hinauf, durch welche das Tageslicht einfiel, und die einen Blick in das Dorf versprach.

Er hatte sich nicht geirrt. Der freie Platz, auf dem gestern die Vertheilung geschehn war, lag vor ihm. Es bot sich ihm ein seltsames Schauspiel dar. Hier steckte ein Beduine den Kopf aus dem Hüttenfenster, dort trat einer in die Thür und horchte auf das Schießen. Jetzt liefen einige hervor auf den Platz. Es kamen bald mehrere zusammen. Der Haufe

wuchs. Der kam mit Waffen, Jener halb nackt. Weiber und Kinder mischten sich ein, und Alle schienen sehr aufgeregt durch ein Ereigniß. Die meisten deuteten nach dem Ufer, und erhoben dabei ein lautes Geschrei, worauf die Weiber kläglich zu heulen anfingen. — Nach einigen Minuten kam ein Trupp zu Pferde herangesprengt. Er hielt auf dem Platz, es geschahen einige Fragen und Antworten, und gleich darauf sprengten die Reiter rasch wie der Wind nach der Gegend der Küste zu. Die Männer liefen von dem Versammlungsplatze zurück in die Hütten und kamen mit Waffen wieder. Andren brachten ihre Frauen oder Kinder die Waffen, nämlich sehr lange Flinten, krumme Säbel, Dolche. Nach kurzer Zeit zog eine zweite starke Schaar zu Fuß aus; eine kleinere blieb jedoch bewaffnet auf dem Platze stehn.

Diese Anzeichen waren Allen im höchsten Grade bedenklich. Die Beduinen wußten augenscheinlich, daß ein Angriff auf sie geschehn war. Die Kanonade dauerte indessen noch fort, wiewohl sie nicht eben lebhaft zu seyn schien. Nach Verlauf einer starken halben Stunde wurde aber Alles still. Die bewaffnete Mannschaft auf dem Platze hatte sich gelagert und schien auf Befehle oder Nachrichten zu warten.

Jetzt wurden die Gefangenen nicht nur von mancher bangen Sorge geängstigt, sondern auch der Hunger stellte sich wieder lebhaft ein. Nach Tagen voll solcher Strapazen, und da sie gestern und vorgestern nur die schlechteste und spärlichste Kost erhalten hatten, war dies bei starken gesunden Matrosen, die an eine kräftige und reichliche Nahrung gewöhnt waren, nicht zu verwundern.

Adolph begann daher an die Thür des Gefängnisses zu pochen. Dies geschah lange vergeblich. Endlich öffnete sie sich. Ihr Wirth, der Maure, trat ein. Er war mit einem Säbel bewaffnet, eine Flinte hing ihm über die Schultern und in seinem Gürtel steckte ein Dolch. In seinen Zügen war Zorn und Argwohn zu lesen.

Adolph gab ihm bittend zu verstehn, daß sie Hunger litten. Der Maure lachte höhnisch auf, und schien sich darüber zu freuen. Eines seiner Weiber hinter ihm zeigte sich jedoch mitleidiger, und winkte mit den Augen, als wolle sie sagen: Laßt's nur gut seyn, ich werde schon für Euch sorgen. Indeß wiederholte Adolph seine Bitte, aber der Maure sah ihn grimmig an und warf die Thür zu, die er von außen verriegelte. Bald darauf hörte man ihn die Hütte

verlassen, und durch das kleine Fenster sah Adolph, daß er dem Platze zuging, wo die Bewaffneten lagen. Vermuthlich hatte man ihn auch vorher von dort gerufen, um zu öffnen, da keines der Weiber sich dies zu getrauen schien.

Doch nach wenigen Minuten rasselte es leise an der Thür; sie ging auf, das maurische Weib steckte den Kopf hindurch, legte den Finger Schweigen gebietend auf den Mund, und warf dann eine Schürze voll getrockneter Feigen und eine Anzahl kleiner Brodte in das Gefängniß. Erfreut griffen die Matrosen danach, und Adolph dankte dem gutmüthigen Weibe durch ein gerührtes Lächeln und Winken mit dem Kopf; sie aber schloß die Thür schnell und verschwand.

Funfzehntes Kapitel.

In banger Erwartung deſſen, was da kommen ſollte, vergingen nun wohl vier bis fünf Stunden, ſo daß es faſt Mittag geworden war. Da hörte man plötzlich einige Reiter raſch in's Dorf ſprengen. Adolph kletterte ſogleich wieder zu dem kleinen Fenſter hinauf. Den erſten Reitern folgten bald mehrere. Sie hielten an dem Platz, wo die gewaffnete Schaar gelagert war, und ſchienen von den Pferden herab lebhaft zu erzählen. Die Zuhörenden drängten ſich immer näher, wurden immer unruhiger. Es entſtand zuerſt ein dumpfes Murmeln, dann ein Brauſen und Toſen, und endlich ein lautes, wildes Geſchrei. Die ganze Maſſe ſtürzte nach zwei der nächſten Hütten, die Adolph ebenfalls ſehn konnte, hin, und Viele drangen in dieſelben ein. Nach zwei Minuten ſahen ſeine

Augen das schrecklichste Schauspiel. Man riß die unglücklichen Gefangenen, seine braven Gefährten von der Aventure, bei den Haaren und Füßen aus den Häusern, durchbohrte sie mit Dolchen, warf sie auf den Boden und hieb ihnen die Köpfe ab, die man auf Spieße steckte. Dies war das Werk weniger Augenblicke. Der Schwarm hatte sich indeß schon weiter gewälzt und drang in andre Hütten ein. Das Hülfsgeschrei der Unglücklichen, welche ermordet wurden, durchschnitt die Lüfte. Jean, Robert und Henry, die nichts sahen, aber das Getümmel hörten, fragten: „Um Gottes Willen, was giebt es?!" — „Freunde!" rief Adolph, der indeß einen Entschluß gefaßt hatte, herabspringend; „Freunde, unsre Kameraden werden gemordet. Zu retten vermögen wir sie nicht. Das Einzige, was wir noch für uns versuchen können, ist eine schleunige Flucht. Behaltet Muth und Besonnenheit, so gelingt es uns vielleicht, auf diese Art unser Leben zu retten und unsren Brüdern noch nützlich zu werden. Auf! Versucht die Thür zu sprengen!"

Adolph selbst, als der erste, und mit ihm die drei braven Jungen rannten mit aller Gewalt gegen die Thür an. Sie sprang, von dem mauri-

schen Weibe vielleicht nur nachläſſig verriegelt, bei'm erſten Stoß auf.

„Verſperrt jetzt die Hausthür!“ rief Adolph.

Jean ſchob im Augenblick den dicken hölzernen Quer-Riegel vor, der zu ihrem gewöhnlichen Verſchluß diente.

„Jetzt bewaffnet Euch, womit Ihr könnt, und dann zur Hinterthür hinaus!“

Mit Windesſchnelle hatten die vier gewandten, raſchen Männer den Raum der Hütte durchſpürt, und jeder kam mit einer andren Waffe herbei. Jean brachte zwei krumme Säbel, und einen Sack mit Pulver und Kugeln. Robert hatte eine lange Flinte und eine Büchſe aufgefunden; Henry zwei Dolche und ein Paar Piſtolen; Adolph ſelbſt eine leichte Flinte und einen Säbel.

„Nun mir nach!“ rief er, „zur Hinterpforte hinaus und durch den Garten!“

Indem ſie die Hinterthür der Hütte öffneten, ſahen ſie in einem kleinen abgeſchlagenen Raum ſeitwärts einige Speiſevorräthe liegen; Jeder nahm, ſo ſchnell er konnte, etliche Brodte, und nun ſprangen ſie eiligſt davon.

Die Flucht war ihnen dadurch sehr erleichtert worden, daß die ganze Familie, so schien es, das Haus verlassen hatte, um dem Mordschauspiel, welches in den andren Hütten begonnen hatte, zuzusehn. Indem sie aber jetzt eilig durch eine Art von Garten, wenigstens einen umhegten Raum, wo das kleinere Vieh eingesperrt war, schritten, kam ihnen plötzlich jene häßliche, wüthende Alte entgegen. Sie erhob sogleich ein heulendes Geschrei; Jean wollte auf sie anlegen, doch Adolph rief ihm zu: „Halt, um Gottes Willen nicht geschossen!" — Zugleich sprang er selbst heran und gab dem wüthenden Weibe einen Kolbenstoß, von dem sie betäubt und ächzend zu Boden sank. Es schauderte ihn, indem er seine Waffe gegen diesen wehrlosen, unwürdigen Feind gebrauchte, doch die Nothwendigkeit wollte es so. Im vollen Lauf durchrannten sie nun sämmtlich das Gartengehege, sprangen hinten über dasselbe hinweg, und befanden sich nun, da die Hütte zum Glück eine der entlegensten war, fast außer Gefahr. Wenigstens in so fern ihnen ein unmittelbarer Angriff drohte. Indeß rannten sie doch noch vollen Laufes eine starke Strecke hinweg, bis sie ein dichtes Gebüsch erreich-

ten, das sich in einer ziemlich steilen Schlucht abwärts senkte.

Hier machten sie einen Augenblick Halt, theils um Athem zu schöpfen, theils um zu überlegen, wohin sie nun weiter ihren Weg fortzusetzen hätten.

„Wir wären, was uns anlangt, für jetzt in Sicherheit!“ begann Adolph. „Aber was ist nun zu thun? Sollen wir versuchen, Algier zu erreichen? Oder richten wir unsren Weg nach der Küste, wo wir vielleicht die Unsren antreffen? Das letztere ist freilich äußerst gefährlich, da wir nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen können, helfende Freunde zu erreichen; denn unsre Flotte kann noch nicht gelandet seyn, und hat man heut vielleicht ein Boot ausgesetzt, um die Wracks zu besichtigen und einige von uns zu retten, so hat die damit beauftragte Mannschaft doch schon längst die Küste wieder verlassen.“

„Ich dächte aber doch, mein Lieutenant,“ fiel Jean ein, „die Flotte könnte gelandet seyn. Wenn sie bald nach uns Toulon verlassen hat, so ist es nicht unmöglich. Denn der Sturm, der uns traf, mag ihr gar keinen Schaden gethan haben, wenn sie damals nördlicher gewesen ist, als wir.“ — „Und wäre sie auch gelandet,“ fiel Adolph ein, „so wäre sie für

uns unerreichbar. Ich kann Euch nur das versichern, daß sie westlich von Algier landen wird, während wir uns östlich von der Stadt befinden."

„Das ist freilich schlimm!" entgegnete Jean. „Da wird uns wohl nichts übrig bleiben, als nach der verfluchten Höhle des alten Raubthiers zu wandern, wenn wir nicht schon unterweges zerrissen und gefressen werden."

„Halt!" rief Adolph, „was ist das? Ich höre Stimmen, man kommt durch's Gebüsch. Keinen Schritt von hier! Werft Euch auf den Boden und haltet den Athem an!"

Sie duckten sich sämmtlich unter das Buschwerk, und waren still wie das Grab.

Es rasselte näher und näher, man hörte, daß Männer eilig herbei kamen. Schon waren sie ganz nahe, da rief einer derselben: „Hier, die Schlucht hinunter, nicht dort; in's dichteste Gebüsch hinein!" — Welch ein entzückender Laut! Es waren vaterländische Worte, und die Herbeikommenden flüchtende Freunde.

Adolph und die Seinigen sprangen sogleich auf und riefen: „Hier, Kameraden, hier! Kommt zu uns!" Und in zwei Augenblicken lagen die getreuen

Gefährten einander am Herzen. — Das Gefühl des Wiedersehens in dieser Stunde war unbeschreiblich. Den rauhen, kriegsgewohnten Männern stürzten die Thränen aus den Augen, und sie hielten und küßten einander, als sähen sie sich nach der Auferstehung wieder. Endlich gewann man Athem zu der Frage: „Wo kommt Ihr her? Wie war es Euch möglich, Euch zu retten?“

„Ihr seyd unsre Wegweiser gewesen!“ sprach der Aelteste, nämlich der athletische Steuermann der Aventure, der von zwei Matrosen, François und Pierre, begleitet war. „Sie hatten uns auf einem engen, verfluchten Boden eingesperrt, wo wir kaum grade stehn konnten. Da hörten wir plötzlich das Geschrei und Gebrüll unsrer Kameraden und der Beduinen. Uns wurde angst und bang. Wir spähten nach einer Oeffnung zum Sehen. Ich riß etliche unter das Dachgeflecht gebundene Holzsparren los, und arbeitete mir damit ein Loch nach der Vorderseite, während hier François das Dach eben so auf der andren Seite öffnete. Denn wir wußten nicht recht, woher der Lärmen kam. Da sah ich das Gemetzel, und zu gleicher Zeit er Euch aus dem Nebenhause flüchten. Jetzt galt es keine Wahl; geschlächtet zu

werden wie das Vieh, oder auszureißen wie ein Hirsch. Wir machten's Euch nach. Die Oeffnung im Dach war bald größer gearbeitet. Wir rissen das Geflecht herunter, und im Nu setzten wir aus dem Loch hinaus, etwa zehn Fuß hinunter. Aber Keiner nahm Schaden. Wir liefen nun Eurer Spur nach, und Gott hat uns zusammengeführt!"

Neue Umarmungen, neue Freudenthränen folgten dieser Erzählung. Allein es war keine Zeit zu verlieren. Adolph theilte ihnen seinen Plan mit, und sie wanderten eilig und leise weiter, immer im dichtesten Gebüsch fort, die steile Schlucht hinab. Unten folgten sie dem Laufe eines Baches, der sie ihrem Ziele, Algier, vor der Hand ziemlich auf dem gradesten Wege näher führte.

Etwa zwei Stunden mochten sie so gewandert seyn. Zum Glück war der Tag nicht heiß, sondern eher bedeckt und neblig, so daß ihnen das eilige, angestrengte Gehen nicht beschwerlich wurde. Dennoch war es kein leichter Spaziergang, denn es fehlten ihnen Allen die Schuhe, welche die plündernden Beduinen genommen hatten, und ihre ganze übrige Tracht bestand in dem leichten Matrosenbeinkleid und einem Hemd, das einzige Kleidungsstück, das die

Habsucht der Feinde ihnen gelassen hatte. Da sie sich oft durch Gestrüpp, am häufigsten durch wildes, dorniges Lorbeergesträuch hindurch arbeiten mußten, so blieb hier und dort ein wenig hängen, etwa wie bei einer Heerde, welche durch ein Dornengebüsch getrieben wird.

Jean verlor dabei den guten Muth nicht. „Wahrhaftig!" rief er, „ich dächte, wir wären geschoren genug, und die Dornen brauchten uns das Bischen Wolle nicht noch vom Fell zu rupfen!" Gleich nach diesen Worten hing er wieder in einem stachlichen Lorbeer. „In diesem verdammten Lande sind selbst die Gebüsche Spitzbuben!" rief er aus. „Eben bin ich wieder so einer gierigen Bestie, die mir Alles vom Leibe reißen will, in die Krallen gerathen, grade als ob ein Dutzend Beduinen über mich herfielen!" Lachend rettete er sein Gewand so gut es ging aus der Hand des Feindes.

Der Fluß nahm jetzt eine Wendung nach Süden, und schoß in einer tief aufgerissenen Schlucht grade nach dem Meere zu.

„Jetzt dürfen wir dem Wasser nicht mehr folgen," rief Adolph; „wir müssen nunmehr am andren Ufer hinauf, und uns nach Westen wenden!" — Sie

wateten durch den Bach, der ihnen bis an den Gürtel reichte. Jean legte die Flinte, welche er trug, auf dem jenseitigen Ufer nieder, und sprach, indem er sich wendete, zum Wasser: „Freund, wir müssen scheiden, ich muß Dir einen Abschiedskuß geben!“ — Und damit tauchte er noch einmal hinein, trank sich in dem klaren Bergwasser herzlich satt, badete sich ganz, und sprang wieder hinaus. Die Andren folgten seinem Beispiel, denn Körper und Kleidung bedurften einer solchen Reinigung.

Jetzt kletterten sie das Felsufer jenseits hinan.

Es war Mittag vorüber, die Sonne stand hinter Wolken. Als sie die Höhe erreicht hatten, konnten sie weit um sich sehn. Menschen und Wohnungen erblickten sie nicht, wohl aber angebautes Feld, und in der Ferne von etlichen Stunden das blaugraue Meer. Adolph's scharfes Auge entdeckte sogar einige Segel, die muthmaßlich der französischen Kreuzerflotte zugehörten. Eine namenlose Sehnsucht ergriff ihn. O hätte er jetzt Flügel gehabt, oder hätte nur ein Boot mit Rudern am Strande gelegen! „Dort, Freunde,“ sprach er zu den Seinigen, „schimmern die Segel unsrer Flotte. Ihr seht, die Hülfe ist uns

nah. Verliert nur den Muth nicht, so können wir noch Alle gerettet werden.“

Sie schritten rüstig vorwärts, immer nach Westen, auf ihr Ziel zu.

Jean entdeckte einen alten Sack, der unfern von einem Rübenfelde auf der Erde lag. „Ein Schatz!“ rief er aus, raffte den Fund auf, und eilte mit Robert und Henry hin, ihn mit Rüben zu füllen. — „Wohl gethan, Proviantmeister!“ sprach Adolph lächelnd, als sie mit dem Vorrath anlangten.

Ein großes Glück mußten sie es nennen, daß sie über das große Blachfeld hinweg kamen, ohne irgend einem menschlichen Wesen zu begegnen. Denn hier wären sie verloren gewesen. Nach anderthalb Stunden gelangten sie wieder in das Gebüsch und in hügelichtes Terrain. Hier erst machten sie, müde und hungrig, Halt, und genossen mäßig von den spärlichen Vorräthen, die sie gesammelt hatten. Nach einer Stunde wanderten sie weiter. Das Gebüsch lichtete sich, eine neue Ebne lag vor ihnen. Aber, o Schrecken, so wie Adolph den ersten Blick in's Freie gewann, sah er einen großen Trupp von mehreren Hundert gelagerten Beduinen in geringer Entfernung vor sich. Scheu, wie der Wandrer, der einen Tiger entdeckt,

sprangen die Flüchtigen zurück, und, froh noch nicht gesehn worden zu seyn, verbargen sie sich in dem dichtesten Gebüsch. Hier lagerten sie sich, und Adolph schickte von Zeit zu Zeit einen ab, der kundschaften mußte, ob die Beduinen sich noch nicht aufgemacht hätten. Vergebens! Die Nacht brach an, auf die sie gehofft hatten, aber die gelagerten Mauren hatten eine lange Reihe von Feuern über das ganze Feld hinweg angezündet, und schienen nicht Willens, zu weichen. Die armen Flüchtlinge mußten daher froh seyn, durch Dunkel und Gebüsch gedeckt zu seyn, und brachten die lange, kalte Nacht auf dem Boden gelagert zu, indem abwechselnd einer die Wache übernahm.

Sechszehntes Kapitel.

Von Thau durchnäßt, von Frost geschüttelt, konnten sie am andren Morgen kaum die steifen Glieder regen. Das erste, was sie vornahmen, war, auszuspähen, ob der Weg frei sey. Aber welch ein trübseliger Anblick bot sich ihnen dar! Das ganze Feld war unabsehbar mit Beduinen bedeckt, die vermuthlich dort ihr Hauptlager aufgeschlagen haben mußten. Vergebens gingen sie den Saum des Waldes eine Stunde weit entlang; nirgend war eine Möglichkeit zu entdecken, über jenes freie Feld hinwegzukommen, denn überall sah man Beduinen-Trupps, die ihre kleinen Posten wahrscheinlich bis zur Küste ausgedehnt hatten.

Die Lage der armen Flüchtlinge war verzweifelnd. Ihr geringer Vorrath an Lebensmitteln ging

zu Ende, ihre Bekleidung war nicht von der Art, um die kalten Nächte öfters auszuhalten.

Da sprach Adolph zu ihnen: „Freunde, wir müssen ein Wagstück versuchen, um uns aus unsrer gefahrvollen und elenden Lage zu reißen. Ich schlage vor, daß wir, sobald die Nacht dunkelt, es unternehmen, ganz in der Stille mitten durch den Schwarm von Beduinen hindurch zu schleichen, um den jenseitigen Wald zu gewinnen. Ihr Lager ist nicht so eingerichtet wie das eines europäischen Heeres, in dem sich keine Maus bewegen darf, ohne angerufen zu werden. Wenn wir dreist, still, behutsam, mitten hindurchgehn, so wird uns bei der Nacht am Ende niemand erkennen."

„Ich bin dabei," rief Jean, „was einer wagt, wage ich mit!" Die Uebrigen stimmten mit ein.

„Nun wohl denn," sprach Adolph, „so will ich Euch eine nähere Anweisung geben, zum Ziele zu gelangen. Ich habe bemerkt, daß hier grade vor uns ein ziemlich breiter Strich liegt, wo kein Feuer angezündet war. Auf diesem laßt uns gehn. Ich will Euch jenseit schon einen Punkt geben, auf den Ihr hinhalten könnt. Unsre Hemden aber müssen wir daran wagen. Wir müssen sie auseinander schneiden,

und nach Art der mauriſchen weißen Mäntel am Kopf befeſtigen und flattern laſſen. So werden die Beduinen uns in der Dunkelheit für ihres Gleichen nehmen. Und haben wir erſt den Wald drüben gewonnen, ſo können wir mit Tagesanbruch dicht bei Algier, wenigſtens der Stadt ſo nahe ſeyn, daß wir auf türkiſche Miliz-Truppen ſtoßen, denen wir uns überliefern dürfen, ohne unſer Leben zu verlieren.

Der Plan ward angenommen. Man machte ſich auf's eiligſte dabei, die Hemden zu zerſchneiden, wobei die Dolche den Dienſt der Scheere verrichten mußten. Die Waffen wurden vertheilt, ſo daß Jeder wenigſtens etwas zur Vertheidigung hatte, und mit der anbrechenden Nacht machte man ſich auf den Weg.

Bald war man an den Saum des Waldes angelangt, wo man das Lager der Beduinen überſehn konnte. „Seht hier," ſprach Adolph, „zwiſchen dieſen zwei großen Feuern geht unſer Weg mitten hindurch. Sie ſind etwa hundert Schritt auseinander. Die Entfernung, in der wir uns von den andern Feuern halten können, iſt noch größer, wir haben alſo Hoffnung, nicht entdeckt zu werden. Links von den beiden großen Feuern ſeht ihr dort jenen glänzenden Stern?" — Alle bejahten es. — „Nun wohl, es iſt

der Jupiter, der Steuermann wird ihn wohl kennen. Auf den halten wir, denn um Mitternacht, wo wir aufbrechen wollen, ſteht er, wie ich geſtern beobachtet habe, grade zwiſchen beiden Feuerſtellen. Da wir aber eine gute Stunde zu gehn haben, ehe wir den Wald drüben erreichen, ſo müſſen wir unſren Richtpunkt nach und nach etwas ändern, ſo daß wir etwa um zwei Strich ſüdlich vom Winde abfallen. Merkt Euch das wohl! Wir gehn übrigens nahe beiſammen, damit nicht durch wiederholtes Vorbeikommen an einem und demſelben Ort die Aufmerkſamkeit des Feindes immer neu gereizt wird. Nun legt Euch noch zwei Stunden nieder, ich werde indeſſen wachen und Euch wecken, wenn es Zeit iſt.“

Es geſchah wie Adolph ſagte. Er beobachtete indeſſen ſorgfältig das Lager der Beduinen, und bemerkte mit Freuden die Todesſtille, die nach und nach darin zu herrſchen begann. Die Feuer brannten allmählig düſtrer, einige waren ſchon zu Kohlenhaufen verglommen. Jetzt ſchien der Augenblick am günſtigſten, da man beſorgen mußte, daß ſpäter, wenn die Flamme ſchon länger nicht mehr die gehörige Wärme gegeben hätte, die gelagerten Beduinen vor Froſt erwachen und neues hellflackerndes Holz anlegen möchten.

„Auf, Kinder," rief er leiſe, „jetzt mit Gottes Geleit vorwärts!"

Der kleine Zug ſetzte ſich in Bewegung. Es herrſchte die tiefſte Stille. Nur dann und wann hörte man das Schnauben eines Pferdes. Rings umher ſchimmerten die düſterrothen Feuer durch die Nacht, und in rothbraunen und ſchwarzen Wolken zog der Rauch über das Feld hin. — Mit angehaltenem Athem und leiſen Schritten, jedoch mit geſpanntem Hahn der Gewehre und gezogenem Säbel folgten die dreiſten Matroſen dem voranſchreitenden Adolph. Keine Sylbe durfte geſprochen werden.

Eine Viertelſtunde hatte man zurückgelegt, und war den beiden großen Feuern ſchon ziemlich nahe gekommen. Da ſtutzte Adolph plötzlich, denn es lag ihm etwas im Wege was er nicht deutlich erkennen konnte. Alle ſtanden ſtill. Er ſchlich auf den Zehen näher. Es waren vier Beduinen, welche ſich ohne Feuer auf den Boden gelagert hatten. Kaum zehn Schritte, dann lag wieder ein Trupp, dann wieder einer. Man mußte zwiſchen ihnen hindurch. Die wilden Geſtalten lagen in ihre weißen Mäntel gewickelt flach auf dem Boden; die lange Flinte war gewiſſermaaßen als Wache über ſie hingeſtreckt. Man

konnte jeden Zug ihres ſchnarchenden Athems vernehmen. Wie zwiſchen zwei ſchlafenden Tigern ging der gefahrvolle Pfad hindurch. Doch war man leider der Gefahr nicht ſobald entronnen, denn immer neu ſtieß man auf ſolche ohne Feuer gelagerte Trupps. Es ſchien, daß die der kalten Nächte gewohnten Araber die Feuer meiſt nur des Kochens wegen, nicht zur Erwärmung unterhielten. —

Zehn Minuten war man auf dieſer gefährlichen Bahn fortgewandelt. Man befand ſich jetzt zwiſchen beiden großen Feuern. Die Hälfte des Weges war zurückgelegt. —

Da ſah Adolph mit Schrecken plötzlich aus dem Dunkel der Nacht einen Beduinen auf ſich zuſchreiten. Als dieſer den Trupp gewahr wurde, ſprach er ein unverſtändliches Wort, das wie ein Anruf klang. Schnell beſonnen erwiederte Adolph einige heiſre Töne, die er den Beduinen beim Anrufen abgehört zu haben glaubte. Sey es, daß er es glücklich getroffen hatte, ſey es, daß Jener nicht verſtand oder nicht darauf hörte, kurz, er ging quer über ihren Weg dicht an ihnen vorbei, und warf ſich bei einem der großen Feuer nieder, ohne weiter ein Wort zu ſprechen. Allen war

es, als sey ihnen eine Riesenlast von der Brust genommen.

Jetzt sahen sie schon den dunklen Rand des Waldes vor sich. In wenigen Minuten mußten sie ihn erreicht haben. Schon schlug Allen das Herz vor Freude, schon dankten sie Alle Gott für ihre wunderbare Rettung. Da sprang plötzlich, fast dicht vor ihren Füßen, ein Hund auf und schlug laut an. Adolph that sogleich einen Säbelhieb nach ihm, und traf ihn auch, aber leider nicht tödtlich, denn mit lautem Geheul und Gebell sprang das Thier hinweg auf einen der nächsten Trupps Araber hinzu. „Jetzt, Brüder, rettet uns nur Schnelligkeit," rief Adolph, und schon waren sie Alle, von demselben Gedanken instinktartig ergriffen, im vollen Laufen. Rasch wie verfolgte Hirsche eilten sie durch das finstre Blachfeld dem Walde zu. Allein die Beduinen an jenem Feuer waren erwacht, aufgesprungen, erhoben ein furchtbares Geheul und Geschrei, und schossen hinter den Flüchtigen her. Die Kugeln sausten dicht bei ihnen vorbei. Nur noch einige Feuerstellen lagen rechts und links vor ihnen. Diese aber waren durch das Schreien und Schießen im Augenblick lebendig geworden. Ueberall fuhren schwarze Gestalten an der Gluth empor, und in we-

nigen Sekunden schien das bisher todesstille Lager in einen Markt voller Getöse verwandelt zu seyn. Ein Glück war es jetzt, daß Adolph und seine Gefährten durch die am Kopf befestigten Hemden in der Nacht den Schein von Beduinen hatten; denn dadurch getäuscht, feuerten die andren Haufen nicht auf sie und verrannten ihnen auch nicht den Weg. Allein ihre Eil fiel doch so auf, daß ihnen Mehrere entgegen liefen, um zu hören, wohin und weshalb sie flüchteten. So sprang ein Araber auf Adolph zu und wollte ihn beim Arm ergreifen, indem er ihm mit rauher Stimme einige Worte zuschrie. Die Antwort erhielt er aber von dem dicht nachfolgenden athletischen Steuermann, der einen solchen Kolbenschlag auf den Kopf desselben führte, daß er sogleich lautlos zu Boden fiel. Im gleichen Augenblick sprang von der andren Seite ein Beduin auf Adolph zu, den dieser jedoch gar nicht zu Worte kommen ließ, sondern ihm rasch einen Säbelhieb zwischen die Schultern versetzte. Der Getroffene taumelte zu Boden, fing aber ein furchtbares Geschrei an. Dies war das Signal für die Andren, den flüchtigen Trupp anzugreifen. In einem Augenblick wurden über funfzig Flinten gegen sie abgebrannt, und gleich darauf stürzten die Araber von allen Sei-

ten auf sie ein. Adolph rief: „Durchgeschlagen nach dem Walde, Freunde, wir erkennen uns an dreimaligem Pfeifen; im Gebüsch finden wir uns schon wieder zusammen. Seht nur auf mich!“ — Und mit diesen Worten lief er mit Windesschnelle gegen einen Trupp Beduinen an, die sich ihnen entgegen stellten, schoß sein Pistol (ein Gewehr hatte er nicht) mitten unter sie ab, und da sie einen Augenblick scheu zurück prallten, sprang er kühn wie ein Löwe mit geschwungenem Säbel in die Lücke hinein und hieb rechts und links um sich her. Seinem Beispiele folgten die Freunde. Diejenigen, welche Schußwaffen hatten, schossen in den dichten Haufen hinein, und noch bedeckt vom Pulverdampf stürmten Alle hindurch. Der Steuermann schwang seine Kolbe mit Riesenwucht und schlug zwei Beduinen nieder; der gewandte Jean durchrannte einen mit dem Dolch, der eben den Säbel gegen ihn gezückt hatte, ließ ihm den Stahl im Leibe stecken, und entwandte ihm, indem er stürzte, seine Waffe. Dann folgte er mit raschen Sprüngen seinem geliebten Herrn. Mit lautem Feldgeschrei drangen auch die übrigen wackren Knaben vorwärts, und bahnten sich einen Weg nach dem Walde.

Schon hatten sie wieder freies Feld gewonnen, schon glaubten sie sich ganz in Sicherheit, als noch ein neuer Trupp, der ohne Feuer gelagert war, auf sie eindrang. Dieser hatte sie ganz nahe vor den Schuß kommen lassen, und gab ihnen eine Salve, zwar nur von höchstens zehn Kugeln, die aber vielleicht alle trafen. Der Steuermann sank mit dem Ruf: „Ich bin verloren!" zu Boden und regte kein Glied mehr. Henry und Robert stürzten gleichfalls nieder, und Jean rief: „Parblen, der Hund hat mich getroffen!" Doch hielt sich der wackre Bursch auf den Füßen und sprang dem sinkenden Adolph zu Hülfe, dem eine Kugel durch den Schenkel gegangen war.

François und Pierre hielten sich noch auf den Füßen, aber Beide verwundet. Auch sie sprangen zu Adolph hin, der mit männlicher Kraft sich fest aufrecht erhielt und sich noch vertheidigen wollte. Aber Jene beschworen ihn: „Flüchtet Euch! Wer gefallen ist, ist nicht zu retten!" — Schon wären auch die Beduinen über die Gefallenen hergestürzt und durchbohrten sie mit ihren Dolchen.

Adolph wollte mit den Freunden fallen, doch Jean und die beiden Andren rissen ihn mit sich fort. In wenigen Sekunden hatten sie das Gebüsch er-

reicht. Den Arabern ſchienen ſie in der Nacht aus dem Geſicht gekommen zu ſeyn, doch wurde ihnen noch eine Flintenſalve nachgeſandt, die leider eben ſo furchtbar traf, als die erſte. Denn François ſank zu Boden, Pierre über ihn hin, und Jean hielt ſich ſchwankend an einem jungen Baum feſt. Adolph war nur leicht am Arm geſtreift worden. „Lebt Ihr?“ fragte er die Gefallenen mit banger, unterdrückter Stimme. Die braven Jungen unterdrückten jeden Laut des Schmerzes, und ſprachen ſo männlich gefaßt als möglich: „Ja, mein Lieutenant!“ — „Aber allzu lang wird es nicht währen, rettet Euch nur ſchnell!“ ſetzte François hinzu. — „Bei Gott, nicht ohne Euch!“ rief Adolph, und wollte den ſchwer Verwundeten trotz der eigenen Ermattung auf ſeine Schultern laden. Dieſer aber ſprach mit äußerſter Kraftanſtrengung: „Rettet Pierre! Für mich iſt's zu ſpät, Gott ſey mir gnädig!“ — Und mit dieſen Worten hauchte er den letzten Athemzug aus. Adolph zerdrückte die Thränen im Auge, ſprach mit leiſer Stimme: „Leb' wohl, Du treuer Kamerad!“ und verſuchte nun, Pierre auf ſeine Schultern zu nehmen. Jean hatte ſich indeſſen wieder etwas erholt, und ſtand dem Herrn bei. Sie nahmen den ſchon

todesmatten Pierre auf, und trugen ihn, wiewohl selbst fast entkräftet, eine Strecke vorwärts.

Das Gebüsch war gleich so dicht geworden, daß die Beduinen wohl einsahen, die Verfolgung werde ihnen nichts helfen; daher hatten sie dieselbe auch gar nicht erst versucht. Einige hundert Schritte waren sie gegangen, da sprach Jean: „Herr, ich kann nicht weiter!" und sank in die Kniee. — „Heiliger Gott!" rief Adolph, „so soll ich auch den letzten meiner Freunde hier in der Wüste verlieren?" — „Nein, guter Herr," sprach Jean matt; „ich denke wohl, ich halte mich noch frisch, und bleibe über Wasser. Aber einen tüchtigen Leck hab' ich weg, drum muß ich den Ballast wegwerfen!" Dabei zeigte er auf Pierre. Dieser rührte sich nicht. Adolph sah ihm bei'm Schimmer der Sterne und der ersten Dämmerung, die schon am Himmel bemerkbar wurde, in's Gesicht, und rief ihn an. Er gab keine Antwort mehr, — das Leben war entflohn. „Ist er still?" fragte Jean theilnehmend. — „Todt!" erwiederte Adolph mit versagender Stimme. — — Beide schwiegen eine Zeit lang; es herrschte die Stille des Grabes umher.

„Es war ein guter Kamerad!“ fing Jean an, „und zum Seemann wie geboren. Er roch den Wind wie einer; und mit den Segeln und dem Steuer wußte er so Beſcheid, daß ich glaube, er hätte ein Kriegsſchiff ſteuern können. Und einen Rudeſchlag im Boot hatte er, der zog wie friſcher Oſtwind! — Ja, es war ein guter Junge!“

„Wer auf der Aventure,“ ſprach Adolph heftig, „wäre nicht wacker geweſen! Und Alle! Alle vielleicht bis auf uns Beide“ — —

Hier hinderten ihn die Thränen weiter zu ſprechen. Auch Jean, der immer heitre Jean, ſaß tief betrübt. Ihm gingen mancherlei Gedanken durch den Kopf, von ſeiner Tony — er fing doch an, ihren Prophezeihungen zu glauben.

Wie es ſo grabesſtill rings um ſie her war, fragte Jean: „Hört Ihr nichts rauſchen, Herr? Es muß ein Fluß in der Nähe ſeyn. Meine Wunden brennen mich heftig, ich möchte ſie wohl kühlen. Wenn Ihr mich doch wolltet bis an den Fluß ein wenig führen!“

„Tragen will ich Dich, ſo lange ich mich auf den Füßen halten kann, Du getreue Seele!“ rief Adolph.

„Nein, nur führen, lieber Herr! Ihr seyd selbst matt!“ erwiederte Jean.

Sie gingen dem Rauschen nach und kamen bald an einen ziemlich steilen Abhang, der sie wieder in ein ganz ähnliches Thal führte, wie das, in welchem sie vorgestern gewandert waren. Unten rauschte richtig ein klares Bergwasser dahin.

Beide wuschen ihre ziemlich stark blutenden Wunden. Jean war durch den ersten Schuß an der Hüfte tief gestreift, der zweite hatte ihn schlimmer, etwas höher hinauf im Rücken getroffen, und war an den Rippen wieder hinausgegangen. — Zum Glück war Jean so vorsichtig gewesen, das Hemd des todten François mitzunehmen, welches er mit dem Dolch zerschnitt und damit seine Wunden und die seines Herrn, so gut es gehn wollte, verband.

Nachdem dies geschehn war, fingen Beide an, die Kühle der Nacht unangenehm zu empfinden. Denn bis auf das leichte, halb zerrissene Beinkleid waren sie ganz unbekleidet. Die Aufregung und Erhitzung durch das Laufen und später durch das Gefecht hatte sie dies bisher vergessen lassen. Nun wurde ihnen der Frost um so empfindlicher. Mit wahrer Freude entdeckte daher Adolph in dem felsigen Ufer eine Spalte,

die, wie er sie näher untersuchte, sich zu einer kleinen Höhle, deren Wände mit Moos bewachsen waren, erweiterte. Hierhin führte er den sehr ermatteten Jean, und redete ihm zu, sich auf den mit Moos bewachsenen Boden zu legen, welcher trocken und warm war. Adolph warf ihm überdies noch sein eignes Hemd zur bessern Verhüllung zu, und schützte so den schwer Kranken so gut als möglich. Er selbst fühlte sich gedrungen, nach dem Platze zurück zu gehn, wo sie Pierre's Leiche gelassen hatten. Er fand ihn ohne Mühe wieder. Mit Rührung betrachtete er die jetzt im mehr und mehr grauenden Morgen erkennbarer werdenden Züge des männlichen, treuen Angesichts. Dann, die rauhe Nothwendigkeit bedenkend, entkleidete er ihn, und bedeckte den Leichnam mit Moos, Blättern, Gras und Zweigen. Dies war das einzige Grab, welches er ihm bereiten konnte. Von kameradschaftlichem Gefühl getrieben wagte er sich vorwärts bis zu der Stelle ganz im Anfang des Gebüsches, wo sie François hatten lassen müssen. Auch dessen Leichnam fand er ohne Mühe, und that ihm, wie er Pierre gethan hatte. Vorsichtig schlich er sich bis an einen Punkt, von dem er in's freie Feld hinaus sehn konnte, ob er von den drei andren Kame-

raben etwas zu entdecken vermöchte, — aber vergeblich.

Er kehrte endlich bei ſchon ganz anbrechendem Tage, beladen mit den wenigen Kleidungsſtücken und den Waffen der beiden Todten zu dem verwundeten Jean zurück. Mit Freuden fand er ihn in einem tiefen Schlummer. Still ſetzte er ſich neben den Freund nieder, und beſchloß, bei ihm zu wachen. Allein Schmerzen der Seele und der Wunden, und die vielen Anſtrengungen der letzten Tage und Nächte beſiegten bald ſeinen redlichen Willen, und auch er ſank, mit dem Haupt auf einen bemooſten Stein gelagert, bald in einen tiefen, erquickenden Schlummer.

Siebzehntes Kapitel.

Er erwachte von dem Gefühl des heftigsten Durstes und Hungers. Als er die Augen aufschlug, sah er, daß die helle Sonne den vordren Theil der Höhle bestrahlte. Jean lag neben ihm, und blickte ihn freundlich, aber matt an. „Habt Ihr wohl geschlafen, lieber Herr?" fragte er mit sichtbarer Anstrengung. — „Herrlich!" erwiederte Adolph, „und so tief, daß ich, Alles vergessend, nicht einmal träumte. Wie ist aber Dir zu Muthe, lieber Unglücksgefährte?" — „Nicht zum Besten!" antwortete Jean; „mich schüttelt das Fieber, und die Zunge klebt mir am Gaumen vor Durst, aber ich habe vergebens versucht, mich aufzurichten." — Sogleich sprang Adolph auf, und sagte: „Soll ich Dir Wasser herbeiholen?" — „Ich möchte Euch wohl bitten, lieber Herr!" sprach

Jean; „aber wie wollt Ihr's schöpfen? Wir haben ja nicht einen Hut, keine Mütze!“ — „Es wird sich ein Mittel finden!“ rief Adolph, und eilte hinaus.

Von der Felsspalte bis an das krystallne kühle Bergwasser hinunter waren etwa dreißig Fuß abwärts zu klimmen, und dann wenige Schritte über den Rasen zu gehn. Suchend blickte er umher, ob er nichts finden könne, was sich zum Gefäß bereiten ließe. Schon wollte er das breite Blatt einer Wasserpflanze nehmen, als ihm etwas Besseres in's Auge fiel, nämlich ein junger Baum, dessen leicht abzulösende Rinde aufgeborsten war. Er machte mit dem Dolch zwei ringförmige Einschnitte um den Baum, etwa einen Fuß auseinander, und löste dann die schon halb aufgesprungene Rinde ab. Sie bildete eine Art Mulde, deren Seitenöffnungen er mit großen Blättern schloß, so gut es anging. Dann füllte er Wasser in das Gefäß und brachte es froh dem Durstenden in die Höhle. Nachdem dieser sich erquickt hatte, sah er nach den Wunden, die er neu verband und wusch, so gut es ihm möglich war. Dann wollte er fort, um zu sehn, ob sich kein Weg der Rettung für sie aufthue, oder wenigstens um einige Früchte zu suchen.

Mit bekümmertem Herzen verließ er die Höhle wieder, in der er den armen Verwundeten allein zurücklassen mußte. Er watete durch den Bach, und stieg die jenseitigen Höhen hinan, weil in dieser Richtung Algier lag. Oben fand er, wie auf der andren Seite, dichtes Waldgebüsch. Nach einer Viertelstunde Weges wurde es lichter, und bald sah er wieder ein freies Feld vor sich. Behutsam trat er hinaus; es zog sich noch ein wenig die Höhe hinan. Er stieg hinauf. Voll Erstaunen sah er dort, daß er sich keine Viertelstunde weit von der Meeresküste befand, welche er von dieser Höhe weit übersah. Nach der Lage der ihm wohlbekannten Vorgebirge konnte er auch nicht vier Stunden mehr von Algier entfernt seyn, und er glaubte sogar das Cap Matifou, welches die Ostspitze der Bai von Algier bildet, zu sehn. Diese Entdeckung, welche die Möglichkeit der Rettung vergrößerte, machte ihn sehr froh. Doch war zuvörderst das nächste Bedürfniß zu beachten, das, sich Speise zu verschaffen. Das freie Feld, auf dem er sich befand, war zwar nicht angebaut, doch in einiger Entfernung erblickte er einen schimmernden gelblichen Streif, den er für ein Feld mit türkischem Weizen hielt. Er wagte nicht, grade darauf zuzugehn, son-

dern ging im Walde fort, bis er dem Felde nahe war, dann eilte er hinüber, verbarg ſich in deſſen hohen Halmen, und mitten in denſelben ſchnitt er von der Frucht ſo viel ab, als er mit Leichtigkeit fortbringen konnte. Er band die kurzen Halme ſeiner Laſt mit einer ebenfalls aus Halmen gebildeten Schlinge zuſammen und trat damit den Rückweg an. Jean zeigte die herzlichſte Freude, ihn wieder zu ſehn, denn ſchon hatte ihn das lange Ausbleiben des geliebten Herrn, des einzigen lebenden Weſens, das ihm noch Rettung bringen konnte, ſehr beunruhigt. Deſto glücklicher machte ihn die Rückkehr deſſelben, und Adolph ſeiner Seits war ebenfalls froh, den armen Leidenden durch gute Nachrichten und die mitgebrachten, in ſolcher Lage über Alles köſtlichen Schätze zu erfreuen. — Wäre Jean jetzt beſſer geweſen, hätte er noch den Weg bis Algier zurücklegen können, ſo würden ſie vielleicht am nächſten Morgen ein Ziel ihrer Leiden geſehn haben; ſo aber konnten ſie für jetzt nichts thun, als in dieſem verborgenen Aufenthalt bleiben. Denn trotz aller Bitten des redlichen Jean wollte Adolph nicht ohne ihn von der Stelle weichen, noch das gefährliche Spiel wagen, ihm von Algier aus, nachdem er gerettet ſeyn würde, Hülfe zu ſchaffen.

So kam wiederum der Abend heran und die Nacht umfing ſie Beide ſchauerlich dunkel und einſam.

In ſolchen Augenblicken trat das ferne Bild Leontinens wie das eines beſchirmenden Engels, deſſen Gebet alle Gefahren von ihm abwende, vor Adolph's Seele. Aber wie ſie ihm, wenn er den Blick aus dieſer Oede und Verlaſſenheit hinüber nach den glücklichen Fluren des Vaterlandes wandte, in denen ſie wandelte, einem Wunderbilde gleich ſchien, ſo konnte er den Gedanken der Rettung auch nur noch als ein Wunder faſſen, an deſſen Erfüllung er nicht mehr zu glauben die Kraft hatte.

Der nächſte, anbrechende Tag verging wie der vorhergehende. Nur wurde Jean zuſehends kränker und ſchwächer. Adolph pflegte den treuen Genoſſen ſeiner Schickſale auf das liebreichſte; aber die Hülfloſigkeit ihrer Lage war zu groß. Waſſer und die Körner des türkiſchen Weizens blieben dieſen Tag und mehrere folgende die einzige Nahrung Beider. Nur einmal konnte Adolph dem im brennenden Wundfieber Schmachtenden zur Erquickung einige Himbeeren bringen, die er an ſparſam gewachſenen Sträuchern am Abhang eines Felſen fand. — Es verſtrichen in dieſer einförmigen Abgeſchiedenheit Tage auf Tage. Jeden

Morgen beſtieg Adolph die Höhe und ſah hinaus in's Meer, wo er nicht ſelten die Segel der franzöſiſchen Kreuzer entdeckte; aber es gab kein Mittel, kein Zeichen, ſich mit ihnen zu verſtändigen.

Eines Morgens, in der Dämmerung, als er erwachte, hörte er in der Ferne ſchießen. Er weckte Jean, der ſcharf auf die wohlbekannten Töne horchte. „Das ſind Kanonen von ſchwerem Kaliber," bemerkte dieſer, „ich kenne ſie gut!" — „Es iſt eine Schlacht zwiſchen unſren Landsleuten und den Algierern," antwortete Adolph — „und wir liegen hier hülflos und unthätig!" ſetzte er ſeufzend hinzu. — „Es iſt eine Schlacht, ganz gewiß, lieber Herr!" ſprach Jean matt; „wenn ich richtig gezählt habe, ſo iſt heut der vierzehnte Junius. Nicht wahr?" — „So iſt es, lieber Freund!" erwiederte Adolph. — „Wir wollen uns das genau merken!" antwortete Jean noch ſchwächer, und ſank blaß auf das Lager, von dem er ſich mühſam emporgerichtet hatte, zurück. — „Heiliger Gott, was iſt Dir?" rief Adolph voller Schrecken. — „O, mir iſt nun bald recht wohl," ſprach der Kranke, „es wird das Letzte ſeyn. Aber daß ich Euch verlaſſen muß!" — — Adolph verſtand die Worte und noch mehr den Blick des Kranken, der matt, brechend

aufſchaute; es wurde ihm dunkel vor den Augen, der Schmerz riß gewaltſam und betäubend durch ſeine Seele, die männliche Faſſung ging ihm verloren. Jetzt fühlte er, was der Menſch dem Menſchen werden kann, wenn ihn Treue in gemeinſamen Schickſalen verbindet! — „Treuer Freund und Gefährte im Unglück, verlaß mich nicht!“ rief er voller Schmerz aus; „nimm Deinen Willen, Deine Kräfte zuſammen, widerſtehe dem Tode!“ — „Es iſt vorbei!“ ſprach Jean, und lächelte. „Ach, ich wollte gern ſterben, wenn ich nur Euch gerettet wüßte! Aber ich will den Himmel für Euch bitten!“ — Dabei ſah er fromm aufwärts nach dem kleinen Stückchen des blauen Himmels, das durch die Felsſpalte herein lächelte. Adolph hatte die Hand des Freundes heftig ergriffen; dieſer drückte ſie ſanft; ſtrömende Thränen verdunkelten ihm das Auge, er mußte ſich abwenden.

„Weint nicht um mich, Herr! Ich ſterbe ſchön, ich ſterbe in Euren Armen! Wenn ich meine Tony noch einmal ſehn könnte, wär' mir's freilich lieb. Grüßt ſie von mir, wenn Ihr nach Toulon zurückkommt, und bringt ihr eine Locke von meinem Haar!“ Dabei bewegte er die Hand ein wenig nach dem zurückgeſenkten Haupt. Adolph konnte nicht ſprechen;

nur der Druck seiner Hand verhieß dem Sterbenden, daß er sein Geheiß erfüllen werde.

Auch Jean war der Sprache nicht mehr mächtig, aber mit freundlichen Augen sah er den geliebten Herrn, dessen beide Hände er hielt, still und lächelnd an. Plötzlich zuckte er auf, seufzte leise, sank zurück, und — war nicht mehr.

Eben fielen die ersten Strahlen der Morgensonne golden durch die nach Osten gerichtete Oeffnung der Höhle, und das Antlitz des Erblichenen leuchtete rosig und verklärt. Durch die stille Frühe tönte in der Ferne der feierliche Donner der Kanonen. Es war, als sollte der wackere Seemann mit kriegerischen Ehren begleitet das Leben verlassen.

Adolph drückte ihm das erloschene Auge zu, küßte ihn auf die bleiche Stirn, und sank dann, vom Schmerz überwältigt, mit unaufhaltsamen Thränen neben dem Todten nieder, und verbarg sein glühendes Antlitz an der erkalteten Brust.

Lange hatte er in dieser Betäubung gelegen, ehe er erwachte. Erst jetzt trat der Gedanke lebendig in ihm hervor, daß der letzte Trost, der ihm in seinen unglücklichen Schicksalen genommen wurde, der, einen Gefährten zu haben, auch die letzte bindende Fessel

gelöst hatte, die ihn an diesen Zustand knüpfte. Nunmehr konnte er auf seine Rettung bedacht seyn, jedoch war es ihm, als könne seine Seele sich derselben nicht mehr freuen.

Zunächst erfüllte er die heilige Pflicht, die ihm oblag, Jean zu bestatten. Gern hätte er ihn zu François und Pierre gelegt, denen er bei der längeren Muße seines Aufenthalts in einer auf der Höhe entdeckten Vertiefung ein gemeinsames Grab bereitet hatte; allein es war nicht wohl möglich, mit dem starren Leichnam den steilen Fels hinan zu klettern. Auch war die Höhle ihm, als der rauhe aber wohlthätige Ort des Schutzes und der Rettung, gewissermaßen heilig geworden. Sie bildete in der Tiefe eine Art von Nische. In diese legte er den Körper des Todten, nachdem er ihm die Locke, welche er der armen kleinen Tony zu bringen versprochen hatte, mit dem Dolche abgeschnitten. Er verbaute die steinerne Gruft mit Felsstücken, die sich reichlich in der Höhle fanden, und verstopfte die Zwischenräume sorgfältig mit Moos. Dann wand er aus immergrünen Kräutern und Blumen einen dichten Kranz und hing ihn an dem Griff des in die Felsspalte getriebenen Säbels, welchen Jean dem Beduinen so tapfer entrissen hatte, auf.

Zuletzt ritzte er mit dem Dolch den Namen des Todten, und den Tag, an dem er gestorben, in den Stein. Seinen eignen Namen setzte er mit kleineren Zügen darunter. Das traurige Werk war in wenigen Stunden vollendet. Adolph stand tief bewegt davor, und sprach endlich: „Leb' wohl!" Damit verließ er die Höhle, um sie nie wieder zu betreten.

Zuerst nahm er seinen Weg hinauf nach der Bergspitze, auf der er so manchen Morgen schon gestanden und weit umher geblickt hatte. Als er die einsame Höhe erklimmt hatte, schien es ihm, als höre er ganz deutlich wieder das Schießen, welches er in der Frühe schon vernommen. Der heraufkommende Tag mit seiner dem Schall ungünstigen Vertheilung der Wärme war vermuthlich Schuld gewesen, daß das Feuer ihm verstummt zu seyn schien.

Der Wind stand aber jetzt westlich, so daß er jeden Schuß, ja selbst das kleine Gewehrfeuer sehr deutlich vernahm. Er konnte nicht länger zweifeln, die Franzosen mußten bei Algier gelandet seyn. Der Gedanke erfüllte ihn mit stolzer Freude. Scharf blickte er am Horizont umher, ob er den Tumult der Schlacht nicht entdecken könne. Zwar glaubte er an

dem äußersten Rande des Himmels Rauch aufsteigen zu sehn, doch war dies ein zu unsichres Zeichen, da es eben so gut trübe Luft oder Nebel seyn konnte. Indeß schien es ihm jetzt bedenklich, grade in diesem Augenblick nach Algier zu gehn; er beschloß daher, vorsichtig zu seyn, um so mehr, als vielleicht die Stadt sich in wenigen Tagen den überlegenen Franzosen ergeben mußte, wodurch seine Rettung alsdann gewiß und vollkommen geworden wäre.

Ueber das freie Feld vor ihm hinwegzugehn, wagte er nicht; er fürchtete, dort zu leicht in die Hände der Landes-Einwohner zu fallen. Dagegen wußte er, daß die Küste rauh und voller Klippen war, so daß man sich leicht, im Fall Menschen nahten, daselbst verbergen könne. Gewann er das Cap Matifou, so hielt er sich für geborgen, weil dort schon eine türkische Besatzung der daselbst angelegten Batterien sich finden mußte.

Er lagerte sich daher im Walde, bis der Nachmittag heraufgekommen wäre. Mit einem guten Vorrath türkischen Weizens ausgerüstet, mit Dolch, Säbel, Pistolen und Büchse bewaffnet, um allenfalls zweien oder dreien Einzelnen Widerstand zu leisten, machte er sich jetzt auf den Weg. Bald hatte er die

Küſte erreicht, und ging am Rande des Meeres hin. Etwa eine Stunde vor Sonnen-Untergang kam er an ein ſpitzes Cap; dieſen Punkt mußte er ſehr vorſichtig umgehn, da man dort am leichteſten entdeckt werden konnte. Er ſchlich ſich alſo zwiſchen Geſtein und Gebüſch an den Felſen dahin. Da hörte er deutlich den Schlag zweier Ruder. Er wagte ſich vor, und entdeckte zwei algieriſche Matroſen, die mit einer ganz leichten Barke auf das Cap zuruderten. Schnell zog er ſich in einen dichten Verſteck zurück, um zu belauſchen, was ſie thun würden. Sie landeten kaum hundert Schritte von ihm, und zogen den Nachen leicht auf den Kiesſand hinauf. Dann nahmen ſie, die Ruder in den Kahn werfend, ihren Weg grade nach dem Felſen, wo Adolph ſich in dem Gebüſch verborgen hatte, gingen dicht an ihm vorüber und ſtiegen auf einem kleinen Fußpfade den Berg hinauf. Adolph wollte ſeinen Augen nicht trauen. Das Herz ſchlug ihm vor Freude, doch bändigte er ſich, um nicht durch ein zu raſches Ergreifen plötzlich alle Vortheile zu verlieren. Gelang es ihm, ſich der Barke zu bemächtigen, ſo konnte er faſt ohne Gefahr in der ſtillen Nacht die Höhe der See erreichen, wo er franzöſiſche Schiffe treffen mußte. In wenigen Stunden viel-

leicht war er gerettet, und befand ſich nicht in den Händen barbariſcher Völker, ſondern inmitten ſeiner theuren Landsleute. Alle ſeine Glieder zitterten und flogen ihm in angſtvoller Erwartung; jeden Schritt der beiden Matroſen verfolgte er unverwandten Blickes; endlich waren ſie ſo weit, daß ſie ihn nicht mehr erreichen konnten, ſelbſt wenn ſie ihn entdeckten. Er ſprang vor, ſah rings umher, niemand war in der Nähe; er watete in's Waſſer, warf die Waffen in den Nachen, ſchob ihn in See bis er flott wurde, ſprang hinein, ergriff die Ruder, und in wenigen Minuten ſchaukelte er frei und gerettet auf den Wellen. Ein leichtes Lüftchen, das vom Lande her wehte, kam ihm zu Hülfe und trieb ihn der erſehnten Höhe zu. Eine Capſpitze nach der andern ſprang hervor; jetzt ſah er Matifou, jetzt die Bai von Algier, und in der Entfernung weniger Stunden die Segel der Flotte. Sein Herz jauchzte vor Freuden!

Die Sonne war im Untergehn; das Abendroth ſchwamm auf den Wellen, leuchtete in den klaren Aether hinein. Adolphs innerſte Seele war tief bewegt. „Du der Einzige vielleicht von Allen, den Gott wunderbar gerettet hat!“ Voll heiliger Rührung und Wehmuth ſank er auf die Knie und dankte dem

gnädigen Beſchützer ſeiner Tage. „Herr des Himmels, erhöre mein Gebet; laß deine Gnade mir nicht allein geworden ſeyn. Rette auch die Meinigen, den theuren Bruder!“

Der Landwind erhob ſich friſcher. Adolph hatte aus allen Kräften zu thun, um ihn zu ſchneiden und nach der Flotte hinüber zu kommen.

Es dunkelte ſchon; er mußte ſich nach den Sternen richten. Aber mit Schrecken gewahrte er nur zu bald, daß der Wind ihm übermächtig war, und ihn immer weiter vom Ziele hinweg trieb. Jetzt wurde er beſorgt. „Sollte ich“, dachte er, „aus der Hand der Barbaren, aus tauſend Gefahren und Drangſalen gerettet ſeyn, um endlich hier auf der öden See hülflos zu verſchmachten? — Nein, Gott wird Gnade walten laſſen!“

Es war ganz dunkel geworden. Die See ging in höhern Wellen als ſein kleiner Nachen ertragen konnte. Er wurde heftig hin- und hergeſchaukelt, und nicht ſelten ſprützte eine ſtarke Woge Wäſſer in das kleine Fahrzeug. Seine Lage wurde mit jeder Minute bedenklicher.

Mitternacht war heran gekommen. Er mußte wenigſtens zehn Lieues in die See hineingetrieben

seyn. Rings umher nichts zu sehn als das düstre Meer und die tief, aber verworren darin gespiegelten Sterne; nichts zu hören als das hohle Sausen des Windes.

„Doch nein! Das ist nicht Windesbrausen! Das sind aufrauschende Wellen. Es kommt näher und näher! Es rauscht stärker, es ist ein Schiff! Heiliger Gott, es nahet die Rettung!"

Er horchte immer schärfer auf. Bald entdeckte sein geübtes Seemanns-Ohr an dem starken regelmäßigen Schlag, daß es ein Dampfschiff seyn müsse, welches heranbrauste. Es konnte keine tausend Schritte mehr entfernt seyn. Wie glücklich pries sich Adolph jetzt, daß er im Stande sey, ein Signal zu geben! Er schoß zuerst die Büchse ab, und lud sie schnell von Neuem. Bald erfolgte ein ähnliches Zeichen aus dem Schiff, wodurch man ihm andeutete, daß man ihn bemerkt habe. Nun that er einen Flintenschuß, und bald darauf einen zweiten, um den Schiffen die Richtung anzugeben. Es dauerte nicht lange, so holte man ihn schon mit dem Sprachrohr an; noch wenige Minuten und der Schall seiner Stimme drang hinüber. „Rettet mich! Hülfe!" rief er, so laut er vermochte. Das Dampfschiff zog die Schaufeln ein,

und trieb langsam auf ihn zu. Jetzt war es dicht bei ihm; er sah Menschengestalten, er hörte die vaterländische Sprache! — Man warf ihm ein Seil zu, er ergriff es, und in zwei Augenblicken befand er sich auf dem Verdeck und lag in den Armen theurer Landsleute.

Achtzehntes Kapitel.

Leontine führte mit ihrer Mutter zu Toulon ein einförmiges, eingezogenes weibliches Stillleben. Die Tage verſtrichen ihr in wehmüthigem Andenken an den Geliebten, an den Bruder. — Die erſte frohe Unterbrechung des einförmigen Ganges der Begebenheiten war der Brief, den ihr Adolph aus dem Hafen von Mahon ſchrieb. Sie hatte ihn mit freudigem Entzücken empfangen und las ihn mit innigen Thränen der Wonne. Adolph ſchrieb nicht wie ein Seemann, und noch dazu zur Zeit des Krieges, ſondern wie ein Dichter, der die erſte Reiſe nach dem Süden macht. Leontine wurde dadurch um ſo mehr bewegt, weil ſie ſeinen männlichen muthigen Sinn kannte, und die Größe ſeiner Liebe an der tiefen Bewegung und mächtigen Veredlung ſeines Innern, die ſie her-

vorbrachte, empfand. Der ſchwärmende Weichling iſt edleren weiblichen Seelen gewiß verächtlich; den gerührten, in weichere Empfindungen aufgelöſten Mann, dem der Stahl um den Buſen nur durch eine wahrhaft dauernde Gluth geſchmolzen wird, lieben ſie deſto inniger, wie umgekehrt den Männern das zarte Mädchen, wenn es ſich durch die Liebe zu einer heldenmüthigen Geſinnung und Kraft erhebt, eine höhere Bewunderung, eine tiefere Liebe abgewinnt.

Leontine ging oft mit der Mutter am Ufer des Meeres ſpazieren; ſie wählte ſtets jenen Pfad, den ſie mit Adolph gewandelt war, weil ſie damals eine heilige Minute auf dieſer Stelle erlebte, die ihrem Herzen unvergeßliche Empfindungen geſchenkt hatte. Die abſegelnden und ankommenden Schiffe ſind für Hafenbewohner immer ein Gegenſtand der Theilnahme; denn ſelten, daß man nicht näher oder ferner eine beſondere Beziehung zu einem Fahrzeuge hätte, das mit vollen Segeln den Hafen verläßt, um wie viel mehr zu einem, welches einläuft, das man noch nicht beſtimmt erkannt hat, von dem man nicht weiß, woher es kommt, von deſſen Schickſalen man etwas zu erfahren hofft. Selbſt dem müßig Neugierigen wird das Intereſſe dadurch erregt.

Leontine erwartete von jedem Aviſoſchiff, jeder kleinen Goelette einen Brief, wenigſtens einen Gruß, den die begegnende Aventure dem Capitain an ſie aufgetragen hätte. Eben war wieder ein ſolches Fahrzeug, welches die Verbindung zwiſchen der Flotte und dem Lande unterhielt, eingelaufen. Was konnte es nicht bringen? Briefe von Eduard, von Adolph, von Victor. Oder doch wenigſtens allgemeine Nachrichten von den Schiffen, auf denen ſie ſich befanden, oder von der Flotte.

Im hoffnungsreichen Geſpräch darüber bat Leontine die Mutter, mit ihr den kurzen Weg bis Toulon zu machen, um dort am Zollhauſe des Hafens wenigſtens gleich zu erfahren, woher das Schiff gekommen ſey. Gern war Frau von Clermont, deren eignes Herz eben ſo bang auf frohe Kunde hoffte, bereit, den Wunſch der Tochter zu erfüllen. Sie gingen am Meeresufer hin bis an die Stadt, und dann den Quai entlang zur äußerſten Spitze der Hafendämme, wo man die Nachrichten aus der erſten Hand empfing. Schon von weitem ſahen ſie einen Trupp Menſchen, der ſich dicht um einen Erzählenden herdrängte. Es mußte eine wichtige Nachricht gekommen ſeyn; jeden Tag konnte man die Botſchaft von der

Landung der Flotte haben, natürlich war daher die Begierde nach Neuigkeiten, die über See kamen, sehr groß. Mit klopfendem Herzen und beflügelten Schritten eilte Leontine näher; es überfiel sie ein eignes Bangen, da sie den finstren, immer größer werdenden Kreis von Menschen sah. Wäre die Nachricht eine glückliche gewesen, so mußte, schien es ihr, die Menge schon längst in lauten Jubelruf ausgebrochen seyn. Jetzt eilten einige Männer hastig an den beiden Frauen vorüber; ihre Mienen sagten nichts Gutes. Leontine hatte nicht den Muth, zu fragen; die Mutter bereute es, hieher gegangen zu seyn, weil sie fürchtete, die reizbare Tochter möge durch eine schlimme Botschaft, die ihr plötzlich kund würde, vielleicht zu heftig erschüttert werden. Sie beugte daher vor und sprach: „Wer so oft, wie ich in meinem Leben, auf wichtige Botschaften geharrt hat, der wird fast unempfindlich dagegen, da die meisten Nachrichten falsche sind. Wie oft wurde ich durch eine Freudenbotschaft getäuscht, der die bittre Wahrheit desto schmerzlicher nachfolgte! Wie oft umgekehrt ängstigten uns Gerüchte, die sich nicht bestätigten oder gar in die frohesten Ereignisse auflösten!“

Es gingen auf's Neue mehrere im eifrigen Geſpräch begriffene Kaufleute raſch vorüber. Man hörte im Vorbeigehn die Worte: „Ein großes Unglück! Die ganze Mannſchaft! Die armen Leute!“

Jetzt konnte die geängſtigte Leontine nicht länger an ſich halten; ſie trat dem nächſten, der ihr mit bekümmerter Miene begegnete, in den Weg, und ſprach, ſchon heftig zitternd und ſichtlich beklommen: „Verzeihen Sie, mein Herr! Aber es ſcheint eine Trauerbotſchaft angekommen zu ſeyn. Sie wiſſen, in Toulon hat jedes Herz jenſeit des Meeres irgend ein Kleinod. Ich bitte Sie dringend, was hat man für Nachrichten von der Flotte?“ — „Von der Flotte im Ganzen die beſten,“ erwiederte der Fremde grüßend; „doch zwei einzelne Schiffe ſind bei dem letzten Sturme verunglückt. Die beiden Briggs Silen und Aventure haben an der afrikaniſchen Küſte Schiffbruch gelitten, und leider iſt die ganze Mannſchaft von der Beduinen ermordet worden!“

Bei den erſten Worten hatte Leontine gebebt, als der Name des Schiffs genannt war, wurde ſie bleich wie ein Marmorbild, und nachdem ſie die furchtbare Nachricht ganz gehört, ſtand ſie zuerſt einen

Augenblick wie erſtarrt vor dem Fremden, dann ſank ſie leblos zuſammen.

Die Mutter, in ähnlicher Bewegung, rief mit zerreißendem Jammerlaut aus: „Gott, mein Kind!“ und fing ſie in ihren Armen auf. Der Fremde leiſtete Beiden die möglichſte Hülfe. Sogleich bildete ſich eine Gruppe von Zuſchauern um ſie her, deren einige die vom Schmerz gebeugten, vom Schreck vernichteten Frauen kannten, und den Zuſammenhang errieethen. Die ohnmächtige Leontine wurde in ein nahes Haus gebracht; ein Freund reichte der erſchütterten Mutter den Arm. Man ſchaffte ſchnell einen Wagen herbei und rief einen Arzt, der durch einen günſtigen Zufall ein alter Freund der Familie war. Das unglückliche Mädchen erwachte nach einiger Zeit durch die Hülfe, welche ihr dieſer gewährte, aus ihrer Ohnmacht. Doch blieb ſie todesmatt, und unfähig ein Wort zu ſprechen; ſo brachte man ſie in den Wagen, der ſie nach Haus zurück führte; der Arzt begleitete ſie.

Auf dem Wege gewann die vielgeprüfte Mutter die Faſſung bald wieder, und widmete nun der Tochter die zärtlichſte Sorgfalt.

„Wir müſſen jedes Mittel anwenden,“ ſprach der Arzt, „die heftige Gluth des Fiebers, in welche

ſich dieſes Eis der Erſtarrung aufzulöſen droht, zu mildern!“

Leontine wurde daher, ſo wie man auf dem Landhauſe angekommen war, in ihr Gemach zur Ruhe gebracht, nnd die Mutter bot alle Milde und Zärtlichkeit des Troſtes, der Arzt alle kühlenden und ſchwächenden Mittel ſeiner Kunſt auf, um den auf's Höchſte geſpannten Reiz der Nerven zu mildern.

Es gelang; die ſchöne Unglückliche kehrte endlich zu einem ſanften Bewußtſeyn zurück, ſtatt, wie man gefürchtet, in ein brennendes, glühendes Fieber zu verfallen.

Als ſie die Augen aufſchlug, war ihr erſtes Wort: „O meine Mutter! Was haben wir verloren! Suche mich nicht zu täuſchen, nur zu gut weiß ich es, daß ich nicht geträumt habe. Mein einziges Glück iſt von nun an nur die Trauer um meinen unermeßlichen Verluſt!“

Die Mutter wollte ihr einige Worte des Troſtes, über die Möglichkeit einer falſchen Nachricht, die Rettung der Mannſchaft, ſagen; allein der Arzt ſprach feſt: „Täuſchen wir die kranke Unglückliche nicht. Ich kann Ihnen keine Hoffnung machen. Die Nachricht iſt zu beſtimmt, zu umſtändlich, als daß man im

mindeſten daran zweifeln könnte. Bleiben Sie alſo Ihrem Vorſatz getreu, ſich in den großen Schmerz zu faſſen, und ſich frei, wie Ihr unglückliches, liebendes Herz ſich ſehnt, damit zu beſchäftigen.“

Leontine antwortete mit Faſſung: „Sie thun mir wohl durch dieſe entſchiedene Sprache, die mich auf meine eigne Kraft zurückweiſt. Nein, verſucht es nicht, haltet mich nicht durch leere Täuſchungen hin, ich könnte ja doch einen Augenblick ſo ſchwach ſeyn, daran zu glauben, und wenn ich zum Bewußtſeyn käme, erlitte ich jedesmal meinen Verluſt auf's Neue. O ſpannt mein Herz nicht auf dieſe grauſame Folter!“ — So bat ſie rührend, und brach in ſanfte, aber unaufhaltſam ſtrömende Thränen aus, während ſie in den Armen der ſchwer gebeugten Mutter hing. —

Der Arzt gab dieſer nach wenigen Minuten einen Wink, um mit ihr allein zu ſprechen. Der Augenblick dazu war bald gefunden. „Sie verwunderten ſich,“ ſprach er, „daß ich Ihren mütterlichen Troſt mit ſolcher Härte vernichtete. Aber ich beurtheilte die Kranke richtig; ihre eignen Worte mögen Sie belehrt haben. Das ewige Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung würde dieſes zarte Weſen jetzt nicht

ertragen können; die gefährliche Krisis eines heftigen, vielleicht gar eines Nerven-Fiebers oder einer Gehirn-Entzündung, wäre bei einer solchen Spannung des Gemüths unausbleiblich. Man erträgt den Schlag des Schicksals leichter, als dessen ewiges Drohen. Ihnen aber, der gefaßten, besonnenen Frau, will ich es gern eingestehn, daß nach Allem, was ich über den Unglücksfall gehört, an der Thatsache zwar nicht zu zweifeln ist, durch nichts aber der Beweis geführt werden kann, daß die Besatzung des Schiffes ihr Leben verloren habe. Wie bei jedem Schiffbruch mögen Einige, vielleicht Viele, das Opfer geworden seyn; vielleicht aber auch sind Alle unversehrt geblieben. Der Beduin ist grausam, wenn er seine Habgier dadurch stillen kann, aber zugleich so klug, daß er seiner heftigsten Leidenschaft gebietet, wo sein Vortheil es mit sich bringt. Dies scheint mir hier der Fall; denn daß wir, die Mitbürger unsrer verunglückten Landsleute, ein reicheres Lösegeld für ihre Rettung zahlen werden, als der Dey für die Köpfe der Ermordeten, das ist selbst den Barbaren einleuchtend. — Bis auf weiteres suchen Sie also Ihre unglückliche Tochter vor jeder Hoffnung zu bewahren; sie ist so starken Gemüths, daß sie sich im Schmerz gewiß zu fassen

weiß. Wer von uns Allen aber hätte so viel Lebenskraft, so viel Willen, in dem ewigen furchtbaren Schwanken zwischen Verzweiflung und Seligkeit, im Wechsel zwischen der Gluth des Aequators und dem starren Eis des Nordpols sich aufrecht zu halten? — Nun leben Sie wohl bis morgen!"

Indem der Arzt Abschied nahm, und, von der Mutter begleitet, schon die Terrasse hinabging, wurden Beide durch ein neues, unvermuthetes Ereigniß erschüttert.

Die Thür des Gartens wurde aufgerissen, und händeringend, mit fliegendem Haar, bleich, verstört, stürzte ein Mädchen hinein — es war Tony.

Seit der Abfahrt der Flotte war sie durch Eduard's Vermittlung, der dadurch Leontinen eine freundliche Beschäftigung, und dem betrübten Mädchen einen tröstenden Anhalt zu schaffen glaubte, halb als Dienerin, halb als Zögling in weiblichen und wirthschaftlichen Beschäftigungen, im Hause aufgenommen worden. Eduard konnte ihren Anblick nicht vergessen, als er sie so trostlos, während er nach seiner Fregatte hinüberschiffte, am Ufer stehn sah. Und da es sich zufällig traf, daß mit ihm zugleich ein zweiter Nachen nach dem Schiff fuhr, in welchem sich ein Bürger

aus Toulon befand, deſſen Sohn ebenfalls in dem Regimente Eduard's diente, und dem der Vater ein letztes Lebewohl zurufen wollte, ſo ſchrieb er einige Zeilen mit Bleiſtift auf ein Blättchen und gab dieſes dem zurückkehrenden Bürger mit, welcher es der Frau von Clermont einhändigte. Es enthielt den Vorſchlag, Tony in's Haus zu nehmen, in den Leontine mit Freuden willigte. Die Mutter ſuchte das Mädchen auf, und ſchon am andren Tage befand ſie ſich unter der Obhut der beiden einſamen Frauen. Eduard hatte nicht vergeſſen, den Bürger noch beſonders darum anzugehn, daß er das Mädchen ſelbſt aufſuchen und ſie bitten möge, von ihren Prophezeihungen und dem Vorfall mit den wegflatternden Bändern nichts zu erwähnen.

Dies hatte die dankbare, traurende Kleine ſtreng gehalten und ihre Beſorgniſſe ſtill im Buſen gehegt, oder ſie auch vielleicht bei Leontinens Freundlichkeit, die ihr in vielem Nützlichen und Guten Belehrung gab, zum Theil vergeſſen.

Arglos kehrte ſie ſo eben von einem Geſchäft in einem Nachbarhauſe zurück, als ein unvorſichtiger Hausgenoſſe ihr die Nachricht von Leontinens Zuſtand und die Urſach, die ihn herbeigeführt, mit ſchonungs-

loſer Gleichgültigkeit mittheilte. Der Schlag traf ſie ſo plötzlich, ſo unerwartet, daß ſie bei ihrem heftigen Gemüth, dem keine tiefere Bildung Kraft und Haltung in den Stürmen des Lebens gab, ſogleich in den halb bewußtloſen Zuſtand gerieth, in welchem ſie in den Garten gelangte.

„Um Gottes Willen, gnädige Frau!“ rief ſie, als ſie Frau von Clermont erblickte; „iſt es wahr? Nein, nein, es kann nicht wahr ſeyn! Ich unglückliches Mädchen! Aber ich wußte ja Alles zuvor! Es konnte ja gar nicht anders ſeyn!“

So wehklagte ſie mit herzzerreißender Stimme, ohne auf ihre Fragen und Ausrufungen eine Antwort oder einen Troſt anzuhören. Sie rang die ſchönen weißen Arme über dem Haupt, das lange dunkle Haar fiel ihr aufgelöſt über die Schultern, aus den bleichen Zügen blickte ſie mit irrenden Augen umher oder zum weiten Himmel auf, aber ohne Troſt, ohne Hoffnung. Erſchöpft lehnte ſie ſich an einen Baum, und ſprachlos, athemlos, ſeufzte ſie nur tief auf aus der hochwallenden Bruſt.

Frau von Clermont war durch dieſen Anblick faſt ſelbſt ſo aus der Faſſung gebracht, daß ſie dem fragenden Arzt kaum Aufſchluß über das Ereigniß geben

konnte. Als dieſer jedoch den Zuſammenhang erfahren, trat er auf die Jammernde zu, ergriff ſie freundlich bei der Hand und redete ſie mit ſanften Worten an.

„Warum ſo troſtlos, liebe Kleine? Es iſt ja noch gar nichts verloren? Glaube doch nicht an die Gerüchte, die das Volk ausſprengt. Das Schiff iſt geſcheitert, das iſt wahr, aber die Mannſchaft hat ſich an die Küſte gerettet. Vielleicht kehrt Dein Geliebter Dir bald zurück!“

„Nein, nein, guter Herr! Und wenn ſie Alle wiederkehren, er wird nicht gerettet!“ antwortete Tony, zwar noch ungläubig, aber doch ſchon mit einigen Strahlen der Hoffnung im Auge. „Es iſt mir prophezeiht. Es waren unglückliche Vorbedeutungen, die ſind nun alle eingetroffen.“

„Ganz recht, mein liebes Kind,“ fuhr der Arzt fort; „aber es iſt auch ein Unglück, Schiffbruch zu leiden, und das iſt eingetroffen. Warum ſoll denn aber Dein Geliebter dabei umgekommen ſeyn? Das Unheil, was Dir vorausgeſagt war, iſt geſchehn, und Du darfſt nun um ſo ruhiger für künftig ſeyn. Denn, ich weiß es gewiß, es iſt bis jetzt noch Niemand um's Leben gekommen.“

Tony ſah den Troſt zuſprechenden Arzt mit noch immer zweifelnden, jedoch auch hoffnungsvolleren Blicken an; endlich brach ſie in heiße Thränen aus, welche die ſtarren Feſſeln ihrer Verzweiflung ſanft löſten. „Ach, wenn es wahr wäre, wenn ich das glauben könnte!“ rief ſie, und faßte die Hand des Arztes mit ihren beiden, indem ſie ihm, gleichſam bittend, daß er den Troſt wiederholen möge, in's Geſicht ſah.

„Du darfſt mir's ſchon glauben, liebes Kind,“ fuhr dieſer fort; „beruhige Dich nur jetzt, und erwarte die näheren Nachrichten in Geduld. Sey ja hübſch geduldig!“ Dabei ſtreichelte er ihr das Kinn, und ſah ſo wohlwollend aus, daß die Arme ſich wieder neu belebt von Hoffnungen fühlte, und dankend, und ſanft weinend, kaum anders als Kinder oder reizbare Frauen nach einem heftigen Schreck, ſich durch ihn und Frau von Clermont in's Haus geleiten ließ. Um die ſchnelle Wirkung der Seele auf den Körper zu brechen, wendete der Arzt ganz dieſelben kühlenden, beſänftigenden Mittel an, welche er Leontinen beſtimmt hatte.

„Sie ſind nicht beſtändig in Ihren Grundſätzen,“ bemerkte Frau von Clermont nachher, „doch glaube

ich's vollkommen zu begreifen, weshalb Sie diesem armen Mädchen grade das für heilsam halten, was meiner unglücklichen Tochter die größte Gefahr bringen dürfte. Gebe der Himmel, daß Ihr Trost für jene der wahrhafte sey!"

Der Arzt erwiederte: „Ich glaube es fast mit Gewißheit. Stellen Sie dies aber Ihrer Tochter so vor, als müsse man mit jenen falschen Hoffnungen die Heftigkeit des Gemüths, die das arme Mädchen zeigt, einigermaßen besänftigen. Im Uebrigen irre ich mich gewiß nicht. Eine gefaßte Seele, die mit dem stärkenden Bewußtseyn der heiligsten Pflichten, und dem Glauben an eine höhere Bestimmung des Menschen, einem harten Schicksal entgegentritt, findet sich leichter in die strengste Nothwendigkeit, als sie die quälende Unbestimmtheit der auf's höchste gespannten Zwei feelerträgt. Ein Gemüth aber, das, nicht im Stande, Kraft aus sich selbst zu schöpfen, nur dem Spiel der Ereignisse hingegeben ist: ein solches läßt sich auch nur durch die Anregung der Hoffnung für eine glücklichere Wendung der Dinge besänftigen, und stumpft sich durch Wiederholung der Affekte gegen die zu starken Erschütterungen ab. Nie können wir da-

her das Glück einer tieferen Bildung des Herzens so klar erkennen, als wenn unser ruhiges Daseyn durch furchtbare Ereigniſſe, durch Erdbeben auf der Bahn des Lebens, plötzlich gewaltſam unterbrochen wird. Der, welchem höhere Sterne in ſolcher Nacht der Verwirrungen leuchten, findet einen Ausweg; der, deſſen Auge dafür geſchloſſen iſt, geht unter, wenn nicht das ganze Wellenſpiel ſeiner Gefühle nur ein hohler Schaum geweſen iſt, der Anfangs ſtark aufbrauſt, ſich aber auf zu flachem Boden bewegt, um dauernde Wellen zu ſchlagen. Denn nur wo die See tief iſt, bleibt ſie auch noch lange nach dem Sturm in wogender Aufregung, wenn ſeichtes Gewäſſer ſchon längſt wieder den heitren Himmel abſpiegelt."

„Und hoffen Sie," fragte Frau von Clermont, „daß jenes arme Mädchen ſich dieſes zweifelhaften Glückes, welches mehr auf ein leichtſinniges als auf ein inniges Gemüth deutet, erfreuen werde?"

„Aufrichtig, nein. — Die Art, wie Verzweiflung und Hoffnung ſich bei ihr äußerten, ſchien mir auf eine wirkliche Innigkeit und Tiefe der Empfindung zu deuten; wird dieſe gewaltſam erſchüttert, ſo widerſteht ſie nur durch jene feſte, ſittliche Gegenkraft, die

zwar Ihre Tochter, aber nicht dies unbefangen aufgewachsene Kind beſitzt. Als Arzt fürchte ich daher für daſſelbe viel mehr, als für jene, ja meine Beſorgniß gilt faſt ausſchließlich dieſem heftig empfindenden Weſen.“

Der Arzt ging.

Neunzehntes Kapitel.

Leider waren die ärztlichen Weiſſagungen für die arme Tony eingetroffen. Sie lag an einem hitzigen Nervenfieber krank, während Leontine ſich äußerlich bald erholt hatte, und nur ein Herz voll ſtiller, tiefer Trauer, aber zugleich voll würdiger Faſſung und Ergebung in die Schickungen Gottes im Buſen trug. Sie hatte ſo viel Kraft und Stärke, daß ſie ſogar die Pflegerin der unglücklichen Kranken wurde; der Arzt verbot dies nicht, es ſchien ihm eher angenehm zu ſeyn, weil er jede Thätigkeit, mochte ſie aus eignem Antriebe entſpringen oder durch die Nothwendigkeit der Umſtände herbeigeführt werden, für die ſicherſte Ableitung aller körperlich und geiſtig ſchädlichen Folgen heftiger Gemüthsbewegungen hielt.

Am mächtigsten wurde der Schmerz in Leontinen, wenn sie in stillen Abendstunden einsam im Garten umherging Dann füllte sich ihr sanftes großes Auge mit Thränen, und sie blickte in das Leben hinaus wie in das weite Meer vor ihr, ohne irgend eine heitere Küste, ein glückliches Eiland zu entdecken, welches ihr als ein Ziel der mühseligen, schmerzvollen Wandrung durch die Wüste erschienen wäre.

Selbst die Liebe zur Mutter, die Sorge um den fernen Bruder, vermochten nicht theilend und besänftigend gegen den großen, übergewaltigen Schmerz zu kämpfen.

Indessen waren viele widersprechende Nachrichten über das Schicksal der Verunglückten im Umlauf. Mit Vorsicht gestattete es der Arzt, und unterzog sich diesem Geschäft selbst, hie und da einen Strahl der Hoffnung in Leontinens Seele zu erwecken, indem er von einigen Geretteten sprach, von der Möglichkeit, daß deren noch mehrere seyn dürften, und manches dem Aehnliche. „Wir wollen den Blick der Armen nicht bald in schwarze Finsterniß, bald in den Glanz der Sonne richten; aber das Herz lebt doch und erwärmt sich durch Strahlen der Hoffnung,

wenn ſie auch noch ſo ſchwach dämmernd in die dunkle Nacht fallen.“

Ein Brief von Eduard an die Mutter, von Palma aus, wo die Flotte der Stürme wegen vor Anker lag, geſchrieben, war das erſte freudige Ereigniß, welches der tief Bekümmerten einige Theilnahme abgewann. Aber zugleich regte es heftige Schmerzen in ihr auf, denn noch kannte der Bruder das große Unglück der Freunde nicht. Er ſchrieb: „Von Victor und Adolph hoffe ich nächſtens berichten zu können. Die Aventure hat Mahon verlaſſen, um Depeſchen nach der Station vor Algier zu bringen; ſie können in wenigen Tagen hierher zurück ſeyn, obwohl das Wetter in der letzten Zeit ungünſtig geweſen iſt. Der Admiral erwartet ihre Ankunft mit Ungeduld. Welche Freude ſollte es mir ſeyn, die theuren Brüder, denn ſo nennt mein Herz Beide, zu umarmen.“

Stellen dieſer Art mußten Leontinens tiefe Wunden freilich ſo ſchmerzlich berühren, daß ſie ſtärker bluteten. Doch wenn der Bruder dann weiter ſchrieb, von ſeiner Hoffnung auf Thaten, von dem ſchönen Ruhme kriegeriſcher Thätigkeit, von dem glühenden Eifer, der das ganze Heer belebte, von dem menſchlich heiligen Ziele dieſes Krieges: dann richtete ſich ſelbſt

die Seele des gebeugten Mädchens an der hohen Kraft des Mannes empor, und ſtärkte ſich in dem erhebenden Gefühl, mit welchem große Ereigniſſe jede edel ſchlagende Bruſt durchdringen.

Wenige Tage darauf traf die Brigg, der Dauphin, in Toulon ein, welche den offiziellen Bericht über den Schiffbruch, den die Geretteten von Algier aus an den Admiral Duperré erſtatteten, mitbrachte. Die Kunde davon kam ſogleich an den Arzt, der ſofort zum Seepräfekten eilte, und ſich von dieſem Auskunft erbat. Mit bereitwilliger Gefälligkeit theilte ihm der Präfekt die auch ihm zur Kenntniß zugekommene Liſte der Geretteten mit, und geſtattete ihm die Einſicht in den Bericht des Capitain Aſſigny. Mit Freuden las der Arzt hier zwar, daß von den Verunglückten mehr als achtzig, und unter ihnen die beiden Führer der Schiffe, die Capitains Aſſigny und Brüat nebſt vielen Offizieren gerettet waren, aber mit tiefer Betrübniß ſuchte er vergeblich nach Adolphs und Victors Namen. Sie waren nicht unter denen, welche Algier erreicht hatten. Auch Jean's Name ſtand nicht unter den Geretteten. Schweren Herzens, denn nun war die traurige Gewißheit doch eingetroffen, ging der theilnehmende Freund hinaus zu Frau von Cler-

mont, unschlüssig, wie er Leontinen die angekommene Nachricht mittheilen solle, da er voraussah, daß durch den Gegensatz zu denen, die ein glückliches Geschick dem Leben erhalten hatte, der Schmerz um den Verlornen mit neuer Heftigkeit ausbrechen müßte. Daß er der armen kleinen Tony durch die Schreckensbotschaft nicht den Todesstoß geben dürfe, war ihm völlig unzweifelhaft.

Er beschloß zuerst mit der Mutter zu sprechen.

Diese ausgezeichnete Frau fand er so gefaßt wie immer; Leontine war droben bei der kranken Tony. „Ich sehe es Ihrer Miene an, lieber Freund," begann Frau von Clermont, daß Sie uns nichts Gutes zu berichten haben. Ich bin auf das Schlimmste gefaßt, und Leontine, Sie wissen es, ahnet es nicht, daß sie noch hätte hoffen können."

„Sie kann es nun nicht mehr," sprach der Arzt ernst, aber doch mit einer Stimme, die tiefe Rührung verrieth. „Es sind die bestimmtesten Nachrichten eingelaufen; der Seepräfekt hat sie mir so eben mitgetheilt. Ein Theil der Mannschaft beider Schiffe ist gerettet worden, aber unsre Freunde sind nicht darunter. Es bleibt jetzt fast keinem Zweifel mehr

unterworfen, daß ein frühes, hartes Geſchick ſie ereilt hat.“

„So muß ich den Himmel bitten,“ ſprach Frau von Clermont mit Anſtrengung; „daß er meinem Sohn günſtiger ſeyn möge!“ Nach dieſen Worten ſank ſie erſchöpft in einen Stuhl.

Der Arzt erzählte ihr indeß die Geſchichte der Schiffbrüchigen. Der Angriff einer der franzöſiſchen Stations-Fregatten auf die Beduinen, welche die Wracks plünderten, hatte dieſem unwiſſenden Volke den äußerſten Schrecken erregt. Schon glaubten ſie, daß die Landung des ganzen franzöſiſchen Heeres vor ſich gehe. Voll Angſt, zugleich auch voll Grimm, weil die Kartätſchenſchüſſe der Fregatte ihnen viele Leute gekoſtet hatten, flohen ſie in's Gebirge nach ihren elenden Weilern, wo ſie im erſten Zorn und Grimm mordend über die Gefangenen herfielen. An einigen Orten legten ſich jedoch einſichtsvollere Häuptlinge dazwiſchen und hinderten den Mord, weil ſie für die Lebenden ein größeres Löſegeld zu erhalten hofften. Wenige Tage danach kamen türkiſche Offiziere, welche von dem Schiffbruch gehört hatten, in die Dörfer der Beduinen hinaus, und vermittelten die Rettung der verſchont gebliebenen. Einigen wenigen war es ge-

lungen, ſich zu flüchten; allein bei dem unwirthbaren Lande, und der habſüchtigen Grauſamkeit ſeiner Bewohner, war auf ihre Rettung nur durch ein Wunder zu hoffen. Zweien derſelben nur war es geglückt, bis Algier zu gelangen, wo ſie das Loos ihrer übrigen Gefährten theilten und im Bagnio ſchmachteten, bis der Sieg der franzöſiſchen Waffen ſie erlöſen werde.

Mit ſchmerzlicher Theilnahme hatte Frau von Clermont die Erzählung von den Schickſalen der Unglücklichen mit angehört. Der Arzt fragte ſie, ob ſie es für gut halte, daß man dieſe näheren Nachrichten Leontinen mittheile. Sie war dafür, wollte es jedoch noch einige Zeit aufſchieben, weil ja doch die Möglichkeit da ſey, daß unter den Flüchtigen, Verſprengten, denen ein gütiges Geſchick eine ſpätere Rettung verhängt habe, ſich auch Adolph oder Victor befinden dürften.

Der Arzt war es zufrieden, und ging, nachdem er die kränker und kränker werdende Tony noch zuvor beſucht hatte.

Wenige Tage darauf, es war der achtzehnte Junius, wollte er eben wieder ſeinen Weg hinaus zu Frau von Clermont antreten, als er, da ihn die Ge-

schäfte grade an den Hafen führten, dort ein fröhliches Getümmel wahrnahm. Er erkundigte sich nach der Ursach, und erfuhr, daß ein Schiff mit vollen Segeln auf den Hafen zukomme, welches wahrscheinlich, wie man an seinen schon aus der weitesten Ferne gegebenen Signalen vermuthe, sehr glückliche Nachrichten bringe. Das Interesse für die Angelegenheit des Vaterlandes belebte jedes Herz, und zog daher auch ihn in den immer größer werdenden Kreis der erwartenden Zuschauer hinein. Das Schiff kam mit dem günstigsten Winde heran. Die Nachricht davon verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt. Immer stärker wuchs die Masse des Volkes an, die der Ankunft entgegen harrte; die Balkone, die Fenster füllten sich mit Menschen, alle Höhen um Toulon waren mit einer bunten Menge bedeckt. Diejenigen, welche das Fahrzeug durch Fernröhre beobachteten, riefen bald: „Es ist ein Dampfboot, wir sehn deutlich die Rauchsäule zwischen den Segeln hinaufsteigen. Es hat alle Freudenflaggen aufgesteckt!“ Bald konnten auch [illegible]schauer mit unbewaffneten Augen diese frohen Zeichen wahrnehmen.

Jetzt war es im Angesicht des Hafens. Stolz durchschnitt es die blaue Fluth mit seinem Kiel, daß

die Wogen hoch daran emporschäumten. So wie es sich zwischen den Spitzen beider Hafendämme befand, sah man den Blitz eines begrüßenden Kanonenschusses. Dreimal hallte der Donner freudig über das Meer hin, und das ganze versammelte Volk jauchzte laut auf.

Die im Hafen liegenden Schiffe erwiederten den frohen kriegerischen Gruß.

Der Dampf des Geschützes verbreitete sich über das Meer, und verhüllte einen Augenblick das prächtig einlaufende Schiff. Da aber trat die Sonne, welche bisher von einer Wolke gedeckt war, plötzlich hell leuchtend hervor, warf ihre Strahlen in die Rauchwolken, welche sich über die Fluth wälzten, und durchblitzte sie mit hellem, funkelndem Gold. In demselben Augenblicke theilte auch das Schiff den wirbelnden Dampf, und mit blendendem Glanz der Segel, und farbig schimmernden Flaggen, brach es stolz, königlich hervor, und schwamm nun ruhig, wie im Triumph, auf der blauen Fluth daher. Der überraschende Anblick hatte die ganze versammelte Menge ergriffen, und ein unermeßlicher Jubelruf drang gen Himmel. Ein Boot wurde ausgesetzt; mit raschem Ruderschlag theilte es die Wellen. Eine weiße Fahne

wurde geschwenkt, der Ruf: „Es lebe Frankreich!“ drang über das Meer, und nach wenigen Minuten sprangen mehrere See-Offiziere und Matrosen an das Ufer, und drängten sich durch das Volk zu dem Seepräfekten, der, durch Zeichen bereits von fern her unterrichtet, der Boten schon am Ufer harrte. Die Menge umlagerte, begierig auf Nachrichten, das Zollhaus, in welches der Präfekt mit einem Offizier getreten war; sie bestürmte die Matrosen und Offiziere mit Fragen. Doch diese, in dienstlich strenger Haltung, verriethen keine Sylbe; nach wenigen Minuten aber trat der Seepräfekt aus der Thür des Zollhauses, die auf einen erhöhten Perron hinausging, hervor, schwenkte die weiße Fahne, und rief: „Frankreichs Flotte ist auf der Küste Afrika's gelandet. Es lebe der König! Es lebe das tapfre Heer!“

Ein donnernder Jubelruf, der die tobende See hätte übertönen können, erschallte nach diesen Worten. Zugleich ertönte, auf ein vom Präfekten gegebnes Zeichen, das Geläut der Glocken von allen Thürmen der Stadt, alle Schiffe im Hafen flaggten, und begrüßten die Freudenbotschaft mit donnerndem Geschütz! —

Mitten in dem allgemeinen Jubel gedachte der Arzt der traurenden Leontine; eine ſolche Botſchaft der allgemeinen Freude mußte ihr gebeugtes Herz ſtärken. Raſch drängte er ſich daher durch die Menge, warf ſich in den Wagen, und eilte auf das Landhaus hinaus.

Er fand die Bewohnerinnen deſſelben noch unbekannt mit dem Ereigniß, welches die Bewohner Toulons in einen Taumel der Freude verſetzt hatte. Denn Leontine ſaß pflegend an Tony's Krankenbette, und die Mutter verließ das Zimmer der Leidenden ebenfalls nicht, da, ſo ſchien es, ſie in einer heftigen Kriſis lag. Der Arzt trat ſtill ein, betrachtete die Kranke, fühlte ihren Puls und ſprach: „Ihr Leiden wird bald zu Ende ſeyn. Ruhe iſt das Einzige, was ihr jetzt hülfreich ſeyn kann; ich ſehe, die abgeſpannte Kraft der Natur bringt danach.“ — Tony lag nämlich ſeit mehreren Stunden in den heftigſten Fieber-Phantaſieen, die ſie jetzt ſo erſchöpft hatten, daß ein dumpfer, heißer Schlaf ſie befiel. Der Arzt winkte den beiden Damen, ihm zu folgen; eine Wärterin blieb bei der Kranken, mit dem Auftrage, ihr Alles zu reichen, was ſie begehren ſollte.

Im Gartenzimmer angelangt, sprach der redliche Freund des Hauses: „Nicht immer bringe ich schlimme Botschaften; heute auch einmal eine gute. Sie hörten das Schießen im Hafen? Das Glockengeläut?“ — „Einige Kanonenschüsse wohl,“ erwiederte die Mutter, „doch kein Glockenläuten! Was ist aber geschehn?“ — „Die Flotte ist glücklich an der Küste von Afrika bei der Halbinsel Sidi-Ferruch gelandet; das Heer hat den vollkommensten, und was mehr ist, einen fast unblutigen Sieg erfochten. Nur ein einziger Offizier ist leicht verwundet worden, und zwar Charles Bourmont bei'm Sturm einer Redoute.“

Ein leichter Schimmer der Freude überflog bei dieser Botschaft Leontinens bleiches Antlitz mit einem rasch vorübergehenden Rosenhauch; einige Thränen, die, da jedes Glück der Waffen sie so mächtig an die Opfer des Kriegs erinnern mußte, drangen ihr aber doch in's Auge. Die Mutter gedachte am meisten ihres Sohns, und sandte einen dankbaren Blick gen Himmel.

Der Arzt fuhr fort noch einige Nachrichten mitzutheilen, die er hier und dort gehört hatte, und schlug im Gespräch den Damen einen Spaziergang durch den Garten vor. Sie traten hinaus, und wollten eben die Terrasse hinabgehn, als sie einen Offizier

eilig die Gartenthür öffnen und eintreten sahen. Einiges Gebüsch hinderte sie jedoch, deutlich zu sehn, wer es sey. Da er aber mehr fliegend als gehend den gekrümmten Laubgang herauf eilte, der ihn einige Augenblicke ganz den Blicken entzog, so rief Leontine, von einer Ahnung befallen, aus: „Um Gottes Willen, bester Freund, Sie sagten uns nicht Alles; wer hat die Nachricht gebracht? Ist es mein Bruder?“ Vielleicht beugte diese Vermuthung, welche die Seele Leontinens und der Mutter in eine heftige Spannung versetzte, einem bedenklichen Fall vor, der ohne alle Vorbereitung leicht eingetreten wäre; denn der Arzt hatte noch nicht Zeit gehabt zu antworten, als der Offizier schon mit dem lauten Ruf: „Leontine! Meine Mutter!“ aus dem nächsten Gebüsch hervorstürzte.

„Heiliger Gott! Es ist Adolph!“ rief Leontine, schwankte ihm einige Schritte entgegen, und sank dann bewußtlos in die Arme des Herbeistürzenden.

Selbst Frau von Clermont verlor einen Augenblick Sprache und Fassung; der Arzt, welcher nicht die mindeste Ahnung von diesem außerordentlichen Umstand hatte, war ebenfalls im höchsten Grade überrascht.

„Es iſt zu viel, zu viel!“ rief Leontine und ſchlug die ſchönen Augen auf, aus denen ſogleich ein Strom von ſüßen, erleichternden Thränen hervorbrach. „O meine Mutter, meine theuerſte Mutter!“ Und damit ſank die liebende, erſchütterte Tochter an das Herz der eben ſo tief bewegten Mutter. Doch ließ Adolph ihre Hand nicht und bedeckte ſie mit innigen Küſſen, während Thränen des heiligſten Entzückens über ſein männliches Antlitz rannen.

Mehrere Minuten vergingen, ehe die Ueberglücklichen ſo viel Ruhe wieder gewannen, daß das erklärende Wort möglich geworden wäre.

Adolph war mit demſelben Dampfſchiff, der Sphinx, welches die Nachricht von der Landung der Flotte nach Toulon gebracht hatte, gekommen. An jenem Morgen, wo er ſeinen letzten treuen Gefährten in den Tagen des Unglücks beſtattete, hatte er ein heftiges Schießen vernommen. Dies war das Landungsgefecht geweſen. Die Sphinx, welche noch an demſelben Nachmittage mit der Siegesnachricht nach Toulon abgefertigt wurde, war es, welche ihn auf der hohen See, wo er ſchon an ſeiner Rettung verzweifelte, antraf, und ſo in's Vaterland zurückführte.

Die wunderbaren Schickungen und Fügungen, die er erfahren, erfüllten, als er ſie kurz erzählte, die Zuhörenden ſo ganz, daß ſie mehrere nahe liegende Fragen darüber vergaßen. Der Arzt bemerkte zuerſt, daß der Schimmer ſeliger Freude, der aus Adolph's Augen ſtrahlte, oftmals durch ein trübes Dunkel ernſter Falten geſtört wurde, die ſich über ſeine jugendliche Stirn zogen.

Endlich fragte Leontine, die vergeblich geharrt hatte, daß er ſelbſt das Geſpräch darüber beginnen ſollte: „Und, lieber Freund, was haſt Du uns von Deinem Bruder, von dem uns Allen ſo theuren Victor, zu berichten?“

Adolph ſeufzte, bedeckte ſich mit der Hand die Augen und ſprach: „Nichts, Geliebte, als daß ich hoffen muß, Gott werde ihn gleich mir beſchirmt haben!“

Alle ſchwiegen gerührt; es herrſchte einige Augenblicke eine tiefe Stille.

„Für ihn kann ich noch hoffen,“ brach Adolph endlich das Schweigen, „allein ſo mancher Freund und treuer Gefährte ſank an meiner Seite, und die Pflichten meiner letzten Tage waren alle traurig! — Auch den muntren Jean, die treuſte Seele der Erde,

habe ich an meiner Seite ſterben ſehn, und ihn ſelbſt beſtattet!"

„O, die Unglückliche!" rief Leontine aus, und gedachte an Tony. „Weißt Du," fuhr ſie fort, „das holde, gute Mädchen, mit dem er verlobt war, iſt hier im Hauſe, aber ſie liegt ſchwer krank!"

„Meine Botſchaft wird ſie nicht heilen!" erwiederte Adolph, und zog die Locke, die ihr Geliebter ihr als letztes Pfand ſeines Andenkens geſandt, hervor. — —

Der Arzt ging hinauf in das Zimmer, wo Tony lag. Nach wenigen Minuten kam er zurück, und ſprach mit gerührter Stimme: „Es iſt vorüber mit ihr; ſie wird nicht länger mehr leben, als dort die Sonne, die ſchon an den Rand des Meeres ſtreift. Haben Sie ihr noch eine Botſchaft zu bringen, ſo thun Sie es jetzt. Was ſie auch vernehmen könnte, nichts kann ihr mehr ſchaden, nichts mehr ſie retten. Sie ſteht ſo nahe an der Grenze dieſes Lebens, daß die Todesbotſchaft von dem Geliebten ihr faſt willkommner ſeyn müßte, als die Kunde von ſeinem Leben, denn nur dort könnte ſie ihn wiederſehn!" —

Alle gingen hinauf in das kleine Zimmer der Kranken, deſſen von Laub umranktes Giebelfenſter

gegen die Abendſonne hinaus blickte. Dieſe warf eben die letzten röthlichen Strahlen in das Gemach. Tony ſaß bleich, halb aufgerichtet auf dem Lager und lächelte die Eintretenden an. Adolph war noch einen Augenblick zurückgeblieben.

„Wie iſt Dir, liebe Tony?“ fragte Leontine mit zitternder Stimme.

„O gut! Sehr gut, es wird ja nur noch wenige Augenblicke dauern. Ich habe auch ſchon gebetet!“

Ein Roſenkranz mit einem kleinen Crucifix lag auf ihrem Bett. Die Kranke genoß eben jene letzten lichten Augenblicke, die nach der entſcheidenden Kriſis dem Tode voran zu gehn pflegen.

„Wir wollten Dir Nachrichten von Deinem Geliebten bringen,“ ſprach Leontine; „magſt Du ſie wohl vernehmen?“ — Sie lächelte, nickte, und ſetzte mit ſchwacher Stimme hinzu: „Aber täuſcht mich nicht! Ich weiß, er iſt todt! Schon vor fünf Tagen hat er Abſchied von mir genommen. Bald folge ich ihm nach!“

Adolph, der indeſſen näher getreten war, hörte dieſe letzten Worte mit ſeltſamer Empfindung. Denn wirklich war es grade der fünfte Tag ſeit Jean's Tode. — Auf den Wink des Arztes trat er an's

Bett. „Kennst Du mich wohl?“ fragte er die Sterbende.

Sie bejahte es stumm, und sah ihn fragend an, als erwarte sie von ihm die verheißenen Nachrichten.

„Dein Freund ist todt, mein liebes Kind,“ sprach Adolph; „ich kann's Dir nicht verhehlen!“

Tony wurde durch die Worte nicht mehr bewegt, als zuvor; sie warf einen Blick nach oben, gleichsam um anzudeuten, daß er schon dort sey.

„Bis zum letzten Augenblick hat er Deiner treulich gedacht,“ fuhr Adolph fort; „im Sterben bat er mich“ — die Stimme versagte ihm vor tiefer Rührung. Er zog die Locke aus dem Busen und legte sie auf Tony's Bett.

Bei diesem Anblick zeigten sich die Spuren der innersten Bewegung auf dem Antlitz der Sterbenden. Sogar noch einige Freudenthränen hatte die erschöpfte Natur ihr aufgespart! Sie nahm die Locke in die Hand, drückte sie gegen das Herz und sprach: „Ja, das ist von seinem lieben, freundlich gelockten Haar! Das müßt Ihr mit mir begraben!“

„Alles Andre, was er besaß,“ sprach Adolph, der sich gewaltsam zusammenraffte, „haben ihm die Beduinen geraubt. Deinen Ring“ — —

Tony unterbrach ihn. „Er war mir doch treu!“ Dabei betrachtete ſie das letzte Pfand ſeines Andenkens mit ſeligen verklärten Blicken.

Niemand ſprach mehr. Es herrſchte eine heilige Stille in dem kleinen Gemach. Leontine ſtand an die Mutter gelehnt, der Arzt zu Häupten des Betts, Adolph vor der Sterbenden, indem er ihr gerührt in das blaſſe, ſchöne, unſchuldige Antlitz blickte.

Nach einigen Minuten athmete Tony ſchwerer, die Hände ſanken ihr zurück, die Augen brachen, man bemerkte, daß ſie mit den letzten mühſamen Blicken noch die Umſtehenden ſuchte; Leontine trat näher und ergriff die ſinkende Hand, Tony lächelte, als habe ſie das gewollt, ſank mit dem lieblichen Haupt zurück, lispelte die Worte: „Dank Euch — mein Heiland!“ — und war nicht mehr.

Eben verſchwand auch der äußerſte Rand der glühenden Sonnenſcheibe. Der Himmel war mit Roſen bekränzt, das blaue Meer mit güldenen Sternen überſäet; die Pforten des Jenſeits ſchienen ſich zu öffnen, um die Seele der Unſchuldigen in das ewige Licht einzulaſſen.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Augenblick, in welchem Victor ſich auf dem unwirthbaren Strande Afrika's von Adolph trennte, war einer der feierlichſten ſeines Lebens. Neben dem tiefen Schmerz, der ihm das brüderliche Herz durchſchnitt, da er denjenigen in ernſten Bedrängniſſen verlaſſen mußte, mit dem er am freudigſten geduldet, getragen und gewagt hätte, neben dieſem Schmerz empfand er doch zugleich eine Kraft des edlen Selbſtbewußtſeyns, die ihn mächtig aufrichtete. Denn das Theuerſte was er beſaß, brachte er in dieſem Augenblick der Pflicht zum Opfer; nicht gewaltſam hatte man ihn von dem Bruder getrennt, ſondern die Bitte der auf ihn vertrauenden Untergebnen, die ſich verloren hielten, wenn nicht ein umſichtigerer Führer ſie beſchirmte, bewog ihn, ſich an ihre Spitze zu ſtellen.

Freilich ſah er wohl ein, daß er, der Landesſprache völlig unkundig, rauhen Barbaren gegenüber, durch nichts im Stande ſeyn werde, das Schickſal der Seinigen zu verbeſſern; allein er wollte ihnen wenigſtens den ſchwachen Troſt ihres Glaubens, daß ſie unter ſeiner Führung geſicherter wären, nicht rauben. Ihre Meinung glich der eines Kindes, welches gleichfalls oft Schutz bei dem Vater gegen Gefahren und Schrecken ſucht, und gefunden zu haben meint, gegen welche keine menſchliche Macht beſchirmen kann. Die Nothwendigkeit, nicht verzagt ſeyn zu dürfen, da ſo Viele von ſeinem Muthe, ſeinem Rathe ihre Rettung hofften, gab ihm auch den Entſchluß und die Kraft dazu. Aufrecht, mit heitrer Miene ging er daher, nachdem er die erſte Aufwallung des Schmerzes bekämpft hatte, vor den treuen Gefährten her, als empfinde er die Mühſeligkeiten des Weges und der naſſen Kälte bei dem fortdauernden Regenwetter nicht. Er redete ihnen zu, munterte ſie auf, und gab ihnen die Hoffnung, daß mit einigen wenigen Tagen der Beſchwerde ihr trauriges Schickſal überwunden ſeyn werde. Sah er gleich oft nach dem Bruder, der mit den Seinigen mehr und mehr hinter den Hügeln verſchwand, hinüber, ſo geſchah es doch, ohne Beſorgniſſe zu verrathen,

und er rief den scheidenden Kameraden, indem er grüßend hinüber winkte, sogar die Worte nach: „Auf baldiges Wiedersehn in Algier.“

Zwei Stunden lang wanderte der Zug fort, tiefer und tiefer in's Gebirge hinein. Man befand sich jetzt in einem romantischen Thal, auf dessen Sohle ein rascher Bergstrom silberklar dahinschoß. Die Berge waren mit Lorbeern, Feigenbäumen und Cypressen grün bedeckt; dazwischen ragten steile Felskuppen empor, die sich oft jäh in die Tiefe hinabsenkten. Auf vielen derselben, welche Schutz vor dem Sturm hatten, und doch der Sonne nicht entzogen waren, erhoben sich schlanke, herrliche Palmen mit ihren majestätischen Kronen. Victor bemerkte, daß sich ein Fußpfad an halber Höhe der Thalwand über ihnen hinzog, der bald mit dem größeren Wege, auf dem die Gefangenen geführt wurden, zusammentreffen mußte. Plötzlich schien es ihm, als schimmre etwas durch die Lorbeerbüsche, welche jenen Pfad streckenweise dem Auge entzogen. Er blickte aufmerksam hin. Es war eine Anzahl wandernder Männer und Frauen, die theils zu Fuß gingen, theils auf Rossen oder Maulthieren zu sitzen schienen. Der Weg machte jetzt eine Wendung, welche die Wandernden eine Zeit lang den

Blicken Victors entzog; nach wenigen Minuten jedoch kam man an eine Stelle, wo das Thal sich spaltete, oder vielmehr in ein zweites quer hindurch laufendes einfiel. Auf der Bergscheide, die sich hier in die Kreuzung des Thales verlief, senkte sich jener Fußpfad herab, und man konnte jetzt diejenigen, welche darauf wanderten, deutlich sehn. Es war ein seltsamer Zug, der einen wahrhaft romantischen Anblick gewährte. Denn aus den dunklen Lorbeerbüschen traten zuerst zehn oder zwölf jener schönen maurischen Gestalten mit brauner Gesichtsfarbe und schwarzen funkelnden Augen hervor, die, als Krieger gekleidet, den langen weißen Mantel vom Haupt herabflattern ließen, während ihre farbenreichen, rothen und grünen, reich mit Gold gestickten Unterkleider, den Leib bis zur Hüfte bedeckten; ein langes weites Beinkleid von leichtem weißen Stoff, und Schuhe mit goldner Stickerei bildeten die Fußbekleidung. Die langen Flinten hingen diesen Männern über dem Nacken, als ob sie zur Jagd gingen; im Gürtel glänzte der goldne Griff eines Dolches, ein reich verzierter Säbel hing an ihrer Seite. Ihnen folgten zwei schwarze Knaben, die an langen Leitzügeln ein weißes Kameel hinter sich herführten, auf dessen Rücken eine breite

rothseidne Decke ausgebreitet war. Auf dieser saß, gleich einer orientalischen Fürstin, eine weibliche Gestalt, deren Antlitz jedoch verschleiert war. Weiterhin folgten auf Maulthieren noch mehrere Frauen, neben welchen ältere, nicht so stattlich gekleidete Krieger als jene ersten, hergingen. Ein ähnlicher Zug von zehn oder zwölf Männern im festlichen Schmuck folgte der Karavane.

Victor betrachtete diese Erscheinung, deren Anmuth und Pracht auf mildere Sitten deutete, als er unter diesen Barbaren zu finden hoffen durfte, mit einem eignen Gefühl des Erstaunens und der wunderbarsten Bewegung seines Herzens. Die schöne verschleierte Gestalt auf dem Rücken des vorsichtig, mit prüfendem Fuß, aber doch leicht vorwärts schreitenden Kameels, zog seine Blicke, und wie durch geheimnißvolle Zauberkraft auch sein Herz mächtig an. Er freute sich daher, als die Beduinen, von denen er und seine Gefährten begleitet wurden, beim Anblick der vom Berge Herabkommenden Halt machten, und sich in einer gewissen Ordnung aufstellten, gleichsam, als wollten sie den Zug der festlich geschmückten Reisenden ehrerbietig begrüßen. Diese kamen jetzt näher. Victor bemerkte, mit welcher freien Haltung

und doch Sittſamkeit die Verſchleierte auf der reichen Decke des Kameels ſaß. Der eine ihrer zarten Füße ruhte in einem breiten goldnen Bügel; der andre hing nachläſſig daneben herab. Die Hände hatte ſie nachdenklich gefalten in den Schooß gelegt, und das Haupt ein wenig erhoben, als blicke ſie ſinnend gen Himmel. Der Zug war jetzt ganz nahe; wie die verſchleierte Schöne an den Beduinen vorüberkam, neigten ſich dieſe demüthig vor ihr. Als ſie dicht an Victor herangekommen war, gebot ſie plötzlich Halt. Man gehorchte ihr. Sie ſchlug den Schleier zurück, und blickte Victor an. Faſt wäre dieſer ihr zu Füßen geſtürzt, als er in ihr jene junge Araberin erkannte, die er ſchon geſtern bemerkt, und deren Mutter ihn engliſch angeredet hatte. Sie erſchien ihm jetzt wie eine himmliſche Geſtalt, die ihm Troſt und Hoffnung verſprechen werde. Und wahrlich that ſie es. Denn ſie ſprach auf engliſch die Worte zu ihm: „Sey nicht mehr beſorgt; man wird Dir und den Deinen nichts zu Leide thun.“

Victor wurde durch die ſanfte Huld ihres Ausdrucks, und den ſüßen Klang der Stimme, mit der ſie ihn anredete, auf das wunderbarſte ergriffen. „Himmliſches Weſen,“ rief er ihr entgegen, „wer

biſt Du, daß Du in Zungen chriſtlicher, glücklicher Völker redeſt, und uns Rettung verheißeſt?“ Sie erröthete hold bei dieſen Worten, die Victor mit dem ganzen Feuer ſeines jugendlichen Herzens geſprochen hatte; ſchnell aber ließ ſie den Schleier fallen, indem ſie antwortete: „Ich bin nicht glücklich; wir werden uns wiederſehn.“ Dann winkte ſie dem Führer, und der Zug bewegte ſich vorwärts, während die Araber ſich auf's Neue ehrfurchtsvoll verneigten.

Victor fühlte ſich wie von einem neuen Leben der Hoffnung und des Muthes durchdrungen. Verſchwunden war jedes Gefühl der Mühſeligkeiten, der Leiden; voller Muth und Kraft folgte er jetzt dem fortſchreitenden Zuge, indem er zugleich ſeinen Gefährten leiſe aber beſtimmt die Verſicherung gab, daß ſie ſich jeder Hoffnung froh überlaſſen dürften.

Die geheimnißvolle Jungfrau blieb an der Spitze des Zuges, dicht vor demſelben. Es ſchien, als hätten alle von nun an denſelben Weg zu nehmen, denn man folgte der Richtung des Thales. Nach einer Stunde erblickte man Hütten, und bald befanden ſich die ermüdeten Gefangenen inmitten eines größeren Dorfes als ſie bisher geſehn hatten. Die verſchleierte Schöne hielt vor einer der anſehnlichern Hütten, die

am Fuße eines ſanft anſteigenden Berges erbaut und von grünen Gartengehegen umgeben war. Die Gefangenen wurden eine kurze Strecke weiter geführt, zu einer in der Mitte des Dorfes gelegenen Moſchee, die ihnen, wie in der vergangenen Nacht, zum Gefängniß angewieſen wurde.

Der Raum war nicht zu beſchränkt, mehrere Fenſter machten ihn luftig, verſchloſſen wurde er nicht, doch ſtanden mehrere Beduinen vor den Eingängen als Wache. — Victor fragte unter ſeinen Gefährten nach, ob einer derſelben darunter ſey, welcher Engliſch rede; es fand ſich keiner. Italieniſch und Spaniſch verſtanden mehrere der älteren; allein es waren meiſtens junge Seeleute, die noch nicht viele Reiſen gemacht hatten. Dieſer Umſtand war ihm eigentlich lieb, da ein wunderbares Gefühl ihn ſo zu der geheimnißvollen Araberin hinzog, daß ihm ein fremdes Verſtehen ſeiner Worte ſtörend geweſen wäre. Von dem Eingange aus konnte man die Hütte ſehn, in welche ſie gegangen war. Victor blickte unverwandt hinüber, ob der holde Gegenſtand ſeiner ſehnenden Wünſche ſich nicht zeigen werde. Wirklich hatte er noch keine Viertelſtunde in dem neuen Gefängniß zugebracht, als er aus der Pforte jener Hütte die ver-

ſchleierte Unbekannte mit mehreren Arabern, welche Körbe trugen, hervortreten ſah.

Sie war viel einfacher gekleidet als zuvor, und richtete ihre Schritte, zu Victor's unbeſchreiblicher Freude, auf das Gefängniß zu. Die Araber folgten ihr. Als ſie näher kam, wurde ſie von der beduiniſchen Schildwacht mit tiefer Ehrfurcht begrüßt; ſie trat, als ſey ſie hier die Gebieterin, in das Gefängniß ein, die Araber folgten ihr, und vertheilten auf ihr Geheiß Brodt und Feigen unter die Gefangnen. Dabei blieb ſie verſchleiert, in ſtiller Hoheit ſtehn, und deutete nur bisweilen durch Winke ihren Willen an. Victor wagte nicht, die Erſcheinung, die ihn mit heiliger Ehrfurcht und Liebe zugleich erfüllte, anzureden. Als ſie jedoch das Gefängniß wieder verlaſſen wollte, ohne mit ihm geſprochen zu haben, ja, indem ſie ihm ſogar etwas ſcheu auswich, befiel ihn der Gedanke, daß er ſie vielleicht nie wieder ſehn würde, mit ſolcher Angſt und Wehmuth, daß er ihr entſchloſſen entgegen trat und ſie anredete. „Gütige Wohlthäterin meiner Gefährten, wer biſt Du? Nenne mir Deinen Namen; unſre Dankbarkeit wird ihn niemals vergeſſen.“ — „Die Araber nennen mich Zuleima,“ erwiederte ſie ſchüchtern. „Du biſt unglücklich holde Zuleima,“

fragte Victor und trat ihr näher. Doch ſie, wie bebend vor ſeiner Berührung, trat zurück, machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, und ſprach: „Ja, aber Niemand rettet mich,“ und mit dieſen Worten verließ ſie das Gefängniß. Victor blickte ihr nach, in wehmüthiges Staunen verloren, und in ſeine Bruſt drang ein Gefühl, als verkünde ſich ihm zum erſtenmale die Gottheit in heiliger Nähe, und erwecke ihn aus gleichgültiger Bewußtloſigkeit plötzlich zu beſeligender Erkenntniß. Aber mit dieſem wunderbaren, das Herz entzückenden Gruß aus einer Welt höherer Freuden, ſenkte ſich auch der tiefſte Schmerz in ſeine Seele; ihm war, als würden ihm die Wunder des Paradieſes nur flüchtig gezeigt, um ſie ſchnell auf ewig wieder zu verhüllen.

Er verließ den Eingang des Gefängniſſes nicht, und ſchaute unverwandten Blickes hinüber nach der Hütte, in welcher Zuleima verſchwunden war. Vergeblich hoffte er, ſie werde wiederkehren. Der Tag neigte ſich, die Sonne ſank, Dunkel umhüllte die Erde, und er ſah ſie nicht wieder. Vor ſeiner Seele aber ſtand ihr hohes, rührendes Bild, und begleitete ihn treu bis in die Träume ſeines Schlummers. —

Eben dämmerte der Morgen herauf und entzündete ſich glühend an den Häuptern der Berge. Victor erwachte. Die Schildwacht vor der Moſchee lag, in ihren weißen Mantel gehüllt, quer vor dem Eingange in feſtem Schlaf, das Gewehr über ſich hingeſtreckt. Wäre die Flucht aus dieſem Lande ſo leicht geweſen als aus dem Gefängniß, ſo hätte ein Schritt ihn frei gemacht. Er blickte hinaus in die Landſchaft; der Himmel war zum erſtenmale wieder heiter und blau. Nur ein leichter wolkiger Flor zog im Hauch der Morgenlüfte durch den tiefdunklen Aether dahin; die waldigen Berge ſchimmerten im friſcheſten Grün; ein roſiger Duft umgab ihre ſchön geſchweiften und gezackten Gipfel, auf denen ſchlanke Palmen das edle Haupt erhoben, zwiſchen deren breiten Kronen die Gluth des Morgens purpurn hindurchſchimmerte. Zuleima's Hütte lag friedlich an dem Abhange des ſanft geſenkten Hügels. Rings ſchwebte die heilige Stille des Morgens über der Landſchaft und den ſchlummernden Bewohnern derſelben. Ein Gefühl unnennbar ſchmerzlicher Wonne durchdrang Victor's Herz. Ein reizendes Paradies lag vor ſeinen Blicken ausgebreitet; die lieblichſte, ſüßeſte Geſtalt belebte es; ein Glück, von dem ihm die ſchimmernden Säle europäiſcher Hauptſtädte noch

niemals eine Ahnung gegeben, ſtand plötzlich vor ſeiner Seele — aber zugleich durchdrang ihn der Schmerz, daß es ihm ewig verloren, daß Alles nur ein täuſchender Traum, ja weniger als ein Traum ſey.

Da drang, wie er tief in ſich verſunken da ſtand, plötzlich der dumpfe Laut eines fernen Kanonenſchuſſes an ſein Ohr. Jetzt war er wieder mitten in der Wirklichkeit. Er horchte mit geübtem Ohr ſcharf auf; es folgte ein zweiter, ein dritter Schuß; der Schall kam von der Küſte her. Vor ſeiner Seele ſtand ein kriegeriſches Bild. Er ſah im Geiſte die vaterländiſchen Schiffe landen, er hörte den Donner des Gefechts, — ach, und er war fern, war gefangen in der Hand rauher Barbaren!

Der dumpfe Klang der Schüſſe war nicht im Stande, die ermüdeten Gefährten oder den ſchlafenden Beduinen zu erwecken. Victor allein belauſchte die vertrauten Klänge des Gefechts. Bald überzeugte er ſich, daß es ſich hier nicht um die Landung der Flotte, ein Gedanke, der ihm zuerſt vor die Seele getreten war, ſondern nur um das Gefecht eines einzelnen Schiffes handelte. Es bedurfte nur eines geringen Nachdenkens, um die Wahrheit zu errathen, daß ein franzöſiſches Schiff, welches mit zu ſpäter

Hülfe herbei gekommen war, die muthmaßlich bei den Wracks gelagerten Beduinen angegriffen hatte. Sogleich übersah Victor auch die gefährlichen Folgen, welche die wohlgemeinte Hülfe in ihrer jetzigen Lage für sie haben könnte.

Jetzt erwachte der schlafende Beduin. Er horchte gespannt auf die Schüsse. Dann lief er zu einigen unsern davon gelagerten Gefährten und erweckte sie. Diese horchten auf; in ihren lebhaften Zügen malten sich Erstaunen und Besorgniß, sie sprachen heftig mit einander, und ein rasches Geberdenspiel begleitete ihre Worte. Der wachthabende Beduin lief auf Victor, welcher in der Thür des Gefängnisses stand, zu, blickte ihn zornig an und drohte ihm mit dem Kolben seines Gewehrs. Ohne sogleich zurückzutreten, suchte dieser durch Zeichen jenem die Frage zu thun, was ihn so in Zorn setze. Allein der Beduin verstand ihn nicht, schüttelte unwillig mit dem Kopf, und drohte mehrmals mit dem Kolben, weniger jedoch, als wolle er damit schlagen, als um Victor anzudeuten, er möge in die Moschee hineintreten. Dieser that es jetzt gelassen, weder Furcht verrathend, noch zu unwillig, um nicht den Zorn der Beduinen, in deren Gewalt sein und seiner Gefährten Leben

ſtand, zu reizen. Dieſe lagen noch im tiefen Schlummer, und ahnten nicht, welch eine neue Gefahr drohend über ihnen heraufzog.

Victor ſetzte ſich auf den Boden und dachte traurig und ſorgenvoll darüber nach, wie er das Unheil von den Seinigen abwenden könne. Der einzige Weg der Rettung, den er ſah, war durch Zuleima. Allein wie ſollte er zu ihr gelangen, wie den zürnenden Beduinen bereden, ſie zu rufen? Dennoch beſchloß er, den Verſuch zu wagen. Er ſtand auf und ging gegen die Pforte zu, um einem Beduinen zu winken. Freudig erſtaunte er, als er Zuleima ſchon, von zwei Arabern begleitet, welche Körbe mit Eßwaaren trugen, über den grünen Raſen, der ſich von der Moſchee bis zu ihrer Hütte hinzog, leicht, wie eine Gazelle der Wüſte, daher ſchreiten ſah.

Als ſie an die im eifrigen Geſpräch mit einander ſtehenden Beduinen gekommen war, traten ihr dieſe zwar ehrfurchtsvoll, doch hindernd in den Weg, und wollten ihr den Zugang zu dem Gefängniß nicht geſtatten. Sie aber gebot mit einer Art von Majeſtät, daß man ihr Raum geben möge, und obgleich der Führer jener Mauren ihr noch Vorſtellungen machte, wobei er mit der Hand nach der Gegend deutete, aus

welcher man das Schießen vernahm, so ließ sie sich dennoch nicht abhalten, sondern setzte ihren Willen durch, als sey sie die Fürstin des Stammes. Ernst, doch schnell, kam sie den kleinen Hügel herauf geschritten, auf welchem die Moschee lag. Victor rief, als sie sich näherte, seine Gefährten aus dem Schlummer; sie sprangen auf und neigten sich tief vor der eintretenden holden Gestalt, die ihre schützende Göttin zu seyn schien. Während die Diener, welche sie mitgebracht, Brodt, Früchte und Getränk unter die Gefangenen vertheilten, zog sich Zuleima einige Schritte gegen den Eingang hin zurück, und gab Victor einen Wink, ihr zu folgen. Dieser that es mit Ehrfurcht und süßer Beklommenheit. — „Euch droht Gefahr," sprach sie so leise, daß man daraus sah, sie wolle von den Andren nicht gehört werden, „doch schon habe ich Schritte zu Eurer Rettung gethan. Nur wenige Stunden bittet Gott um Schutz, dann sollt Ihr gerettet seyn!" — Victor erwiederte: „Du schirmende Wohlthäterin! Wie sollen wir Dir jemals danken? Sprich, o löse das Geheimniß, welches Dich hierher führt. Deine Tracht ist die der Araberin, doch Du redest die Sprache einer Europäerin, und handelst gegen uns mit der Güte einer Christin. Bist Du un-

ſres Glaubens? Biſt Du eine Sklavin durch unglückliches Geſchick? Vielleicht können wir Dich retten, wenn Algier erſt unter chriſtlichem Schutze ſteht! Sprich frei! Hier redet Niemand die Sprache der Engländer, als ich. Denn, daß Du die Wahrheit wiſſeſt, wir ſind Franzoſen, und vielleicht binnen wenigen Wochen gebietet unſer König hier; dann wollen wir Dir vergelten, was nur in unſrer Macht ſteht!"

„O Gott! Dann wird es zu ſpät ſeyn!" rief Zuleima, und Thränen füllten ihr ſchönes Auge, das dunkel durch den leichten Schleier blickte.

Victor wurde von einem Muth, einer Begeiſterung für die ſchöne Unglückliche durchdrungen, die ihn zu jeder noch ſo verwegenen That geſpornt hätte. „Verzage nicht," rief er aus, „in wenigen Tagen muß unſre Flotte landen. Eile in das Lager der Franken, und jeder Schutz wird Dir als einer Chriſtin werden. Nenne meinen Namen, ſprich, Du ſeyſt unſre Retterin; ich habe viele Freunde, ſie alle werden für Dich wagen, was in ihren Kräften ſteht!" — Zuleima ſeufzte tief, und hüllte ſich dichter in ihren Schleier. „Nur noch heute," rief ſie, „habe ich Macht und Freiheit hier. Morgen bin ich rettungslos verloren. Meine letzten geringen Kräfte will ich

anwenden, Euch zu erretten!“ — Mit diesen Worten verließ sie hastig, wie überwältigt von ihrem Schmerz, das Gefängniß, und eilte hinweg. Mit einem unnennbaren Schmerz im Busen blickte Victor ihr nach. Er fühlte, daß er auf seine eigne Rettung keinen Werth mehr lege, wenn er dieses holde Wesen seinem traurigen Geschick überlassen mußte. In düsterer Stimmung setzte er sich auf den Boden nieder, und versenkte sich in seine schwermüthigen Gedanken.

Indeß waren mehrere Stunden vergangen, der Mittag nahe. Da hörte er plötzlich draußen vor dem Gefängniß ein verworrenes Geräusch. Er sprang an die Pforte und sah, daß man von allen Seiten aus dem Dorfe her zusammenlief, und sich um einen Mann zu Pferde sammelte, der eine wichtige Nachricht zu bringen schien. Es dauerte nicht lange, so sprengten noch einige andre arabische Reiter in das Dorf hinein, und jagten auf den Trupp, der in der Mitte versammelt war, zu. Der schwarze Knäuel wuchs immer mehr und mehr an. Plötzlich aber brach das dumpfe Brausen verworrener Stimmen in ein wildes Geschrei aus, und, wie durch eine Pulvermine gesprengt, stürzten die Männer nach allen Seiten auseinander; viele liefen nach ihren Hütten, die

meiſten jedoch auf das Gefängniß zu. Mit einem Blick überſah Victor die Gefahr, die ihm und den ihm anvertrauten Leuten drohte.

„Kinder!“ rief er, „jetzt gilt es, unſer Leben zu verkaufen, wenigſtens ſollen ſie uns nicht würgen wie gebundene Opferthiere!“

Alle ſprangen auf. Der Haufe ſtürmte heran. Die Gefangenen hatten aus der Mauer an einer verfallenen Stelle auf das ſchnellſte eine Anzahl von Steinen herausgebrochen, um damit den engen Eingang zu vertheidigen. Zugleich rafften ſie mit gröſſeſter Schnelle das Schilfgras, welches man ihnen zum Lager gegeben hatte, zuſammen, und thürmten es vor der Pforte auf, um damit eine Art von Bruſtwehr gegen die Kugeln zu bilden.

Die Araber waren indeß mit gezogenen Säbeln herangeſtürzt, um Alles niederzumetzeln, indem ſie keinen Widerſtand vermutheten. Da jedoch ein kräftiger Steinwurf Victor's den nächſten niederſchmetterte, und einige andre Steine mitten in den dichten Haufen geſchleudert wurden, prallten ſie wieder zurück und legten ihre Gewehre an. Mehrere Schüſſe fielen auf den Eingang, doch da ſich die Franzoſen hinter die Mauer zurückzogen, thaten ſie keinen Schaden.

Als dieſes Mittel daher den Feind nicht vertrieb, verfielen ſie auf ein andres. Ein Araber kam mit einem Feuerbrand gerannt und warf ihn auf das von dem Stroh des türkiſchen Korns geflochtene Dach; andre ſchoſſen ihre Flinten in das Stroh hinein. Wenige Minuten darauf ſtand das Dach in Flammen, und auch das Schilfgras, welches man vor den Eingang gethürmt hatte, fing Feuer. Rauch und Funken drangen in das Gefängniß, es war nicht mehr zu halten. Victor rief daher: „Folgt mir, Freunde, wir wollen uns wenigſtens wehren wie die Löwen der Wüſte!“ — Und mit dieſen Worten ſprang er durch Rauch und Flammen hindurch in's Freie, hatte dem nächſtſtehenden Beduinen mit Blitzesſchnelle den Säbel aus der Fauſt gewunden, und hieb damit auf die Andringenden ein. Alle ſeine Kameraden folgten ihm; es entſtand ein furchtbares Getümmel; Schüſſe fielen von allen Seiten; unter wildem Geſchrei ſtürmten die Araber mit geſchwungenen Säbeln und Dolchen auf ſie ein. Victor empfing einen Schuß in die Bruſt, der ihn zu Boden ſtreckte; ein Araber zuckte den Dolch auf ihn, ſeine treuen Kameraden aber ſprangen ihm zu Hülfe. Da warf ſich plötzlich eine weibliche Geſtalt zwiſchen die Kämpfenden un-

erſchrocken mitten hinein, und rief in drohender Stellung den eindringenden Beduinen einige Worte zu, die ſie auf der Stelle feſſelten. Gleich darauf ſprengte ein Reiter in türkiſcher Tracht in die Schaaren, winkte gebietend mit dem Säbel, und das Gefecht hatte ein Ende. Zugleich aber auch Victor's Beſinnungskraft; denn vom Blutverluſt ermattet ſank er zurück, ſchloß das Auge, und lag bewußtlos in den Armen ſeiner treuen Gefährten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Als er aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich in einem kleinen, aber traulichen Gemach, auf einem Lager von weichen Decken und Polstern. Die Sonne blickte freundlich durch ein mit Laub halb überschattetes Fenster. Verwundert blickte er umher und glaubte zu träumen. Da trat eine holde Gestalt auf ihn zu, die sein Auge und Herz sogleich erkannte, aber er wagte nicht zu hoffen, daß es mehr als ein Gebilde seiner Fieberträume sey. Und doch war es Zuleima. Sie lächelte den Erwachten mit unbeschreiblicher Holdseligkeit und Freude an, und erröthend fragte sie: „Lebst Du? Freut Dich das Licht der Sonne wieder?"

Victor glich einem, der von den Schrecken eines Schiffbruchs betäubt, sich an eine öde Küste geworfen glaubt, jeder Hoffnung entsagt hat, und sich plötz-

lich in den Armen der Theuerſten, die ſein Herz kennt, wiederfindet. Alle Kräfte ſeines Geiſtes mußte er zuſammenraffen, um ſich zu überzeugen, daß er lebe und wache. Seine Seele ſuchte die letzten Erinnerungen wieder aufzufaſſen. Ganz dunkel ſchwebte es vor ſeinem Innern, als ob Zuleima ihm mitten im Kampfe unter Rauch und Staub wie eine rettende Göttin erſchienen ſey, doch vergeblich ſuchte er ſich den Zuſammenhang des Augenblicks mit der Vergangenheit zu enthüllen. Da fiel plötzlich mit niederdrückender Gewalt der Gedanke an ſeine Gefährten auf ſein durch die wunderbaren Zauber, die ihn zu umgeben ſchienen, entzücktes Herz, und mit trauriger Stimme fragte er: „Wo ſind meine treuen Genoſſen?“

„Sie ſind Alle gerettet,“ antwortete Zuleima; „nur Dir iſt der ſchwarze Tod nahe an das Herz getreten;“ dabei deutete ſie auf ſeine verwundete Bruſt. Victor aber ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſeine glühenden Lippen und rief: „Du aber biſt der Engel des Lebens, Du haſt mich gerettet!“ Schüchtern zog die jungfräuliche Zuleima die Hand zurück, und ließ den Schleier über ihr hoch erröthendes Antlitz fallen.

Die Thür öffnete ſich; ein mauriſches Weib trat ein. Sie redete Victor in engliſcher Sprache an; ſogleich erkannte er die Frau wieder, mit der er ſchon vor zwei Tagen, in jenem erſten beduiniſchen Dorfe, geſprochen hatte. Aus den Zügen und Worten derſelben leuchtete ein ungemeines Wohlwollen hervor, und ihre Reden verriethen eine europäiſche Bildung des Herzens. Zuleima ſetzte ſich in einiger Ferne zu den Füßen des Bettes, auf dem Victor ruhte, nieder; ihre Mutter nahm auf einem Polſter dicht neben Victor Platz, und fragte ihn theilnehmend nach ſeiner Wunde. Er beantwortete ihr die Frage ſo, daß ſie erſtaunt ſchien, und wirklich war ihm ſehr leicht und wohl zu Muthe. Doch vor allen Dingen fühlte er das Bedürfniß, etwas Näheres von dem Schickſal der Seinigen zu erfahren, und fragte daher nach ihnen.

„Sie werden in wenigen Stunden in der großen Stadt, in Algier, ſeyn," erwiederte ſeine Pflegerin. „Zuleima, meine Tochter, die in großem Anſehn bei den Arabern ſteht, weil der Himmel ihr Leben oftmals wunderbar geſchützt hat, und ſie daher als eine von Allah beſonders geliebte, als eine Heilige betrachtet wird, hatte zu dem türkiſchen Befehlshaber jenſeit

des Fluſſes Buberak einen Boten geſandt, der ihm melden mußte, daß Euer Leben in Gefahr ſey. Die Beduinen nämlich wollten Rache an Euch üben, weil viele der ihrigen, welche die Trümmer Eurer Schiffe ausplünderten, dabei durch einen Angriff der Eurigen erſchoſſen ſind. Viele auch, weil ſie glaubten, das ganze Heer der Franken ſey ſchon in der Landung begriffen. Dies war ſeit dem frühen Morgen ſchon zu fürchten, wo wir das Schießen hörten; doch kam der Zorn der Araber nicht eher zum Ausbruch, bis von der Küſte Boten die Urſach und die Folgen des Gefechts meldeten. Die Türken aber beſorgten ſehr, daß man Euch umbringen würde, weil ſie bange ſind, Euer Volk möchte Rache nehmen. Daher kam der Sohn des Aga ſelbſt, um Euch vom Untergange zu retten, und traf noch eben im glücklichſten Augenblicke ein. Alle, die hier im Dorfe waren, ſind nun über den Fluß gegangen. Dort werden ſie von den Türken nach der großen Stadt, ſo nennen wir hier die Stadt Algier, geführt werden, und ihr Leben iſt außer aller Gefahr. Ihr allein waret zu ſchwer verwundet, um fortgebracht zu werden; daher haben wir Euch in Pflege genommen, und Zuleima wird Euch ſchützen.

Der Sohn des Aga hat überdies den Beduinen ſtreng geboten, Euch kein Leides zuzufügen.“

Dieſe Erzählung erfüllte Victor's Bruſt mit unendlicher Rührung und Freude. Von der lieben Hand ſeiner Retterin, von dieſem holden unſchuldigen Weſen, ſollte er die zarte Pflege erhalten, ſollte mit ihr in einer Hütte wohnen! Und alle die Seinigen waren gerettet! Er warf einen dankenden Blick der Freude gen Himmel, und ergriff mit Rührung die Hand der wohlwollenden Araberin, die vor ſeinem Bette ſaß.

Da fielen ihm Zuleima's Worte: „Morgen bin ich rettungslos verloren,“ und das frühere Geſtändniß, daß ſie unglücklich ſey, ein. Eine bange Unruhe bedrängte ſein Herz; er fühlte ſein Geſchick mächtig mit dem des holden Weſens verknüpft. Daher brach er das Band des Schweigens und fragte: „Zuleima iſt unglücklich? Iſt es nicht möglich, ſie zu erretten? Mein Leben will ich freudig dafür opfern!“ Da brach das ſchöne Mädchen in einen Strom von Thränen aus, ſtürzte der Mutter zu Füßen, und barg das Haupt in ihren Schooß. Dieſe beugte ſich herab, und liebkoſte ſie zärtlich, indem ſie ſelbſt Thränen vergoß. Zuleima aber richtete ſich empor, erhob ſich,

wie ſehr 'ermattet, mühſam wieder, ſprach einige mauriſche Worte, und wankte hinaus.

Victor war auf's höchſte betroffen. Doch kaum hatte ſie das kleine Gemach verlaſſen, als die Mutter ſprach: „Sie hat mir geſagt: „„Erzähle ihm Alles, aber ich muß fliehen, denn mich tödtet die Schaam.““ — „O erzählt,“ rief Victor, „vielleicht ſehe ich eine Möglichkeit der Rettung!“ — „Seit wenigen Stunden glänzt uns die Hoffnung wieder, und darum ſollt Ihr Alles erfahren. Wißt, weder ich noch Zuleima ſind hier geboren. Doch ſind es jetzt ſchon funfzehn Jahre, daß wir unter den Arabern leben; allein erſt ſeit einem Jahre bewohnen wir dieſen Flecken, woher wir aus dem Innern des Landes gewandert ſind, weil die Winde der Wüſte uns die Weiden verdorben hatten. Ich bin aus England gebürtig; mein Vater war Gaſthalter in einer Hafenſchenke zu Liverpool; ein wohlhabender Mann. Als ich zwanzig Jahre alt war, verheirathete ich mich mit dem Steuermann eines Boſtoner Schiffes, und ſollte mit ihm nach Amerika gehn. Auf dem atlantiſchen Meere aber litten wir Schiffbruch, indem der Blitz in unſer Fahrzeug ſchlug; wir retteten uns in den Booten. Aber nicht für Alle war Raum. Viele wurden zurück oder in's Meer ge-

ſtoßen, und mein eigner Mann war leider unter dieſen Opfern. Ich war in Ohnmacht geſunken. Die Boote entfernten ſich von dem Schiff, und bald darauf flog es, als das Feuer die Pulverkammer ergriff, in die Luft. Drei Tage trieben wir auf der See umher. Da trafen wir eine amerikaniſche Kriegsbrigg, welche uns aufnahm, jedoch nach der Levante ſegeln mußte. Wir kreuzten daher mehrere Monate mit ihr auf dem mittelländiſchen Meere, und legten in verſchiedenen Häfen, in Alexandria, in Malta und noch an mehreren Orten an. Doch hatte der Capitain mir verſprochen, mich auf der Rückfahrt in einem franzöſiſchen Hafen auszuſetzen, von wo ich denn allein und betrübt nach Liverpool wollte. Doch in dieſer Zeit brach in Frankreich der Krieg wieder aus, und die Häfen wurden uns geſperrt. Wir kreuzten daher noch eine lange Zeit theils an der ſpaniſchen, theils an der franzöſiſchen Küſte. Endlich ſollten wir wieder in den Ocean ſteuern. Aber unweit von Gibraltar überfielen uns zwei algieriſche Korſaren, die nach einem langen Gefecht unſres Schiffes Meiſter wurden und uns ſämmtlich in die Sklaverei führten. Auf dem Schiffe befand ſich ein franzöſiſcher See-Offizier mit ſeiner Frau und einem Kinde von zwei

bis drei Jahren. Sie waren Nachts an Bord gekommen, wie es hieß, aus Frankreich geflüchtet, weil dort der Kaiser Napoleon wieder gelandet war, und sie es zu sehr mit dem Könige gehalten hatten. Die Frau wurde aber bald krank, und war schon seit einigen Tagen gestorben, als uns die Seeräuber angriffen. Da ich außer ihr die einzige Frau auf dem Schiff war, so hatte mich der Vater dringend gebeten, mich des Kindes anzunehmen, und versprach mir, wenn ich nach England zurückkehrte, mir den Dienst zu vergelten, weil er dort angesehene Verwandte habe. Nach dem Ueberfall aber wurden wir Gefangene alle in verschiedene Schiffsräume gesperrt. Mich brachte man sogleich zu einigen gefangenen Frauen, die sich schon auf dem einen Kaperschiff befanden. Das Kind ließ man mir. Aber von dem Vater desselben war ich getrennt, und habe ihn seit jener Zeit nicht wieder gesehn. Uns ging es aber noch traurig genug. Denn statt nach Algier zu gelangen, wie wir hofften, litten wir unfern von der Stelle, wo auch Ihr gescheitert seyd, Schiffbruch. Ein großer Theil der Mannschaft kam um; von den Frauen wurde ich allein durch Gottes Gnade gerettet, indem die Wellen mich mit einer Planke, an die ich mich geklammert

hatte, auf das Ufer ſchleuderten. Als ich wieder zur Beſinnung gekommen war, ſtand das Kind, deſſen ich mich annehmen ſollte, von dem ich aber in der fürchterlichen Verwirrung, die der Schiffbruch verurſachte, getrennt worden war, neben mir, und lächelte froh, da ich die Augen aufſchlug. Die naſſen Löckchen hingen dem holden kleinen Weſen auf den weißen Nacken herab, und das perlende Waſſer träufelte daraus herunter. Da erſchien es mir wie ein Engel, den der Himmel zu meinem Troſt herabgeſandt hätte; ich ſchloß es in die Arme, und dankte Gott mit Thränen für dieſe Wohlthat. Und in jenem Augenblicke gelobte ich es mir heilig, Mutterſtelle bei dem unglücklichen Weſen zu vertreten, dem das Schickſal beide Aeltern geraubt hatte. — Als ich umherblickte, ſah ich mich zu meinem Erſtaunen von einer Anzahl fremder Männer umſtanden, unter denen ich nur wenige von der Bemannung des Schiffes entdeckte.

Es waren die Beduinen, welche an den Strand herabgekommen waren, um Beute zu machen. Selbſt dieſe rohen Männer waren von der Unſchuld und dem holden Reiz des Kindes gerührt, und betrachteten das kleine, wunderbar gerettete Weſen mit einer Art von Ehrfurcht. Denn hier im Lande hält man diejenigen,

die auf außerordentliche Weise aus irgend einer Gefahr gerettet werden, für Heilige, deren Leben unter dem besondren Schutze des Propheten steht, und widmet ihnen große Verehrung. Diese mehrte sich noch für mich und das Kind durch einen freilich sehr seltsamen Vorfall. Wir wurden nämlich nach dem nächsten beduinischen Dorfe abgeführt, welches jedoch über drei Stunden vom Strande entfernt war. Da ich das Kind tragen mußte und überdies äußerst erschöpft war, vermochte ich den Ort nicht zu erreichen. Zudem brach die Nacht an, und die Beduinen zündeten daher ein Feuer an, bei welchem wir uns lagerten, um die Nacht im Freien zuzubringen. Man gab uns weite Mäntel zur Einhüllung, und das Kind schlief an meiner Seite sehr ruhig und fest. Als der Morgen anbrach, erwachte es, und schlüpfte leise von mir hinweg, um auf dem grünen Rasen zu spielen. Bald danach schlug auch ich die Augen auf, aber voller Schrecken über den Anblick, der sich mir darbot, stieß ich sogleich einen lauten Schrei aus, von dem die Beduinen erwachten. Sie staunten und entsetzten sich nicht minder als ich, denn das Kind saß auf dem Rasen, aber um seinen Leib hatte sich eine bläulich grüne Schlange geringelt, die mit dem züngelnden Kopf sich gegen das

Geſicht der Kleinen hinaufreckte. Dieſe aber, ſtatt ſich zu fürchten, ſtreichelte das Thier und ſpielte vergnügt mit demſelben. Uns Allen ſtockte, als wir dies ſahen, der Athem vor Entſetzen, und wir wußten nicht, was wir thun ſollten. Da ſtürzten zufällig einige zuſammengeſtellte Flinten und Säbel um, wodurch ein raſſelndes Geräuſch entſtand, welches die Schlange ſo zu erſchrecken ſchien, daß ſie ſofort pfeilſchnell dahin ſchoß und ſich im Graſe verlor. Wie außer mir ſtürzte ich auf das Kind zu und drückte es in meine Arme. Die Beduinen aber kamen mit Zeichen der größeſten Ehrfurcht näher, knieten mit gekreuzten Armen vor der Kleinen nieder, und küßten den Saum ihres Kleides. Denn, dies erfuhr ich nachmals, die Schlange war eine von der giftigſten Art, und ihr Biß unheilbar tödtlich. Darum betrachteten ſie das Kind als ein heiliges, welches unmittelbar unter dem Schutze Allahs ſtehe. Von dem Augenblick an behandelte man auch mich mit der größeſten Ehrerbietung. Wir ſetzten nun unſren Zug bis in das Dorf fort. Hier riefen die Beduinen einen Iman herbei, dem ſie den ganzen Vorfall erzählten, und mich und das Kind zeigten. Sie fragten ihn, was ſie mit uns thun ſollten. Dieſer entſchied, man

ſollte uns dem Verdienteſten zum Geſchenk machen, denn unſer Beſitz würde ſeinem Hauſe Heil bringen. Die Beduinen traten darauf zuſammen, beriethen ſich, und führten mich, die ich damals alles dies nicht verſtand, mit dem Kinde zu einem Manne, der, etwa vierzig Jahre alt, ein würdiges Anſehn hatte. Dieſer war, wie ich ſpäter erfuhr, ein hochgeachteter Häuptling der Kabails, eines Beduinenſtammes, welcher tiefer im Innern des Landes wohnt. Dahin wurden wir geführt, aber mit allen Zeichen der Ehrfurcht, und nicht zu Fuß, ſondern auf einem Kameel. Nach vier ſtarken Tagereiſen kamen wir dort an. Unſer Herr bereitete uns eine freundliche Wohnſtatt, und erklärte mir, als ich ſo viel arabiſche Worte kennen gelernt hatte, um ihn verſtehn zu können, er wolle mich nicht als ſeine Sklavin, ſondern als rechtmäßige Frau in ſeinem Hauſe halten, damit er Vater des heiligen Kindes würde. Er nannte ſich Osraim.

So war denn mein ſchreckliches Loos entſchieden. Fern von meinem Vaterlande, unerreichbar weit von allen meinen Lieben, tief im Innern Afrika's, wohin niemals ein Europäer gelangt, ohne alle Mittel, je wieder nach der Heimath zurückkehren zu können, abgeſchnitten ſelbſt von jeder Verbindung, gezwungen,

die Gattin eines Mannes zu werden, der einen andren Glauben bekannte als ich, und dem sein Gesetz erlaubte, mehrere Frauen zu besitzen — — so mußte ich die langen Jahre hinbringen, ohne einen Freund, einen Landsmann gesehn zu haben! — —

Indeß wuchs Zuleima, so nannten die Araber das gerettete Kind, zu meiner einzigen Freude heran. Der Glaube der Beduinen schien sich zu bestätigen, denn wirklich gedieh Alles segensreich unter ihren Händen, und vielfache Glücksfälle begegneten ihr. So entdeckte sie einst eine entstehende Feuersbrunst, die wahrscheinlich das ganze Dorf verzehrt haben würde, auf die seltsamste Art. Die Araber verehrten sie auch ungemein, und entschieden viele Dinge nach ihrem zwar kindischen, aber immer klugen Ausspruch. Meine fortgesetzte Bemühung war jedoch die, ihr meine Muttersprache beizubringen, und sie in den Lehren des christlichen Glaubens zu unterrichten, so gut es mir möglich war. Allein Zuleima faßte Alles so rasch und klar auf, daß ich oft selbst darüber erstaunen mußte. So verstrichen vierzehn Jahre. Da verheerte ein furchtbarer Sturm, der von der Wüste her kam, den ganzen Landstrich, denn er verschüttete ihn mit glühendem Sand. Ich nutzte diesen Umstand, um Zu-

leima vor einer drohenden Gefahr zu retten. Denn sie war zur Jungfrau heran gewachsen, und hätte nach der Sitte dieses Landes längst verheirathet seyn können. Weil mein Herz aber noch immer die Hoffnung hegte, daß ich sie einst nach Europa zurückführen könnte, so suchte ich ihre Verheirathung stets zu hindern, und Zuleima erklärte selbst, sie wolle sich noch nicht vermählen. Dabei zeigte sie eine große Festigkeit des Sinnes, vor der sich mein Gatte, weil er sie für eine Geheiligte des Propheten hielt, beugte. Nun war aber ein reicher, im Lande höchst angesehener Bewerber aufgetreten, welcher so viel Heirathsgut anbot, daß Osraim erklärte, Zuleima müsse diesem als Gattin folgen. Da brach jener Sturm herein, der Alles, auch unsre Hütten und Felder verheerte; ich äußerte, daß der Zorn des Propheten ihn veranlaßt haben möchte, weil man Zuleima wider ihren Willen verheirathen wolle. Dies fand Glauben bei Osraim, doch er verbarg es sorgfältig, weil er fürchtete, seine Landsleute möchten wegen des Unglücksfalls Rache an ihm nehmen. Indessen war die Gegend so verwüstet, daß wir auswandern mußten. Mein sehnlichster Wunsch war es, der Küste und vorzüglich der Stadt Algier näher zu kommen; ich be-

wog daher Osraim, in daſſelbe Dorf zu ziehn, wo ich und Zuleima zu ihm gekommen ſeyen, und wo er Verwandte beſaß, welche er damals beſuchte. Er entſchloß ſich dazu; wir wanderten aus, ich mit einem Herzen voll Hoffnungen. Als wir aber nur noch wenige Stunden von dem Orte unſrer Beſtimmung entfernt waren, wurde Zuleima plötzlich ſo krank, daß wir nicht weiter mit ihr reiſen konnten. Dies nahmen die abergläubigen Beduinen für ein Zeichen, daß ſie an dieſem Orte verweilen ſollten, und da ſich ſchöne Quellen, ein Fluß, reiche Weiden und Felder vorfanden, ſo ſiedelten wir uns daſelbſt an. Dies iſt aber der Ort, wo wir noch heut wohnen."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Victor hatte der Erzählung seiner Pflegerin mit der größesten Aufmerksamkeit zugehört. Da diese aber jetzt inne hielt, that er die Frage: „Aber Du sagtest mir, gute Frau, daß die holde Zuleima unglücklich sey? Heut früh rief sie selbst aus, Niemand könne sie erretten, und vor wenigen Minuten machtest Du mir Hoffnung, daß ihr Unglück abzuwenden sey. Worin besteht dieses Unglück?"

„Man will sie auf's Neue zwingen, sich zu verheirathen!" sprach die Mutter betrübt.

„O Gott!" rief Victor; „läßt sich denn der abergläubige Vater nicht mehr durch jenes Zeichen des göttlichen Unwillens erschrecken?"

„Leider nein! Er hat einen weisen Iman befragt, und dieser ihm geantwortet: „„Sey ohne

Furcht, denn unverheirathete Weiber sind verflucht. Dein Unheil ist von ihrem Widerstreben entstanden!""

„Unglückliche!" rief Victor. „Aber welche neue Hoffnung hast Du, arme Mutter, sie zu retten?"

„Der Mann, welcher sie zur Ehe fordert," antwortete die Mutter, „ist ein vornehmer Offizier des Aga. Da die Franken mit einer Landung drohen, wurden alle Beduinen aufgeboten, sich abwechselnd in Lagern zunächst der Küste zu sammeln, um dort zu wachen. Hier erblickte der türkische Offizier die holde Zuleima. Er verlangte sie in seinen Harem, denn die Türken sind hier die unumschränkten Gebieter des Landes. Osraim erzählte ihm Zuleima's Geschichte, und seine Besorgnisse, wenn sie vermählt würde. Darauf befragten sie den Iman. Auf seine Antwort beschloß Osraim unwiderruflich, die Tochter mit dem reichen Abukan zu verheirathen, unter der Bedingung, daß er sie zur rechtmäßigen Frau, nicht zur Sklavin nehmen dürfe. Dazu verstand sich Abukan, und der Kaufpreis für Zuleima wurde vorgestern im Lager bestimmt. Der Bräutigam schenkte ihr reiche Stoffe und Kleider, und gebot, sie im ehrenvollen Zuge nach ihrer Wohnung zu geleiten. Er selbst

wollte heut eintreffen, um sie feierlich als Gattin in Empfang zu nehmen, und nach Algier zu führen. Vor einigen Stunden jedoch hat er einen Boten an Osraim gesandt und ihm gemeldet, der Dey habe ihn auf das schleunigste nach Algier zu einem höchst wichtigen Geschäft berufen. Erst in zehen Tagen könne er daher die Braut abhol'en!"

„Gott der Allmächtige sey gelobt!" rief Victor, „so hoffe ich sie zu retten!" Er richtete sich bei diesen Worten mit Gewalt von seinem Lager empor. „Ich bin nicht tödtlich verwundet," rief er aus, „meine Kräfte müssen bald zurückkehren!"

Zuleima trat wieder in's Gemach. Sie hatte aus Früchten ein kühlendes Getränk für Victor bereitet, welches sie ihm in einer Kürbisschaale darbrachte. Victor blickte sie mit innigster Zärtlichkeit an; er sah ihr in das dunkle, traurig blickende Auge, und bemerkte das schmerzliche Lächeln um ihren rosigen Mund. „Sorge nicht mehr, theure Zuleima," rief er, und ergriff ihre Hand. „Du wirst gerettet werden; Gott, der Dich so oft, so wunderbar beschützt hat, wird Dich nicht verlassen!"

Zuleima umschlang, statt der Antwort, ihre Mutter; ihr junges Herz fühlte die ersten Entzückungen

der Liebe, während es zugleich von Qualen der Angſt zerriſſen wurde.

Victor beruhigte beide weinende Frauen, und verhieß ihnen unfehlbare Rettung, wenn wirklich die Friſt bis zur Ankunft Abukan's noch zehn Tage dauern würde. „Bis zu dieſer Zeit muß das Heer des Königs an dieſer Küſte gelandet ſeyn. Dann wird es Euch leicht ſeyn, von mir begleitet, dahin zu flüchten, und im Lager der Franken ſeyd Ihr im Hafen der Rettung.“

„Aber wenn bis dahin Eures Königs Heer nicht landet?“

„So müſſen wir nach Algier flüchten. Dort muß der engliſche Conſul Euch als Eingeborne ſeines Landes in Schutz nehmen. Seyd Ihr denn noch niemals dort geweſen?“

„Erſt ſeit einem Jahre wohnen wir der Stadt ſo nahe, daß wir ſie in einer Tagereiſe erreichen können. Seitdem iſt Osraim mißtrauiſch geworden, weil ich Zuleima's Vermählung nicht dulden wollte, und beobachtet uns ſtreng. Wäre er nicht jetzt im Lager, ſo glaube ich, daß er, trotz dem Willen des Aga, es nicht geduldet hätte, daß wir Euch hier verpflegen. Nach Algier zu gelangen wäre uns jetzt auch unmög-

lich, weil die Türken keinen Araber in die Stadt laſſen, die ſchon überfüllt mit Menſchen ſeyn ſoll.“

Victor dachte einen Augenblick nach. „Liegen nicht die Landhäuſer der Conſuln vor der Stadt?“ fragte er. „Ja, ja, es iſt gewiß,“ ſetzte er, als die Frauen dies nicht beantworten konnten, hinzu; „ich beſinne mich jetzt ganz deutlich darauf. Dort muß uns unfehlbar Hülfe werden. O daß ich nicht gleich heut mit Euch flüchten kann! Doch ich fühle es, meine Wunde wird mich nicht lange mehr an das Lager feſſeln. Und wie dankbar bin ich dem Himmel für dieſen Unfall! Denn wäre ich nicht verwundet, ſo wäre ich nicht hier, und vielleicht hätte ich meine holde Retterin nie wieder geſehn!“

Zuleima lächelte; eine zarte Röthe der Freude, der Hoffnung, der Liebe überflog ihre Wangen, und der Blick ihres ſchönen Auges ſtrahlte mild wie der Abendſtern.

Nach einer kleinen Pauſe, während er ſtill nachſann, fragte Victor, als käme ihm ein plötzlicher Gedanke: „Du biſt alſo keine Engländerin, Zuleima? Du haſt Eine Heimath mit mir gehabt, Du biſt in dem ſchönen Frankreich geboren? Kennſt Du nicht den Namen Deines Vaters?“

Zuleima verneinte es durch langsame Bewegung des Hauptes, und ein Zug der Trauer wurde auf ihrem lebhaft sprechenden Antlitz sichtbar.

„Auf dem Schiff," sprach die Mutter, „kannte Niemand den Namen ihres Vaters. Auch ich hatte nicht danach gefragt. Doch als schon der Kampf mit den Seeräubern begonnen war, an dem Zuleima's Vater mit dem Säbel in der Faust tapfren Antheil nahm, fiel es mir plötzlich ein, daß es gut wäre, wenn ich die kostbarsten Sachen desselben, die ich nach dem Tode ihrer Mutter in Gewahrsam hatte, zu retten suchte. Ich verbarg daher, was mir von Werth schien, so gut ich konnte, in meinen Kleidern. Da fiel mir auch eine kleine rothe Schreibtafel mit Gold beschlagen in's Auge, die ich oft in den Händen des Vaters gesehn hatte. Es schien mir, als sey sie ihm von Werth, und da ich keinen sicherern Ort wußte, barg ich sie in dem Geflecht meines starken Haares. Und seltsamer Weise war dies das einzige, was ich rettete; denn alles Uebrige fiel in die Hände der Corsaren. Ein Name steht nicht darin; indeß ist manches auf dem Pergament geschrieben, das ich aber, weil es Französisch ist, nicht verstehe. Außerdem habe ich noch die Kleider der Kleinen, die sie an dem Tage

des Schiffbruchs trug, in denen ich einige Buchſtaben eingezeichnet fand. Ihr Vater würde ſie daran gewiß erkennen, allein wie ſoll die Arme jemals dadurch ihn entdecken?"

Victor wurde von lebhaften Ahnungen ergriffen; er bat dringend, man möge ihm Alles zeigen, was zu der Entdeckung des Vaters führen könne.

Zuleima's Mutter, Betty hieß ſie im Hauſe ihrer Aeltern, wurde aber von den Arabern Zoë genannt, eilte hinaus und kam ſchnell mit einem Päckchen von Kinderkleidern und einem Schreibtäfelchen in rothem Maroquin, mit goldenen Ecken und einem goldenen Schilde auf der Vorderſeite, herein. Victor griff zuerſt nach dieſem. Mit hoher Röthe der Freude ſah er darauf die Buchſtaben E. d. C. eingegraben. Er öffnete es mit zitternder Hand. Es enthielt wenig Geſchriebenes. Auf der erſten Seite ſtanden einige franzöſiſche Verſe, die an ein geliebtes Weſen gerichtet waren. Dann kamen einige Notizen, offenbar von der Hand eines Soldaten geſchrieben, der eine Ordre notirt hatte; denn man las: „Die dritte Diviſion ſoll um drei Uhr Morgens aufbrechen. Sie wird den Feind um ſechs angreifen können. Das zweiunddreißigſte Regiment bildet die

Avantgarde.“ Victor bebte vor Freude, denn dieſer Umſtand gab ihm ſchon ſo viel Licht, daß er faſt Gewißheit hatte. Obriſt Clermont war der Führer des zweiunddreißigſten Regiments in der Schlacht bei Waterloo geweſen. Er mußte ſich gewaltſam zuſammennehmen, um nicht zu raſch an eine Entdeckung zu glauben, die ihn mit unnennbarem Entzücken erfüllte. Er durchſuchte das Schreibtäfelchen weiter, fand aber nichts, was ihm beſtimmten Aufſchluß geben konnte. „O wenn ich jemals ſeine Handſchrift geſehn hätte!“ rief er aus, und ſann nach, ob ihm niemals eine Zeile von des Obriſten Hand zu Geſicht gekommen ſey. Nochmals betrachtete er den Deckel aufmerkſam; es fiel ihm ein, ein Souvenir geſehn zu haben, welches einen goldenen Namensſchild trug, der auf den Druck einer Feder aufſprang; er verſuchte an den goldenen Knöpfchen zu drücken, die den Schild einfaßten. Lange ſuchte er vergebens; plötzlich aber ſprang der goldene Deckel auf, und mit den Worten: „Sie iſt es!“ hielt er die Schreibtafel hoch in der linken Hand, und ſtreckte die rechte nach Zuleima aus. „Komm her, Zuleima!“ rief er, und zog ſie, die ihm die Hand gereicht hatte, heran: „komm her, und ſiehe Deine Mutter!“

Die Kapſel enthielt ein Miniaturbild, deſſen ſprechende Aehnlichkeit mit Frau von Clermont nicht zu verkennen war. Und zur unzweifelhaften Beſtätigung diente die innere Seite des aufgeſprungenen Deckels, denn auf derſelben war das Wappen des Obriſten gravirt.

Zuleima war bebend mit hochwallender Bruſt herangetreten und betrachtete das liebliche Bild. Sie war ganz außer ſich vor Freude und Erſtaunen, denn es war zugleich das erſte Bild, welches dieſes Kind der Natur in ſeinem Leben erblickte.

Ihre Pflegemutter war ebenfalls herangetreten, und betrachtete das Bildniß aufmerkſam. Dann aber rief ſie: „Das war nicht Zuleima's Mutter; dieſe habe ich gekannt!“ — Traurig und in ängſtlicher Spannung blickte das holde Mädchen, deſſen Mienen ſo überaus lebhaft ſprachen, die Mutter und Victor ſchnell wechſelnd an. Dieſer aber rief: „Ja, ſie iſt es! Ich kenne ſie! Sey getroſt, Zuleima, ſie iſt es, und ſie lebt. Die, welche auf dem Schiff ſtarb, war nur Deine Wärterin, mit der Dein Vater entflohen iſt. Aber Deine Mutter lebt, und Du haſt eine Schweſter, die Dir gleicht. Auf den erſten Blick, als ich Dich an jenem Morgen zuerſt

ſah, überraſchte mich Deine Aehnlichkeit mit ihr, mit der Braut meines Bruders!"

Zuleima hielt das Bild in der Hand, und betrachtete es, indem freudige Thränen über ihre jugendlichen zarten Wangen rollten.

Doch Victor war in dieſem Augenblick ſo mächtig, ſo gewaltſam von dem Geſchick ſeines eignen Bruders ergriffen worden, der vielleicht als ein Opfer der Barbaren gefallen war, während ihm das unbeſchreiblichſte Glück aus wunderbaren Verhängniſſen und Fügungen erblühte, daß er in ſchwermüthiges Nachſinnen verſank. Indeß gab ihm der Gedanke Muth und Troſt, daß Gott dieſe Blüthen der reinſten Freuden durch den Thau der Schmerzen und Thränen nicht vergiften werde.

Mit liebender Begier forſchte jetzt Zuleima nach ihrer Mutter, ihren Geſchwiſtern, ihrem Geſchick überhaupt. „Alles will ich Dir erzählen, ſüße Zuleima," rief Victor, „oder nicht mehr Zuleima, Eugenie, ſo heißeſt Du!"

„Ja!" rief die Pflegemutter plötzlich, „das war ihr Name, ſo hieß ſie auf dem Schiff. Jetzt glaub' ich, daß Ihr Alles wißt, da Ihr den Namen kennt, den ich Euch nicht geſagt habe!" Und nun erſt

ſchien Betty volles Vertrauen in Victor's Entdeckung zu ſetzen.

Doch er mußte erzählen. Er ſprach von ihrem Vater, ihrer Mutter, den Geſchwiſtern; endlich von ſeinem eignen Bruder und von der holden Braut deſſelben. Und als er dieſes innige Verhältniß der Liebe ſchilderte, da überwältigte ihn das Gefühl ſeiner Bruſt. Er ergriff Eugeniens Hand, die bald lächelnd, bald weinend an ſeinem Lager ſaß und ihn mit dem reinſten Blick der Unſchuld und Liebe anſah. Sanft zog er ſie zu ſich. „Eugenie!“ rief er, „mein Bruder umarmt Deine Schweſter als Braut. Gott hat uns durch wunderbare Verhängniſſe zuſammengeführt! Sey Du die Meine! Mutter, Du ſegne uns!“ — Und er zog die Schüchterne an's Herz; ſie barg das liebliche Haupt an ſeinem glühenden Antlitz, und umfing ihn mit zitternder Umarmung.

Betty aber ſprach tief bewegt: „Gott ſegne Eure Liebe! Er wird Euch glücklich zum Ziele führen, denn ſeine Gnade iſt groß!“ —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Welche Tage der Wonne folgten diesem ersten seligen Augenblicke! Doch über wie tiefem Abgrunde ging der Pfad der Liebenden auf unsichrem Wege dahin! — Es war nicht vorauszusehn, daß Osraim vor dem fünften oder sechsten Tage in seine Behausung zurückkehren werde, weil er sich einem Streifzuge der Beduinen gegen die östliche Küste angeschlossen hatte, wo, so ging ein Gerücht, das Heer der Franzosen landen sollte.

Victor harrte von Tag zu Tage auf die Nachricht von der Landung an einer ganz entgegengesetzten Seite, doch vergeblich. Die Gefahr wurde immer dringender; kam Osraim zurück, so wurde die Flucht auf's Aeußerste erschwert, ja fast unmöglich. Der fünfte Tag war verstrichen. Da erklärte Victor seine

Wunde für ſo weit geheilt, daß er die Tagereiſe bis Algier wagen zu dürfen glaubte. Vergeblich flehte ihn Zuleima an, ſich noch einige Tage zu ſchonen und zu gedulden; vergeblich warnte ihn Betty; er ſah nur die Gefahr, die der Geliebten drohte, und traute ſich die Kraft des Willens zu, ſeinen ermatteten Körper zu der Anſtrengung zu zwingen. Er beſchwor Beide, in der Nacht mit ihm den Weg nach Algier anzutreten, damit ſie ſich dort unter den Schutz des engliſchen Conſuls ſtellten. Endlich gaben ſie ſeinen Bitten nach.

Betty bedachte, daß ihre Flucht, ſo heimlich ſie ſey, doch bald verrathen ſeyn werde. Sie wagte daher eine ſichre Liſt. Sie ſtellte ſich gegen die Sklaven des Hauſes, als habe ſie einen Boten von Osraim erhalten, der ſie und ihre Tochter ſchleunig nach Algier zu kommen auffordere. Unter dieſem Vorwande konnte ſie das Kameel durch zwei jener Diener zäumen und führen laſſen, welche Abukan zum Brautgeſchenk für Zuleima beſtimmt hatte. Es war zugleich nicht ſchwer, dieſen Leuten einzubilden, daß dies die ſchicklichſte Gelegenheit ſey, den verwundeten Franken nach Algier zu ſchaffen, wohin, wie ſie wußten, ſeine Gefährten gebracht worden waren.

Die Dämmrung brach ein. Still, obwohl nicht heimlich, machten ſich jetzt die Flüchtigen, deren Bruſt zugleich durch die ſüßeſte Hoffnung und die tödtlichſte Angſt bewegt wurde, auf den Weg. Victor hatte eine völlig mauriſche Tracht angelegt.

Zu Anfang ſaßen, um im Dorfe keinen Verdacht zu erwecken, nur Zuleima und ihre Mutter auf dem mit weichen Decken behangenen Rücken des Kameels. Nachdem man jedoch eine Strecke Weges zurückgelegt hatte, gebot Betty dem Zuge anzuhalten, damit auch Victor das ſichre, ſeine ſchwere Bürde ſanft tragende Thier beſteige; es ſenkte dazu, dem Wink ſeiner Führer gehorſam, willig die Knie.

Victor ſaß nun an Zuleima's Seite, die ſich zärtlich und ſcheu an ihn ſchmiegte, während er mit holder Vertraulichkeit ſeinen Arm um ſie ſchlang, und die ſüße Laſt an ſeinem Herzen ruhen ließ.

Als das ſanfte Thier ſich nun mit gleichmäßigem ruhigen Schritt über die rauhen Gebirgspfade dahin bewegte, da empfand er, außer dem hohen Glück, in heimlicher Stille der Nacht an der Seite der Geliebten zu reiſen, auch noch die Wohlthat der Ruhe für ſeinen ermatteten Körper. Deutlich ſah er jetzt, daß er unmöglich den Weg zu Fuß hätte fortſetzen können,

da ihm seine Kräfte schon nach einer Stunde der Wandrung so entschwunden waren, daß die angegriffene Brust ihm den Athem versagte. Jetzt aber stärkte ihn die Ruhe, stärkte ihn der schöne Traum seiner Liebe. Einen Traum nannte er sie selbst, denn kaum vermochte er es, an ihre wunderbare Wirklichkeit zu glauben.

Die Nacht war still. Die arabischen Führer des Thiers schritten stumm gehorsam, ohne umzuschauen, vor demselben her. Die prächtig schimmernden Gestirne des tiefdunklen südlichen Himmels leuchteten über den Wandernden. Der Duft der blühenden Myrthen und Palmen stieg in der Abendkühle erquickend empor. Ein leichter Hauch der Lüfte spielte mit Zuleima's Schleier, und wehte ihn flatternd auch über Victor's Haupt dahin, so daß ihn und sie dieselbe zarte Hülle verbarg. Ihre glühende Wange ruhte an der seinigen; er empfand den sanften Druck ihrer Hand, hörte den Schlag ihres liebend und bang pochenden Herzens! Wie mit leiser Geisterstimme flüsterte sie ihm in seiner und ihrer heimischen Sprache süße Worte der Zärtlichkeit zu, die Victor sie in den wenigen Tagen ihres vertrauten Beisammenseyns gelehrt hatte. Mit diesen Klängen war ihr eine dunkle Erinnerung

der frühſten Tage ihrer Kindheit erwacht, und ſie fand jetzt Worte wieder, die lange verborgen in ihrer Seele geſchlummert hatten. Welch ein Reiz war es für Victor, dieſe, in der Einſamkeit der Wüſte, bei ſtets wehmüthig ernſter Betrachtung ihres Geſchicks ſo hoch gereifte, und doch ſo einfach und kindlich aufgeblühte Seele, nach allen ihren ſchönen Kräften zu entwickeln, und ihr die lichten Pforten des Erkennens zu öffnen, die ſie in der heiligen Dämmrung ihres unſchuldigen Gemüths kindlich geahnet hatte!

„Nur jetzt umgieb uns mit Deiner Güte, und beſchirme uns mit Deiner Huld, Du gütiger Vater im Himmel!“ ſo betete ſeine tief bewegte Seele aus ihrer innerſten Kraft.

Der Morgen dämmerte herauf; die erſten dunkelrothen Purpurſtreifen ſäumten den Horizont. Der Weg führte durch ein umbüſchtes Thal dahin, über deſſen friſches Grün der Thau ſein ſilbernes Netz blitzend ausgebreitet hatte. Die Morgenröthe ſchimmerte durch die von keinem Lüftchen bewegten Wipfel der Bäume, und ſpiegelte ſich in den kryſtallnen Tropfen auf der Flur. Darunter rauſchte der Bach einförmig über Felſen und Kies dahin. Es herrſchte jene heilige Frühſtille, welche unſre ſchwellende Bruſt

mit überdrängenden Gefühlen hebt. Zuleima ſchaute mit dem ſanften Blick der Müdigkeit, die ſich nach der durchwachten Nacht auf ihr Auge ſenkte, lächelnd zu dem Geliebten auf. Er blickte in den klaren, treuen Spiegel ihrer Seele, und berührte die roſigen Lippen des Mädchens mit einem ſanften Kuſſe. Da erſcholl plötzlich der dumpfe majeſtätiſche Klang eines fernen Kanonenſchuſſes. Die beduiniſchen Führer des Kameels ſtutzten, und hielten an, indem ſie ſich fragend umſchauten; Victor wurde von einem Blitz der Hoffnung durchzuckt, Zuleima und Betty ſchreckten heftig zuſammen. Die Schüſſe wiederholten ſich ſchnell und zahlreich; Victor konnte nicht länger in Zweifel ſeyn, daß ſie von einer ernſten Schlacht herrührten. Er bat Zuleima, die Führer zu veranlaſſen, ihren Weg nach einer anſehnlichen Höhe zu richten, welche vor ihnen lag, weil er von dort vielleicht den Punkt, wo das Gefecht ſtatt finde, entdecken könne. Keinen Zweifel hegte er mehr, daß die Schlacht zwiſchen ſeinen Landsleuten und den Algierern vorfalle.

In einer halben Stunde hatte man den Gipfel jenes ſteilen Berges erreicht. Auf den erſten Blick entdeckte Victor die Stelle des Schlachtfeldes. Es war an der Küſte; er konnte die Segel vieler Schiffe

zählen; er sah den Rauch weiß am Ufer emporsteigen. Was er vermuthet hatte, traf zu; es war das Gefecht, mit dem das Heer Frankreichs sich die ersten Schritte auf dem Boden Afrika's erkaufte. Sein Herz schlug hoch empor; die jugendliche Begeistrung für den Ruhm, das heilige Gefühl der Liebe, mit dem seine Brust erfüllt war, die Fülle der Hoffnungen, die sich daran knüpften, daß jetzt das vaterländische Heer den fremden, von Barbaren bewohnten, Boden betreten hatte — Alles stürmte zugleich auf ihn ein. Aber mit jener klaren Besonnenheit, die seinen Charakter so fest bezeichnete, und die in Augenblicken der Ungewißheit und Gefahr noch zu wachsen schien, war sogleich sein Entschluß gefaßt. „Theure Eugenie," rief er, „das sind die Donner der Schlacht, mit denen Frankreich die alten Raubstädte dieser barbarischen Küste begrüßt. Dort steht mein Volk im Kampf, in jenen Reihen der Tapfren streitet Dein Bruder. Dahin muß sich unser Weg richten! Haben wir jenen Punkt erreicht, so sind wir ganz geborgen, während uns in Algier fortwährende Gefahren bedrohen. Ich kenne diese Küste genau. Jener Punkt, wo die Schlacht geliefert wird, ist Sidi-Ferruch; es kann in grader Richtung acht Stunden von hier entfernt seyn. Algier

iſt nur drei Stunden näher. Auf beiden Wegen wird uns gleiche Gefahr bedrohen. Nur müßteſt Du unſre Führer überreden, daß ſie den Weg mit uns dorthin wagen. Verſprich ihnen Gold, wenn wir das Lager der Franken erreichen; ſage ihnen, daß ſie die Freiheit gewinnen ſollen. Und, wollen ſie mir nach Frankreich folgen, ſo verheiße ich Jedem von ihnen Eigenthum und Beſitz, der ihnen das ruhigſte Alter gewähren ſoll.“

Betty übernahm es, die Araber zu gewinnen. Sie ſagte ihnen jetzt die Wahrheit, nämlich daß ſie geflüchtet ſeyen. Leicht überzeugte ſie Beide, daß man ſie als Mitſchuldige der Flucht betrachten und beſtrafen würde, wenn ſie in die Hände Abukan's fielen. Noch mehr beſtimmte ſie den habgierigen Sinn derſelben durch das Verſprechen, Jedem hundert Zechinen zu zahlen, wenn ſie das Lager der Franken glücklich erreichten. Abſichtlich verſprach die durch langen Umgang mit dem unzuverläſſigen Charakter der Mauren genau bekannte Frau nicht ſo viel als Victor verheißen hatte, damit ſie bei anhaltender Beſchwerde des Weges oder unvermutheten Gefahren noch neue Sporen für ihre Anſtrengung hätte.

Die Araber waren willig; doch meinten sie, man werde für jetzt dem Laufe des wenig besuchten Thales folgen müssen, da auf den freien Höhen sich leicht türkische Milizen zeigen könnten, die gefährlicher wären als Leute vom Stamm der Beduinen, zu denen sie selbst gehörten.

Mit der einbrechenden Nacht versprachen sie die Flüchtigen auf wenig bekannten und betretenen Wegen schnell nach Sidi-Ferruch zu bringen.

Der Vorschlag wurde angenommen, man schlug den Weg in das Thal hinab wieder ein. Der Zug bewegte sich ruhig im dicht umbüschten Pfade fort. Plötzlich aber stutzten die Araber, und auch Zuleima warf ängstliche Blicke umher. „Was ist Dir?“ fragte Victor. „Ich hörte Rosse schnauben,“ erwiederte Zuleima, die durch ihren langen Aufenthalt in Afrika, und durch die Uebung von frühster Jugend an, die Sinnesschärfe der Araber erlangt hatte, die die europäische bei weitem übertrifft. Victor vernahm nichts, aber die Führer erklärten, dasselbe gehört zu haben. Vorsichtig hielt man sich daher im Gebüsch. Es dauerte nicht lange, so war die Nähe mehrerer Reiter durch den Hufschlag wie durch das Schnauben der Rosse unzweifelhaft. Sie kamen aus dem Thale

herauf, denſelben Weg her, den ſo eben die Flüchtenden genommen hatten, und jetzt, um die Tiefe wieder zu gewinnen, zurück mußten. Nur ein ſchneller Entſchluß konnte retten, und zwar der, das Kameel auf der Stelle vom Wege ab in das dichteſte Gebüſch hineinzutreiben. Es geſchah. Der Pfad war gefährlich, allein das ſichre Thier ging behutſam, und dabei ſo leiſe, als wüßte es, weshalb man den gebahnten Pfad verlaſſe. Bald kam man an einen dicht umbüſchten Platz, wo man hielt, und dem Thier das Zeichen des Niederlegens gab, damit ſein weiß ſchimmerndes Haar nicht oben zwiſchen den lichteren Wipfeln der Büſche zum Verräther würde. Kaum hatte man hier einige Minuten gelegen, als mehrere Reiter den Pfad heraufkamen. Man hörte jeden Tritt der Roſſe, und ihr ſchweres Keuchen bei'm Erklimmen des Berges. Lang auf den Raſen hingeſtreckt, ſpähten die Araber unter den Aeſten hin nach dem Wege. Da fuhr plötzlich einer derſelben wie vom heftigſten Schreck ergriffen zuſammen, und machte mit der Hand ſeinem Gefährten und Zuleima ein Zeichen. Indem hörte man dem einen der Reiter Etwas laut rufen, welches der andre ſogleich beantwortete. Zuleima wurde bleich wie der Tod, Betty

zitterte heftig, Victor hielt Beide in seinen Armen, ohne einen Laut von sich zu geben, noch eine Frage zu wagen. Die Reiter schienen Mühe mit ihren Rossen zu haben, als ob dieselben sich vor etwas scheuten. Doch waren sie nach einigen Minuten nebst einem Gefolge von etwa zwölf Leuten vorüber geritten, und bald darauf wurde es gänzlich still.

Erst jetzt gewann die bebende Zuleima Sprache und Farbe wieder. „Mein Geliebter!" rief sie, „in welcher Gefahr schwebten wir! Es waren Osraim und Abukan, die vorüber ritten. Der mächtige Gott hat uns beschirmt! Denn Abukan rief: „„Hier sehe ich die Spuren von dem Tritt eines Kameels, wir müssen sie verfolgen!"" und zugleich scheuten sein und Osraim's Roß, weil diese Thiere die Witterung des Kameels nicht vertragen können. Der Wind führte sie ihnen aber zu. Dies bemerkte Osraim, und rief: „„Sie können nicht fern seyn, spornt nur Euer Roß an, bald haben wir sie erreicht!"" Mächtiger Gott! Wie hat Zuleima gebebt!"

Victor selbst zitterte jetzt nach, als er erfuhr, welche Gefahr an ihnen vorübergeschwebt war.

Noch eine Stunde hielt man sich verborgen, dann beschloß man aufzubrechen. Die Araber versicherten,

daß man nach einiger Zeit in der Tiefe des Thales in den vielen Höhlen und Felsspalten Schlupfwinkel genug finden werde, um sich zu verbergen, und daß, weil dasselbe sowohl von Algier als von Sidi-Ferruch hinweg nach der Küste zuführe, man sie dort gewiß nicht suchen werde. So trat man den Weg an. Er war äußerst rauh und beschwerlich; die Führer und das Kameel ermüdeten in dem scharfen Gestein. Ruhe war beiden nach der durchwanderten Nacht nothwendig. Man beschloß daher, die heiße Mittagszeit über zu rasten. Das Thal war von felsigen Höhen eingeschlossen, die oft in tiefen umbüschten Spalten geräumige Schlupfwinkel darboten. Die Araber kannten es genau, und leiteten daher das Kameel bald durch eine schmale Kluft in ein geräumiges Höhlengewinde, wo man unentdeckt einige Stunden bleiben konnte.

Die Ruhe that Allen wohl, da die durchwachte Nacht und die stete Spannung der Seele Alle erschöpft hatte. Zugleich hielt man von dem aufgeladenen Vorrath der Speisen ein erquickendes Mahl.

Nachdem die größeste Hitze vorüber war, setzte man die Wanderung weiter fort, und kam eine Stunde vor Sonnen-Untergang nah an den Ausgang des Thales. Von hier an, erklärten die Beduinen, müsse

man es verlaſſen, und auf der Höhe weiter ziehn; dies aber ſey vor der Abenddämmerung nicht wohl zu wagen, daher müſſe man dieſe in einer Felshöhle abwarten. Bald fand ſich wieder rechts eine geräumige Kluft, um das Thier hinein zu führen, und wenige Schritte weiter eine andre, welche die Beduinen als bequemer für den Aufenthalt der Frauen bezeichneten, und zu der, nachdem man die Hügelwand wenige Schritte hinauf geſtiegen war, eine von unten faſt nicht zu bemerkende Felsſpalte führte.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Victor führte die Frauen hinein. In der That gewährte die Höhle einen leidlichen Aufenthalt, da ſie ziemlich geräumig und ihr Boden mit weichem Moos bedeckt war. Zuleima's Blick ſchweifte an den Wänden umher; plötzlich rief ſie: „Sagt mir! Was iſt das?" und zeigte mit dem Finger nach der Rückwand der Höhle. Victor ſah etwas Glänzendes; er trat näher. Es war der Griff eines in die Felſenſpalte eingeklemmten Säbels, an dem ein Kranz von Feldblumen hing. „Wir ſind nicht die einzigen Bewohner dieſer Höhle!" ſprach er beſtürzt, trat jedoch noch näher, da er Schriftzüge zu bemerken glaubte. „Gott der Gnade! Darf ich meinen Augen trauen! Iſt es möglich!" — Mit dieſen Worten bedeckte er ſeine Augen mit beiden Händen, und lehnte ſich wie

vom tiefſten Schmerz überwältigt gegen die Felſenwand. Zuleima eilte beſorgt auf ihn zu, nnd fragte ihn mit liebender Theilnahme: „Was macht Dir Kummer?“ Auch Betty kam hinzu, und befragte ihn um die Urſache ſeiner Erſchütterung. Lange verſagte ihm die Sprache, endlich antwortete er ihren dringenden Fragen mit erſtickter Stimme: „Dort ruht das treuſte, redlichſte Herz! Aber es ſchlägt nicht mehr. Ach, Zuleima, jene Worte melden mir den Tod eines treuen Freundes!“ — Das weichmüthige Mädchen brach in Thränen aus, als ſie den Geliebten ſo tief bekümmert ſah. Er trat dem Grabmal wieder näher, und betrachtete die Namenszüge noch einmal mit tiefer Rührung. „Treuer Jean! Alſo hier ruhſt Du aus? Wer aber hat Dich beſtattet? Wo weilen die Freunde, die Dir dieſe letzte traurige Ehre erwieſen haben? Ach, vielleicht ſind auch ſie längſt erſchlagen!“

In der erſten heftigen Beſtürzung hatte Victor nur den Namen des Todten geleſen. Jetzt weilte ſein Blick mit Muße auf der einfachen Grabſchrift. Das Dämmerlicht der Höhle hatte ihn die nur undeutlich in den Stein geritzten Züge nicht ſogleich ganz entdecken laſſen. Nun erſt ſah er, daß noch mehrere

Worte auf dem Stein ſtanden. Mit Mühe las er weiter: „Am 14ten Junius 1830.“ — „Täuſch' ich mich! Iſt das nicht heut?“ Schnell überzählte er die Tage von dem Schiffbruch an bis auf den gegenwärtigen. „Heut! Der vierzehnte Junius iſt wahrlich heut!“ rief er. „O Gott, ſo entdecke ich vielleicht hier noch die Spur einiger mir theuren Freunde!“

Er betrachtete jetzt den Stein ſo aufmerkſam, als es die in der Höhle herrſchende Dämmerung zuließ. Unterhalb glaubte er noch Schriftzüge zu ſehn; allein es war ihm unmöglich, ſie zu erkennen. Leſen aber mußte er ſie. Er fragte Betty, ob es möglich ſey, Licht oder Feuer in die Höhle zu ſchaffen. Dieſe eilte ſogleich zu den beiden Arabern, und nach wenigen Minuten kehrte einer derſelben mit einem hell flackernden Holzſpahn zurück. Victor ergriff ihn, beleuchtete die Stelle, und mit dem Rufe: „Dank ſey Dir, allgütiger Vater im Himmel!“ ſank er auf die Kniee, — denn er hatte den Namen des Bruders geleſen!

Lange dauerte es, bevor er der tief bewegten Zuleima und der theilnehmenden Betty die Urſach ſeiner Freude zu erklären vermochte. Als er es end-

lich gethan, theilten ſie Beide die Wonne des brüderlichen Herzens.

„Alſo heut hat er noch gelebt! Er hat den treuen Jean beſtattet. Er weilt gewiß hier in der Nähe! Bald kehrt er vielleicht zurück! — Gütiger Himmel, welch' einen Balſam der Freude träufelſt Du in die tiefe Schmerzenswunde, die Du mir eben geſchlagen! O Allgütiger, vergieb mir, wenn ich nicht mehr weiß, ob ich vor Schmerzen oder vor Freuden weine! denn Du miſcheſt ja Trauer und Seligkeit in den Tropfen deſſelben Augenblicks!" — —

Nach dieſen erſten heftigen Wallungen ſeines von tauſend Gefühlen überſchwellenden Herzens ergriff ihn zunächſt der Gedanke mit überwiegender Kraft, daß Adolph ganz in der Nähe ſeyn, und wahrſcheinlich bald zurückkehren müſſe. Er ſorgte nur, daß er vielleicht aus irgend einem Verſteck die neuen Bewohner der Höhle geſehn habe, und, da er ſie für Eingeborne halten mußte, deshalb fern von ſeiner Behauſung bleiben würde. Dies beunruhigte ihn ungemein. „Gütiger Himmel!" rief er aus; „Du haſt uns bis hieher ſo wunderbar beſchützt! O führe jetzt die brüderlich ſchlagenden Herzen zuſammen! Vollende was Du ſo gnadenreich begonnen haſt!"

Voller Unruhe verließ er die Höhle und spähte rings umher; nur der Gedanke, daß er Zuleima's und Betty's Leben in Gefahr bringe, konnte ihn von weiteren Nachforschungen abhalten.

Die Sonne ging unter; Adolph zeigte sich nicht. Victor wagte es sogar, laut den Namen des Bruders zu rufen — vergeblich! Tief betrübt, da er Den, der ihm der Liebste auf der Erde war, so nahe vermuthen mußte, und sich doch nicht mit ihm vereinigen konnte, kehrte er endlich in die Höhle zurück. Hier hatten sich die beiden führenden Beduinen schon eingefunden, und meinten, daß jetzt die günstigste Zeit des Aufbruchs sey, wenn man Sidi-Ferruch mit Tagesanbruch erreichen wolle.

Victor wußte nicht, was er thun sollte. Herz und Pflicht zogen ihn gleich stark nach beiden Seiten. Endlich faßte er den Entschluß, den Weg fortzusetzen, da er sonst noch einen ganzen Tag in der Höhle hätte bleiben müssen, wodurch er Zuleima und Betty, so wie sich selbst, der größesten Gefahr auszusetzen fürchtete. Und hatten sie ihn nicht gerettet? Mußte er nicht für sie die nächste Sorge tragen? Traurigen Herzens entschloß er sich daher, die Höhle zu verlassen.

Während das Kameel aufgezäumt und herbeigeführt wurde, sann Victor darüber nach, wie er dem Bruder, falls er in die Höhle zurückkehre, Nachricht geben könne. Sollte er Worte in den Stein ritzen? Diese waren leicht zu übersehn und auch die Zeit dazu zu kurz. Schreibmaterial aber fehlte ihm gänzlich! Da fiel ihm ein, daß Zuleima die Schreibtafel ihres Vaters besitze. Er jauchzte innerlich vor Freuden darüber, daß ihm dieses Hülfsmittel zu Gebot stehe. Schnell bat er sie darum, riß ein Blättchen weißen Papiers heraus und schrieb darauf mit dem dabei befindlichen Bleistift die Worte:

„Bruder! Die wunderbarste Schickung führte mich hieher. Ich muß aufbrechen nach Sidi-Ferruch, wo heut die Unsrigen gelandet seyn müssen. Suche auch Du dorthin zu flüchten. Erreichen wir Beide das Lager, so verheiße ich Dir eine Fülle glücklicher Entdeckungen. Dein Victor.

Am 14. Junius 1830, bei Sonnen-Untergang."

Dieses Blatt befestigte er so, daß es auffallend in die Augen springen mußte, in dem Kranz über Jean's Gruft.

Da kam ihm der Gedanke: „Wie, wenn du das treue Antlitz des wackren Gefährten noch einmal sehen

könntest?" Er sah, daß die Höhlung nur leicht mit Moos und Steinen zugesetzt war. Vorsichtig hob er einige derselben heraus, dann mehrere, und in wenigen Minuten war die Oeffnung so groß, daß er das Innere der Gruft übersehn konnte. Er zündete einen zweiten Holzspahn an, und leuchtete in die dämmernde Höhle hinein. Siehe, da lag der treue Bursch mit seinem redlichen blassen Antlitz vor Victor's Augen; ein stilles Lächeln schwebte auf den ruhigen Zügen. Victor betrachtete sie wehmüthig. Auch Betty und Zuleima traten heran. „Ja wahrlich, er ist's!" sprach diese, und blickte das Antlitz des Todten gerührt an. „Er ist's?" fragte Victor, „und kennst Du ihn?" — „Neben Dir stand er, als ich Dich zuerst sah," erwiederte Zuleima; „er sprach auch englische Worte!"

Erst jetzt fiel es Victor wieder ein, daß Jean der Erste gewesen, der seine Blicke auf Zuleima geleitet hatte. Es rührte ihn tief, daß auch sie sich seiner Züge erinnerte. — „Arme Tony," sprach er dann — „nun sind Deine Lebensfreuden eben so entflattert wie Deine Bänder!"

Sanft legte er die Hand auf des Todten kalte Stirn und sprach: „Gott schenke Dir Deinen Lohn

dort, guter, redlicher Freund!“ Und warme Thränen rollten ihm über das Antlitz.

Die Zeit drängte. Er ließ ab von dem Hingeschiedenen. In kurzer Zeit war die Grufthöhle wieder bedeckt und die Spalten mit Moos gefüllt.

Das aufgezäumte Kameel ſtand vor dem Eingange der Höhle. Zuleima, Betty und Victor beſtiegen es und die gefährliche Nachtwanderung begann.

Der Pfad führte durch den ſeichten Fluß hindurch, jenſeit die Anhöhe hinauf, welche Adolph ſo oft erſtiegen hatte. Der dämmernde Abendhimmel war ſternenklar; die Nacht verſprach ſo ſchön zu werden wie die geſtrige. Der Weg nach Sidi-Ferruch führte ſie quer durch das Land. Nachdem ſie etwa eine Stunde breites ebnes Feld durchwandert hatten, kamen ſie wieder an ein ähnliches Thal, wie das, in welchem ſie den Tag zugebracht; ſie mußten auf der einen Seite hinab, durch den unten ſtrömenden Fluß hindurch, und auf der andern hinauf. Abermals nach einer Stunde befanden ſie ſich wiederum an einem ſolchen tief eingeriſſenen Thal, deſſen Wände ſo ſteil waren, daß der Weg hinab äußerſt gefährlich wurde. Ohne Hülfe der Beduinen, die

jeden Schritt hier genau kannten, möchte es unmöglich gewesen seyn, ihn bei Nacht zu wagen.

Als sie auch dieses Thal hinter sich hatten, erklärten die Beduinen, daß der schwierigste Theil des Weges zwar zurückgelegt sey, daß man aber von nun an darauf gefaßt seyn müßte, streifenden Türken und Arabern zu begegnen, indem man die südlich von Algier gelegene Ebene Metidjah erreicht habe, über welche alle Hülfstruppen, die aus dem Innern noch erwartet würden, heranzögen. Es war nicht zu erwarten, daß sie zwei Frauen, die sich für Landeseingeborne ausgeben durften, da sie der Sprache völlig mächtig waren, anhalten würden. Allein im Fall Victor angeredet wurde, konnte leicht Alles verrathen werden. Man nahm daher zu einer List die Zuflucht. Betty verband ihm das Haupt mit Tüchern, die sie, um die Täuschung vollkommner zu machen, mittelst des Saftes einiger am Wege wachsender Waldbeeren theilweise roth färbte, als seyen Blutflecken darin. So wollte man ihn für einen schwer Verwundeten ausgeben, der nicht im Stande sey, zu sprechen.

Lächelnd ließ sich Victor die Verkappung gefallen, obwohl er sich eines gewissen drückenden Gefühls, in

Gegenwart von Frauen, die er schützen sollte, den Beschützten und Hülflosen vorstellen zu müssen, nicht erwehren konnte.

Betty war so vorsichtig, den führenden Beduinen ihre Versprechungen, im Fall sie das Lager der Franken glücklich erreichen würden, zu erneuern.

Nunmehr trat man den Weg durch die Ebene an. Diese erstreckt sich in einer Länge von fast dreißig, und in einer Breite von sechs bis sieben Stunden südlich an den Gebirgen hin, die sich zunächst an der Küste entlang ziehen, und bald mehr, bald minder tief in das Land hineinstreifen. Bisher war Victor aus denselben noch nicht herausgekommen, wiewohl der Weiler, in welchem Zuleima wohnte, ziemlich an der äußersten Grenze dieser Gebirge im Innern des Landes lag. Nunmehr betrat man den reizendsten und fruchtbarsten Theil des Gebiets von Algier. Zwar verbarg die Nacht unsren Wanderern den Anblick dieses Paradieses, doch erkannten sie die Fruchtbarkeit und den Reichthum des Bodens an unzähligen Zeichen. Denn bald führten sie die Feldpfade, welche sie einschlagen mußten, zwischen hohen Reisfeldern dahin, deren Halme bis über den Rücken des Kameels emporragten, bald kamen sie durch Oli-

ven- und Orangen-Gebüsche, und athmeten den süßesten Duft der Blüthen und Früchte ein, die sich bei dem ewig neu hervorquellenden Reichthum dieser Natur in steter Mischung fanden. Hier dehnte sich ein breiter Weingarten aus, in dem schon jetzt die Trauben zu reifen begannen; und doch fand im Schatten der Blätter die Melone noch Wärme genug, um sich zur schönsten Fülle zu ründen und gewürzige Düfte auszuhauchen. Dort erhob sich ein breitblättriger Feigenbaum, der seine Aeste über einen Raum hinstreckte, auf dem hundert Mann hätten lagern können; und die Zweige beugten sich, von der Schwere der riesenhaften und unzähligen Früchte belastet, bis tief auf den Boden herab, so daß sie die kühlste Laube bildeten. Jetzt wurde das Ohr durch ein angenehmes Rauschen und Murmeln überrascht; ein Quell sprudelte aus seinem schöngefaßten Becken im klaren Silberstrahl empor, und ergoß sich in schlängelnder Krümmung durch das Grün einer von tausend Blumen überdeckten Matte, die mit ihren Düften die laue Luft erfüllten.

„Welch' ein reizendes Land!" rief Victor aus. Und gleicht es nicht, dachte er für sich weiter, unter der Herrschaft dieser Barbaren, dem schönsten Körper,

deſſen Seele aber in den dumpfen Banden des Wahnſinns ſchmachtet? — Er drückte Zuleima ſanft an das Herz, und ſeine Bruſt war voll dankbarer Empfindungen, daß er dieſes holde Weſen dem unnennbaren Verderben, das über ihr geſchwebt hatte, entreißen, und ſie dem Glück eines freien, mit allen Segnungen des bewußten Geiſtes umblühten Daſeyns, welches ihr an der Lebenswiege verheißen war, zurück geben konnte.

Nur noch wenige Stunden der Gefahr lagen zwiſchen dem heiß erſehnten Augenblick, wo man das Ziel erreicht haben würde. Nur noch eine kurze Nacht, und die Sonne leuchtete für immer!

An dem ſchallenden Tritt des Kameels bemerkte Victor jetzt, daß man auf einer gepflaſterten Straße fortzog. Es waren die Trümmer einer aus den Zeiten des römiſchen Beſitzes übrig gebliebenen Kunſtſtraße.

Nicht lange blieb man jedoch in der Richtung derſelben, denn bald ſchlugen die Araber wieder einen Feldweg ein; und vielleicht zum größeſten Glück, denn kaum einige hundert Schritte mochte man auf demſelben zurückgelegt haben, als man an dem Schall vieler Hufe einen Trupp Reiter erkannte, welcher die eben verlaſſene Chauſſee hinunterſprengte.

Es war jetzt Mitternacht vorüber. Noch hatte nichts die Flüchtigen beunruhigt; nur in der Ferne hatte man bei einigen Weilern, die man weit umging, Lagerfeuer und Gestalten bei denselben gesehn. Schon war man über die Höhe von Algier hinaus, und nahte sich der Moschee Tigisis, welche, am Zusammenfluß zweier Bäche gelegen und mit kühlen Springbrunnen versehn, gewöhnlich der Ruheplatz wandernder Araber ist. Die führenden Beduinen beschlossen, sie, obwohl man dadurch einen kleinen Umweg machte, von der Südseite zu umgehn, weil sie dadurch die Lagerstellen der Araber zu vermeiden hofften. Zwischen hohen Reisfeldern zog man still dahin. Nach wenigen hundert Schritten aber endigten dieselben, und man befand sich in einer Kräuterebene, die rings einen freien Blick in die Umgegend gestattete. Hier sah man von allen Seiten Feuer angezündet. Es waren die der Araber, welche sich, gestern durch die landenden Franzosen geschlagen, bis hierher zurückgezogen hatten.

Bis Sidi-Ferruch hatte man nur noch drei Stunden durch die Gebirge zurückzulegen. Es ließ sich nicht vermeiden, mitten durch die gelagerten Araber hindurchzuziehn. Diese erwachten häufig, beobachteten den Zug, nahmen aber kein Arges daran. Indeß

fühlte Victor, wie Zuleima an seiner Seite zitterte; und er bebte mit ihr, für sie.

Ein türkischer Befehlshaber kam ihnen mit mehreren Reitern entgegen. Er fragte, wohin der Zug gehn solle. „Wir führen die Weiber des Beduinenhäuptlings Hiassar," antwortete der eine der Führer, „er selbst sitzt schwer verwundet auf dem Rücken des Kameels."

„Aber wo wollt Ihr dorthin? Und woher kommt Ihr? Der Feind ist vor Euch."

„Wir haben bei Tigisis nicht Raum gefunden, den Kranken zu pflegen; jetzt wollen wir nach Staouch in die Hütte seines Stamm-Verwandten!"

„So geleite der Prophet Eure Schritte," sprach der Muselmann, „denn die Pfade sind unsicher, wenn Ihr wieder in das Gebirg müßt."

Grüßend ritt er vorüber.

Die Reise dauerte auf diese Art zwei peinliche Stunden. Oft wurden die Flüchtigen angesprochen, begrüßt; doch Niemand hielt sie auf.

Der Morgen dämmerte; man konnte schon die Gegenstände rings umher unterscheiden. Eine Anhöhe lag vor den Reisenden. „Haben wir die Gipfel des Hügels erreicht," sprach der Führer, „so liegt Sidi-

Ferruch vor uns, und in der Stille des Morgens hören wir die Wellen des Meeres.“

Victor's Herz schlug heftig vor Freude. — Mit gleichmäßig langsamem Schritt stieg das starke geduldige Thier, welches die Wandernden trug, die steile Anhöhe hinan. Jetzt war man dem Gipfel nahe, — man hatte ihn erreicht. Da lag im bläulichen Schein der Dämmerung die ungeheure Flotte, mit dem dichten Wald der Masten, still und majestätisch auf dem grauen Rücken des Meeres gelagert, vor ihren Blikken da. Am Ufer auf den sandigen Dünen dehnten sich die weißen Zeltreihen des Heeres aus, und im Morgenwinde flatterten die Fahnen Frankreichs.

Bei diesem Anblick schlug Victor's Herz froh und stolz empor! Heilige Thränen der Freude stürzten aus seinen Augen; er hob die Arme gen Himmel auf, und rief: „Dank Dir, Allgütiger, für Deine Gnade!“

Zuleima betete still mit ihm; Betty, die, nach funfzehn Jahren des Jammers, endlich den Tag der Rettung vor sich sah, weinte laut vor Freude und Rührung.

Zwischen den Flüchtigen und dem französischen Heere lag, am Abhange des Berges, noch ein dichtes Gebüsch. Da man auf beiden Seiten des Hügels

Beduinen gelagert ſah, ſo zweifelte man nicht, daß auch in jenen Büſchen ſich Trupps derſelben verſteckt halten würden. Der Weg hindurch war der gefährlichſte, den die Flüchtigen in der ganzen Nacht zu nehmen hatten; denn wie ſollte man jetzt den forſchenden Beduinen antworten? Die Führer ſchienen zaghaft zu werden. Betty erneuerte daher auf Victor's Erinnerung die Verſprechungen, und erhöhte den verheißenen Lohn noch. So entſchloſſen ſie ſich endlich, das Wageſtück zu beginnen. — Bald war man im Gebüſch. Wider Vermuthen traf man keine Beduinen darin gelagert. Unter ängſtlichem Pochen des Herzens drang man weiter und weiter darin vor, immer den Abhang des Berges hinab. Schon lichtete ſich der Wald; in wenigen Augenblicken mußte man die Sanddünen, die ſich von dort in Hügeln bis zur Küſte frei hinabzogen, erreicht haben. Jetzt war man im Freien. Dreihundert Schritt vor ſich erblickte Victor eine franzöſiſche Vedette. „Nur noch eine Minute beſchirme uns, allmächtiger Himmel, und wir ſind gerettet!“

Er riß jetzt das Tuch vom Haupte, und trieb die Führer an, vollen Laufs auf das Lager zuzueilen, indeß er ſelbſt mit dem weißen Tuche winkte.

Die Schildwacht, welche nicht wußte, was der Zug bedeuten ſolle, und durchaus vermuthen mußte, es ſey etwas Feindliches dabei im Werke, feuerte ihr Gewehr ab, und rief ſogleich zu den Waffen. Zum Glück aber pfiff die Kugel dicht an Victor vorbei. Er hieß die Frauen ebenfalls mit ihren Tüchern wehen, und rief der Schildwacht, die ſchon wieder lud, ſo laut er konnte zu: „Es lebe der König von Frankreich!“

Indeß war es auf den Schuß und den Ruf der Vedette im Lager lebendig geworden, und das nächſte Piquet zeigte ſich in Waffen. Auf das Winken mit den Tüchern gab der befehligende Offizier jedoch ein Zeichen, nicht zu feuern. In demſelben Augenblick ſtieß Zuleima, die ſich umgewendet hatte, einen Schrei des Entſetzens aus. Victor blickte zurück und ſah mit der Schnelligkeit des Sturmwindes einen Trupp türkiſcher und beduiniſcher Reiter, die eben aus einem Seitengebüſch hervorgebrochen waren, heranſprengen. Die führenden Araber ließen bei dieſem Anblick die Zügel des Kameels los, und rannten vollen Laufs gegen das franzöſiſche Lager zu. Der Offizier des Piquets ließ anlegen und feuerte auf den Trupp der Reiter, welche ſchon dicht an den Flüchtigen waren.

Dieſe ſchoſſen auch ihrerſeits, nach der Gewohnheit der Araber, mitten im Reiten. So befanden ſich die Flüchtenden zwiſchen zwei Feuern zugleich. Da rief Betty plötzlich aus: „Es iſt Osraim und Abukan!“ und zu gleicher Zeit ſchwang ſie ſich von dem Rücken des Kameels auf den Boden, in der Abſicht, dem Beiſpiele der beiden Führer zu folgen. Victor umfaßte die zitternde Zuleima, und ſprang mit ihr zugleich herab, ſank aber, matt und ſchwach, wie er durch ſeine Wunde war, ſogleich in die Kniee. Zuleima warf ſich über ihn, und verließ ihn nicht.

Die franzöſiſchen Soldaten waren gleich nach der erſten Salve im vollen Lauf herangeſtürzt; noch ſchneller als ſie aber auch Abukan und Osraim und mehr als zwanzig beduiniſche Reiter. Victor und Zuleima ſahen ſich plötzlich von dieſen, deren einige von den Roſſen ſprangen, umringt und hinweggeriſſen. Jetzt aber drangen die Franzoſen, den Offizier an ihrer Spitze, mit dem Bajonett auf die Araber ein. Abukan führte einen ſcharfen Säbelhieb gegen das Haupt des Offiziers, daß dieſem der Czako herabſtürzte. Da erblickte Victor ſein Angeſicht, es war Eduard. „Eduard! Rette mich und Deine Schweſter!“ rief er mit der heftigſten Anſtrengung, und ſtreckte die Arme

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

nach ihm aus. Dieſer hörte die vaterländiſchen Worte, erkannte den Freund, ſah wie er hinweggeriſſen wurde. — „Folgt mir, Freunde!“ rief er den Seinigen zu, und drang vorwärts wie ein junger Löwe. Abukan ſchwang den Säbel zum zweitenmal über Eduard's Haupt; aber dieſer durchrannte ihn mit dem Degen, ſtürzte mit unaufhaltſamer Kraft auf die Araber ein, welche Victor und Zuleima umringt hatten, und brach ſich eine Bahn in den dichten Kreis derſelben; die Grenadiere drangen ihnen nach, die Feinde ſtürzten unter den Stichen ihrer Bajonette, wankten, verloren den Muth, ließen ihre Gefangnen los und flüchteten vollen Laufs. In wenig Augenblicken waren die Geretteten von den ſiegenden Freunden beſchirmend umringt, und Victor und Eduard lagen einander in den Armen.

Ende des erſten Bändchens.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Ff. 2654

Die Juliustage.

Eine Novelle

von

Ludwig Rellstab.

Erster Theil.

Berlin,
bei Friedrich Laue.

1831.

Algier und Paris

im Jahre 1830.

Zwei Novellen.

Zweiter Band:

Die Juliustage.

Erster Theil.

Institut für Publizistik
und Zeitungswissenschaft
Philosophische
Fakultät
Universität Leipzig
1446/5827 b

Erſtes Kapitel.

Wie man nach Vollendung einer langen mühſeligen Arbeit geneigt iſt, ſich eine Zeit lang der freieſten, ſorgloſeſten Muße zu überlaſſen, bis der innere Drang nach Thätigkeit mit neuer Stärke erwacht, und uns wieder in ein regſames Wirken hinein treibt, ſo erging es Adolph jetzt in der beglückenden Ruhe nach ſo langen Stürmen. Die Tage der Arbeit, der Drangſal und Gefahr, die er in Afrika verlebt, hatten ſeine Luſt und Kraft zu Thaten und Abentheuern auf eine Zeit lang erſchöpft, und er genoß der ſeligſten, erquickendſten Zeit in dem ſtillen ländlichen Aufenthalt zu Toulon, den ihm Leontinens Liebe zu einem Zaubergarten, ohne Mühen und Sorgen ſchuf. Nur wie an ſchönen, warmen Tagen bisweilen ein leiſer Donner daran erinnert, daß ein Ungewitter heraufziehen könnte, oder

wie in milden Sommernächten fernes Wetterleuchten die ſanfte Ruhe des Nachthimmels unterbricht, ſo fliegen in der Seele des Glücklichen von Zeit zu Zeit die leichten Schatten trüber Gedanken auf. Victors Schickſal war es, was ihn beunruhigte; doch lebte in ſeiner Seele ein Strahl der Hoffnung, der, ſo bedenklich die Umſtände waren, keiner dauernden Sorge oder Betrübniß die düſtre Herrſchaft geſtattete. In ſeiner Liebe beſaß er ein ſo großes, ſo unendliches Glück, daß die möglichen Verluſte anderer Art ihn nicht aus dem Himmel ſeiner Gefühle zu ſchrecken vermochten. Zwar warf er ſich es bisweilen in der Stille der einſamen Nächte heftig vor, daß ſein Herz zu wenig bei ſeinem Bruder ſey; allein wer, der jemals die Gefühle überſchwänglichen Glückes genoſſen hat, möchte ihn richten oder ſchuldig finden? Pflichten und Empfindungen ſtehen ſo oft im Widerſpruch mit einander; zufrieden mag der ſeyn, deſſen Thaten ſich nach dem ſittlichen Geſetz richten. Wer will dem Herzen, das eben ſo heiligen, unmittelbaren Naturgeſetzen folgt, Vorwürfe machen?

Am dritten Tage nach Adolphs Ankunft auf dem Landhauſe ſeiner künftigen Mutter war Tony beſtattet worden. Eine ſchmerzlich rührende Feier. Viele junge

Mädchen hatten die so jung dahin Geschiedene begleitet; sie besaß die Liebe Aller. Im weißen Todtenkleide, mit dem Myrthenkranz im Haar, glich sie einer sanft schlummernden Braut. Die schwarze Hülle des Sarges schloß sich über der Lieblichen; sie wurde in die kühle Gruft hinab gesenkt. Trauernde Gespielinnen streuten Blumen auf das Grab. Leontine stand sanft weinend an der Seite ihres Freundes und ihre Seele war gerührt von Dank und Schmerz zugleich. Wie wuchs das Glück ihrer Liebe dem düstern Bilde des fremden, traurigen Geschicks gegenüber, das sie wie aus einem schwarzen Hohlspiegel anblickte, in dessen Tiefe die Gebilde des Lebens sich verdunkeln, aber vergrößern!

Ein stiller, warmer Junius-Abend folgte dem Begräbniß-Nachmittage. —

Die Mutter war nicht bei der Bestattung zugegen gewesen; das Brautpaar kehrte zu ihr zurück, und Leontine begrüßte sie mit einer weichen, wehmüthigen Umarmung. Allein sie fand dieselbe heiterer, als sie vermuthete. Die Ursach davon lag vor ihr auf dem Tisch. Es war ein Brief des Seepräfekten aus Toulon, der ihr in aller Kürze die Nachricht gab, daß Victor zwar verwundet sey, aber nicht gefährlich, und

daß sein Leben durch die Haftung mehrerer türkischer Vornehmen für ihn gesichert werde. Capitain Assigny hatte dies nach den Aussagen gemeldet, welche ihm von denjenigen seiner Schiffsleute zugekommen waren, die zuletzt unter Victors Führung gestanden hatten, Zeuge seiner Verwundung gewesen, und in Folge jenes Gefechts nach Algier gebracht worden waren, wo sie das strenge Gefängniß ihrer Kameraden theilten.

„So hat mich meine Ahnung nicht getäuscht!“ rief Adolph aus. „Ich wußte, er würde leben! O daß er erst zurückgekehrt wäre!“

Es war dem liebenden Bruder, als sey ihm eine schwere Last von der Seele genommen, als habe er nun erst das volle Recht erlangt, sich seines eigenen ursprünglichen Glückes zu erfreuen.

„Auch für Dich, lieber Adolph,“ sprach Frau von Clermont, „ist ein Brief hier!“ und übergab ihm ein versiegeltes Schreiben, dessen Aeußeres es sogleich als ein dienstliches zu erkennen gab.

„Dienstsachen!“ rief Victor, „sie werden nichts sonderlich Erfreuliches enthalten.“

Er öffnete und las.

„Das Ungewitter droht noch unbestimmt,“ sprach er lächelnd, „vor der Hand befehlen mir diese Zeilen

weiter nichts, als mich morgen zum Seepräfekten zu verfügen, um dort meine weiteren Bestimmungen zu empfangen."

„Du wirst doch nicht schon wieder fort müssen?" fragte Leontine mit ängstlicher Miene. Es erschien ihr förmlich als eine Grausamkeit, daß man Jemand, der kaum den drohendsten Gefahren entronnen war, aus dem sichern Hafen der Ruhe und des Glücks wieder mitten in die klippenvolle Brandung des Lebens hinausstoßen wolle.

„Es ist zwar möglich, beste Leontine," entgegnete Eduard mild, „aber nicht eben wahrscheinlich. Die Offizierstellen auf allen hier liegenden Schiffen sind mehr als besetzt; ich kann kaum glauben, daß man schon einen neuen Platz für mich gefunden haben sollte. Indeß ist der Dienst des Seemannes mannigfaltiger Art, und ich erhalte vielleicht hier in Toulon eine Beschäftigung. Dies ist mir wenigstens das Wahrscheinlichste."

„O das wäre schön!" rief Leontine lebhaft, „dann könntest Du recht lange und noch sorgenloser hier bei uns verweilen, als wenn Du, ganz unbeschäftigt, jeden Augenblick einen Befehl fürchten müßtest, der dich vielleicht weit übers Meer schickt."

Adolph lächelte, und blickte dem holden Mädchen gerührt in das froh glänzende Auge. Auch sie heftete einen jener unbeschreiblichen Blicke, die aus der tiefsten Seele hervorzudringen scheinen, auf ihn; dann sank sie plötzlich in Thränen ausbrechend an seine Brust, umschlang ihn heftig, und rief: „Noch kann ich's nicht glauben, daß Du es selbst bist, der vor mir steht! Ach wenn das Alles ein Traum wäre, und ich wieder zu jenen schrecklichen Qualen erwachen müßte! Aber nein, Du bist's, Du lebst, Du athmest, und Dein Herz schlägt an dem meinen! O mein Freund! Trenne Dich nicht von mir! Ich fühle es, ich würde die Angst nicht überleben! Bleibe bei mir! Giebt es denn keine Stimme der Pflicht, die für mich spräche? Kann Dein Thun denn irgend wo so viel Glück, so viel Freude und Heil stiften, als Du diese Brust mit namenlosen Schmerzen erfüllen würdest?" — — —

Adolph antwortete nichts. Er küßte dem geängstigten Mädchen die Thränen von der Wange, und hielt sie fest in seinen Armen. In seiner Seele war kein Tadel ihres Empfindens. Was hatte nicht an ihrem armen Herzen gestürmt, und es gewaltsam erschüttert? Der bitterste Verlust, das seligste Wiederfinden, die Liebe in ihrem zerreißendsten Schmerz,

in ihrer höchsten Seligkeit; so eben die ernste, rührende Feier des Todes; und die Hoffnung, die Zukunft, die Erinnerung, die Gegenwart, und zu dem Allen das weiblich schöne Loos, daß die Liebe ihre Brust zugleich als höchste Pflicht und als höchstes Glück erfüllte — o sie empfand so menschlich, heilig, schön! Sie wurde ihm in dieser holden Verwirrung auf den vielfach verschlungenen Wegen der Lebenspflichten so theuer, so groß! Er sah richtig in dieser scheinbaren Schwäche die wahre Stärke und Größe ihrer Seele. Denn die Kraft des Herzens gleicht der Tiefe seines Empfindens!

Auch die Mutter schwieg, und liebkoste die Tochter sanft tröstend.

Nach einigen Minuten besänftigte sich diese heftige Wallung, und die Ruhe kehrte in Leontinens Brust zurück. Sie lächelte über sich selbst, wie Jemand, der sich von einem leeren Schattenbilde hat täuschen lassen. Aber sie sprach nicht darüber, sondern erwartete, daß der Geliebte, daß die theure Mutter sie verstanden haben würden. Wahrlich sie irrte nicht.

Die Nacht hatte sich schon sanft umhüllend herabgesenkt; die freundliche Flamme des Lichts zog den

vertrauten Kreis der drei liebenden Seelen dichter zusammen.

Adolph, um Leontinens Gemüth von den trüben Vorstellungen der Zukunft abzuziehen, begann eine geordnete und ausführliche Erzählung seiner Erlebnisse seit der Abreise von Toulon. Denn bisher hatte er zwar alles Wichtige, jedoch nur einzeln und ohne genauere Schilderung berichtet. Mit bangendem Herzen folgte die Geliebte jetzt dem lebhaft Erzählenden aus einer Gefahr in die andere, und erfreute sich mit ihm jeder neuen Rettung. In seinen Abentheuern, in der Gewandtheit, dem Muth, womit er sie bestanden, schien ihr Adolph bedeutender, würdiger, männlicher; sie war stolz auf ihn, und durfte es seyn. In Gedanken verglich sie seine seltsamen Erlebnisse den Irrfahrten des Odysseus, oder den Abentheuern irgend eines Helden romantischer Mährchen. Ihr dichterisches Gemüth schmückte den Geliebten mit jeder Tugend und Kraft aus, und sie war glücklich in dem weiblichen Staunen, das sie über so viel wechselnde Schicksale, wo die Lebensbahn stets an gefährlichen Abgründen dahin streifte, empfand.

Schüchtern aber zärtlich schmiegte sie sich dichter an ihn, wenn das Feuer seiner Darstellung ihn mitten

in die Schrecken des Meeres oder an die unwirthbare Küſte der Barbaren, und in die feindlich aufſtürmenden Schaaren der Beduinen führte.

Sie blickte horchend zu ihm auf, und umſchlang ihn dabei ſanft mit dem weichen Arm, als wollte ſie ſich ſeines Beſitzes, ſeines Bleibens feſter verſichern. Mit tiefer Rührung vernahm ſie den Tod ſeiner wackern Gefährten, und endlich den des treuen Jean! Wie empfand ſie mit ihrem Freunde die Tiefe, und die Einſamkeit ſeines Herzens nach dem Hinſcheiden des letzten Genoſſen ſeiner trüben Schickſale in jener rauhen Wüſte! Wie dankbar erglühte ihr Gemüth gegen den allmächtigen Lenker menſchlicher Geſchicke bei der endlichen Rettung durch die Landsleute und Gefährten!

Die Mutter begleitete Adolphs Erzählungen mit gleichem Antheil; eine wehmüthige Erinnerung beſchlich oft ihr Herz dabei. Denn ſie gedachte der ſchönen Zeit, wo ihr eigener Gatte, wenn er nach Jahren der Thaten und Gefahren auf wenige Tage in die trauliche Ruhe des häuslichen Heerdes zurückkehrte, der liebenden Gattin Bericht von den wechſelnden Ereigniſſen ſeines viel bewegten Lebens gab.

Mitternacht hatte ſie in dieſem trauten Verweilen überraſcht. Man mußte ſich endlich trennen. Doch

das Bild des Geliebten und seiner Schicksale begleitete Leontinen in ihren Träumen, und auch er sah den holden Engel, der ihm das Leben versüßen sollte, an seiner Seite.

Zweites Kapitel.

Der Morgen war angebrochen. Adolph rüſtete ſich, um ſogleich nach Toulon zu dem Seepräfekten zu eilen, der ihn in der Frühſtunde erwartete. Es war ihm ſelbſt daran gelegen, ſich ſchnell Gewißheit über ſeine nächſte Beſtimmung zu ſchaffen; denn daß auch er einer Trennung von Leontinen mit Betrübniß entgegen ſah, war bei allem Eifer für ſeinen Stand, bei allem männlich ehrenvollen Pflichtgefühl, dennoch ſehr natürlich.

Es war noch früher Morgen. Leiſe verließ Adolph ſein Gemach, und ſchritt durch das ſtille Haus. Als er im Garten unter Leontinens Fenſter vorbei kam, und die geſchloſſenen Jalouſieen ihm zeigten, daß ſie noch ſchlummere, pflückte er ſchnell einen Strauß friſch bethauter Roſen, und legte ihn zwiſchen die Blumen-

töpfe auf das Gesims ihres Fensters, damit sie beim Erwachen und Oeffnen gleich einen Gruß seiner Liebe vorfände. Dann verließ er den Garten, und ging raschen Schrittes am Ufer des Meeres nach Toulon hinein.

Er fand den Seepräfekten schon in voller Thätigkeit; im Vorzimmer warteten bereits mehrere Offiziere und Beamte auf seine Befehle. Endlich wurde auch er vorgelassen.

„Sie werden böse seyn, mein junger Freund," redete er Adolph an, „wenn ich Sie, der Sie kaum den Stürmen der See und dem Schwerdte der Barbaren entronnen sind, schon wieder aus Ihrer angenehmen Muße reiße, um Sie mitten in das Getreibe des Dienstes zu stürzen. Allein die Umstände fordern es."

„Ich weiß meiner Pflicht jedes Opfer zu bringen," entgegnete Adolph. „Wohin bin ich bestimmt?"

„Diesmal wird die Reise keine eben gefährliche seyn; es geht nach Paris."

„Ich erstaune," sprach Adolph, „diesen Ort würde ich von allen in der Welt am wenigsten vermuthet haben."

„Ist er Ihnen gleich der überraschendste,“ entgegnete der Präfekt verbindlich, „so wird er Ihnen hoffentlich nicht der unangenehmste seyn. Der Minister meldet mir, daß durch den Tod eines Offiziers, der im Admiralitäts-Rath arbeitete, eine Stelle offen geworden sey, die man bei den jetzigen sehr dringenden Geschäften möglichst schnell durch einen Offizier von Sachkenntniß, der zugleich die Feder zu führen weiß, besetzen müsse, und trägt mir auf, ihm hier aus Toulon einen tauglichen Arbeiter zu senden. Wenn gleich ich weiß, daß Ihnen ein kriegerischeres Amt lieber wäre, so fehlt es mir doch im Augenblick an Jemand, durch den ich Sie ersetzen könnte. Und überdies habe ich, aufrichtig gestanden, dabei ein wenig für Ihre liebenswürdige Braut Bedacht gehabt. Sie hat kürzlich so schwere Leiden überstehn müssen, daß ich, wo es sich mit dem Dienst des Königs vertragen mag, ihr einen neuen Kampf gern ersparen wollte. Auf die See begleitet ihr Herz Sie nur mit tausend Aengsten hinaus; nach Paris — die Gefahren sind da freilich nicht geringer,“ brach der Präfekt lächelnd den Gang der Phrase ab, „indeß sie sind von der Art, daß eine zärtliche Braut Sie vielleicht selbst in Obhut nehmen kann.“

Adolph verbeugte sich lächelnd.

„Sie scheinen mir noch nicht ganz zufrieden, lieber Freund," fuhr der Präfekt fort; „Ihr kriegslustiger Sinn sucht entweder eine rühmlichere Laufbahn, oder die schnelle Trennung, denn morgen müssen Sie abgehn, ist Ihnen nicht genehm. Allein wer weiß, was den zweiten Punkt anlangt, ob ich nicht vielleicht binnen ganz kurzem genöthigt würde, Sie nach einer sehr entfernten Station, nach Madagascar oder Buenos-Ayres zu senden. Und dann habe ich Ihr Bestes dabei wohl in's Auge gefaßt. Sie sind jung, gewandt, haben so eben Abentheuer und Schicksale erlebt, die in Paris das allgemeinste Interesse erregt haben; zugleich waren dieselben so gefahrvoll, und Sie haben sie so rühmlich bestanden, daß Sie mit Ihrem Antheil an dem Ruhme der Expedition wohl zufrieden seyn dürfen. Ich kenne Paris. Man wird mit Fingern auf Sie zeigen. Das ist einer der Unglücklichen und Tapfern, die beim Schiffbruch des Silens und der Aventure in Afrika gestrandet sind, wird man rufen. Er hat furchtbare Abentheuer erlebt! — Man wird begierig seyn, Ihre Bekanntschaft zu machen, um Sie erzählen zu hören. So werden sich Verbindungen für Sie anknüpfen, die Ihnen in der

Folge nur vortheilhaft seyn können; Ihre Schicksale berechtigen Sie zu einer Art von Entschädigung, und auf diesem Wege, hoffe ich, werden Verdienst und Glück sich einmal vereinigen."

Adolph fühlte, daß der Präfekt ganz Recht hatte, und dankte ihm lebhaft für seinen sorgenden Antheil. „Nur das Eine," sprach er, „ist mir ungemein schmerzlich. Viele meiner wackern Gefährten haben bei dem unglücklichen Ereigniß den Tod gefunden. Andere, unter ihnen die ehrenwerthen Führer beider Schiffe, ja mein eigener Bruder sind in eine schmachvolle, schreckliche Gefangenschaft gerathen. Und ich, der ich nach einigen abentheuerlich zugebrachten Tagen auf das glücklichste gerettet worden bin, der ich jetzt alles Erlebte als ein wahres Glück, als einen ewigen Schatz für meine Erinnerung betrachten muß, sollte noch außerdem da ärnten, wo Andere so viel mühseliger arbeiten mußten?"

„Eine ehrenvolle Gesinnung, lieber Freund. Allein das Glück ist nun einmal nicht streng gerecht, und Sie werden seine böse Eigenschaft nicht bessern. Ueberdies hat man darauf gedacht, Ihren Unglücksgefährten ebenfalls jede Entschädigung zukommen zu lassen, zu der ihr Geschick sie berechtigt, und jede Belohnung,

die ihr verdienstliches Benehmen in der gefahrvollen, bedrängten Lage billigerweise für sie in Anspruch nimmt. Gehn Sie also mit Gott, und machen Sie sich keine Sorge über das Gute, was Ihnen der Himmel freiwillig auf Ihren Weg streut."

Mit diesen Worten reichte der Präfekt dem jungen Seemann freudig die Hand, und winkte ihm, nach Art bedeutender Geschäftsmänner, auf deren Zeit Viele Anspruch haben, den Abschiedsgruß zu. Adolph ging mit dankenden Worten und Blicken, und eilte sogleich hinaus, zu seiner Geliebten, um ihr möglichst schnell von seiner neuen Bestimmung Nachricht zu geben.

Er traf Mutter und Tochter zusammen beim Frühstück.

„Ihre fröhliche Miene, lieber Adolph, verkündet uns Gutes," rief ihm die Mutter, die ihn zuerst erblickte, zu; „nun, bleiben Sie bei uns?"

„Bleibst Du, Bester?" fragte Leontine, die ihm froh entgegen eilte, ebenfalls.

„Wenn ich auch nicht hier bleibe, beste Mutter, liebste Leontine," entgegnete Adolph, „so werden Sie doch mit meiner nächsten Bestimmung zufrieden seyn. Ich soll nach Paris."

„Nach Paris?“ fragte Leontine mit dem ſichtlichen Ausdruck betrübender Täuſchung in den ſchönen Zügen. „Doch wohl um bald hierher zurückzukehren, lieber Freund, nicht ſo?“

Adolph berichtete und erklärte die Art ſeines Auftrages. Leontine ſah wohl ein, daß er ehrenvoll, glücklich und gewiſſermaßen beſchirmend vor einer ferneren, längeren Trennung ſey; dennoch bedrängte dies ſchnell bevorſtehende Scheiden von dem kaum wieder gewonnenen Freunde ihr liebendes Herz ſo, daß ſie nur mit Mühe ihres Kummers Herr wurde.

Die Mutter bemerkte es, und gütigen Sinnes, wie ſie war, gedachte ſie ſogleich, der Tochter das Leid zu erſparen.

„Ich habe einen raſchen Entſchluß gefaßt,“ ſprach ſie, indem ſie aufſtand und zwiſchen beide Liebenden hintrat. „Warum ſollten wir einſamen Frauen das öde Haus behüten? Schon längſt habe ich auf eine Reiſe nach Paris gedacht, um Leontinen mit der Hauptſtadt bekannt zu machen; jetzt ſcheint mir der ſchicklichſte Zeitpunkt dazu.“

Sie hatte kaum die Worte vollendet, als Adolph ſchon ihre Hand ergriffen hatte und ſie feurig an die Lippen drückte, während Leontine ihr um den Hals

fiel und ihr gleichfalls den töchterlichen Dank in glühenden Küssen zollte.

„Vielleicht," sprach die Mutter zu Leontinen, „ist niemals eine Reise nach der weltberühmten Hauptstadt Frankreichs so wenig um dieser selbst willen gethan worden, als Du sie antreten wirst. Allein Ihr müßt mein Entgegenkommen nicht überschätzen. Schon längst hätte ich meinen Oheim Deformery in Paris besuchen sollen, und Eure vielleicht nahe bevorstehende Verbindung macht überdies eine Aenderung in den Verhältnissen meines Vermögens nöthig, um derentwillen ich sogar nach der Hauptstadt reisen müßte, selbst wenn ich nicht wollte. Es fügt sich jetzt Alles auf's glücklichste zusammen. Wir werden Familienpflichten erfüllen, Geschäfte abthun, und zugleich unser eigenes Glück befördern."

Welch eine Freude war durch diesen Entschluß der Mutter in Aller Herzen eingekehrt! — Mit zärtlich emsiger Geschäftigkeit eilte Leontine, sogleich die nöthigen Vorbereitungen zur Reise zu beginnen. Denn nun wollte sie auch mit Adolph zusammen reisen, und die Mutter, die immer mehr das Gute, Vernünftige, und das wahre Glück ihrer Tochter bildende zu befördern suchte als das, was die Gesetze des Anstandes, der

Sitte oft eigensinnig genug forderten, war diesem Vorhaben nicht entgegen, wenn gleich sie wußte, daß Manchem die in dieser Art angetretene Reise einen Anstoß geben möchte.

Leontine war ganz Eifer, ganz Geschäftigkeit. Doch mitten in ihrem emsigen äußerlichen Thun, konnte man ihr die innere Stille, den seligen Frieden des Gemüths, den sie im Vollgenuß ihres Glückes empfand, ansehen. Denn indem sie Kleider einpackte, Putz ordnete, und Aehnliches dieser Art that, schienen nur ihre Hände dabei beschäftigt; ihre Seele verweilte bei ihrem innern Glück und das Bild desselben nahm man in dem selig frohen Lächeln ihrer Augen und des lieblichen, leicht bewegten Mundes wahr.

Der Mittag schon fand Alles zur Reise bereit. Mit wenigen Besuchen in Toulon nahm man von den nächsten Freunden Abschied; in der Abenddämmerung saßen beide Frauen und Adolph schon im Reisewagen, und rollten, der warmen erquickenden Junius-Nacht entgegen, die Straße nach Paris dahin.

Drittes Kapitel.

Ein so plötzlicher, jäher Sprung von der heftigsten Angst zu der seligsten Freude hinüber, wie Victor ihn empfunden hatte, als ihm die Rettung aus der äußersten Gefahr durch die theuerste Bruderhand wurde, muß das Herz so erschüttern, die Seele so mächtig ergreifen, daß sie eines Zeitraumes bedarf, um die Wahrheit des Geschehenen fassen zu können. Das Auge sieht, das Ohr vernimmt, aber dennoch ist das Wunder so groß, daß das Herz nur den Willen, nicht das Gefühl des Glaubens zu gewinnen vermag.

Die Araber und türkischen Reiter waren geflüchtet. Durch das ziemlich heftige Schießen, war der Allarm im Lager fast allgemein geworden, und mehrere Truppentheile rückten bereits geordnet aus,

als schon Alles entschieden war. Kaum aber wurde es bekannt, daß ein Offizier der verunglückten Schiffsmannschaft durch diesen kleinen Kampf aus der Horde der Beduinen befreit worden war, als sich eine jauchzende Freude darüber im Heere erhob, und höhere und niedere Offiziere von allen Seiten herbei eilten, um den geretteten Kameraden zu begrüßen. Victor, noch schwach von seiner Wunde, war überdies durch einen leichten Streifschuß, den er im Gefecht empfangen, durch die gewaltige Anstrengung seines Körpers und seiner Seele jetzt so erschöpft, daß er sich, obgleich von Eduard unterstützt, nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte, sondern ermattet auf den Rasen niedersank. Zuleima, welche glaubte, er werde sterben, warf sich weinend auf die Kniee neben ihn nieder und rang die Hände; Betty versuchte Hülfe zu leisten, zitterte aber noch so heftig vor Angst und Gemüthsbewegung, daß sie nicht wußte, was sie thun oder lassen sollte, und daher, als sich ein dichter Kreis von Neugierigen um die Gruppe bildete, selbst in Thränen ausbrach. Die herbeigekommenen Offiziere mußte der seltsame Anblick in das größte Erstaunen versetzen; man fragte, deutete, umringte Eduard, Victor, die Frauen. Dieser ängstliche Zustand dauerte mehrere Minuten, zumal da Eduard,

der das Verhältniß der geretteten Frauen zu Victor noch nicht kannte, diesen bisher noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, sondern sich einzig mit dem Verunglückten beschäftigte. Endlich kam auch ein Wundarzt herbei, nach welchem schon längst gerufen war; er verband Victors frisch blutende Wunde, und hierauf trug man den Ermatteten in's Lager, während ein unabsehbarer Strom von Menschen dem Zuge folgte. Zuleima schloß sich dicht an Betty an, Beide zitterten heftig und konnten keine Freude empfinden: Betty, weil sie sich, unter so vielen Europäern, die sie gleichgültig mit roher Neugier betrachteten, und deren Keiner ihre Landessprache zu verstehen schien, fast noch fremder und verlassener fühlte, als unter den Beduinen, Zuleima, weil sie für das Leben des Geliebten bebte.

Nach einigen Minuten hatte man Eduards Zelt erreicht. Victor hatte, so lange er getragen wurde, in Ohnmacht gelegen; es war dies weit mehr die Folge von der unbeschreiblichen Spannung seines Gemüths, als daß sein Blutverlust ihn so geschwächt hätte. Jetzt, im Zelte des brüderlichen Freundes, umgeben von diesem, der Geliebten, und der mütterlich von ihm geehrten Betty, erwachte er, und sah mit dem Ausdruck des seligsten Entzückens umher.

„Wir ſind gerettet! Dank dem allmächtigen Gott! Welche wunderbare Wege hat er uns geführt! Eduard, ahneſt Du nicht, welch ein Glück für Dich und mich der Raum Deines kleinen Gezeltes umſchließt?“

Eduard war erſtaunt über Victors Worte, deren Sinn er nur halb zu deuten wußte, indem ſich ſeinem ahnenden Gemüth nur das Verhältniß der hold erröthenden, verſchämt zur Erde blickenden Zuleima zu dem Freunde zu enthüllen begann.

„Dein Glück iſt auch mein Glück,“ antwortete er daher, und deutete mit einem halben Blicke auf Zuleima, deren Hand Victor gefaßt hatte und ſie innig an die Lippen drückte.

„Ja wohl, Dein Glück iſt auch das meinige,“ rief Victor, „und meines das Deinige! Die reich ſpendende Hand der Vorſehung hat uns wunderbar beſchenkt. Blicke in die Züge dieſes holden Weſens, liebſter Bruder! Lieſ't Dein Herz in dieſen Augen nichts, was näher und bedeutſamer zu Dir ſpräche?“

Eduard begann zu ahnen, daß zwiſchen ihm und der reizenden Araberin eine beſondere Beziehung ſtatt finden müſſe. Eine dunkle Erinnerung, eine wunderbare Aehnlichkeit, der er in der heftigen Aufregung ſeines Gemüths nicht ſogleich die richtige Beziehung

geben konnte, ergriff ihn mächtig. Er sah Zuleima, sah Victor mit wechselnden Blicken fragend an.

Dieser hatte indeß aus dem Busen die kleine Schreibtafel des Obristen hervorgezogen, und sie geöffnet.

Zuleima stand ängstlich, und harrte gespannt dessen, was geschehen sollte; denn da Victor und Eduard französisch sprachen, hatte sie den Sinn der Worte nur ganz dunkel fassen können. Allein ihre orientalische Fertigkeit, in den Mienen zu lesen, und Bewegungen und Blicke in Worte zu übersetzen, brachte sie der Wahrheit nahe auf die Spur, und beklommen harrte sie auf die endliche Lösung.

Victor reichte die Schreibtafel dem über sein Lager gebeugten Eduard hin, und sagte ihm: „Kennst Du dieses Bild?"

„Heiliger Gott! Meine Mutter!" — „Und ihre!" rief Victor, ihm die bebende Zuleima durch einen Zug der Hand halb entgegenführend: „Es ist deine Schwester, die verlorene Eugenie! — Dein Bruder Eduard, meine Eugenie!" setzte er auf Englisch hinzu.

Die Bestürzte hob ihre Arme halb ängstlich halb sehnsuchtsvoll, Eduard beugte sich ihr mit hochklopfendem Herzen entgegen, er fühlte mit der Hand an seine

Stirn, ob er wache oder träume, und ſtammelte endlich: „Meine Schweſter! Biſt Du es!“ — Und zuſammenſinkend, wie einbrechend unter der Erſchütterung ihres Herzens, lag Eugenie bewußtlos in den Armen des Bruders.

Betty ſank neben Victors Lager auf die Kniee nieder, ſchluchzte heftig, und faltete ihre Hände zum Gebet. Tauſend Schmerzen zerriſſen ihre Seele neben der unendlichen Freude, die iht mütterliches Gemüth empfand. Denn in dieſem Augenblicke ſah ſie das Kind ihrer Sorge, ihrer Pflege und Liebe losgeriſſen aus den zärtlich umrankenden Banden, mit denen ſie es umſponnen hatte, ſah es dem urſprünglichen mütterlichen Boden, der es erzeugt und ernährt, zurückgegeben. Jene Drei gehörten einander an, ſie, die Arme, Unbekannte, fühlte ſich plötzlich ſo einſam, ſo ſchmerzlich verlaſſen, die lange Oede ihres Lebens ſchien ſich ſo unendlich vor ihr auszudehnen! Ach, Alles, was das Herz erfreut, die Bruſt rührt und bewegt, was unſer Glück, unſren Frieden baut, war ihr ja in der Blüthe der Jugend entriſſen worden! Und nun ſollte die einzige zarte Nachbarpflanze, an die ſich ihr vom Sturme entwurzeltes Daſeyn liebevoll gehalten und mühſam emporgerankt hatte, ihr entriſſen werden! Sie ſollte

nun wieder ganz allein dem Sturm, dem Pfeil der glühenden, versengenden Sonne Preis gegeben seyn!

Nein, es war nicht so! Denn plötzlich erinnerte sich Juleima der Mutter; und gewohnt, jede Freude wie jeden Schmerz an ihrem Busen auszuweinen, sank sie auch jetzt wieder an die treue Brust der Pflegerin, und hielt sie mit inniger Liebe umschlungen. In Betty's Herz aber kehrte die milde Wärme der Freude und der schönsten Hoffnungen tröstend zurück.

Victor hatte in tiefer, ernster Bewegung still auf dem Lager gesessen. Eine heilige Rührung erfüllte sein Herz, und preßte ihm Thränen in die männlichen Augen. — Jetzt blickte er zu Eduard auf, zog ihn mit den Händen sanft an die Brust und sprach: „Sie ist meine Braut, und Du lässest sie mir gern?" — „O mein Bruder!" antwortete Eduard — und der Bund hatte die brüderliche Weihe erhalten!

Das heftige Wogen der Freude, die dem menschlichen Herzen gewissermaßen übermächtig wird, legte sich allmählig, und die bewegten Gemüther wurden ruhig; es erfolgte eine lächelnde, selige Stille des Glückes, die, gleich der besänftigten Fluth, das reine

tiefe Blau des heitren unendlichen Himmels verklärt abspiegelte.

Wie süß klangen die wenigen Laute, mit denen Eugenie in ihrer eigentlichen Muttersprache die Gefühle ihres Herzens zu bezeichnen vermochte, dem brüderlichen Ohr! Wie reizend tönte ihm ihr reicher, überwallender Liebesgruß in der durch die mütterliche Pflege ihr angebildeten Rede, wenn sie mit europäischen Worten in morgenländisch glühenden Bildern sprach! In welch einen wunderbaren Kontrast traten ihre unschuldigen, rein natürlichen Anschauungen zu der gebildeten Form der Rede, deren sie mächtig war! Sie glich einer edlen, zarten Blüthe, auf den kräftigen Trieb eines in freier Natur entwickelten Stammes gepflanzt. Die offne Seele des Kindes und das schüchterne Gefühl der bewußten Jungfrau, die freie Sitte der Natur, und die zarte Bildung eines durch sorgsame Pflege geläuterten Gemüths, mischten sich auf das wunderbarste in ihr. Unschuldsvoll und zutraulich war sie, wie die Gazelle des einsamen Gebirgs, wohin niemals der Pfeil des Jägers gedrungen ist, und dennoch anmuthig schüchtern wie diese. Ihre Seele lag klar wie ein heller Born vor dem prüfenden Auge ausgebreitet, wie die

edlen Schätze köſtlicher Perlen aus der heilig behüteten, klaren Tiefe herauf ſchimmern.

Mit liebevollem Auge blickte das holde Mädchen bald den Bruder, bald den Geliebten an, und lehnte ſich dann wieder zutraulich an die Mutter, die in ernſter Rührung, im bewegten Danke gegen die Vorſehung, ſtill lächelnd unter den Glücklichen ſaß.

Eduard forſchte jedoch nach dem Schickſal ſeines Vaters. Betty konnte ihm keine andere Kunde geben, als die, welche Victor ſchon von ihr erhalten hatte. Seit funfzehn Jahren war der dunkle Schleier des Geheimniſſes über ſein Geſchick ausgebreitet. Wer vermochte ihn zu heben? Doch regte ſich in Eduards Herzen eine gläubige Zuverſicht, daß die Allmacht des Gottes, der die Pfade der Tochter ſo wunderbar geführt hatte, auch das Geſchick des Vaters in ſeine Obhut genommen haben werde. — „Oder iſt er dort? Weilt er unter den Seligen? Hat er das belohnende Ende ſeiner mühevollen Laufbahn gefunden?“

„Die Zeit mag dieſe Räthſel löſen oder ewig verhüllen,“ ſprach Victor, „an uns iſt es zu handeln. Von ſeinem Tode ſpricht keine Nachricht. Wie Eugenie an dieſer räuberiſchen Küſte verſchwand, bis die Hand

der Vorsehung sie zum wahren Daseyn zurück führte, eben so kann ihr Vater noch immer Tage des Duldens in gläubiger Ergebung hier ausharren. Aber die Zeit der Befreiung ist nahe. Bald werden hier die Ketten Vieler gelöst werden, und auf immer wird aus dem räuberischen Algier, dem Schreckensort verunglückter Christen, ein Hafen der Ruhe werden. Dann lösen sich vielleicht auch Deines Vaters Bande, und mit Erstaunen werden wir den Verlornen von den Todten auferstanden sehn."

Eduard blickte düster zur Erde.

„O gieb der Hoffnung Raum, mein Bruder," sprach Victor; „sieh nicht so finster!"

„Und wenn wir ihn gefunden hätten, wenn wir die Ketten sprengten, die seit funfzehn Jahren vielleicht den sieggewohnten Arm des Tapfern fesseln, und ihn mit blutigen Streifen fürchterlich zeichnen — wenn — — was dann? Noch hallt mir der dumpfe Klang der Schüsse ins Ohr, die den Tapfren der Tapfren schmachvoll niederstreckten auf den Sandhügel." —

„Halt ein!" — rief Victor, „halt ein!" Welche Grausamkeit wäre so fühllos, daß sie den, der funfzehn Jahre Fesseln, Elend, Verbannung getragen, nicht begnadigen sollte? Wer darf den Schiffbrüchigen, den

Gottes Hand aus den Fluthen errettet, verurtheilen, und wäre er der schwärzeste Verbrecher? O glaube mir, ließen sich die Gräber wieder öffnen, könnte man die Todten zurückrufen aus der Nacht des Jenseits, schon Manchem hätte man den Zweig des Friedens gereicht. Es war damals eine Zeit des Kampfes; mein Feind mußte fallen, wenn ich leben wollte. Heut ist es anders, Dein Vater würde Gnade finden!" —

„Gnade?" rief Eduard und blickte mit einer edlen Röthe im jugendlichen Antlitz auf. „Er würde Gnade stolz verachten, und lieber vor dem auf ihn gespannten Rohr des Todes auf dem Grabhügel seines verehrten Feldherrn knieen, als vor dessen Richtern, um das Geschenk des Lebens von ihnen zu empfangen."

Victor schwieg. Er hatte weniger aus Ueberzeugung gesprochen, als um den Freund zu trösten, und stand daher leicht von dem Versuch ab, ihn zu einer Stimmung und Ansicht zu bringen, die er selbst nicht theilte.

Eduard aber riß sich selbst von den Vorstellungen und Gefühlen los, die so eben seine Seele erfüllten. „Laß uns das Kommende bedenken, wenn es gewiß ist," sprach er, „genießen wir jetzt, was die Gegen-

, wart uns heut.“ Mit dieſen Worten ſetzte er ſich wieder zu Victors Lager neben Eugenien, die mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Geſpräch der Männer, deſſen Worte ſie nicht verſtand, in den Geſichtszügen derſelben zu folgen geſucht hatte. Sie glaubte, es habe ein Zwiſt zwiſchen Beiden ſtatt gefunden, und fragte mit verſöhnendem Blicke: „Was erzürnte Euch?“

„Gute Schweſter,“ erwiederte Eduard gerührt, „wir ſind ſo warme Freunde wie immer. Es waren Schickſale, deren wir nicht Meiſter ſind, die uns die Stirn umwölkten. — Aber es iſt wieder heiter; laß uns des Sonnenſcheins genießen.“

Und liebkoſend ergriff und drückte er die Hand der Schweſter, die ihm mit beruhigtem Lächeln ins Geſicht ſah.

„Wie ähnlich ſie Leontinen ſieht,“ ſprach Eduard und ſah Victor fragend an. Dieſer beſtätigte es durch ein freundliches Zuwinken.

„Erzähle mir von meiner Mutter und meiner Schweſter,“ bat Eugenie.

Und Eduard verſetzte ſich mit allem Feuer, aller Lebhaftigkeit in das mütterliche Haus zurück. Er ſchilderte der Fragenden Alles auf das genaueſte; ſo kam er nach und nach auf Eugeniens zarteſte Kindheit, und

ſuchte ihr eine Erinnerung nach der andern zurückzurufen. Lange war es vergeblich; ſie ſchüttelte immer traurig das ſinnende Haupt und ſprach faſt ängſtlich: „Das weiß ich nicht mehr.“

Oft pflegen uns an ſich ganz unbedeutende Momente der früheſten Kindheit, wie durch Zufall unerſchütterlich feſt im Gedächtniß zu bleiben. Endlich wollte es das Glück, daß Eduard auf einen ſolchen traf, und der Schweſter in Erinnerung brachte, wie er ihr einſt einen eben eingefangenen Schmetterling geſchenkt hatte, den er ihr unter ein Glas thun mußte, wo ſie ihn mit kindiſcher Freude betrachtete. Er erweckte die ganze Kraft ihrer Erinnerung durch einen Sprachanklang, indem er ihr die kindiſchen Worte, die ſie damals freudig ausrief: „Ah le joli papillon!“ wiederholte.

Ein zartes Roſenroth der Freude trat ihr ins Geſicht, als dieſer Augenblick der Jugend plötzlich mit aller Lebendigkeit vor ihre Seele trat, und ſie ſich zugleich der Geſtalten der Mutter, der Wärterin, der kleinen Schweſter erinnerte, und das Gartenzimmer vor ſich zu ſehn glaubte, in welchem dieſes kleine Ereigniß ihrer Kindheit ſich zugetragen hatte. Es war als habe ſich ein neues Band zwiſchen ihr und dem

Bruder angeknüpft, da Beide eine gemeinschaftliche Erinnerung aufgefunden hatten. Ja auch der Mutter, der Schwester, der Heimath selbst fühlte sie sich plötzlich näher gestellt.

„O!“ rief Eduard, „hätte ich Flügel, nur auf eine Stunde, und könnte ich Dich hinüberführen, um einen Augenblick die Freude der Mutter, der Schwester zu sehn!“

Viertes Kapitel.

Der Wundarzt, der die erste Sorge für Victor getragen hatte, trat ins Zelt. Er untersuchte den Zustand des Kranken und fand ihn in einem heftigen Wundfieber, wiewohl ohne alle Gefahr. Daher war er der Meinung, Victor dürfe in diesem Zelt nicht bleiben, sondern versprach ihm, ein Offizier-Gemach in dem so eben auf der Halbinsel Sidi Ferruch errichteten Feld-Lazareth zu verschaffen, wo es ihm an keiner Art der Pflege mangeln solle.

Dieser Vorschlag des Arztes erweckte erst bei Eduard die Frage, wo die Frauen bleiben sollten. In der That setzte ihn dies in keine geringe Verlegenheit, da das von den Beduinen häufig angegriffene Lager, und überdies die so nahe Gemeinschaft mit den oft überlustigen Kriegsgesellen keinesweges ein sicherer noch

ſchicklicher Aufenthalt für zwei Frauen war. Er äußerte dies daher auch gegen Victor, der ihm völlig beiſtimmte.

Indeß war der Arzt gegangen, und verſprach in einigen Stunden wiederzukommen. Da man nunmehr wieder im vertrauteſten Kreiſe allein war, warf Eduard die Frage auf, ob er irgend jemandem entdecken ſolle, daß Eugenie ſeine Schweſter ſey. Nach kurzem Bedenken entſchied man ſich dafür, die Sache möglichſt geheim zu halten, theils weil die wunderbare Begebenheit ein läſtiges Aufſehn erregen, vielleicht gar bezweifelt werden möchte, theils weil man wegen der Möglichkeit, den Vater der Wiedergefundenen ebenfalls vielleicht bald zu entdecken, vorſichtig ſeyn mußte. Und endlich fügte Victor noch hinzu: „Noch kann Deine Mutter keine Ahnung haben, daß ihr ein Verluſt, den ſie längſt ertragen gelernt, ſo unverhofft vom Schickſal erſtattet werden ſoll. Bevor wir ihr alſo die Tochter nicht in die Arme führen können, laß uns verſchweigen, daß ſie wiedergefunden iſt, denn der Schmerz würde ein zehnfach verdoppelter ſeyn, wenn ſich zwiſchen der Botſchaft von Eugeniens Leben und der Rückkehr in die Arme der Mutter irgend ein feindſeliges Geſchick ſtellte. Man muß

die Arglist der bösen Mächte fürchten, und sie nicht durch zu frühen Triumph reizen."

Eduard war indessen nachsinnend auf und ab gegangen. Endlich sprach er: „Irgend einem der bedeutenden Befehlshaber muß ich das Geheimniß anvertrauen; denn ohnedem ist es mir nicht möglich, ein schickliches Verhältniß, eine anständige Lage für Eugenien und ihre Pflegemutter einzurichten. Ich habe vor, zum General Berthezène zu gehen. Der alte würdige Krieger ist meines Vaters Waffengefährte gewesen; er ist mir freundlich gesinnt, und wird thun was er vermag."

Victor billigte Eduards Vorhaben, und trieb ihn an, es eilig ins Werk zu setzen. — Dieser steckte den Degen an, und ging.

Indessen blieben Betty, Victor und Eugenie allein zurück. — Sie mochten kaum eine halbe Stunde beisammen gewesen seyn, als sich ein starkes Schießen hören ließ. Die Frauen schreckten zusammen, denn die Scene des Kampfes am frühen Morgen schwebte ihnen noch zu lebhaft vor Augen, als daß sie nicht sogleich die Schrecken desselben auf's Neue hätten fürchten sollen. Victor beruhigte sie indeß mit der Versicherung, daß es dem heftigsten Anfall der Feinde

nicht so leicht gelingen werde, in das Lager einzudringen. — Indessen wurde das Gefecht dem Ansehen nach mit jeder Minute heftiger, so daß Victor selbst nach gerade gespannt auf Nachrichten davon war, und um so mehr, als es rings um das Gezelt her sehr lebendig wurde, da die Soldaten auf den Schlag der Trommel in die Reihen eilten.

Eduard befand sich gerade beim General Berthezène, als dieser neue Tumult ausbrach. Mit dem höchsten Erstaunen hatte der alte Kriegsmann die Erzählung von dem wunderbaren Wiederfinden Eugeniens vernommen, und versprach Alles zu thun, was in seinen Kräften stehen werde, um beiden Frauen möglichst schnell einen anständigen Aufenthalt und die gesicherte Rückkehr nach Frankreich zu verschaffen. Sein Rath war, an den Admiral Duperré zu schreiben, um auf irgend einem Fahrzeug der Flotte eine Kajüte für Betty und Eugenien, und zugleich das Versprechen zu erhalten, sie mit dem nächsten nach Frankreich abgehenden Schiffe dorthin zu schicken. Da es dem General Ernst war, seinem jungen Freunde diesen wichtigen Dienst zu leisten, so hatte er sich eben niedergesetzt, um dem Admiral einige Zeilen zu schreiben, als die ersten Schüsse des Gefechtes sich vernehmen

ließen. Es war eben kein Adjutant in der Nähe, er ſandte daher Eduard ab, ihm ſofort Bericht zu erſtatten. Dieſer flog nach der Gegend, wo man das Schießen hörte, auf die Vorpoſtenlinie, und ſah und erfuhr dort in wenigen Augenblicken, daß ein ſtarker Schwarm arabiſcher Reiter, von zahlreicher Infanterie unterſtützt, einen Angriff auf das Lager gemacht habe, dem ſich indeß ſchon eine hinreichende Anzahl Truppen entgegengeſtellt hatte. Mit dieſem erſten Bericht eilte er zu dem General zurück, den er ſchon im Begriff fand, ſich auf's Pferd zu ſchwingen, um Augenzeuge des Kampfes zu ſeyn.

Indeß war der Angriff nach der Weiſe jener Völker mit mehr Heftigkeit begonnen, als fortgeſetzt worden, und als der General auf dem Kampfplatze anlangte, hatte man den ungeordneten Anfall der Reiter ſchon zurückgeworfen und auch die Infanterie bereits ins Schwanken gebracht. Einige zweckmäßig angebrachte Haubitzen vollendeten das begonnene Werk und jagten mit ihren Granaten den Feind in völlige Flucht.

Nur einen Trupp Reiter ſah man nicht weichen, ſondern im hartnäckigſten Kampfe mit einer ziemlich gleichen Anzahl von franzöſiſchen Chaſſeurs. Der Ge-

neral, um dem Gefecht ein Ende zu machen, sandte sogleich noch zwei Eskadrons gegen die Araber, denen es auch bald gelang, den Feind zu umzingeln, und ihm zwischen vereinzelter Flucht oder Gefangenschaft die Wahl zu lassen. Als dieses augenscheinlich das Endergebniß des kurzen Kampfes war, gebot der General, die Gefangenen ins Lager zu führen, und ritt nach seinem Gezelt zurück, wo Eduard, wie ihm geheißen war, seiner harrte.

Der General vollendete nun den Brief an den Admiral Duperré (jedoch ohne Eugeniens wahres Verhältniß zu bezeichnen), und gab ihn Eduard, damit dieser ihn durch ein Küstenboot von der Halbinsel aus nach dem Admiralschiff „die Provence" befördern lassen sollte. Indem Eduard vor das Zelt des Generals, der ihn freundlich geleitete, hinaustrat, kam ihm schon ein Trupp Gefangener entgegen.

Der Wunsch der Franzosen, sich mit den wilden Beduinenstämmen zu befreunden, und ihnen darzuthun, daß man keinesweges gekommen sey, ihnen Leids zuzufügen, sondern vielmehr sie von dem drückenden Joch der türkischen Milizen zu befreien, bewog den General Berthezène, die Gefangenen vor sein Zelt führen zu lassen, um ihnen durch die Dolmetscher

Kunde von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs von Frankreich zu geben, und ihnen eine Proclamation in Arabischer Sprache zur Vertheilung an ihre Landsleute zustellen zu lassen. Denn es war durchaus nicht die Absicht, die Araber als Kriegsgefangene im Lager zu behalten, sondern man wünschte nur, auf kurze Zeit ihrer habhaft zu werden. Nachdem man ihnen alsdann die Macht des Heeres gezeigt, und sie gütig behandelt hatte, sollten sie sofort entlassen werden, damit sie, theils aus Furcht, theils aus Neigung, als Freunde der Franzosen das Lager verlassen und zu den Ihrigen als überredende Friedensstifter zurückkehren möchten.

Die Gefangenen, etwa dreißig an der Zahl, wurden jetzt durch eine Bedeckung von Infanterie herbeigeführt.

Sie sahen niedergeschlagen, ernst, zum Theil auch tief erzürnt aus; es schien, als fürchteten sie ein schreckliches Geschick, und jeder trat demselben, je nach seinem besonderen Charakter, mit Fassung, Trauer, Zagen oder Ingrimm entgegen.

Der Dolmetsch redete sie im Namen des Generals gütig an. Er stellte ihnen vor, die Franzosen seyen zu ihrem Heil, nicht zu ihrem Verderben ge-

kommen. Zum Beweiſe, daß man es gut mit ihnen meine, wollte man diejenigen von ihnen, welche nicht verwundet wären, ſogleich frei zu den Ihrigen entlaſſen, jedoch erſt, nachdem ſie zuvor die Macht des franzöſiſchen Heeres genau betrachtet hätten, um ſich zu überzeugen, daß man ſie nicht aus Schwäche, ſondern nur aus Großmuth gütig behandle, da man die Mittel, ſie zu unterjochen, mehr als hinreichend beſitze. — Die Verwundeten dagegen ſollten im Lager ſelbſt eben die Pflege erhalten, die man den eigenen Kriegern zukommen laſſe. — Zugleich wurde den erfreuten Arabern, deren Züge von der tiefſten Schwermuth und Betrübniß zur lebhafteſten Freude übergingen, eine große Anzahl jener Proclamationen zugetheilt, mit der Weiſung, ſie ihren Imans und Schriftgelehrten zu bringen, damit dieſe ſie dem Volke vorleſen und erklären möchten.

Ein Offizier führte die Geſunden hierauf ab, um ſie durch das Lager zu geleiten, während man die Verwundeten nach dem Feldhospital bringen ließ.

Seltſamer Weiſe aber blieb einer der Gefangenen, ein Mann in würdigen Jahren, mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes und eines gewiſſen edlen Unwillens in den Zügen, unbeweglich ſtehn, während die Uebrigen dem führenden Offiziere ſogleich folgten. Es ſchien,

als habe er von Allem, was ihm und seinen Landsleuten gesagt worden, gar nichts vernommen, oder vernehmen wollen; ein bittres Lächeln in seinen Mienen zeigte an, daß er den Versprechungen der Christen keinen Glauben schenke.

Sowohl dem General, als dem Dolmetsch und dem noch verweilenden Eduard, fiel diese Gestalt sogleich auf. Der Anblick des trauernden, ernsten Arabers hatte etwas ungemein Ergreifendes. Den düstren Blick auf den Boden geheftet, stand er mit verschränkten Armen da. Seine Stirn war tief gefurcht, starke Falten zogen sich zwischen den Augen an der Wurzel der edel gebildeten, gebogenen Nase zusammen; um den ernst geschlossenen Mund schwebte ein bitterer Zug verspottenden Hohnes; der schon ergraute Bart wallte ehrwürdig bis auf die Brust herab. Die Gestalt war hoch, aber gebeugt, stark und kühn, aber erschüttert und wie von einem schweren Geschick eingebrochen.

„Warum trauerst Du?" fragte der Dolmetsch auf das Geheiß des Generals. „Glaubst Du den Worten nicht, die Du gehört? Wir werden Euch weder Euer Vaterland rauben, noch Euern Glauben zu unterdrücken streben."

Der Gefragte erhob das Haupt langsam und sah dem Redenden ernst aber mit dem Ausdruck tiefer Trauer ins Gesicht; die dunklen Augen schienen ein schwarzes Feuer auszuwerfen. Plötzlich hafteten sie auf Eduards Gestalt, und sichtlich fuhr der Araber wie schaudernd zusammen, drückte sich die Faust an die Stirn, und seufzte schwer auf.

Als auf diese Art sein Antlitz, das vorher tief herabgebeugt war, ganz sichtbar wurde, meinte Eduard, diese Züge zu kennen. Plötzlich fiel es ihm ein, daß er diesen Mann schon heut bei dem Kampfe am frühen Morgen gesehen habe. Seiner Seele bemächtigte sich eine dunkle Ahnung.

Indeß fuhr der Dolmetsch fort: „Sage uns, würdiger Vater, welch ein Kummer bedrückt Dich so schwer? Steht es in unsrer Macht, Dir zu helfen?“

Der Araber schüttelte das Haupt. Dann sprach er mit tiefer Stimme einige Worte, die der Dolmetsch dem General folgendermaßen übersetzte: „Mein Herz ist voll Gram. Die, denen ich Wohlthaten erzeugte, haben mich mit Undank belohnt. Die ich errettete, wollten mein Verderben, denen ich vertraute, sie verriethen mich, die ich liebte, hassen mich in ihrer falschen Seele.“

„Wie heißeſt Du?" fragte der Dolmetſch.

„Osraim."

Eduard fuhr zuſammen. „Es iſt der Araber," ſagte er raſch zu dem General, „dem die chriſtlichen Frauen angehörten, die ſich heut zu uns flüchteten." Allen wurde jetzt der Zuſammenhang deutlich.

„Wer hat Dich gekränkt, wer Dir mit Undank gelohnt? Iſt dieſer junge Krieger Dir verhaßt, daß ſein Anblick Dir Schauder erregt?"

Dieſe Fragen that der Dolmetſch theils auf Eduards Bitte, theils auf des Generals Geheiß. Auch führte er das weitere Geſpräch nach dieſen Anregungen.

„Ich haſſe ihn nicht, obwohl ich mit ihm kämpfte. Er iſt tapfer und kühn. Sein Auge ſpricht Gutes. Aber ſein Anblick erinnert mich an die, deren Verrath mich traf, hinterliſtig, wie der Biß der ſchwarzen Schlange."

„Wer hat Dich verrathen, tapfrer Krieger?"

„Die Hülfloſe, der ich Obdach gab funfzehn Sonnenjahre! Die Verlaſſene, die ich aufnahm mit wohlthuender Milde, wie der Prophet ſie gebietet. Dieſelbe, die ich nährte und bekleidete, die ich nicht verſtieß, obwohl ſie mein eheliches Lager verſchmähte, die ich meiner Genoſſin gleich achtete, obwohl ſie eine

Sklavin war! Denn ich glaubte, Allah habe sie in seinen Schutz genommen. Jetzt aber sehe ich, daß ein böser Geist der Wüste uns blendete! Denn sie ist nicht voller Güte, sondern voller Arglist."

„Das sind schwere Verbrechen. Bist Du aber auch gewiß, daß sie sie beging?"

Jetzt richtete der Araber sich stolz empor, drückte eine Thräne, die sich aus seinem Auge drängte, mit entschlossener Kraft zurück, hob die Hand auf wie zur feierlichsten Betheuerung und rief:

„Sie beging sie! Ach und noch schwärzere Thaten. Denn sie vergiftete das Kind, das auf meinem Schoße spielte, und senkte ihm Haß statt der Liebe in die Brust. Zoe schmerzt mich nicht; ich zürne ihr! Aber Zuleima zerschnitt mir das Herz mit scharfem Dolche!"

Bei diesen Worten bedeckte sich der erschütterte Greis das Antlitz mit beiden Händen, und stand in Schmerz versunken unbeweglich da.

Eduard fragte den General, ob er erlauben wolle, daß man den Araber zu den Frauen führe; dieser bewilligte es sogleich. Der Dolmetsch fragte:

„Die Du beschuldigt, würdiger Greis, weilen unter uns. Wir halten sie nicht für so bestrafenswerth als Du. Willst Du sie sehen und sprechen,

damit Du ſie anklagen kannſt„ und ſie ſich vertheidigen?

Osraim zog die Brauen finſter zuſammen. „Ihr haltet ſie nicht für ſchuldig? — — Ich mag ſie nicht wiederſehn, wofern ſie nicht mit mir zurückkehren wollen.“ Hier verſank er wieder in ſeine erſte ſchwermüthige Stellung.

Der General berieth ſich mit Eduard und dem Dolmetſch. Sie beſchloſſen, daß man die Frauen von Osraims Anweſenheit benachrichtigen, und ſie befragen ſolle, ob ſie ihn aufſuchen wollten. Indeß, wünſchte der General, ſollte Osraim in ſeinem Gezelte verweilen. Der Dolmetſch nahm daher abermals das Wort:

„Vater! Dieſer Scheik der Franken ſchätzt Dich als einen tapfren Krieger, und als einen weiſen Mann, der das Geſetz der Vernunft achtet, die Stimme der Billigkeit hört. Er ladet Dich ein, gaſtlich in ſein Zelt zu treten, und Dich an ſeinem Tiſche niederzuſetzen. Der Prophet gebietet die Gaſtfreundſchaft. Sie verweigern, iſt ſträflich, ſie ablehnen, beleidigend. Tritt daher ein, erfreue Dich des Mahls, erheitre Deine Seele, und verſcheuche die Trauer!“

In Osraims Zügen wurde eine milde Rührung offenbar; es schien ihm sehr wohl zu thun, daß er Achtung bei dem Feinde, und zugleich Theilnahme für seinen Schmerz fand.

Er antwortete:

„Osraim tritt gern in das Zelt des Gastfreundlichen. Er wird Keinen beleidigen dadurch, daß er das Mahl ausschlägt, welches ihm wohlwollend geboten wird. Er setzt sich an den Heerd des Armen, und theilt den Tisch des Geringen. Er darf sich nicht scheuen, auch zu dem Gastmahl des Reichen zu treten. Der Prophet segne Euch, wenn Ihr es gut mit seinen Söhnen im Sinne habt. Er erleuchte Euch mit seiner Weisheit und führe Euch zu seinem Glauben!“

Nach diesen Worten trat er, dem Winke des Dolmetsch folgend, in das Gezelt des Generals ein.

Fünftes Kapitel.

Eduard eilte nach seinem Zelt und benachrichtigte Eugenien und Betty von der Anwesenheit Osraims, und von seinem Zorn. Beide waren einen Augenblick bestürzt, dann sehr schmerzlich bewegt. Eugenie sprach: „Es hat meiner Brust stets weh gethan, daß ich dem Vater heimlich entfliehen mußte. Ich freue mich seiner Ankunft im Lager; er soll sehn, daß Zuleima ihn liebt und ehrt, und seine Wohlthaten nicht vergessen hat. Es wird uns Schmerzen machen, aber es ist heilsam!“ Betty sprach: „Er thut uns Unrecht. Allein seiner Einsicht, seiner Sitte nach, darf er freilich glauben, daß wir ihn verrathen haben. Wir wollen ihn zu versöhnen suchen. Laß uns gehn, meine Tochter, um ihn aufzusuchen, und ihn zu bitten, er möge uns nicht seinen Zorn nachsenden in die Entfernung.“

Eugenie schickte sich an, der Mutter Gehorsam zu leisten; doch Eduard bat sie, noch einen Augenblick zu verweilen, damit er zuvor den Brief an den Admiral Duperré durch ein Boot von der Küste absenden könne. Alsdann wollte er sie selbst zu dem Zelte des Generals führen. Eilig machte er sich auf nach der Halbinsel; bald fand er ein Boot, das den Auftrag ausführen konnte, übergab einem Unteroffiziere den Brief, und sandte ihn auf dem mit vier rüstigen Seeleuten bemannten Fahrzeuge, die er, damit sie sich beeilen möchten, reichlich beschenkte, an den Admiral ab.

Als er in sein Zelt zurückkehrte, waren Betty und Eugenie schon bereit, den schweren Gang anzutreten. Sie warfen beide dichte Schleier über das Haupt, und gingen nun von Eduard geleitet durch's Lager.

Der Anblick zweier weiblichen Gestalten würde an sich schon auffallend genug gewesen seyn, um die Neugierigen herbeizuziehen, wie viel mehr aber der zweier orientalisch gekleideten Frauen, von deren Abentheuern schon so manches Seltsame verlautet war. Ueberall wußte man schon, daß ein junges Mädchen, von wunderbarer Schönheit, dabei seyn sollte. Das vergrößernde und erfindende Gemüth sprach bald von geraubten Circassierinnen aus dem Harem eines türki-

ſchen Großen, bald von zwei europäiſchen Prinzeſſinnen, die durch einen franzöſiſchen Seeoffizier von der geſtrandeten Aventure auf die wunderbarſte Weiſe aus der Sklaverei befreit worden ſeyen; und was dergleichen ähnliche Erzählungen waren. Erfindung und Wirklichkeit gaben indeß Anlaß genug, eine große Menge von Soldaten um die Frauen zu verſammeln. Gleich vor dem Gezelt empfing ſie ein ſolcher Schwarm, der voller Neugier das Kameel betrachtete, auf dem ſie geflüchtet waren. Eduard hatte daſſelbe, da es die Kleidungsſtücke und mancherlei Beſitzthum der Frauen enthielt, auf Victors Erinnerung herbeiführen und abzäumen laſſen, um das Gepäck, ſo wie das Thier ſelbſt und die beiden arabiſchen Führer, bis auf Weiteres in ſeine Obhut zu nehmen.

Als jetzt die beiden Frauen an Eduards Arm aus dem Gezelt hervortraten, drängten ſich die müßigen Soldaten ſchaubegierig hinzu, ſo daß ihr Begleiter Mühe hatte, ſie durch das Gedränge zu führen. Er mußte die Soldaten gütlich abzuhalten ſuchen, und redete ſie daher an: „Liebe Freunde, tretet ein wenig zurück, ſeyd beſcheiden, wie es gebildeten Leuten zukommt. Ihr geltet hier als Muſter der Sitte, zeigt, daß Ihr es ſeyd. Euer Andrängen ſetzt die flüchtigen

Frauen, die ich jetzt zum General führe, in schüchterne Besorgniß. Erregt keinen Auflauf, laßt uns ruhig des Weges gehen.“ Auf diese Art gelang es ihm, den Andrang einigermaßen zu vermeiden. Nach wenigen Minuten hatte man das Gezelt des Generals erreicht, und Eduard ließ seine Ankunft melden. Sogleich wurden die Kommenden in ein kleines Zelt, das zum Vorgemach diente, geführt. In dem innern größeren Raum saß Osraim noch mit dem General und dessen Adjutanten bei Tische. Diese letzteren entfernten sich auf den Wink ihres Vorgesetzten, weil derselbe mit Recht glaubte, daß fremde Zeugen bei dem Wiedersehn zwischen Osraim und den Geflüchteten störend seyn würden. Nur der Dolmetsch blieb in der Nähe, und er war es, der die rührende Scene, welche jetzt erfolgte, den des Arabischen unkundigen Zuschauern nachmals völlig erklärte.

Auf den Wink des Generals traten die harrenden Frauen ein, beide heftig zitternd, von Eduard geführt, dessen Unterstützung sie sichtlich bedurften.

Osraim bemerkte die Eingetretenen, die ihm in einer Entfernung von wenigen Schritten gegenüber standen, nicht sogleich; Zuleima wagte es daher, ihn-

mit bebender Stimme, aber unbeſchreiblich ſüßem Wohllaut anzureden, und ſprach: „Mein Vater, wir ſind gekommen, Dich noch einmal zu ſehn!“ Bei dem Klang dieſer Worte fuhr Osraim, der, in Gedanken verſunken, vor ſich auf den Boden hinabgeſehn hatte, heftig auf. Eine dunkle Röthe des Zorns und der Ueberraſchung überflog ſein ausdrucksvolles Antlitz; er blickte mit funkelnden Augen nach Betty hin, welche demüthig, geſenkten Hauptes vor ihm ſtand. „Was wollt Ihr! Was begehrt Ihr? Wollt Ihr deſſen ſpotten, dem Ihr den Dorn des Schmerzes in die Bruſt gedrückt habt? Entfernt Euch!“

Betty trat einen Schritt näher, und ſprach: „Osraim! Deine Landsleute nennen Dich den Gerechten und den Gütigen; ſey nicht ungerecht und ungütig gegen uns! Wir kommen, Deine Milde anzuflehen, daß Du uns Deinen Fluch nicht nachſendeſt, wenn wir von Dir ziehen!“

Die ſanfte Stimme, die gerührte Miene Betty's, vor Allem aber Zuleima's beredt flehendes Auge, das ſich den Bitten der Mutter vereinigte, ſchien die Gluth des heftigen Zornes in Osraim ein wenig gedämpft zu haben, und es ſprach mehr ſchmerzlicher Unwille, als Haß aus ſeinen Zügen. Doch

ſchwieg er eine Zeit lang, beide finſter anblickend. Endlich ſprach er:

„Ich werde Euch meinen Fluch nicht nachſenden über das Meer! Aber der böſen That folgt der Fluch des Propheten über die Wogen der See, durch die glühenden Steppen der Wüſte, in die ſchwarze Tiefe der Felskluft, auf den ſchneeigen Gipfel des Gebirgs. Wohin willſt Du flüchten, daß er Dich nicht begleite? Ich habe Dir mein Haus geöffnet, gaſtlich und beſchirmend; Du biſt geflüchtet und haſt es öde gelaſſen bei nächtlicher Weile. Dein Leben ſtand täglich in meiner Hand, und ich habe Dich behütet funfzehn Jahre der Sonne! Ich beſchenkte Dich, und Du haſt mich beraubt; Du nahmſt mir das Kleinod meines Herzens, das Kind, welches meine Sprache redete, mich Vater genannt und geliebkoſ't hat. War ſeine Liebe falſch, heuchelte es, wenn es mich froh begrüßte, ſo haſt Du ſein Herz vergiftet! Geh, Du biſt ſchlimmer, als die Schlange, vor der ich flüchte, wenn ſie ſich ziſchend im Graſe ringelt! Schlimmer als der Tieger, der mit grimmigem Gebrüll auf mich einſpringt. Denn Du naheſt Dich, ſanft wie die Taube, ſchüchtern wie das Reh, aber giftiger als der Scorpion. — Geh! Flüchte! Ich will Dir

nicht zürnen! Aber laß mir die Tochter, die ich auferzog, die meine Freude war im Leben, und mein Licht seyn sollte im dunklen Alter! Heiliger Prophet! Gieb mir Stärke des Mannes, daß ich nicht vor dieser, die mich verrathen hat, in Thränen ausbreche, wie ein verzagendes Weib!"

Aber schon perlten ihm große Thränen in den Bart, und vergeblich versuchte er die rollenden Augen starr und fest auf Betty zu heften. Sie aber trat ihm näher, mit dem Ausdruck der Sanftmuth und der Unschuld! „Osraim!" sprach sie, „sey gerecht! Der Zürnende darf nicht Richter seyn. Mich verschlug der Sturm an diese Küste. Es ist wahr! Du konntest mich tödten, denn Du hattest die Macht dazu. Aber gebot Dir das Gesetz des Propheten nicht Milde und Großmuth? Du hast sie an mir geübt, ich werde es dereinst vor meinem Gott nicht leugnen. Aber wann gab ich Dir Grund zur Klage? War ich nicht thätig in Deinem Hause? Lehrte ich Deine Sklavinnen nicht europäische Künste? Webte ich nicht Gewänder für Dich und sie? Pflegte ich nicht Deines Gartens? Zog ich nicht Zuleima, das Kind, das Du liebtest, dem Allah gnädig war, zur sittsamen klugen Jungfrau herauf? Konnte eine Sklavin Dir gehorsamer

ſeyn? Und doch war ich's ungern, war es mit tauſend Schmerzen! Denn meine Seele hing an meinem Vaterlande, hing an allen meinen Lieben dahein, hing an dem Glauben meines Volkes! Warſt Du es nicht, deſſen Wille mir alle dieſe theuren Güter raubte? Osraim! Du liebſt die Wüſte, wo Du aufwuchſeſt, liebſt Deinen Nachbar, Deinen Jugendfreund! Wenn ich Dich jetzt in Feſſeln ſchlüge und führte Dich weit über's Meer, würdeſt Du nicht nach der Heimath verlangen, wie die Schaaren der ziehenden Vögel? Würdeſt Du ein frohes Herz haben unter denen, die Deine Sprache nicht reden, die Deinen Gott nicht verehren? Osraim! Sey gerecht! Nicht treulos, nicht verrätheriſch nenne mich, weil ich Dir funfzehn Jahre Gutes mit Gutem vergalt, und des Böſen nicht gedachte, das Du mir täglich zufügteſt! Osraim! Dein Gott wie der meine ſieht die Gedanken in den Herzen des Menſchen. Wenn ich Dich gebeten hätte, Osraim, laß mich ziehen zu den Meinen, ſprich, hättest Du mich heimgeſendet? — Wenn ich nun jetzo ſpräche, komm, folge mir, würdeſt Du mir folgen? Nein, Osraim! Mein Herz iſt nicht voll Argliſt. Nicht Gift flößte ich in das Herz Zuleima's! Reiche mir

Deine Hand zum Frieden, und laß mich nicht im Zorne von Dir scheiden!“

Der Araber stand in einem heftigen Kampfe mit sich selbst. Es war ihm sichtlich schwer einzusehn, daß er Unrecht gegen Betty habe, denn das stets geübte Recht der Stärkeren, zumal gegen gefangene Franken, hatte so feste Wurzeln bei ihm geschlagen, daß er sich nicht plötzlich von dem falschen Gefühle losreißen konnte. Dennoch vermochte er Betty's einfache, herzliche Worte nicht zu widerlegen, und seine Vernunft sagte ihm, sie habe nicht Unrecht. — Wer möchte den Sohn der Wüste, dessen leidenschaftliches Herz so tief aufgeregt war, verdammen, daß er sich nicht so schnell in das Gesetz höherer Pflicht finden konnte, die ihm weder das Leben noch eine klare Lehre vor Augen gestellt hatten. Er fühlte einen Verlust, fühlte, daß die Herzen sich von ihm abwendeten, die er sich durch Wohlthaten fest verbunden zu haben glaubte, und machte daher noch einen Versuch, seine Rechte zu behaupten.

„Wohl denn,“ sprach er zu Betty, „Dich will ich nicht zurückhalten. Dir haben Freunde im Vaterlande Jahre lang Gutes gethan, Du magst zu ihnen ziehn. Aber darfst Du mir das Kind entreißen, dem ich

Vate war von den früheſten Tagen ſeiner Jugend an? Funfzehn Jahre habe ich es erhalten und beſchirmt. Zuleima! Du haſt mich Vater genannt! Willſt Du Deinen alten ergrauten Vater verlaſſen? Wer hat Dich geliebkoſ't in Deiner Jugend? Wer gab Dir freundliche Worte beim Mahl? Wer beſchenkte Dich nach dem fröhlichen Geſang oder dem ſchwebenden Tanz? — Wer hat Dir jenſeit des Meeres Wohlthaten erzeigt? — Nimm meinen Dolch, und durchbohre mich, wenn Du mich haſſeſt!" Bei dieſen Worten riß er den Yatagan aus dem Gürtel und reichte ihn der Tochter mit ausgeſtrecktem Arme dar. Dieſe ſtand gegen die Mutter gelehnt und weinte bitterlich. Jetzt aber riß ſie ſich heftig empor, und rief:

„Lieber wollte ich ihn in meine Bruſt ſtoßen! Vater! Mein Vater! Ich habe Dich nie gehaßt!" — Und tief erſchüttert und bewegt ſank ſie in die geöffneten Arme des alten Mannes.

„Bleibe bei mir, Zuleima! Ich will Dich nicht gegen Deinen Willen vermählen! Du ſollſt Dir ſelbſt den Gatten wählen! Oder magſt Du lieber in meinem Hauſe wohnen? Willſt Du die Gebieterin ſeyn in meiner Hütte? O geh nicht fort über's Meer! — Wer wird mir ein ſanftes Lied ſingen, wenn die

Sonne röthlich hinter den Palmenhügeln verſinkt? — Wer rührt die Zitter und tanzt anmuthig auf dem Raſen, um mein Herz zu erfreuen, wenn Du ferne biſt? — Ich liebte Dich ſtets, aber ich wußte nicht wie ſehr. Jetzt, da Du mich verlaſſen willſt, ſagt mein Herz mir erſt die Wahrheit! Zuleima! War mein Sinn nicht immer gütig gegen Dich?" —

Das arme, tief erſchütterte Mädchen war von Schmerz ganz überwältigt. Auch ſie empfand es erſt jetzt mit ganzer Stärke, wie tiefe Wurzeln die Liebe, die lange Gewohnheit, die jugendliche Anhänglichkeit in ihrem Herzen geſchlagen hatten. Und doch mußte ſie ſich von dem Vater trennen!

„Mein Vater! Du kennſt nicht das Loos, das mir die wandelnden Sterne gebracht haben. Sieh her! Dort ſteht mein Bruder, und jenſeit des Meeres lebt noch meine Mutter, die mich geboren hat, lebt meine Schweſter. Zoe war meine Retterin, meine Pflegerin! Und mein Vater, ich glaube an den Gott der Chriſten, an den Gott meiner Mutter!"

Osraim ſah die bebende, weinende Zuleima, die er noch immer in ſeinen Armen hielt, mit erſtaunten Blicken an; dieſe winkte Eduard herbeizutreten, und

rief dann: „Mein Vater, segne meinen Bruder, und laß uns beide mit Deinem Segen ziehn!“

Osraim wurde durch Zuleima's Worte wie durch das Geheiß einer höhern Macht bewegt. Er that, was sie gebot und streckte die Hand segnend über Eduards Haupt aus, den die Schwester mit liebender Heftigkeit bei der Hand heranzog. — — Einige Minuten blieb es still! dann seufzte Osraim tief auf, trat von Zuleima zurück, und rief, indem er beide Arme erhob: „Der Prophet sendet mir Schmerzen, und heißt mich die Pfade des Kummers zu wandeln! Der Sturm der Wüste fährt heiß über meine Gärten, und meine Rosen fallen entblättert in das versengte Gras. Meine Triften verdorren, meine Quellen versiegen! Ich bin ein Mann, beladen mit Jammer und Quaal!“

Betty und Zuleima traten ihm sanft wieder nahe, und ergriffen seine Hände. Er zog beide Frauen gerührt an sich und senkte sein kummerschweres Haupt auf die Brust herab.

„Allah ist streng, aber gütig! Er hat meinem Schmerz Balsam gesandt, denn Eure Worte waren milde; Ihr verlasset Osraim, aber Ihr hasset ihn nicht!“

In Zuleima's ſanften ſchwarzen Augen leuchtete ein glänzender Blick der Freude auf, als ſie das Herz des ſchwer Gekränkten wieder zur Güte gewendet ſah. Sie ſchmeichelte ihm mit Worten und Liebkoſungen. „Wir wollen ſcheiden von einander wie die Sonne von der fliehend vorüberziehenden Wolke, der ſie den Rand mit freundlichen Strahlen vergoldet," ſprach ſie. „Komm, Vater, komm in unſer Zelt und bringe eine Stunde des Friedens bei uns zu. Wir wollen Dich pflegen wie daheim, und Du ſollſt uns der willkommenſte Gaſt ſeyn. Ich will Dir Lieder des Troſtes ſingen, und den Tanz der Freude vor Dir tanzen. Und Mährchen will ich Dir erzählen, ſo lange der freundliche Mond durch die Heerden der Geſtirne zieht, und die blaue Triſt durchwandelt. Aber komm, mein Vater! Sey gütig und freundlich! Liebkoſe Deine Zuleima, und folge ihr in das Gezelt ihres Bruders." Mit ſchmeichelndem Bitten hatte Zuleima Osraims Hand gefaßt und zog ihn liebend nach dem Ausgange des Gezeltes. Ihr flehendes Auge, ihr Koſen und Anſchmiegen war unwiderſtehlich. Der Greis ſah ſie mit einem wehmüthigen Lächeln an und folgte, wohin ſie ihn führte.

Sechstes Kapitel.

Unbefangen, wie das arglose Reh, schwebte sie an Osraims Hand durch das Lager dahin, während Betty und Eduard ihr folgten. Der alte General trat in die Thür seines Zeltes und sah dem seltsamen, reizenden Wesen, das ihm Grüße zurückwinkte, mit erstaunten Blicken nach. Was uns Mährchen von dem Reize der orientalischen Jungfrauen, von ihrer Weisheit, ihrer Treue, ihrer Unwiderstehlichkeit berichten, schien hier wahr und wirklich geworden. Lange blickte der Krieger, der zwanzig Feldzüge gethan, und vieles Denkwürdige fremder, ferner Länder gesehn hatte, diesem lieblichen Wunder des Orients nach, bis das ernste Geschäft des Krieges ihn von dem müßigen Bewundern wieder abrief.

Indeß hatten Jene bald das Gezelt Eduards erreicht, obwohl sie von den Schaaren der neugierigen Soldaten fast im Gehen gehindert wurden. — Victor, auf seinem einsamen Krankenlager, hatte ihrer mit Sehnsucht geharrt; mit Erstaunen sah er, in welcher Begleitung die beiden Frauen wiederkehrten. Osraims Gegenwart war ihm keinesweges erfreulich, weil sie ihm die trauliche Gemeinschaft des kleinen Kreises zu stören schien; allein da er sah, welchen Werth Zuleima darauf legte, wie durch die versöhnende Ausgleichung mit dem Pfleger und Beschirmer ihrer Jugend gewissermaßen die letzte Schuld getilgt wurde, die der Boden Afrika's an sie zu fordern hatte, so erfreute auch er sich bald der Freude der Geliebten, und ertrug gern die wenigen Stunden, deren Genuß der Vater ihm zum Theil entzog.

Es war Nachmittag geworden, die Sonne brannte heiß herab. Osraim saß auf Teppichen, die man auf dem Boden ausgebreitet hatte; Betty und Zuleima hatten sich in orientalischer Weise vor ihm niedergesetzt, und unterhielten ihn mit wohlmeinenden Gesprächen, denen er von Zeit zu Zeit freundlich nickend Beifall schenkte. Zuleima war stets geschäftig um ihn; bald reichte sie ihm dies, bald jenes. Aber eben so sorg-

ſam war ſie auch gegen Victor, der auf ſeinem Krankenlager gleiche Anſprüche an die Aeußerungen ihrer Liebe hatte.

So verſtrichen die Stunden nur allzu ſchnell. Bereits war der kühlere Nachmittag eingetreten, als der Arzt kam, dem der Unteroffizier, welchem Eduard den Brief des General Berthezène an den Admiral Duperré zur Beſorgung gegeben hatte, auf den Fuß folgte. Beide brachten Nachrichten, die erfreulich und unerfreulich zugleich klangen. Der erſte berichtete, daß für Victor kein Raum in dem Feldlazareth aufzubringen ſey, dagegen werde man ihn an Bord eines der Fahrzeuge der Flotte bringen. Der Unteroffizier benachrichtigte Eduard, daß der Admiral Duperré ſogleich nach Durchleſung des Briefes den Befehl ertheilt habe, eine geräumige Kajüte auf der Fregatte „Daphne" für die beiden Frauen in Bereitſchaft zu ſetzen. Mit dem früheſten Morgen werde das Schiff die Anker lichten, um nach Mahon zu ſegeln; die Frauen ſollten ſich daher bereit machen, noch dieſen Abend an Bord zu gehen.

So waren zwar die nächſten Bedürfniſſe Aller befriedigt, allein zugleich bedrohte ſie auch nahe, unvermeidliche Trennung. Beſonders war Victor be-

ſtürzt darüber, da er nicht wuſte, ob es ihm möglich ſeyn werde, auf demſelben Schiffe ein Unterkommen zu finden, auf welchem die Frauen nach Mahon abſegeln ſollten. Indeß verſprach der Arzt, dafür Sorge zu tragen, unter dem Vorwande, daß Victor in das zu Mahon angelegte größere Lazareth für die Verwundeten und Erkrankten des Heeres gebracht werden müſſe, deren Zuſtand eine längere, geordnete Pflege nöthig mache, die aber doch noch ſo bei Kräften wären, daß ſie den Transport zur See aushalten könnten. Der gefällige, dienſtwillige Mann eilte daher ſogleich wieder an den Strand hinunter, um ſchnell die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Von dieſem Augenblick an war jedoch jene unbehagliche Unruhe in die Gemüther eingedrungen, welche den letzten Stunden vor einem Abſchiede durch tauſend unangenehme, aber nothwendige kleine Sorgen die ſchöne Einheit der Empfindungen zu rauben pflegt. Zuerſt war es Osraim, der, von einer Art von Angſt getrieben, aufbrechen wollte. Der General hatte bereits alle Waffen deſſelben nach dem Gezelt geſandt, und auch ſein Roß, das ihm ebenfalls aus der Beute zurückgeſtellt war, hatte ein Diener herbeigeführt. Betty erinnerte daran, daß er ſich

des Kameels zur Reise bedienen könne, auf welchem sie geflüchtet waren, und fragte zugleich, welches das Loos der beiden Beduinen, die es geführt hatten, seyn werde, falls sie in Abukans Hände geriethen. Osraim erwiederte: „Ich werde sie nicht schützen können, wenn Abukan zornig ist; sie mögen mit dem Kameel bei Euch bleiben; könnt Ihr es nicht benutzen, so schenke ich's ihnen zu eigen. Mich trägt mein edles Roß schnell hinweg. Doch zuvor muß ich dem Scheik Dank sagen, denn er ist freundlich gegen mich gewesen."

Osraim, Eduard, Betty und Zuleima machten sich zum zweitenmale nach dem Gezelt des Generals auf. Der alte Krieger empfing die Kommenden ungemein freundlich. Osraim sprach:

„Scheik der Franken! Osraim, der Sohn Ali's, ist Dir Dank schuldig worden. Du hast ihn gastlich aufgenommen, da Du ihn tödten konntest. Sprich, wie kann ich Dir vergelten?"

Der General lächelte, als ihm der Dolmetsch diese Worte hinterbrachte, und erwiederte durch diesen:

„Osraim, ich freue mich, daß Du Gutes von mir denkst. Vergeltung übe an Andren, die bittend zu Dir kommen. Siehst Du aber einen von dem

Volke der Franken unter Deinen Landsleuten, so erinnere Dich, daß es Dir und Deinen Gefährten bei uns wohl ergangen ist, und dulde nicht, daß ihm ein Leid geschehe.“

„Das schwöre ich Dir beim Barte des Propheten,“ rief Osraim feurig aus. „Ich will lieber mein Haupt verlieren, als es dulden, daß man einen Mann Eures Volkes mißhandle. — Hier nimm meinen Dolch, tapfrer Scheik; ich schenke ihn Dir zum Gedächtniß dieses Schwurs. Du magst ihn mir, magst ihn meinem Weibe, meiner Tochter ins Herz stoßen, wenn ich meineidig werde.“

Der General nahm die Waffe an, und schüttelte dem redlichen Araber treuherzig die dargebotene Hand. Dann zog er einen Ring vom Finger, steckte ihn an Osraims Hand, und sprach: „Erinnere Dich bei diesem Ringe, Daß Du im Lager der Christen einen Freund besitzest. — Lebe wohl! Kehre glücklich zu den Deinen zurück.“

Beide alternde Männer umarmten sich bei diesen Worten, und beide waren tief gerührt; denn edle Seelen erkennen und achten sich unter den ungleichsten Umständen.

Osraims Roß scharrte muthig und unruhig mit dem Hufe in den Sand, und stieg einigemal bäumend an der Hand des Führers auf.

„Mein Pferd wird ungeduldig über das Säumen des Herrn!“ rief Osraim. „Was helfen uns die Minuten! Die Blume des Glücks blüht nur in jahrelangem Sonnenschein. Unser Herz gewinnt nichts beim kurzen Aufschub.“ Hierbei sah er Betty und Zuleima mit unbeschreiblichen Blicken an. Zuerst ergriff er die Hand der Mutter, und legte ihr zugleich seine Rechte auf das Haupt. „Allah segne Dich, denn Du warst gut und getreu! Sein Schild beschirme Dich vor den Pfeilen Deiner Feinde, und der bösen Stunden. Lebe glücklich, und stirb in Frieden!“ Er zog die weinende Betty näher zu sich, und küßte sie rasch auf die Stirn. Dann wandte er sich an der blaß, zitternd dastehenden Zuleima, deren Herz unter der Gewalt ihrer Empfindungen zu brechen drohte. „Meine Tochter!“ rief er, und die Wehmuth erstickte ihm die Sprache. „Meine Zuleima!“ begann er noch einmal, aber die Stimme versagte ihm. Er schloß sie heftig in die Arme, küßte sie mit stürmischer Zärtlichkeit, wandte sich dann rasch um, schwang sich mit der Gewandtheit des Arabers in einem Augenblick

auf daß Roß, zog die Zügel straff an, daß es sich stolz zum Sprunge erhob, und, als fühle er dort erst wieder seine Manneskraft und Entschlossenheit, rief er nun mit fester Stimme: „Lebt wohl! Allah behüte Euch.“ — Mit Blitzesschnelle schoß das edle Araberroß dahin, und nach einigen Augenblicken verrieth nur eine Staubwolke, die im Glanz der Abendsonne röthlich emporstieg, die Spur des Reiters.

Zuleima hielt die Hand des Bruders gefaßt, und umschloß mit dem linken Arm ihre Mutter, an deren Busen sie das weinende Antlitz verbarg. Ein Kreis von neugierigen Zuschauern hatte sich rings umher versammelt, aber alle standen sie schweigend, und achteten den Schmerz der Frauen. Langsam geleitete Eduard sie nach seinem Gezelt zurück.

Aber auch dort wurden sie nur von neuen erschütternden Scenen erwartet. Denn schon standen Träger mit einer Bahre bereit, um Victor an den Strand hinabzutragen, und Eduards Diener hatten schon alles Gepäck der Frauen angeordnet, damit es auf das Schiff gefördert werden könnte.

Es ist ein Glück für das menschliche Herz, daß es, wenn es erst von einem Sturme gewaltsam bewegt wird, die nachfolgenden Schläge und Erschütte-

rungen nicht mehr empfindet, da das Maaß der Schmerzen schon gefüllt iſt, und der Sturm des Unheils nur darüber hinbrauſt, ohne ſich ein tieferes Bett wühlen zu können.

Eduard richtete Zuleima's Blicke auf die Hoffnungen, die ihr ſo nahe lagen. „Du trennſt Dich von dem Bruder, trauteſte Eugenie," ſprach er, „aber der Freund wird Dich zu einer liebenden Schweſter, zu einer zweiten Mutter geleiten. Das Schickſal war ſtreng gegen Dich, als es Dir in früheſter Jugend die Deinigen raubte. Aber voller Güte gleicht es aus, was es gegen Dich verbrochen hat, und giebt Dir zwei Mütter, die Dich lieben, und — vielleicht auch noch einen zweiten Vater."

„Ach wären die Lieben alle beiſammen," rief Zuleima klagend aus, „ſo würde mein Herz fröhlich ſeyn! Jetzt ziehen es die Schmerzen dorthin und hierhin! Meine Bruſt blutet ſehr! Den Vater ſah ich ſcheiden, auf ewig; den Bruder muß ich verlaſſen! Weißt Du denn aber auch, ob ich die Mutter und die Schweſter jenſeit des Meeres finde? Und wenn ich ſie ja finde, ob ſie Zuleima's Seele lieben werden? Denn ich bin aufgewachſen in der Wüſte, und ſie ſind weiſe und kunſtreich und gütig!"

Eduard war von Schmerz und Freude über das liebevolle Weſen mit der unſchuldigen Seele des Kindes auf das tiefſte bewegt. „Ob ſie Dich lieben werden? O meine Schweſter! Du wirſt die Seligkeit ihres Herzens ſeyn!“ —

Die Sonne ſchimmerte ſchon röthlich, und warf goldene Strahlen auf die Gipfel des fernen, mit blauen Zacken am Horizont emporragenden Atlas. Die Abendluft wehte von der See herüber. Es war Zeit; man beſchloß zu gehn.

Die Träger erhoben die Bahre, auf welcher der verwundete Victor ruhte: er wollte verſuchen, ſelbſt zu gehn, allein der Arzt hatte es verboten. Neben ihm her ging Eduard, der die Frauen führte und unterſtützte, denn die heftige Gemüthsbewegung hatte beide ſo angegriffen, daß ſie ſich nur mühſam auf den Füßen erhielten. Zwei Diener folgten mit dem Gepäck. So kam der Zug durch das gerauſchvolle Lager, und über die noch lebhaftere Halbinſel Sidi Ferruch, wo tauſend Hände beſchäftigt waren, Kriegsbedarf aus den Schiffen auszuladen und auf der Küſte zu ordnen, nach einem kurzen Gange am Strande an. Hier lag die Barke, welche die Abgehenden aufnehmen ſollte. Zur großen Freude Aller ſahen ſie den

Arzt unter den Matrosen stehen; als dieser die Kommenden erblickte, eilte er ihnen sogleich entgegen, und brachte ihnen die freudige Nachricht, daß es ihm gelungen sey, für Victor auf der Daphne die Ueberfahrt nach Mahon zu erwirken. Sogleich verständigte Eduard Eugenien, die ihn fragend anblickte; eine holde Röthe der Freude überflog ihre blassen Wangen, als sie vernahm, sie werde nicht von ihrem Geliebten getrennt werden.

Indessen schafften die Matrosen das Gepäck ins Boot: Victor wurde mit der Bahre hineingesetzt. Der Arzt bat ihn, sich dies gefallen zu lassen, weil er ihn habe kränker und schwächer schildern müssen, als er wirklich sey, um ohne Weiteres die Erlaubniß zu erhalten, ihn nach Mahon zu senden. „Sind Sie erst auf der Fregatte," fuhr er fort, „und hat diese die Anker gelichtet, so mögen Sie mit dem Schiffsarzt unterhandeln, der Ihnen einen Spaziergang auf dem Deck bei heiterem Wetter nicht versagen wird." Victor lächelte, und sprach: „Ich bin seit einigen Tagen dazu verurtheilt, die Rolle eines kranken Mädchens zu spielen! Nun es sey dies die letzte kleine Verstellung. Im Uebrigen, finde ich, thut es mir ganz

wohl, daß ich so viel Ruhe genieße, denn ich fühle mich von Minute zu Minute mehr erstarken."

Man hatte ihn unter diesen Worten in das Boot geschafft. Die Frauen stiegen ein, und auch Eduard folgte, um sie bis an die Fregatte zu geleiten.

Als der Nachen auf den Wellen dahin schwebte, wurde Eugenie ganz seltsam bewegt. Sie blickte so erstaunt und befremdet umher, in ihren Zügen drückten sich so lebhafte Bewegungen des Gemüths aus, daß Victor sie darüber befragte. Sie gestand unbefangen ein, Alles, was sie erblicke und erfahre, setze sie in das höchste Erstaunen. Noch nie sey sie, ihrer Erinnerung nach, auf dem Wasser gefahren, und doch kämen ihr so viele Dinge ganz bekannt vor, als habe sie dieselben stets um sich gesehn, ohne daß sie jedoch wisse, irgend etwas zu benennen, oder den Gebrauch davon anzugeben. — Eduard errieth sie wohl. Es waren die frühsten Jugend-Erinnerungen, deren schlummernde Gestalten plötzlich erwachten, und sie bekannt, aber doch fremd anblickten. Denn ihre Kindheit hatte sie ja an der See zugebracht, und ein Wald aufstrebender Masten, das Gewirr der sich kreuzenden Taue, das Flattern der Segel und Wimpel, waren Jugend-Eindrücke, die zwar tief in den Hintergrund ihres

Gedächtnisses getreten waren, jetzt aber, als sich der Schleier von ihren frühsten Tagen zu heben begann, lebendig wieder erweckt wurden.

Damals hatte das Kind freilich keine Begriffe mit seinen Anschauungen verbunden, und daher frisch- men auch nur Bilder ihre Farben auf. Jetzt mischte ch in das wunderbare, unbegreifliche Gefühl des ngst Vertrauten noch das neue des Erstaunens und Verwunderns über die Erzeugnisse der erfindenden Kraft s Menschen, von denen die Bewohnerin der wüsten ebirge Afrika's keine Vorstellung gehabt hatte.

Auch Betty erblickte die stolzen, auf der Fluth lagerten Fahrzeuge, die leicht darüber hineilenden oote, mit einem unnennbaren Gefühl. Das Bild er Jugend trat mit hellem Bewußtseyn vor sie hin. einer Seestadt aufgewachsen, war ihr das Treiben Schiffsvolkes, die rüstige Bewegung einer mit hrzeugen dicht bedeckten Rhede ein gewohntes Schau- l. Aber seit funfzehn Jahren hatte sie es ver- en müssen! Und welche besondre Erinnerungen gen in ihr auf, als sie jetzt auf derselben Fluth insegelte, deren Wogen sie an die Küste der Bar- n warfen, die ihr zu einem so langen Gefängniß de!

Das mächtige Gefühl dieſes Eindrucks ließ einige Augenblicke lang die Empfindungen verſchwinden, die in beiden Frauen kurz zuvor noch die lebhafteſten geweſen waren. Als ſich indeß das Ufer mehr und mehr aus ihren Blicken entfernte, und ſie dem Ankerplatz der Daphne, die ſie aufnehmen ſollte, näher und näher kamen: da überdrängten und beſtürmten die erſten Gefühle ihre Bruſt auf's Neue. Beide empfanden es jetzt mit der ganzen Kraft ihres Herzens, wie die Gewohnheit uns ſelbſt an den unfreiwilligſten Aufenthalt mit mächtigen Banden feſſelt. Sogar der Gefangene, der lange Jahre in dem einſamen finſtren Kerker verſeufzt hat, fühlt, daß ſich in das Entzücken der Freiheit eine leiſe Regung der Wehmuth miſcht, wenn er Abſchied nimmt von dem Orte ſeines duldenden Ausharrens, wo er ſo manche Stunde des Jammers mit den Kräften der Hoffnung und des Glaubens überwand!

Alle Erlebniſſe ihrer Kindheit, ihres jugendlichen Alters traten vor Zuleima's Seele, und mit tiefer Rührung ſah ſie die Küſte verſchwinden, auf der ſie die ſorgloſeſten Freuden jener frühen Jahre genoſſen hatte; eine Heimath kannte ſie noch nicht, ſie mußte die Berge Afrika's dafür gelten laſſen, und ſchied mit

bewegtem Herzen von ihnen. Betty erinnerte sich alles dessen, was sie dort erlebt, gelitten, geduldet und gehofft hatte. Sie blickte mit einer Art von Scheu auf das Leben vor ihr, in das sie nun fast eben so fremd und verlassen eintreten sollte, wie sie vor funfzehn Jahren unter die Horden der Beduinen gerieth. Ueber Alles peinlich quälte sie der Gedanke, daß Zuleima über eine zweite Mutter der ersten fremd werden könne. — Alle diese Empfindungen, Erinnerungen, Sorgen, Hoffnungen kreuzten sich in den Seelen der Frauen. So blieben sie still, und auch die Männer sprachen wenig. Nur der einförmige Schlag der Ruder, das Rauschen der Wellen an dem Kiel des Boots, tönten durch die feierliche Ruhe des Abends.

Sie hatten die Fregatte erreicht, die, von den röthlichen Strahlen der tief geneigten Sonne vergoldet, prächtig vor ihnen lag, und sich langsam auf den breiten Wellen der Fluth wiegte. Der seemännische Anruf ertönte ihnen plötzlich entgegen, so daß Zuleima erschreckt zusammenfuhr. Das Boot legte sich an die Steuerbordseite der Daphne, und die Frauen stiegen die schmale Schiffstreppe hinan. Oben begrüßte der Capitain, Herr von St. Clair, sie mit großer Zuvorkommenheit in englischer Sprache, denn ihm war von

Seiten des Admirals die ehrerbietigſte Achtung gegen die Frauen anempfohlen worden, die ihm als Engländerinnen bezeichnet waren, welche lange in der Gefangenſchaft der Beduinen zugebracht hätten. Eduard, ohne ihr näheres Verhältniß zu verrathen, ſtellte ſie als ſeine entfernten Verwandten vor, und bat den Capitain, ſich ihrer und des ſie begleitenden kranken Offiziers anzunehmen.

„Ein Offizier?“ fragte Herr von St. Clair, „von dem iſt mir noch nichts gemeldet.“

„Der Arzt führt ihn durch ſeine Verordnung auf Ihr Schiff; er ſoll zunächſt nach Mahon, wo auch die Damen Quarantaine halten werden. Iſt Ihnen bekannt, wie dieſelben aus der Gefangenſchaft der Beduinen gerettet wurden?“

„Nur ganz im Allgemeinen. Und der Name des Offiziers? Von welcher Nation?“

„Ein Landsmann. Schiffslieutenant Victor de Tracy, von der geſtrandeten Aventure! — Aber da iſt er ſelbſt.“

Eduard hatte noch kaum die letzten Worte ausgeſprochen, als der Capitain voller Freude auf die Bahre zueilte, welche man ſo eben auf das Deck hob. „Victor! Iſt's möglich!“ rief er, „Du ſelbſt!“

Und er lag in den Armen des wohlbekannten Kameraden, mit dem er lange Zeit auf demſelben Schiffe gedient hatte.

Dieſe unvermuthete, vertraute Freundſchaft zwiſchen dem Führer der Fregatte und Victor gab den Verhältniſſen die glücklichſte Wendung. Es unterlag nun keinem Zweifel, daß Victor auf der Ueberfahrt die behaglichſte Lage und den freieſten Verkehr mit den Theuern, die er geleitete, haben werde. Capitain St. Clair machte es ſogleich zur Bedingung, daß Victor die Kajüte mit ihm theile. — So waren denn die Reiſenden durch eine gütige Fügung ihres Geſchicks auf der Fregatte ſogleich vollkommen heimiſch, und Eduard konnte ſich mit leichterem Herzen von ihnen trennen. Er wollte den Abſchied nicht länger aufſchieben. Mit wahrhaft herzlicher Liebe ſchloß er Betty gleich einer zweiten Mutter in die Arme, und ſagte ihr den wärmſten Dank für die Rettung und Erhaltung der Schweſter, die er ganz ihrer Sorge und Liebe zuſchrieb. Mit gerührter Zärtlichkeit drückte er das liebliche Weſen ans Herz das er ſeit ſo wenigen Stunden erſt kannte, und das ihm ſchon ganz ſo angehörte, als habe er alle Tage ſeines Daſeyns mit ihm verlebt. Er verſprach ihr, mit dem nächſten

Schiffe Briefe an sie selbst und für die Schwester und Mutter zu senden. Lange hielt er die sanft Weinende umfaßt, und küßte ihr wiederholt Stirn und Wangen, und den lieblichen, schmerzlich lächelnden Mund. Endlich riß er sich los, legte sie in Betty's Arme, drückte Victor rasch die Hand, und eilte hastig, um den überwältigenden Schmerz zu verbergen, hinunter in das harrende Boot.

In kurzer Zeit setzte er den Fuß wieder ans Land. Langsam wandelte er nun zwischen dem bewegten Treiben um ihn her dem Lager zu. Wenige hundert Schritte abseits lag ein Hügel, nach dem er, das Bedürfniß der Stille und Einsamkeit mächtig empfindend, seinen Weg richtete. Gedankenvoll stieg er ihn hinan. Auf dem Gipfel standen zwei Palmen; an ihren Stamm gelehnt, blickte er über das Meer und die Landschaft zu seinen Füßen hinweg. Die Sonne hatte sich eben hinter das letzte westliche Vorgebirge hinabgesenkt, so daß seine waldigen Gipfel mit goldenem Glanz umstrahlt waren, und purpurn brennende Wellen den Fuß desselben umspülten. Die Flotte lag in stiller Majestät auf dem ebenen Spiegel des Meeres, das sich weit hin in blauer Fläche ausdehnte, dann in ein leichtes Violett, hierauf in einen hellrosigen

Schimmer, und endlich in die dunkelste Purpurgluth überging.

Ein goldener Duft, in dem zarte Wölkchen gleich durchsichtigen Rosen schwebten, überglänzte den Abendhimmel. Die hohen Masten der Flotte, die tausendfach gekreuzten Taue schnitten sich schwarz auf dem leuchtenden Grunde ab; die Wimpel nur flatterten farbig, im letzten Sonnenstrahl glänzend, hoch in dem blauen Aether.

Herrschte dort eine feierliche, erhebende Pracht und Stille zugleich, so brauste auf der andern Seite das Gewühl des Lebens desto reger dahin. Denn dicht am Fuße des Hügels dehnte sich das Feldlager aus, mit seinen langen, belebten Zeltgassen, den aufgeschichteten Trommeln, und weithin glänzenden Pyramiden der Gewehre. Munter durchzogen es die Schaaren fröhlich lustwandelnder Soldaten; Reiter sprengten hin und wieder. Man hörte ein fernes verworrenes Brausen tausendfacher Stimmen, Waffengeklirr, Schnauben der Rosse. Zunächst am Strande ertönte der Schlag der Hämmer und Aexte, denn Zimmerleute waren geschäftig, auf der Halbinsel Gebäude aufzurichten; Matrosen thürmten Ballen und Fässer auf, Artilleristen setzten Kugeln in regelmäßige Haufen, ordneten Geschütze

und Wagen zu einem Artillerie-Park. Ueberall regte ſich die freudigſte Lebendigkeit, die rüſtigſte Kraft der That. Jener rief, dieſer winkte; jener ſchalt, dieſer lachte. Dort ſang man Lieder, hier pfiff ein luſtiger Burſch einen fröhlichen Tanz; dort hatte ſich eine Schaar von Kriegern im Kreiſe um einen Erzähler gelagert, hier ſcherzten Einzelne mit artigen Marketenderinnen, die Wein ausſchenkten, Würfeltiſche aufgeſtellt hatten, und ſo die Freuden und Zerſtreuungen in das müßige Kriegslager führten.

Eduard ließ die Blicke hin und wieder über das belebte, bunte Gemälde ſchweifen; und fühlte ſich wunderbar davon bewegt.

Jetzt erſchallte der Klang der Trommeln; es war der abendliche Gruß, der kriegeriſche Beſchluß des Tages, die Uhr des Feldlagers. Die Soldaten traten zuſammen; es wurde ruhiger. Ein Paukenſchlag tönte feierlich dumpf durch die Stille; ein Trompetenſtoß beantwortete ihn. Darauf fiel die ganze kriegeriſche Muſik rauſchend ein, und die heitren Melodieen fröhlicher Märſche und Tänze erklangen auf dem wüſten Boden Afrika's. Es machte einen ſeltſamen Eindruck auf Eduard, die leichten Vaudevilles, die rührenden Romanzen franzöſiſcher Opern hier in

der fernen Wüste zu hören. — Er sah rings umher nach den sandigen Hügeln, die das Lager umgaben. Einzelne kecke Beduinen sprengten auf flüchtigen Rossen hin und her; bei den ungewohnten Klängen, die der Abendwind hinüber nach der Wüste trug, spitzten die klugen, aufmerksamen Thiere horchend das Ohr, und reckten den schlanken Hals weit vor. — Der blaue, zackige Atlas im Hintergrunde schien ernst auf das ungewohnte, laute Treiben in seinem todesstillen Sandmeer herabzublicken. Eine Gruppe von Arabern mit mehreren Kameelen hielt die wandernden Schritte an, um dem fröhlichen Klange der Musik zu lauschen. Das ausdauernde, duldsame Lastthier der Wüste hob den behaarten weißen Hals hoch empor, und schien umherzuspähen, was für ein seltsames Wunder sich begebe.

Indeß fielen dunklere Schatten der Nacht in das Gemälde hinein. Eduard wandte das Auge noch einmal nach der Flotte hinüber, wo seine Lieben weilten. Da sah er die Daphne stolz ihre Segel entfalten. Sie schien den Nachtwind, der sich günstig erhob, sogleich benutzen zu wollen. Rasch spannte sie die weißen Fittige auf, schwankte, bewegte sich, theilte die Fluth, und segelte in die verschimmernde Röthe des Abends hinein.

Eine Thräne feierlicher Rührung drang in Eduards Auge. Er blickte dem Schiffe nach, bis es sich als ein schwarzer Punkt in dem goldnen Glanz des westlichen Himmels verlor. Dann wandte er sich nach dem Lager zurück, das schon im grauen Schatten der Dämmerung ruhte, und ging still mit ernsten Gedanken auf der Stirn, und wehmüthigen Gefühlen in der Brust, seinem einsamen Gezelt zu.

Siebentes Kapitel.

Victors Gefährten von der gestrandeten Aventure waren nach dem Gefecht, welches der Sohn des türkischen Aga durch seine Dazwischenkunft noch zur glücklichen Minute unterbrach, nach Algier abgeführt worden. Mit Bedauern verließen sie Alle den jungen, aber muthigen und umsichtigen Führer, und trugen die Sorge mit sich, daß der Tod ihn vielleicht auf immer von ihnen trennen werde. Indeß richtete sich die Hoffnung der stets von einer Minute zur andern, ohne weitere Sorgen und Blicke in die Zukunft hinlebenden fröhlichen Seeleute bald wieder auf, da sie sahen, daß man sie wirklich nach Algier bringe, und ziemlich gut behandle.

Sie waren etwa bis Mittag gewandert. Da wurde in einem kühlen, reich mit Gebüsch bedeckten

Thal an einer lebendigen Quelle Halt gemacht. Man erquickte die Gefangenen mit Speise und Trank, und Fröhlichkeit kehrte wieder in die Herzen Aller zurück. Kaum mochten sie eine Viertelstunde auf dem weichen, schwellenden, mit dem schönsten Reseda, Aurikeln und wilden Hyacinthen bedeckten Rasen geruht haben, als sie die Krümmung des Thales entlang eine Anzahl von Männern im schwärzlichen Gewimmel auf sich zukommen sahen. Bald erkannten sie, daß Beduinen dieselben geleiteten, und schnell bemächtigte sich ihrer die frohe Ahnung, sie würden Landsleute, Unglücksgefährten wiedersehen. Sie täuschten sich nicht. Schon in der Entfernung von einigen hundert Schritten erkannte man einander. Es erhob sich ein lautes Jubelgeschrei, und die Freude ergriff die wackern Herzen so heftig, daß, trotz der Begleiter und Führer, beide Trupps einander mit lautem Ausbruch der Freude entgegenstürzten und sich, jeder den nächsten, der ihm aufstieß, mit vaterländischem Entzücken umarmte. Welch ein Jubel! — Bald aber auch, welch ein Schmerz! Denn dieser fragte nach einem Bruder, der nach einem Schiffskameraden, jener nach seinem Steuermann, seinem Offizier — ach, Viele fand man nicht wieder, und

Mancher war leider nur zu gewiß als Opfer der rauhen Barbaren gefallen!

Mit einſtimmiger Freude aber begrüßten Alle einen der wackren Führer, den Capitain Brüat, der ſich unter dem Trupp der Ankommenden befand. Dieſer fragte nach Adolph — man wußte nichts von ihm, nach Victor — man erzählte ihm deſſen Schickſal, welches freilich Zweifel genug über den Ausgang laſſen mußte. — Faſt eben ſo willkommen, als die Anweſenheit des Führers, war den Meiſten die des Malteſers, welcher durch ſeine Gewandtheit in der Sprache der Beduinen und die genaue Kenntniß ihrer, wie der türkiſchen Sitten und Gebräuche, der Retter wenigſtens eines großen Theiles der Mannſchaft geworden war. Alle drängten ſich um ihn her, ſchüttelten ihm die Hand, küßten ihn, und forſchten und fragten neugierig, welches Schickſal man wohl in Algier zu erwarten habe.

„Je nun!“ rief Giacomo, ſo hieß er, „man wird Euch gerade nicht einquartieren, wie der König von Frankreich ſeine Gäſte in Paris, Ihre Majeſtäten von Neapel, die jetzt dort ſeyn ſollen, aber vielleicht auch nicht viel ſchlechter, als ſolche Galgenvögel, wie Ihr doch ohne Unterſchied ſeyd, es verdienen. Nachts werdet

Ihr nicht auf engliſchen Springfederbetten, auch nicht auf Eiderdaunen ſchlafen, ſondern vielleicht etwas beſſer oder ſchlechter als im Schiffsarreſt. Berry iſt auch nicht Inſpektor der Gefangnen-Küche in Algier, aber falls Ihr zugebt, daß ein Menſch mehr aushalten kann als jedes Thier, ſo braucht Ihr auch noch nicht zu verzweifeln, wenn man Eurem Magen ſo Manches zumuthet, was der Strauß nicht gern verſchluckt."

Die Luſtigkeit, mit welcher der fröhliche Menſch über die traurige Lage, die ihn ſo gut wie jeden Andren traf, ſcherzte, machte allen ſeinen Kameraden gleichen Muth, ihr Schickſal von der leichteſten Seite zu nehmen.

„Parbleu!" rief ein launiger Matroſe, „der Küchenzettel auf dem Silen, nichts für ungut, mein Capitain, war auch nicht immer der feinſte. Ich habe manche Woche ein und zwanzig mal Erbſen gegeſſen, die man eben ſo gut hätte zu Rehpoſten brauchen können; denn auf dem Schiffe gab es zwiſchen Frühſtück, Mittagbrod und Abendeſſen keinen andren Unterſchied als die Zeit.

„Wenn wir's nicht beſſer hatten," lächelte Capitain Brüat, „werde ich's wohl mit Euch getheilt

haben. Ich denke aber, unſre Pökeltonnen ſind ſelten leer geworden.“

„Doch zu Zeiten, mein Hauptmann,“ fuhr der Matroſe fort. „Wißt Ihr Euch zu beſinnen? In der Oſterwoche vorigen Jahres, wo wir auf der Rhede von Point à Pitre von der ſcharfen Bö getroffen wurden, die uns Ankertau und Segel zerriß, und in den Ocean jagte, daß wir am andren Morgen in Havre anzukommen gedachten? Und wir hatten doch gerade angelegt, um die Speiſekammer ein wenig zu füllen, die, weiß es der Teufel, ſo ausgeweidet war, wie eine Brigg, die ihre Ladung gelöſcht hat. Wenn der Dey von Algier nicht ganz von Eiſen und Stahl iſt, ſo wird er doch wohl dann und wann ein Stückchen Speck für ein paar hungrige Matroſen übrig haben?“

„Du ſchwatzeſt ſo unvernünftig, wie eine Branntweinshändlerin im Hafen vom Seeweſen,“ rief Giacomo. „Speck! Als ob bei den Türken das Schweinfleiſch nicht eben ſo gut Contrebande wäre, wie bei den Juden!“

„Drum eben können ſie's uns laſſen,“ vertheidigte ſich Loupgris (dieſen Namen führte der lange Seeheld unter ſeinen Kameraden), indem er ſich ärgerte,

daß ihm der Irrthum nachgewiesen war. „Glaubst Du übrigens, Du kaffeebrauner Spürhund aus Malta, daß ich nicht wisse, was Muselmänner und Juden hinunterschlucken dürfen und was nicht? Sey nur froh, wenn Du nicht selbst für Contrebande erklärt wirst; ein Kerl mit Deinem Gesicht sollte eigentlich überall verboten seyn. Denn, wenn jemals ein Apfel dicht am Stamme gefallen ist, so muß Dein Vater der Welt etliche Ellen Hanfschnur gekostet haben!“

Der Malteser schickte sich eben an, den Streich zu pariren, und einen kräftigen Nachhieb drauf zu setzen, als der Capitain Brüat ihn unterbrach: „Laßt Eure feinen Stichelreden jetzt nur ein wenig bei Seite; ich wollte Dir überhaupt rathen, Monseigneur Loupgris, Dich nicht zu tief mit Giacomo einzulassen, denn er könnte Dich beim Wort nehmen, und bloß, um Dir Recht zu geben, ein paar arabische Worte an unsre Gensd'armerie dort richten, worauf man Dir vielleicht den hanfenen Orden um den Hals hinge, mit dem man bei den Türken so unbekannt gar nicht ist, wenn gleich man gewöhnlich das Band von Seide trägt. — Aber Scherz bei Seite. Ich wünschte, Giacomo, Du suchtest bei unsren Geleitstruppen ein wenig auszuforschen, was aus den Freunden und Gefährten ge-

worden ist, deren ich leider so viele vermisse. Vielleicht können wir doch noch etwas zur Rettung der Unglücklichen thun, die, so hoffe ich noch immer, nicht Alle das traurige Schicksal derjenigen gehabt haben, die zum Theil vor unsren Augen gemordet wurden."

Giacomo befolgte das Geheiß des Capitains und näherte sich einem der Beduinen.

„Wir sehen Viele unsrer Kameraden nicht hier," fragte er, „werden sie noch eintreffen, ehe wir weiter gehn?"

Der Beduine sah den Frager mit einem höhnischen Lächeln an. „Wenn sie zeitig genug ausgegangen sind, werden sie uns wohl nachfolgen. — Wer nicht zu träg war aufzustehn, wird seine Füße wohl vorwärts bewegt haben."

Giacomo, welcher die Ausdrucksweise der Araber hinlänglich kannte, um die Bedeutung im schlimmsten Sinne zu verstehen, verbarg jedoch seine Muthmaßung sorgfältig, und fragte weiter:

„Werden uns die Nachkommenden in der großen Stadt treffen?"

„Es sind Euch schon welche vorangegangen, die werdet Ihr sehn," erwiederte der Araber noch höhnischer lachend.

Giacomo schauderte zusammen, denn er ahnte wohl, was der rohe Barbar meinte; doch um seinen Freunden den Muth nicht zu rauben, und die heitre Stimmung, das kostbarste Gut in ihrer Lage, nicht zu verderben, antwortete er dem fragenden Capitain nur:

„Der Schurke ist mürrisch! Er will mit der Sprache nicht heraus. Wir werden uns vertrösten müssen, bis wir nach Algier kommen."

Indeß wurde der Befehl zum Aufbruch gegeben, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Auf dem Marsch näherte sich Giacomo dem Capitain unvermerkt und sprach: „Mein Hauptmann! Wir haben wenig Hoffnung, unsre Freunde und Offiziere wiederzusehn. Der alte Kahlkopf hat zwar unbestimmt genug gesprochen, aber deutlich genug, um die Gewißheit zu geben, daß in Algier ein trauriger Anblick unsrer wartet. Ich fürchte fast, wer nicht mit uns geht, hat überhaupt aufgehört, seine Füße zu bewegen."

„Sey still," raunte ihm Capitain Brüat ins Ohr, indem er bemerkte, daß die Leute Acht auf ihn gaben.

Trauriger, düstrer Gedanken voll, aber mit einer ernsten, freien Stirn, schritt der Führer neben den Seinigen dahin, dem Ziel seiner Wanderschaft zu.

Die Sonne neigte sich schon tief gegen das Meer, als der Zug aus dem Walde heraus auf die Spitze eines Hügels kam, von dem man Algier erblickte. Es zog sich mit seinen blendend weißen Mauern und Häusern an der Lehne des Berges hinauf. Südlich erblickte man das feste Kaiserschloß. Unter den Gebäuden in der Stadt selbst ragte die Kassauba in ihrer seltsamen, halb neuen, halb arabischen Bauart weit hervor. Auf der Zinne dieses Schlosses glänzte der türkische Halbmond über einem ungeheuren Roßschweife, im Sonnenstrahl hell blitzend. „O daß erst die weiße Fahne Frankreichs von dort herab wehen möchte!“ dachte Capitain Brüat, und seiner Seele bemächtigten sich düstre Ahnungen über das Schicksal seiner Freunde.

Es war ganz dunkel geworden, als man sich der Stadt näherte. Der Mond stieg hinter den Wandrern blutig aus dem Meere herauf, und warf einen hellen Schein auf die weißen Mauern des alten Raubnestes. Jetzt hielt der Zug am Thore. Nach heftigem Pochen und einigem Rufen und Zanken des Führers wurde endlich geöffnet, der Trupp hineingeführt. Mit heiserem Knarren der Angeln und dumpfem Rasseln der

Riegel schloß sich die Pforte hinter den Gefangenen, und sie sahen sich nun in einer engen, schmutzigen Gasse, in welche der Himmel nur durch einen kleinen Spalt zwischen den Dächern dürftig hineinblickte. Die Stadt selbst war schon ein grausenvolles Gefängniß zu nennen; wie düster mußte der Gedanke die muntren, hoffnungsreichen und lebenslustigen Seeleute, die Alles eher entbehren konnten, als das Einathmen frischer Luft, überfallen, in diesem verpesteten, dunklen Grabe, noch ein zweites, fürchterlicheres sich öffnen zu sehn, das sie verschlingen sollte. Allen entsank der Muth, und selbst dem Heitersten erstarb der Scherz auf der Zunge. Im langen, langsamen Zuge wurden sie, je zu zweien und zweien gepaart, durch die Gassen geführt. Krumm, winkelig, eng, oben fast durch Berührung der Dächer dem Lichte völlig abgesperrt, voller dumpfiger Dünste, und schwüler, schwer zu athmender Luft, waren die Straßen des verworrenen Labyrinths, durch welches man sie führte, einander auf das Schrecklichste völlig ähnlich. Bei jedem Schritt stolperte man über das ungleiche Pflaster, oder trat tief in den aufgehäuften Unrath, oder auf den verwesenden Leichnam irgend eines Hausthiers, der nicht anders von der Gasse verschwindet, als dadurch, daß

Hunde, Katzen und zahlloſes Gewürm ihn nach und nach aufzehren.

Endlich fiel ihnen von weitem ein Lichtſtrahl ins Auge. Die Gaſſe öffnete ſich auf einen Platz, der vom hellen Vollmonde beſchienen war. Sie ſtanden vor der Kaſſauba, dem verſchanzten Wohnorte des Dey's.

Man führte ſie quer über den Platz hinweg, gegen die Pforte des Gebäudes zu. Hier wurden ſie in einer langen Reihe aufgeſtellt. Als ſie ſo ſtanden und des Weiteren harrten, das über ſie ergehen ſollte, trat der alte Beduin, den Giacomo zuvor nach dem Schickſal ſeiner Landsleute befragt hatte, vor dieſen hin, und verzerrte ſein Geſicht zu einem widerlichen Grinſen.

„Du haſt nach Deinen Landsleuten gefragt, Freund? Sieh doch nur genau hin. Erkennſt Du ſie nicht?“ Dann deutete er mit der Hand nach dem Thore der Kaſſauba hin, zu deſſen beiden Seiten man eine Reihe von Pfählen erblickte, die wie zur Zierrath dazuſtehen ſchienen.

Den Malteſer überfiel ein banges Grauſen, denn er ahnte wohl, was der Beduin meinte. Doch antwortete er, der Wahrheit gemäß: „Ich erkenne nicht

deutlich, was Du meinſt. Laß mich näher treten.“ „Das ſollt Ihr Alle!“ rief der Beduin, und durch Zeichen und nach der Verſtändigung durch Giacomo rückte die ganze Front der Gefangenen näher gegen das Schloßthor heran.

Der Mond warf ſein fahles, bleiches Licht herab; aus der dämmernden Verworrenheit traten die Umriſſe, wie die Gefangenen näher kamen, deutlicher und deutlicher hervor. Plötzlich ertönte ein Schrei des Entſetzens von Allen zugleich, und hallte ſchauerlich von den Mauern des öden Palaſtes wieder. Denn ſie hatten es erkannt, daß jene Pfähle Lanzen waren, von deren Spitzen ihnen die Köpfe ihrer gemordeten Kameraden entgegenſtarrten.

Wie gebannt an den entſetzlichen Anblick, hingen ſie unverwandten Blicks daran und ſchritten faſt bewußtlos näher hinzu. Als ſich nun nach und nach im Mondſchein die verſchwimmenden Züge der todten Häupter entwickelten, das ſtarrende Auge, der krampfhaft geſchloſſene Mund, die hohle Wange, die bleiche Stirn, das verworrene, blutige Haar ſichtbar wurden; als Jeder allmählig das Antlitz eines Freundes, eines Führers, eines Bruders erkannte: da wurden auch die Stärkſten von einem kalten Entſetzen furchtbar geſchüttelt. Sie bebten,

ihre Kniee ſchlotterten, die Sprache verſagte ihnen. Einige ſanken zu Boden, oder in die Arme ihrer Gefährten.

Der alte Beduin mit dem kahlen Schädel hatte ſich auf ſeine lange Flinte gelehnt, ſtand vor der entſetzten Schaar, und blickte ſie mit höhniſch verzerrtem Geſicht grinſend nach einander an. Endlich haftete ſein ſchwarzes Auge auf Giacomo. „Nun, Frank, ſagte ichs Dir nicht, daß Deine Geſellen ſchon vorangegangen ſind?“

Giacomo ſchauderte; er vermochte nichts zu erwiedern.

Capitain Brüat ſtand mit geſenktem Haupt vor ſeinen Leuten, und drückte ſich beide Hände vor die Stirn. Er mußte ſich mit Rieſengewalt überwinden, um nicht den Schmerz und den Zorn laut ausbrechen zu laſſen.

Einige Minuten herrſchte ſo die grauenvollſte Stille. Die Blicke der Gefangenen ſchweiften ängſtlich und haſtig über die blaſſen Geſichter der Todten hin, weil jeder ſuchte, welcher ſeiner näheren Freunde fehle, und vielleicht dem gräßlichen Schickſal entgangen ſeyn möchte. Doch es waren gegen ſechszig Köpfe, und die ferneren konnte Niemand deutlich er-

kennen. So blieb man denn auch über diese Hoffnung in banger Ungewißheit.

Das Thor der Kassauba fing an, sich krächzend auf seinen Angeln zu bewegen. Die Araber nahmen eine aufmerksame, ehrfurchtsvolle Stellung an, und brachten die Reihen der Gefangenen wieder in Ordnung. —

Aus dem geöffneten Thor trat eine Anzahl türkischer Trabanten, die sich auf beiden Seiten desselben aufstellten. Nach einer kurzen Pause schritt ein kleiner, alter Mann mit weißem Bart, in rothem, goldverbrämten Kaftan und weißem Turban, daraus hervor. Es war der Dey. Er betrachtete die Gefangenen mit seinen kleinen grauen, hellfunkelnden Augen scharf und aufmerksam, ging einigemal vor ihnen auf und ab, winkte dann einem seiner Begleiter, sprach einige Worte mit demselben, und schritt hierauf wieder langsam in das Thor der Kassauba zurück. Es schloß sich klirrend hinter ihm. Die Gefangenen wurden nun abermals weggeführt, durch die engen, schwarzen Gassen der Stadt hindurch, bis an den Hafen, wo sich das Bagno befindet. Dieses schreckliche Gefängniß aller christlichen Sklaven war das Ziel der Wanderung. Schwere Thore wurden geöffnet, man kam in einen

geräumigen Hof. Hier that sich eine enge, dunkle Pforte auf; die Gefangenen mußten hinein. Sie führte in einen langen Gang, der von einer düstren Lampe schauerlich beleuchtet wurde. Hier ließ man sie eine Zeit lang in der bangen Erwartung ihres Schicksals stehn. Plötzlich klirrte und rasselte es von fern. Es wurden, man hörte es deutlich, Ketten herbeigeschleppt. Allen lief ein kaltes Grauen durch die Glieder. Stumm, lautlos standen sie da. Nur Capitain Brüat faßte sich, und sprach mit ernster Stimme: „Muth, Freunde! wir werden nur kurze Zeit in dieser trüben Lage bleiben. Das Ansehn des französischen Namens wird unser Loos bald erleichtern. Es wird mir morgen gelingen, die fremden Consuln von unsrem Schicksal zu unterrichten, und ihr Einspruch wird uns Hülfe, wenigstens Milderung gewähren."

Eine Anzahl von Sklaven-Aufsehern kam jetzt herbei und legte jedem Einzelnen die Fesseln an. Nachdem das traurige Geschäft vollendet war, führte man sie weiter durch lange Gänge, viele Stufen hinab. Endlich stand man vor einem großen, mit Eisen beschlagenen Thor. Es wurde geöffnet, man ließ die Gefangenen ein, und hinter ihnen schloß sich die schreckliche Pforte.

Sie befanden sich in gänzlicher Dunkelheit. Ein feuchter, dumpfiger Geruch, eine schwüle, verdorbene Luft wehte sie an. Der Boden unter ihren Füßen war weich, fast sumpfig. Von einer Lagerstätte, von Stroh, oder sonst irgend einer Bequemlichkeit war keine Spur zu entdecken. — Kaum wagte man, den Fuß vorwärts zu setzen, weil man nicht wußte, wohin man trat, und der Boden ungleich zu seyn schien.

In dieser entmuthigenden, fast entsetzlich zu nennenden Lage verharrten die Unglücklichen mehrere Stunden. Die Müdigkeit drängte sie, sich zu lagern, der Widerwille vor dem feuchten Grunde hielt sie ab; der Schlaf senkte sich schwer auf ihre Augen, allein zugleich begann der Hunger sie heftig zu quälen, und scheuchte den Schlummer hinweg. Ein leises Seufzen, manches muthlose Wort ließ sich hier und dort vernehmen; Capitain Brüat redete indeß ermunternd zu, und versicherte, es könne dieser Zustand unmöglich dauernd seyn, sie möchten sich nur diese Nacht in Geduld fassen. — Man hatte sich indessen so viel als möglich an die Mauern des Gewölbes zu stellen gesucht, um dort wenigstens einen Anlehnepunkt für den ermüdeten Körper zu finden; glücklich war derjenige, welcher eine Ecke getroffen hatte, oder gar eines Ge-

sinses habhaft wurde, um sich ein wenig darauf zu setzen.

Mitten in der Nacht hörte man dumpfes Gemurmel von Stimmen, und Tritte den Gang herauf erschallen. Das Geräusch kam der Pforte des Kerkers näher und näher, Lichtstrahlen blitzten durch die Spalten der Thür, die Riegel rasselten, die Pforte öffnete sich. Allen kehrte schon bei dem Anblick des Lichtes der Muth zurück; denn nichts, so schien es ihnen, konnte ihre Lage verschlimmern, jede Veränderung mußte sie verbessern. In die geöffnete Kerkerthür traten zuerst zwei Türken mit Fackeln, dann folgte eine Anzahl ebenfalls gefesselter Männer. Wer beschreibt die Freude und Erschütterung der Unglücklichen, als sie beim Schein des Fackellichtes in den Ankommenden ihre Kameraden und Landsleute, und unter ihnen den würdigen Hauptmann Assigny erkannten! Ein lauter Ruf des Jubels erhob sich, man drängte sich herbei, fiel den Ankommenden um den Hals, küßte und herzte sie. — So wird im tiefsten Unglück die Gemeinsamkeit desselben zum Trost, ja zu einem wahrhaften Glück.

Assigny und Brüat lagen einander in den Armen.

„Freund! Welches Loos kommen Sie mit uns zu theilen!“ rief der letztere aus. „Ich hoffe, zur Milderung desselben beitragen zu können,“ erwiederte Assigny; „vor der Cassauba war ich so glücklich, den sardinischen Consul, einen meiner ältesten Freunde, zu sprechen. Er wird morgen eine Audienz beim Dey verlangen, und Alles anwenden, unser Schicksal zu erleichtern.“

Diese Worte des Trostes belebten den Muth Aller auf's Neue. Zugleich hatte Giacomo von selbst die Keckheit, vorzutreten, und einem der türkischen Wächter die Grausamkeit vorzustellen, mit welcher man gegen sie verführe, indem man ihnen nicht einmal Lagerstroh gäbe, welches doch die wilden Thiere erhielten, deren Gebrüll man in diesem Kerker vernehmen könne. *)

Der angeredete Türke schien die Gerechtigkeit des Vorwurfs zu empfinden. Er sah sich in dem furchtbaren Kerker um, als wolle er sich überzeugen, daß

---

*) Die Menagerie des Dey befand sich, während der Herrschaft desselben, dem gewöhnlichen Gefängniß der Christen-Sklaven so nahe, daß diese oft des Nachts durch das Gebrüll der Löwen und Tieger aufgeschreckt, und die Ankömmlinge sogar dadurch heftig geängstigt wurden.

Giacomo die Wahrheit gesprochen habe, und sprach dann: „Ihr sollt Lagerstroh erhalten!“ Mit diesen Worten verließ er das Gefängniß; in der That kehrte er in kurzer Frist mit etwa zwanzig Begleitern zurück, deren jeder eine ungeheure Last von Reisstroh auf dem Rücken trug, wovon den Gefangenen ein zwar sehr rauhes Lager bereitet wurde, was ihnen jedoch jetzt als die größeste Wohlthat erschien, die sie sich vorzustellen vermochten. Bald streckten sie sich auf dem harten Pfühl nieder, und der Schlaf senkte sich über sie herab, um sie durch ein kurzes Vergessen ihres Unglücks zu erquicken.

Achtes Kapitel.

Als der Tag anbrach, konnte man erſt die Lage des Gefängniſſes wahrnehmen. Es war ein tiefer, gewölbter Keller, der ſpärliches Licht durch einige vergitterte Luken empfing, die nach dem innern Raum des Bagno hinausgingen. Auf dieſem Hofe ſah man Arbeiter und Sklaven aller Art, Araber, Türken und Iſraeliten hin und wieder gehn. Das gemeine Volk der Algierer ſtellte ſich vor die Gitterfenſter und verhöhnte die armen Gefangenen. Dieſe knirſchten vor Wuth, indeß ſahen ſie ein, daß ihre Führer, Aſſigny und Brüat, Recht hatten, darauf zu dringen, daß man das Geſpött und die Beſchimpfungen völlig unbeachtet laſſen müſſe. Die größte Pein, welche ſie für dieſen Augenblick ausſtanden, war der Hunger. Giacomo wurde beauftragt, den Verſuch zu machen, von den

Aufſehern, wie geſtern Lagerſtroh, ſo heut Speiſe zu erhalten. Auf langes, heftiges Pochen an die Kerkerthür, wurde dieſe endlich geöffnet. Giacomo ſtellte das Anliegen ſo dringend vor als möglich. Allein der Wächter lachte ihm höhniſch ins Geſicht, und fragte ihn nur, ob er auch Geld habe, zu bezahlen, alsdann ſolle er Speiſen erhalten. Dann warf er die Thür wieder zu, und ſchob die mächtigen Riegel vor. Die Gefangenen waren außer ſich vor Wuth, als ſie dieſe Antwort vernahmen. Kaum vermochten Aſſigny und Brüat ſie von dem thöricht verwegenen Verſuch abzuhalten, die Pforten ihres Kerkers zu zerſprengen.

Indeß dauerte es nicht lange, ſo öffneten ſich dieſe von ſelbſt, und der ſardiniſche Conſul trat ein; Aſſigny flog in ſeine Arme. „Gott, welch ein Aufenthalt!“ rief der Eintretende beſtürzt; „wohl mir, daß es mir gelungen iſt, Ihr Schickſal zu mildern. Der Dey hat geſtattet, daß die Offiziere ihre Wohnung bei den Conſuln nehmen dürfen; mit Freuden nehme ich ſie Alle bei mir auf. Die Mannſchaften will er indeß durchaus in dem einmal für ſie beſtimmten Gefängniß behalten, und keine Vorſtellung hat ihn davon abbringen können. Alſo, mein Freund, folgen Sie mir ſchnell aus dieſem abſcheulichen Kerker, und laden Sie

Ihre Freunde und alle Männer von Bildung ein, gleichfalls bei mir ihre Wohnung zu nehmen.“ — „Sie sind ein großmüthiger Freund,“ entgegnete Assigny; „allein kein Führer wird die Seinigen verlassen wollen. Ich theile das Schicksal meiner treuen Kameraden; so lange sie hier im Elende schmachten müssen, werde ich sie nicht verlassen.“

Auf diese edelmüthigen Worte erhob die ganze Schaar einen Freudenruf; es war, als kehre ihnen dadurch mit einemmale alle Hoffnung, aller Lebensmuth zurück. Sie drängten sich um den wackren Führer her, ergriffen seine Hände, küßten und drückten sie, vergossen Thränen der Freude. Es wurde Assigny schwer, sich wieder loszumachen.

„Sie haben vollkommen Recht,“ entgegnete der Consul, den dieses Schauspiel wahrhaft gerührt und erschüttert hatte. „Aber sprechen Sie jetzt selbst, was bleibt mir nun für Sie zu thun übrig?“

„Unendlich Vieles werden wir Ihnen verdanken können, theuerster Freund. Bis jetzt hat man uns ohne alle Nahrung und Erquickung hier gelassen, und so eben die grausame, höhnische Antwort ertheilt, wenn wir Geld zum Bezahlen hätten, wolle man uns auch Speise geben. Geben Sie uns daher Geldvorschüsse,

für die ich Ihnen im Namen der französischen Regierung mit meinem Ehrenworte hafte, und wenn Sie es vermögen, vermitteln Sie es, daß man uns einen gesunderen Aufenthalt als dieses unterirdische Gefängniß nachweise.“

Der Consul versprach, die Bitten des Capitains nach Kräften und möglichst schnell zu erfüllen; deshalb verließ er den Kerker so eilig als möglich.

Schon nach einer Viertelstunde wurde man die Wirkung seiner Thätigkeit gewahr; denn die Kerkerpforten öffneten sich, und einige Leute des Consuls trugen große Körbe mit Brodt, Früchten und Rum herein. Diese Nahrungsmittel wurden sogleich vertheilt, und die Stärkung belebte die Entkräfteten mit neuer Hoffnung.

Einige Stunden später kam der Consul selbst wieder in das Gefängniß hinab. „Leider,“ sprach er, „sind alle meine Versuche, Ihnen ein gesunderes Gefängniß zu verschaffen, fehlgeschlagen; doch habe ich wenigstens so viel erreicht, daß man Sie täglich einige Stunden auf den Hof des Bagno lassen wird. Dort werden Sie freilich mancher Verhöhnung ausgesetzt seyn; aber bedenken Sie, daß Sie unter barbarische Völkerstämme gerathen sind, denen die edleren Ge-

fühle der europäiſchen Nationen, die Schonung des Unglücks, des gefangenen, wehrloſen Feindes, durchaus fremd ſind. Was Ihre Nahrung anlangt, ſo dürfen Sie einkaufen, was Sie auf dem Markt von Algier finden. Ich werde für die Bereitung Sorge tragen, und Ihnen die Speiſen, ſo gut es möglich iſt, hieher ſchaffen laſſen. Auch hat man mir, da Sie Rechnungsgeſchäfte, Briefe an Ihre Regierung und dergleichen zu beſorgen haben werden, auf dringende Vorſtellung ein kleines Gemach, das hier auf dem anſtoßenden Gange liegt, bewilligt, damit Sie dort Ihre Papiere aufbewahren, und Ihre Geſchäfte betreiben können. Ihre Lage iſt hart, aber hoffentlich wird ſie nicht lange dauern, denn den Nachrichten aus Toulon zufolge iſt die franzöſiſche Flotte abgeſegelt, und muß nächſtens an dieſer Küſte landen.

Der wärmſte Dank wurde dem thätig hülfreichen Mann für ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen. Blieb gleich die Lage der Gefangenen noch immer ſehr traurig, ſo war ſie doch um Vieles gebeſſert worden, und nun wenigſtens zu ertragen.

Giacomo wurde, als der Landesſprache kundig, und überdies zuverläſſig, mit dem Geſchäft des Einkaufs der Speiſen beauftragt. Er nahm dazu jedes-

mal vier Matrosen mit, wozu die Erlaubniß ebenfalls durch den Consul ausgemittelt war, und bediente sich derselben zu Trägern. Es dauerte nicht lange, so wurden diese so bekannt in Algier, und lernten die Preise, die Ausdrücke beim Kauf und Verkauf so kennen, daß sie auch ohne Giacomo das Einkaufsgeschäft übernehmen konnten. — Natürlich wurden sie bei jedem Gange von einigen Türken begleitet, deren Habsucht oder Begier sie nach Umständen stets durch Geschenke an Speisen oder an Geld zu befriedigen hatten, wenn sie nicht durch die Willkühr derselben sehr gedrückt und beschränkt seyn wollten.

So verstrichen mehrere Tage durchaus gleichförmig. Giacomo, gewandt und schlau, benutzte jeden Gang, um sich in Algier möglichst genau zu orientiren; zugleich suchte er von Neuigkeiten zu erfahren, was nur irgend möglich war, und wandte sich deshalb vorzüglich an die Juden, denen er bessere Preise für ihre Vorräthe an Fleisch, das er besonders von ihnen zu kaufen pflegte, bewilligte, falls sie ihm Nachrichten von Wichtigkeit über die vor dem Hafen kreuzende Flotte, über die Erwartung der Landung und dergleichen mehr zu geben vermochten. So blieb er über die Vorgänge in der politischen Welt stets unterrichtet,

und hinterbrachte, was er erfuhr, getreulich seinen beiden Vorgesetzten.

Eines Tages kam er mit leuchtenden Augen, vor Freude zitternd, in den Kerker zurück.

„Capitain," rief er, „unsre Rettung ist nah. Die Flotte ist gelandet; die Türken sind gänzlich geschlagen worden. Wenige Stunden von hier ist das Lager der Franzosen aufgeschlagen. Vielleicht in wenigen Wochen weht die weiße Fahne von den Mauern Algiers herab!"

Die Matrosen brachen in lauten Jubel aus bei dieser Nachricht. Mit Mühe mußten die Führer diese Zeichen der Freude dämpfen, da sie den Feind leicht zur Wuth reizen, und das Verderben der ganzen Mannschaft werden konnten. Desto mächtiger aber erhob das Gefühl vaterländischen Stolzes und hoher Freude ihre Brust, und erfüllte Alle mit Hoffnung, Muth und Kraft der Ausdauer für ihr Schicksal. Selbst die Kranken, deren es in dem feuchten Gewölbe nicht wenige gab, richteten sich erquickt und gestärkt empor, und das Roth der Freude überflog ihre bleichen, eingefallnen Wangen.

Nachrichten dieſer Art folgten jetzt öfter aufeinander. Fünf Tage nach der Landung fand die Schlacht bei Staouch Eli ſtatt, in der das ganze Lager der Türken verloren ging. Das Heer der Franzoſen rückte ſo raſch vor, daß die Gefangenen ſchon das nahe Ende ihrer Leiden vor Augen ſahen. Jetzt vernahmen ſie ſogar ſchon oft den entfernten Donner der Kanonen, und mit hehrer Feierlichkeit erfüllte er ihre Herzen. Sie knieten nieder zum Gebet, wenn die dumpfen Schüſſe in ihren einſamen Kerker herabdröhnten.

Jedoch wurde ihre Lage ſchlimmer und bedenklicher. Denn der Grimm der Türken über die Siege des chriſtlichen Heeres hatte ſchon mehrmals gedroht, ſich an den gefangenen Opfern auszulaſſen. Nur der verdoppelten Anſtrengung des ſardiniſchen Conſuls gelang es, das Verderben von ihren Häuptern abzuwenden, indem er die Türken durch das Bild der furchtbaren Rache des Feindes ſchreckte, wenn auch nur ein einziger der Gefangenen getödtet würde.

Indeß rückte das Heer der Franzoſen immer näher und näher gegen die Stadt an, und ſchon wurden die Zugänge zu derſelben ſorgfältig bewacht gehalten.

In diesen Tagen ging der Malteser eines Vormittags wieder aus, um Vorräthe zu kaufen und Nachrichten einzusammeln. Er nahm absichtlich seinen Weg gegen das südliche Thor nahe bei der Cassauba, weil von dorther die meisten Boten herein kamen; zugleich wohnte auch in jener Gegend ein Israelit, von dem er schon Manches gekauft hatte.

Dicht am Thore hatte ein beduinisches Weib ihren Kram von Früchten, Reis und Gartengemüsen aufgestellt, um ihn zum Kauf auszubieten; Giacomo ging mit seinen Begleitern auf dieselbe zu, und warf dabei neugierig seine Blicke zum Thore hinaus, um zu sehn, ob er nicht vielleicht auf irgend einer Anhöhe schon französische Wachtposten entdecken könnte. Indem er so stand und sich spähend umsah, wurde er eines Reiters gewahr, der auf einem Maulthier des Weges daher kam. Er trug einen langen, weißen Bart, hatte das Haupt mit einem schwarzen Barett bedeckt, und war in einen weiten Mantel von derselben Farbe gehüllt; dies ist die gewöhnliche Tracht algierischer Juden. Giacomo hoffte, da derselbe von außen her kam, etwas von ihm zu erfahren, und verzögerte daher seinen Ankauf unter allerlei Vorwänden, damit der Reiter erst herankommen möchte. Je näher

dieſer kam, je begieriger wurde Giacomo, ihn zu ſprechen, da ihm die edle Geſtalt, die ausdrucksvollen Züge des alten Mannes auffielen. Langſam, ſich überall mehr als vorſichtig, faſt beſorglich umſchauend, ritt dieſer näher und in das Thor hinein. So wie die türkiſchen Soldaten, welche den Malteſer als Aufſeher begleiteten, dies ſahen, ſprangen ſie heftig auf ihn los, riſſen den Alten von ſeinem Maulthier herab, und mißhandelten ihn mit Fußſtößen und Säbelhieben. Ihr Zorn war dadurch erregt worden, daß der Iſraelit das algieriſche Geſetz, welches jedem Juden verbietet, in das Thor einzureiten, übertreten hatte. Giacomo, den die ſprechenden, edlen Züge, die Würde des Mannes tief bewegt hatten, und der, des beſchimpfenden Geſetzes unkundig, die rohe Mißhandlung gar nicht begreifen konnte, wurde davon ſo überraſcht, daß er hinzuſprang, einen der Türken, der über dem beſtürzten, hülflos am Boden liegenden Iſraeliten den Säbel ſchwang, zurückriß, und den Greis von der Erde emporhalf. Dieſer ſchien über ſeine Jahre kräftig zu ſeyn, denn im raſchen Sprunge ſtand er wieder auf den Füßen, und von einem edlen, aber heftigen Zorn getrieben, packte er muthig, und mit coloſſaler Kraft des Armes einen der auf ihn eindringenden

Soldaten, warf ihn zu Boden, und entriß ihm den Säbel, um sich zu vertheidigen. Da in diesem Augenblick der dritte Angreifer die Klinge über ihn schwang, vermied er durch einen raschen Seitensprung den Hieb, und führte dann einen Streich auf den Gegner, von dem derselbe sogleich blutend niederstürzte. So lagen im Augenblick die drei Soldaten am Boden; aber zugleich schien das Leben des Israeliten, so wie das des Malteſers verloren, wenn sie sich nicht schleunig retteten. Zum Glück war außer dem Beduinenweibe und den Matrosen, welche die Speisekörbe aufgeladen hatten, Niemand in der Nähe. Giacomo rief daher dem Israeliten zu: „Flüchte Dich mit mir, sonst sind wir beide verloren.“ Und schon war er auf behenden Füßen in eine enge Seitengasse gesprungen, die er vollen Laufs hinunter rannte; der Israelit folgte ihm auf dem Fuße nach. Die Gasse krümmte sich, es kamen Quergassen, Giacomo rannte hinein; er sprang flüchtig fort wie ein Reh, gewann bald eine größere Gasse, und erreichte endlich einen einsamen Theil der Stadt, wo er Athem zu holen und sich nach seinem Gefährten umzusehn wagte. Dieser war, trotz seiner Jahre, dicht an ihm geblieben; beide sahen sich jetzt einander verwundert an, und schienen sich zu fragen, wie sie

eigentlich so plötzlich in diese Lage der engsten Verbindung des Schicksals gekommen waren.

„Für den Augenblick hätten wir den Kopf auf unsren Schultern gerettet!“ rief Giacomo. „Aber jetzt, Alter, mußt Du Rath schaffen. Du mußt mich bei Dir verbergen, sonst bin ich verloren!“

„Bei mir?“ rief jener erstaunt aus; „ich bin so fremd in Algier, daß ich nicht eine Gasse kenne, viel weniger ein Haus hier besitze!“

„Wie!“ rief Giacomo, „bist Du denn nicht ein Jude aus dieser Stadt?“

„Jehova ist freilich der Gott meiner Väter,“ erwiederte der Jude verlegen, „allein ich bin fremd hier. Ich wohne im Innern des Landes, in Belida, und war auf einer Reise hieher begriffen.“

„So wirst Du doch hier einen Glaubensgenossen, einen Geschäftsfreund kennen?“ fragte Giacomo weiter. „Er muß uns verbergen, bis wir aus der Stadt entkommen können. Dann flüchten wir ins französische Lager. Dort sind wir geborgen?“

„Ins Lager der Franzosen?“ rief der Alte mit sichtlicher Bewegung. „Wie weit ist es noch von Algier? Rücken sie vor?“

„Ei was!“ rief Giacomo, indem er den Alten, der ſtillſtehn wollte, vorwärts zog, „zur Beantwortung dieſer Fragen iſt jetzt keine Zeit. Sprich lieber raſch, ob Du keinen Deiner Glaubensgenoſſen hier kennſt, zu dem wir uns flüchten könnten!“

„Ich kenne nur einen, ſein Name iſt Baruch. Er hat bisweilen Geſchäfte in Belida gemacht; allein ſeine Wohnung weiß ich nicht. Ich hoffte wohl, ihn zu erfragen, da ich ganz arglos hier hereinritt; aber dieſer raſende Ueberfall, den ich mir gar nicht erklären kann, und der jetzt mein Leben in Gefahr bringt, macht es unmöglich.“

„Baruch! Baruch!“ ſprach Giacomo nachſinnend. „Mir däucht, ich hätte den Namen hier ſchon gehört. Iſt er nicht ein Kraut- und Fleiſchhändler?“

„Ganz recht,“ antwortete der fremde Jude, „ich verkaufte ihm ſtets die Gemüſe aus den Gärten meines Herrn.“

„Deines Herrn?“ fragte Giacomo. „Biſt Du denn in Dienſten? Ihr pflegt ja ſonſt lieber in der tiefſten Armſeligkeit zu leben, als einem Mahomedaner zu dienen?“

„Er war auch nicht eigentlich mein Herr, allein er beſaß große Güter, und ich, da ich mich auf die

Gartenzucht verstehe, hatte die Aufsicht darüber, und betrieb den Verkauf der Früchte."

Giacomo hörte diese Erklärung nicht sonderlich aufmerksam an, sondern fragte weiter: „Es ist doch derselbe Baruch, der auch mit Specereien nach Europa handelt? Er hat eine kleine, häßliche Frau, aber ein gutmüthiges Mütterchen."

„Sein Weib kenne ich nicht," sprach der Fremde; „er selbst aber ist leicht kenntlich, denn er ist klein, hager, vom Alter gekrümmt, und hat ein ängstliches, aber schlaues Wesen."

„Ganz recht, es ist mein Mann. Er wohnt in der Gasse, die zum Hafen führt Dorthin ließe sich schon gelangen. Aber dürfen wir ihm auch vertrauen? Hat er Verbindlichkeiten gegen Euch? Er wagt sein Leben, wenn er uns aufnimmt!"

„Ich mag für seine Gesinnung nicht haften, doch glaube ich, würde er uns, wenn ihm ein ansehnlicher Lohn gewiß wäre, in seiner Behausung aufnehmen."

„Was Belohnung! Habt Ihr etwas daran zu wenden? Ich meines Theils bin ein armer Teufel!"

„Auch ich besitze wenig," sprach der Fremde einigermaßen verlegen, so daß es schien, als sage er nicht ganz die Wahrheit.

„Da haben wir's!“ rief der Malteſer, „Euch Juden geht der Dukaten über den Kopf! Es gilt das Leben und Ihr wollt knauſern! Pfui Teufel! Euretwegen habe ich mich in den verhenkerten Handel geſtürzt, und jetzt wollt Ihr zaudern, ein paar Goldſtücke herzugeben!“

„Ihr irrt Euch!“ erwiederte der Fremde mit einem Ton und einer Miene, in denen eine überzeugende Kraft lag. „Ich weiß, daß ich Euch vielleicht das Leben danke; Ihr hättet allenfalls ſchon ſehn können, daß Ihr mit keinem feigen Buben zu thun habt. Seyd hiermit verſichert, daß ich Alles, was ich an Geld und Kräften beſitze, anwenden werde, um uns zu retten.“

Giacomo fühlte ſich durch die edle Sprache und Haltung des Fremden mit einer Art von Ehrfurcht gegen ihn erfüllt, und ſeine raſchen, unvorſichtigen Worte reuten ihn.

„Nehmt's nicht übel, Freund! Aber gewöhnlich macht man mit den Leuten Eures Glaubens ſchlechte Geſchäfte. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn Ihr eine Ausnahme macht; und wahrhaftig, ich glaube das jetzt von Euch.“

Unter diesen Gesprächen waren Beide immer rasch vorwärts geschritten; Giacomo hatte durch allerlei winkelige Quergassen, die kaum zwei Schritte breit waren, den nächsten Weg nach dem Hafen einzuschlagen gesucht. So waren sie denn jetzt in die Gasse gelangt, wo Baruch wohnte, hatten jedoch noch ein gutes Stück derselben hinaufzugehn.

Bisher waren wenig Leute auf der Straße zu sehn gewesen; in dieser Gasse aber, welche den Weg zum Hafen bildete, fand ein buntes Treiben der Menge aneinander vorüber statt.

Mitten in dem Gewimmel des Volkes sah man auch einen vornehmen Türken reiten, dem viele Diener zu Pferde folgten.

„Wenn die wittern könnten, was wir auf dem Gewissen haben," sprach Giacomo, und deutete, indem er den Fremden anstieß, mit dem Finger auf die Reiter, „sie würden uns verwünscht in die Beichte nehmen."

Der Fremde blickte auf, schreckte zusammen, und rief: „Gott! Ich bin verloren, es ist Abukan, mein Herr!"

„Was will er Euch denn thun?" fragte Giacomo; allein jener gab ihm keine Antwort, sondern

drängte sich eilig auf die Seite, indem er das Gesicht nach den Häusern wandte, und sich unter die Menge mischte, in der Hoffnung, von dem schon dicht herangekommenen Reiter nicht bemerkt zu werden. Aus begreiflichem Antriebe folgte ihm der Malteser, und machte die Sache so eigentlich erst schlimm: denn zwei, die sich abseit schleichen, werden natürlich leichter bemerkt; überdies war die Tracht Giacomo's von der Art, daß er sogleich als ein Fremder auffiel, und man hatte ihn schon zu oft in den Gassen von Algier gesehn, um nicht zu wissen, daß er zu den gefangenen Franken gehöre. Seine Gestalt war es daher, welche die Blicke des stolz auf seinem arabischen Schimmel daher reitenden Abukans zunächst auf sich zog. Es fiel demselben auf, daß er allein, ohne Begleitung gehe, und da er ihn einem Juden nachschleichen sah, welche in stetem Verdacht der Verrätherei standen, schöpfte er Argwohn.

„He! Frank! Wohin? Wo ist Deine Wache?“ rief er. „Was hast Du mit jenem Manne von Abrahams verfluchtem Stamme zu schaffen?“

Giacomo, der so leicht die Geistesgegenwart nicht verlor, antwortete schnell: „Es ist ein Gemüsehändler, Herr! Wir kaufen häufig von ihm!“ Vielleicht hätte

die ſchnelle, unbefangen gegebene Antwort dem Fragenden genügt, wenn nicht der Fremde, der ſchon einige Schritte vorbei war, zu eilig fortgeſchritten wäre, und dabei durch auffallendes Bücken ſein Geſicht zu beſorglich verſteckt hätte.

„Ich traue Euch nicht!“ rief Abukan; „führt mir den Juden her! Du weiche nicht von dieſer Stelle!“

Sogleich ſprengten zwei Reiter auf den Juden zu, und zwangen ihn umzukehren, um ſich vor ihren Herrn zu ſtellen. Giacomo, der vor dem Roſſe Abukans ſtand, ſah ſeinen Schickſalsgenoſſen heranſchreiten. In den Zügen deſſelben drückte ſich eine ſo edle Entſchloſſenheit aus, zugleich aber auch ein ſo tiefer Schmerz, daß der Anblick dieſer hohen, mit gebietendem Anſtande herbeiſchreitenden Geſtalt ihn auf das wunderbarſte bewegte. Er ahnte ſogleich, daß hier ein Geheimniß im Spiel ſeyn müſſe; einige Worte des Geſprächs, welches er mit dem Fremden gehabt hatte, der Ausdruck ſeines Geſichts, ſein hoher Anſtand, Alles überzeugte ihn, er ſey kein Iſraelit, ſondern habe dieſe Kleidung nur als Verkappung gewählt. Eine unerklärliche Ehrfurcht, welche das Weſen dieſes räthſelhaften Mannes ihm einflößte, erfüllte jedoch ſeine Bruſt ſo ganz, ſo wunderbar, daß er das drohend

heranziehende Ungewitter der Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, einen Augenblick völlig vergaß.

Der Fremde kam festen Schrittes heran, und blieb in aufrechter, stolzer Haltung, wie ein Mann, der keine Furcht kennt, sondern dem unvermeidlichen Schicksal mit Entschlossenheit entgegentritt, vor Abukan stehn.

„Wie!" rief dieser, „täuschen mich meine beiden sonnenklaren Augen, oder sehe ich meinen Sklaven Hassan in dieser Verkappung vor mir? Beim Propheten! Er ist es!"

„Ich bin's," war die feste, ruhige Antwort des Fremden.

„So stolz? Auf der That ergriffen, und noch übermüthig? Unterwürfiges Flehen hätte meinen Zorn vielleicht in Gnade verwandelt, ihn wenigstens gemildert. Jetzt ist Dein Loos unwiderruflich beschlossen, Du stirbst! — Und jener Franke mit ihm!" rief er den Begleitern zu, indem er auf Giacomo zeigte. „Führt sie Beide in den Kerker!"

„Jener dort ist schuldlos!" rief Hassan, in dessen Miene nicht die mindeste Verzagtheit zu lesen war; „ich befragte ihn um den Weg, er führte mich."

„Du lügst, Sklav," erwiederte Abukan mit zornfunkelnden Augen, „er hat sich schon als Dein Gesell

verrathen, denn ſein lügneriſcher Mund nannte Dich einen Gemüſehändler, von dem er oft gekauft habe. Fort mit Beiden! Sobald ich zurückkehre, ſollen ſie vor meinen Augen ſterben.“

Mit dieſen Worten ſprengte er die Gaſſe raſch hinab, während vier ſeiner Begleiter die Unglücklichen in ihre Mitte nahmen, und ſie nach Abukans Hauſe führten. Haſſan wandte ſich mit einem Blick des unbeſchreiblichſten Schmerzes nach ſeinen Begleiter Giacomo um. „Freund! Du wirſt durch mich ins Verderben geſtürzt!“ ſprach er, und eine Thräne rollte ihm aus den ſchwarzen, großen Augen über die bleiche, tiefgefurchte Wange herab. Aber ehe er weiter ſprechen oder Jener antworten konnte, trieben die türkiſchen Reiter ihn vorwärts, und duldeten es nicht mehr, daß er nach dem Gefährten zurückblickte.

Nur zu bald ward ihnen indeſſen volle Muße des Geſprächs mit einander. Das Haus Abukans lag wenige hundert Schritte von dem Ort, wo man die Unglücklichen ergriffen hatte. Die Pforte öffnete ſich, man führte die Gefangenen in den Hof, und von dort in einen tiefen, nur von einem kleinen Gitterfenſter erhellten Keller, der ihr Gefängniß wurde.

So lange ſie von den Türken begleitet wurden, hatten Beide keine Sylbe geſprochen; jetzt, als dieſe ſie verließen, und die Thür ſich hinter ihnen ſchloß, blickte Haſſan den Malteſer mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes an, und rief: „Freund! Du retteteſt mein Leben, und ich ſtürze Dich in den Tod!“

Giacomo war freilich ein wenig kleinmüthig geworden, indeß übte das Ehrfurcht gebietende Weſen des Fremden eine ſolche Gewalt über ihn, daß er ſich an der edlen Kraft deſſelben emporrichtete, und mit einer gewiſſen muthigen Heiterkeit ſprach: „Je nun! Es iſt ein Unglück für uns Beide! Aber wer kann's ändern? Wer hat's verſchuldet? Ich gebe freilich keine trockne Feige für unſer Beider Leben. Aber ich denke, wir wollen wenigſtens ſterben wie ein paar wackre Soldaten.“ Dabei drückte er Haſſans dargebotene Hand mit warmer Herzlichkeit..

„Du biſt Soldat?“ fragte dieſer.

„Ein ehrlicher Matroſe in Dienſten Seiner Majeſtät des Königs von Frankreich!“

„Von Frankreich!“ rief Haſſan, und ſein dunkles Auge warf Feuer! „Du biſt ein Franzoſe?“

„Nicht ſo ganz! Ich kann mich eben ſo gut für einen Engländer, Griechen oder Italiener halten. Mein

Vaterland iſt Malta; aber ich diene auf der Flotte Karls des Zehnten.

„O Du biſt dennoch mein Landsmann!“ rief der Fremde plötzlich in franzöſiſcher Sprache, ſchloß den erſtaunten Giacomo in die Arme, küßte ihn mit Heftigkeit, und überſtrömte ihm das Antlitz mit warmen Thränen.

„Ihr ſeyd aus Frankreich?“ rief er gleichfalls franzöſiſch.

„Ich höre den ſüßen Klang meiner Mutterſprache! Nach funfzehn Jahren zum erſtenmale! Allmächtiger Gott! Du zerreißeſt mein duldendes Herz durch Entzücken und Schmerzen zugleich! Es iſt zu viel!“

Und eben der, welcher ſein Todesurtheil vor wenigen Minuten mit der kalten Unerſchütterlichkeit eines Helden gehört hatte, deſſen Züge ſich dabei ſo wenig veränderten, als wären ſie in Marmor gehauen, er ſtand jetzt zitternd, auf die Schulter ſeines Gefährten gelehnt, und brach faſt zuſammen unter dem Sturm ſeiner Seele, und ſeine männlichen Augen zerfloſſen in Thränen.

Neuntes Kapitel.

Es herrschte einige Minuten lang ein tiefes Schweigen in dem dunklen Gruftgewölbe. Gleich einem Felsen hatte Hassan sich bisher dem mächtigen Strom der Empfindungen starr und unbeweglich entgegengestemmt; endlich aber war die Fluth zu hoch angeschwollen, der Damm des eisernen Willens zerriß, und im freien Erguß strömten die Wogen dahin. Seine Kraft war gebrochen, er vermochte den Schmerz nicht mehr zu bezwingen; so mußte er ihm denn jetzt freien Lauf lassen, bis er sich selbst erschöpfen, und in sanfteren Wellen ruhiger dahinziehn würde.

Den rechten Arm hatte er um Giacomo's Nacken gelegt, mit der Linken dessen Hand gefaßt, die er in tiefer Bewegung mit mehr als Freundeswärme und Innigkeit drückte, während er das müde, schwere

Haupt tief herabsenkte, und es sanft gegen die Wange seines getreuen Unglücksgefährten lehnte. Unaufhaltsam flossen seine Thränen; nur einzelne Worte drängten sich aus der Tiefe seiner wallenden Brust herauf. „Mein Vaterland! Mein Landsmann! Der süße, längst entbehrte Laut der Muttersprache!“ —

Das redliche Herz Giacomo's, so einfach und wenig gebildet er war, verstand dennoch das schmerzlich süße Glück seines Genossen; auch er konnte seiner Bewegung nicht länger gebieten, und mußte mit dem tief erschütterten Greise weinen. Er erwiederte den Druck seiner Hand mit biedrer Herzlichkeit, und sprach wohlmeinend und tröstend: „Guter, alter Vater! Härmt Euch nicht zu sehr! Zwar ist uns jetzt das Messer nah an die Kehle gesetzt, aber doch ist noch nicht Alles verloren, und entweder gelingt es uns, aus diesem Kerker zu entfliehen, oder wenigstens den Tod abzuwenden. Dann befreien uns unsre Landsleute, die binnen Kurzem hier in Algier einrücken müssen, aus diesem verwünschten Loch.“

Nachdem die heftige Wallung des Gemüths in der Seele des Fremden sich ein wenig besänftigt hatte, sprach er: „Lieber Freund und Gefährte! Du gehst meinetwegen in den Tod! Ich kann Dir's nicht

vergelten, ich kann Dich nicht erretten. Dein Lohn wird Dir jenseit werden. Vielleicht haben wir nur noch wenige Augenblicke zu leben. Sie werden mir sanft dahinschwinden, wenn Du mir von meiner Heimath erzählen kannst. Seit funfzehn Jahren habe ich beklagenswerther Mann kein Wort von meinem Vaterlande, von den Meinigen vernommen! Ich habe keinen Landsmann gesehn, keinen Laut meiner Muttersprache gehört! — Denke wie sich mein Herz danach sehnt, und füge zu alle dem Guten, das Du mir gethan, auch diesen Dienst der Liebe, gieb mir Kunde von Frankreich, von meiner Heimath!"

„Wahrhaftig, das will ich mit tausend Freuden thun!" rief Giacomo; „womit sollten wir auch die Zeit in diesem dumpfen Loch besser zubringen, bis sie uns herausholen? Alter, kommt, wir wollen uns auf diese Schwelle setzen. Dann will ich mir und Euch die Zeit verplaudern, als säßen wir in einer Hafenschenke und schwatzen. Fragt nur, wenn Ihr etwas wissen wollt; ich denke, ich kann Antwort geben."

Sie setzten sich auf die niedrige Steinstufe unter der Pforte des Kerkers. Giacomo sah seinen Gefährten freudig an, als wolle er sagen: „Nun? Fragt doch! — Dieser bebte heftig; tausend Fragen schienen

ſich zugleich auf ſeine Lippen zu drängen. Jede war ihm gleich wichtig; jede Antwort drohte ihm eine theure Hoffnung zu vernichten, eine tiefe Wunde zu ſchlagen. Endlich öffnete er die Lippe.

„Du ſagteſt vorher, mein Sohn, Du dieneſt Karl dem Zehnten. Iſt Ludwig der Achtzehnte nicht mehr König von Frankreich?“

„Seit ſechs Jahren ruht er in St. Denys. Sein Bruder, Graf Artois, ſitzt jetzt auf Frankreichs Thron.“

„Alſo Ludwig der Achtzehnte iſt todt! — Und, — und,“ das Wort wollte nicht über die Lippe, Giacomo ſah ihn fragend an. — „Und der Kaiſer Napoleon? Wo iſt er?“

„Der iſt längſt todt! Es mag wohl ſchon zehn Jahre her ſeyn, daß er ſtarb.“

„Der Kaiſer todt!“ ſprach jener mit leiſer, erſchütterter Stimme. „Und Karl der Zehnte ſitzt jetzt auf Frankreichs Thron! — — Todt! Schon zehn Jahre!“

„Ja,“ wiederholte Giacomo, „ein neun oder zehn Jahre iſt's her.“

Der Fremde war aufgeſtanden. Mit untergeſchlagenen Armen und geſenktem Haupt ging er einige-

male langsam auf und nieder. Vergeblich bemühte er sich, den tiefen Gram, die gewaltsame Erschütterung seiner Seele zu bekämpfen. Große Thränen drängten sich auf's Neue aus seinen Augen hervor. —

Er fuhr sich mehrmals mit der Hand über die Stirn, aufwärts in das Haar, als wolle er sich von dem Druck eines schweren, düstren Gedankens, der ihn belaste, oder von einem seine Sinne betäubenden Kopfschmerz befreien. „Todt!" wiederholte er nochmals, „todt! — Und wie starb er? Und wo?" fragte er nach einer Pause.

„Ihr habt gewiß unter ihm gedient?" erwiederte Giacomo statt zu antworten. „Nicht wahr, Herr? O sagt mir Euren Namen, ich bitte Euch. Vielleicht sollte ich Euch kennen!"

Der Fremde blickte den Fragenden an. Er schien sich zu besinnen, ob er ihm Antwort geben solle. Nach einigen Augenblicken sprach er: „Ja, Freund! Ich habe in seinen Schlachten gefochten, habe das Glück seiner Siege, und die Tage seines Mißgeschicks getheilt. Doch seit funfzehn Jahren mußte ich meinen Namen in Vergessenheit begraben; in Frankreich darf ich ihn niemals nennen; er wäre mein Todesurtheil. Dir, redlicher Freund, Dir verschweige ich ihn nicht aus Miß-

trauen, aber meine Lippe wehrt sich, ihn auszusprechen, da ich ihn niemals mehr führen darf. Laß ihn mit mir begraben seyn. Wir stehn an der Pforte des Todes; drüben gilt ja doch kein Name mehr. — — Wenn Du indessen willst, nenne mich Bernard; ich war Obrist in dem Heere des Kaisers."

„Mein Obrist!" rief Giacomo, dem selbst in dieser Lage die Ehrfurcht vor einem Manne, der so hoch über ihm stand, natürlich war. „Mein Obrist!" rief er, und sprang auf, indem er sich mit Achtung und einer gewissen Blödigkeit verbeugte. „Ich bin wohl bisweilen sehr ungeschickt verfahren —"

Der Obrist zog ihn an sein Herz. „Treuer Gefährte! Wir sind Unglücksgenossen, sind gleich vor dem rauhen Richterstuhl des Geschicks. Ich aber bin Dir zum wärmsten Dank verpflichtet, ich bin tief in Deiner Schuld, denn ich ziehe Dich in mein trauriges Loos hinein. Gott möge es mir bezeugen, dies ist jetzt mein schwerster Kummer!"

„Mein Obrist!" rief Giacomo mit Feuer, „ich bin ein so elender Bursch nicht, daß ich nicht zwanzigmal meinen schlechten Kopf daran setzen würde, um den Eurigen zu retten. Grämt Euch nicht meinetwegen. Wer weiß, ob mich nicht in Kurzem die See

verſchlungen hätte? Solcher Halmen, wie ich, wachſen tauſende auf dem Felde; aber einen Baum, wie Ihr ſeyd, mein Obriſt, ſieht man nicht gern fällen!“

Der Obriſt drückte ihm ſchweigend die Hand. Seine Gedanken waren durch das Gleichniß Giacomo's wieder auf den Kaiſer gewendet worden. „Du haſt Recht,“ ſprach er nach einigen Augenblicken, „wenn ein mächtiger, rieſenhafter Baum vom Sturme, dem er lange ſiegend getrotzt, endlich doch entwurzelt wird, — das erſchüttert unſer Herz! — Der Kaiſer iſt todt. Du ſagteſt mir noch nicht, wie er ſtarb.“

„Je nun, mein Obriſt, ich denke, traurig genug für einen ſolchen Herrn. Ihr wißt doch von der Schlacht bei Waterloo?“

„Ob ich weiß! Ja, mein Freund! Dort habe ich noch gefochten; allein was aus dem Kaiſer geworden, habe ich nicht mehr erfahren.“

„Er ging zu Schiff. In welchem Hafen weiß ich wahrhaftig nicht. Aber die Engländer, in deren Schutz er ſich begeben wollte, nahmen ihn gefangen, und brachten ihn nach St. Helena, jenſeit des Aequator. Kennt Ihr die Inſel, mein Obriſt?“

„Ja wohl! Und dort ſtarb er?“

„Vor etwa zehn Jahren.“

Der Obriſt ging raſch auf und nieder; ſeine Bruſt hob ſich krampfhaft, er ſeufzte mehrmals tief auf.

„Ja", ſprach Giacomo, „der Kaiſer muß ein groſſer Mann geweſen ſeyn. Ich habe ihn nie gekannt, habe nur von ſeinen Thaten erzählen hören. Aber niemals werde ich's vergeſſen, wie mir zu Muthe war, als ich vor vierzehn Jahren auf einer Reiſe nach dem Cap an der Inſel St. Helene vorbeikam. Schon den ganzen Morgen, ehe wir die Inſel ſehn konnten, ging unſer Capitain unruhig auf dem Deck umher, ſah alle fünf Minuten durch's Fernrohr nach Südweſt, und wiſchte ſich jedesmal die Augen danach, was er ſonſt nicht zu thun pflegte. Und wenn einer von uns lachte oder einen Scherz machte, ſo ſah er ihn an, als wolle er ihn in die See werfen laſſen. Alle Augenblicke rief er nach dem Schiffsjungen auf dem Maſtkorbe hinauf, und fragte: „Siehſt Du Land?" Endlich ſchallte die Antwort herab: „Ja, Capitain!" Er hinauf, mit dem Fernrohr in der Hand. Eine halbe Stunde blieb er droben. Wir ſegelten mit friſchem Wind. Dann kam er herunter, rief uns zuſammen, und zeigte uns in Südweſt eine blaue, dämmernde Bergſpitze. „Seht Ihr die Inſel?" fragte er. — „Ja." — „Nun, Burſchen, wenn Ihr ein

Herz in der Bruſt habt, jetzt muß es Euch ſchlagen. Der ſteile Berg dort iſt ein Kaiſerthron!" Und dabei liefen ihm die Thränen über den Knebelbart, und wir ſahen hinüber, ſtill, als wenn das Allerheiligſte vorbei getragen würde. Ich war nur Schiffsjunge auf einer ſchlechten Handelsbrigg, aber das merkte ich doch, daß der Kaiſer ein Mann ſeyn mußte, der einem das Feuer in der Bruſt anzuzünden verſtand. Unſer Capitain blieb am Maſt ſtehn, wie eine Bildſäule, und ließ das Fernrohr nicht vom Auge. Den ganzen Tag ſprach er nicht ein Wort; und wir alle waren Euch auch ſo ſtill wie in einem Trauerhauſe. Man hörte nichts als das Rauſchen der See an unſrem Kiel, und den Wind, der in den Tauen raſſelte. Nachts ſegelten wir ſo hart an der Inſel vorbei, als die engliſchen Kreuzer es dulden wollten. Das Licht in den Häuſern am Ufer konnten wir ſchimmern ſehn. Doch am andren Morgen war Alles verſchwunden, und wir ſahen nichts mehr, als das weite Meer. Unſer Capitain aber blickte wie gebannt nach dem Strich hinüber, wo die Inſel lag, und ich glaube, er hätte ſich nicht umgeſehn, und wenn wir gerade auf ein Felſenriff geraumt wären."

Der Obriſt hatte der ſchwatzhaften Mittheilung

Giacomo's mit einer Art von Andacht zugehört. Jetzt fragte er weiter:

„Und des Kaisers Sohn?"

Der lebt zu Wien. Heißt Herzog von Reichstadt.

„Hat denn Keiner versucht, ihn von dem Felsen im Südmeer zu erlösen?"

Giacomo schüttelte den Kopf.

„Lebt der Marschall Ney noch?"

„Der ist längst todt!"

„Auch todt? Ist denn Frankreich ein großer Sarg geworden? — Wie starb er?"

„Nun, er wurde erschossen!"

„Also doch ein Soldatentod. In welcher Schlacht?"

„Was Schlacht! Die Pairskammer hatte ihn ja verurtheilt, weil er dem Kaiser, als er von Elba zurückkam, zuerst die Hand geboten hatte!"

Hier verhüllte sich der Obrist mit seinem weiten schwarzen Mantel das Angesicht, und sank erschöpft auf die Stufe an der Pforte des Kerkers nieder.

„Ihr habt wohl den Marschall genau gekannt, mein Obrist?" fragte Giacomo theilnehmend.

„Welcher Soldat hätte ihn nicht gekannt? Wen hätte er nicht zum Siege geführt? — Also verurtheilt!

Erschossen, auf dem Sandhügel knieend, mit verbundenen Augen, wie ein feiger Ueberläufer!"

„Nein, mein Obrist; nicht mit verbundenen Augen! Er stand, und schwenkte das Tuch, und sein letztes Wort war, was er in dreißig Schlachten oft gerufen: „Feuer!" — Da stürzte er hin. Das hat mir einer erzählt, der's mit angesehn. „Es war," sagte er mir, „als wären wir alle mit gefallen von der Kugel, die sein Herz durchbohrte."

Der Obrist stand wieder auf. Sein Angesicht zeigte nicht mehr die gerührten Züge des tief Trauernden. Sein Auge rollte; tiefer Unwille und Erbitterung sprach aus jeder Miene. Er rief:

„Und fanden sich Krieger des französischen Heeres, die sich so tief entwürdigten, das Rohr auf ihren Feldherrn zu richten? — O entartete Zeit! — Und wer wagte es, dem das Todesurtheil zu sprechen, dem Frankreichs Geschichtsbücher auf jeder Seite glänzende Unsterblichkeit verbürgten? — Daß wir fallen mußten, daß uns der Siegende richten würde wie Verbrecher, wenn gleich wir's nicht gewesen, das wußten wir; denn was hatten wir in die Waage zu legen gegen eine solche Beschuldigung? Wir stritten auf Gewinn und Verlust des Hauptes. Doch er! — Wog denn die

eine Sylbe seines Namens nicht schwerer, als die wortströmenden Reden aller seiner scharfzüngigen Ankläger? — — Höre auf, Freund, mir von meinem Vaterlande zu erzählen, sonst muß ich meines Schöpfers Gnade preisen, daß er mich in die Sklaverei an diese Küste der Barbaren sandte!"

Giacomo schwieg betroffen, aber gerührt. Der Obrist ging rasch auf und nieder; er blickte düster zur Erde, oftmals stand er still, drückte die Hände zusammengefaltet krampfhaft gegen die Brust, und blickte mit einem unterdrückten Seufzer auf zum Himmel.

„Ich muß Dich doch noch manches fragen," begann er nach einigen Minuten. — „Lebt der Marschall Soult noch?"

„Er lebt."

Ein sanftes, schmerzliches Lächeln überflog die tiefgefurchten Züge des Fragenden. „Doch Einer noch!" sprach er mit einem dankenden Blicke aufwärts. „Und er ist doch der erste im Heere, geehrt vom Könige als die rühmlichste Säule seiner Macht?"

„Daß ich nicht wüßte. Er lebt ganz in der Stille, wie man mir erzählt hat."

„Und wem schenkt denn Karl der Zehnte mehr

Vertrauen? Wer ist denn der angesehenste Feldherr seines Heeres?"

„Nun, der Herzog von Ragusa!"

„Marmont?" — — — Wer befehligt das Heer gegen Algier?"

„General Bourmont, mein Obrist."

„Gerechter Gott! — Und Ney ist erschossen!"

Diesem Ausruf folgte ein krampfhaftes Lachen, daß die Gewölbe des Kerkers wiederhallten; Giacomo schreckte heftig zusammen.

„Um Gottes Willen, mein Obrist, was fehlt Euch?"

„Nichts, guter Freund! Du hast mir das Herz so leicht gemacht, so leicht! Glaube mir, vermöchte ich nur Dich zu retten, ich würde den Augenblick nicht erwarten können, wo mir Abukan das Haupt herunterschlagen läßt. — — Ruhmwürdiger, tapfrer Feldherr, Du hattest wohl Recht auf dem Schlachtfelde von Waterloo! Fünf Pferde waren unter Dir erschossen, Dein Marschallsrock so zerlumpt von Kugeln, daß der schlechteste Stallbube Dir nicht seinen Wamms dafür gegeben hätte, Leichen lagen rings um Dich her, die Nacht senkte sich herab, die Sichel des Todes mähte furchtbar fort im Dunkeln! Wir fielen Dir zu Füßen,

und beſchworen Dich, endlich dem Schickſal zu weichen, und wenigſtens Dein Haupt zu retten aus dem Schiffbruch! Du gabſt nach, ſprachſt aber zu uns: „Thoren, Ihr wißt nicht, wo der Tod ſchön iſt! Ich treffe es nicht wieder ſo glücklich!“ — Wohl hatteſt Du Recht, Tapfrer der Tapfren! Dort ſtandeſt Du feindlichen Kugeln gegenüber; es war rühmlich, von ihnen zu fallen, es war eine Freude! Du konnteſt ſterben wie Deſaix auf Marengo's Gefilden des Ruhms! Wir haben Dich darum betrogen! Uns dankſt Du es, daß Du franzöſiſche Krieger ſehn mußteſt, denen die Waffe nicht aus der Hand entſank, als ſie auf ihren Feldherrn anſchlugen!“ — —

„Die armen Teufel ſtanden wohl und bebten,“ ſprach Giacomo dazwiſchen. „Aber der Marſchall rief: „Kinder! Gehorſam iſt die erſte Pflicht des Soldaten! Hört auf mein Commando wie ſonſt. Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! Feuer!“ — Da lag er auf dem Raſen. Es war im Garten des Palaſt Luxemburg zu Paris. —

— — Plötzlich ſtellte ſich der Obriſt in würdevoller, ſtolz emporgerichteter Haltung vor Giacomo hin, blickte ihn ſtarr mit leuchtenden Augen an, legte ihm die linke Hand auf die Schulter, erhob die Rechte

mit ausgeſtrecktem Zeigefinger gen Himmel, und rief mit Heftigkeit: „Burſch! Ich ſage Dir, und friſteſt Du Dein Leben, ſo denke an meine Worte, ich ſage Dir, das Schwerdt der Vergeltung hängt an einem Haar über dem Haupte der Schuldigen! Es wird herabfallen, es muß herabfallen, fürchterlich, ehe das Jahr uns wiederkehrt, ehe der Mond ſich füllt, ehe der Morgen tagt, heut, jetzt — —“

Die Stimme verſagte ihm, er drückte ſich beide Hände heftig vor die Stirn, dann ſanken ſie kraftlos herab; er erblaßte, wankte, brach zuſammen. Giacomo fing ihn in ſeine Arme auf, ließ ihn ſanft niedergleiten, ſetzte ſich auf die ſteinerne Stufe, und nahm das ehrwürdige Haupt des Ohnmächtigen in den Schooß.

Zehntes Kapitel.

So verstrich eine kurze Zeit, während welcher Giacomo tief betrübt, seines eigenen Schicksals vergessend, das stille, erhabene Angesicht des alten Kriegers ehrfurchtsvoll und mitleidig betrachtete. — Endlich schlug dieser die Augen weit auf und sah erstaunt umher, wie nach einem langen schweren Traume. Doch bald besann er sich, lächelte schmerzlich gegen den über ihn gebeugten Gefährten hinauf, und sprach: „Jetzt weiß ich alles! Es war kein Traum! — Und doch! Bald ist der ganze Traum des Lebens ja zu Ende!“

Mit diesen Worten richtete er sich wieder empor und setzte sich, das Haupt schwermüthig und müde in die Hand stützend, neben Giacomo nieder.

„Ihr seyd recht blaß geworden," sprach dieser mitleidig, „könnte ich nur etwas zu Eurer Stärkung thun!"

„Meinst Du," erwiederte der Obrist schmerzlich lächelnd, „ich hätte nicht mehr so viel Kräfte, um die wenigen Stunden auszudauern, bis uns Abukan hinrichten läßt? Mir ist wohl! —— Ich wäre mit Sehnsucht nach meinem Vaterlande gestorben, vielleicht hätte ich vor dem Tode gebebt! Du hast mir einen traurig theuren Dienst geleistet, Freund! Jetzt wünsche ich meines Lebens Ziel so sehnsüchtig herbei, wie ein schwer Kranker den lindernden Schlaf. —— Laß uns noch ein wenig zusammen sprechen. Wie bist Du nach Algier gekommen?"

„Wir litten Schiffbruch. Die Beduinen nahmen uns gefangen. Einen Theil der Unsrigen stachen sie nieder, wir andren wurden nach Algier geführt.

„Woher kamet Ihr denn?"

„Von Toulon."

Bei diesen Worten überflog ein Schimmer freudiger Röthe das Angesicht des Obristen, und sein düsires Auge blitzte hell auf.

„Von Toulon!" rief er. „Bist Du bekannt dort, Freund? O rede!"

„Was sollte ich nicht. Ich habe dort Jahre lang auf den Werften gearbeitet. Fast unsre ganze Schiffsmannschaft war aus Toulon.“

„Kennst Du Leute in der Stadt?“

„Ich werde doch!“

„Kennst Du“ — die Lippen bebten dem Fragenden — „kennst Du nicht eine Frau von Clermont, die vielleicht dort lebt?“

„Nein, mein Obrist; diese nicht.“

„Du hast sie auch niemals nennen hören, weißt nicht, ob sie lebt?“

„Doch; mir ist so dunkel erinnerlich. Was den Teufel, wo habe ich denn ganz kürzlich den Namen gehört! Nur einen Augenblick, es wird mir einfallen!“

Der Fragende sah ihn, mit äußerster Spannung in den Zügen, bang erwartend an.

„Jetzt hab' ichs. Unser Lieutenant gab mir in Mahon einen Brief auf die Corvette l'Aigle zu bestellen, die nach Toulon abging. Er war an Mademoiselle Leontine von Clermont gerichtet.“

„Leontine! O gütiger Gott!“

„Ihr kennt sie, mein Obrist?“

„Es wird die Tochter der Frau von Clermont seyn. Sie hatte eine Tochter, welche Leontine hieß.

Daß ich's Dir nur sage, jene Frau von Clermont ist — ist meine Schwester, lieber Freund! — Sie war zu Toulon verheirathet, und wohnte auf einem Landhause vor der Stadt."

„Richtig, richtig!" fiel Giacomo ein. „Jetzt besinne ich mich; unsre beiden Lieutenants von der Aventure wohnten draußen, als wir das letzte mal in Toulon waren. Ich glaube, Mademoiselle Leontine ist die Braut unsres Lieutenants."

„Sie ist Braut?" sprach der Obrist mit sanfter Stimme. „Sie ist also glücklich! Guter, lieber Freund, Du glaubst nicht, wie Du mein Herz durch diese Nachricht erfreut hast. Leontine ist Braut, ist glücklich!"

„Glücklich? Ich weiß nicht, ob das ganz gewiß ist, mein Obrist."

„Und warum nicht?"

„Je nun, wenn sie ihren Bräutigam liebt, so wird sie ihn wohl betrauern müssen, denn er ist wahrscheinlich von den Beduinen ermordet. Er und sein Bruder. Wenigstens unter denen, die sich hierher nach Algier gerettet haben, ist er nicht!" —

„Auch das noch! — Armes Kind! — Nein, Freund, jetzt erzähle mir nichts mehr von Frankreich. Deine Worte sind schärfer als Pfeile für mein Herz!"

Stumm beugte er das Haupt herab; er sprach nicht, er weinte nicht, sein Auge heftete sich starr und trocken an den Boden.

Giacomo wagte nicht, die Grabesstille zu unterbrechen.

So mochten sie eine halbe Stunde gesessen haben, als es im Hofe, nach dem das Gitterfenster des Kerkers hinausging, lebendig und laut wurde. Reiter sprengten herein, verworrene Stimmen brausten durcheinander; Abukan war, so schien es, zurückgekehrt. Es dauerte nicht lange, so rasselten die Schlüssel und Riegel der Kerkerpforte, sie wurde aufgethan, und türkische Soldaten drangen ein. Sie geboten den Gefangenen, ihnen zu folgen. Man führte sie in den Hof, der von Türken und Arabern wimmelte. Die Reiter waren abgesessen; die Rosse wurden von einigen gehalten und geführt; sie schnaubten, stampften und wieherten durcheinander. Die Männer erhoben ein lautes, betäubendes Geschrei, als die Gefangenen aus der Kerkerpforte heraustraten. Allein der Obrist wurde dadurch nicht im mindesten erschüttert, sondern ging stolz aufrecht, majestätisch mitten durch das Volk hindurch, als sey er der Gebieter desselben. Unwillkührlich wurden diejenigen still, vor denen er vorüber-

ſchritt; Giacomo ermuthigte ſich an dem Anblick des gefaßten, unerſchütterten Mannes, und beſchloß, wenigſtens nicht verzagt zu ſterben.

In der Mitte des Hofraums waren zwei Pfähle aufgerichtet. Abukan hielt zu Roß denſelben gegenüber, und rief: „Bindet ſie dort an, und dann ſchlagt ihnen das Haupt herunter!“

In zwei Minuten waren die Gefangenen mit feſten Banden an die Pfähle geſchnürt. Der Obriſt ſah ſich ernſt aber freundlich nach Giacomo um. „Armer Freund, Du mußt mir vergeben! Denke, daß Du bald in ein beſſres Reich kommen wirſt, als das dieſer Erde voll Gram und Drangſal. Faſſe Dich, und ſtirb muthig!“

„Sorgt nicht, mein Obriſt, ich werde Euch keine Schande machen. Ich will dem Türken, der den Säbel auf mich ſchwingen wird, ins Geſicht ſehen, wie ein Richter dem Schuldigen.“

Die Menge wich jetzt zurück. Beide Gefangene ſtanden gefeſſelt an den Pfählen; ein türkiſcher Krieger trat mit gezogenem Säbel hervor, wendete das Auge auf Abukan, und ſchien auf deſſen Wink zu harren.

In dieſem Augenblick öffneten ſich die Thore des Palaſtes, und ein Araber, auf einem ſtolzen, prächtigen Pferde, ritt durch die Pforte; ihm folgten mehrere Diener zu Roß. Aller Augen wandten ſich dorthin, auch Abukan ſah ſich um. Als er den Ankommenden erkannte, ſprengte er ihm entgegen, und rief: „Sey gegrüßt, mein Vater Osraim! Der Prophet führt Dich zur glücklichen Stunde her, um zwei ſchnöde Chriſtenſklaven ſterben zu ſehn. In dieſem Augenblick ſollen ſie den Tod empfangen.“

Osraim war mit Abukan näher herangeritten.

„Und was haben jene Zwei verbrochen?“ fragte er.

„Der Eine iſt mein Sklav, und aus meinen Gärten zu Belida entflohn. Ich ergriff ihn hier zu Algier. Jener dort iſt einer von den Franken, welche die See an dieſe Küſte geworfen hat. Er iſt mit meinem Sklaven in verrätheriſchem Bündniß gegen mich. Gleich, mein Vater, ſollen Beider Köpfe zu Deinen Füßen niederrollen.

„Das wolle der Prophet verhüthen!“ rief Osraim mit emporgehobener Hand. „Abukan, mein Sohn, höre auf das Wort des Alters, und gehorche dem, den Du ehreſt. Jene Sklaven ſende heim zu den Ihrigen. Ihr Blut darf nicht vergoſſen werden!“

„Wie?“ entgegnete Abukan voll Erſtaunen, „warum ſollen dieſe verbrecheriſchen Feinde unſres Glaubens nicht den verdienten Tod erleiden?“

Osraim blickte den jungen türkiſchen Führer, auf deſſen Antlitz ſich die Röthe des Zorns und der Ueberraſchung miſchten, mit Würde und Sanftmuth an. „Haſt Du vergeſſen,“ ſprach er, „daß ich in der Gewalt der Franken war? Vergeſſen, was ſie Edles und Gutes an mir gethan?“

„Und haſt Du vergeſſen,“ fiel Abukan heftig ein, „daß die Franken mir meine Braut, Dir Deine Tochter raubten? Daß ſie mir das Schwerdt durch die Bruſt ſtießen? Noch hat ſich die Wunde, die mich dem finſtren Abgrund des Todes nahe geführt, nicht geſchloſſen, und ſchon ſoll ich der Rache vergeſſen?“

„Weißt Du nicht,“ erwiederte Osraim feurig und würdig, „daß ich bei Mahomed geſchworen, nie die Mißhandlung eines Franken zu dulden? Osraim hat ſeinen Dolch zum Pfande gegeben! Er hat Allah zum Zeugen gerufen, daß der Scheik der Chriſten ihm und ſeinen Kindern den Stahl in das Herz ſtoßen ſolle, wenn er den Schwur verletzt! Kannſt Du einen Mann unter den Gläubigen ſtellen, der Dir bezeugte,

daß Osraim je einen Eid gebrochen? — Diese Beiden dürfen nicht sterben. Sie müssen frei von hinnen-ziehen!“

„Nimmermehr!“ rief Abukan zornglühend. „Herunter mit ihrem Haupt! Ich habe keinen Eid geleistet, und der Deinige kümmert mich nicht. Ali! Schwinge Deinen Säbel, und vollziehe mein Geheiß!“

Der Sklav, dem der Ruf galt, sprang hervor, und zog den Damascenerstahl aus der Scheide. Noch rascher aber war Osraim mit seinem schnellen, gewandten Roß zwischen die Pfähle, wo die Gefangenen standen, hineingesprengt, wandte das Thier kurz herum, daß es sich vorn fast emporbäumte, hielt es dann straff im Zügel, und zog mit der Rechten sein Pistol aus dem Gürtel, während er das Auge fest gespannt auf Abukan und die Menge heftete. „Wer diesen Beiden nahe tritt, der fällt durch meinen Schuß. Sie stehn in dem Schutz Osraims. Weichet zurück!“

Der bejahrte Araber genoß bei den Seinigen eines solchen Ansehens der Weisheit und der Gerechtigkeit, daß seine Rede und sein entschlossenes Handeln auf alle Gemüther den entschiedensten Eindruck ausübte. Es war plötzlich lautlos still in dem vor-

her so geräuschvollen Hofe geworden, und mit der äußersten Spannung erwartete Jeder, wie dieser Streit sich enden werde. Abukan schien unentschlossen; er zürnte, wagte aber nicht, seinem Zorn freien Lauf zu gönnen.

Osraim erhob das Wort von Neuem: „Bezwinge den Zorn Deiner Seele, mein Sohn Abukan. Auch ich war zornig, und hatte das Schwerdt der Rache umgegürtet, aber die Gerechtigkeit entwaffnete meine Hand, und ich hörte das Wort der Güte. Vernimm auch Du seinen goldnen Klang, der Dir in der Stunde des Todes noch erquickend seyn wird. Laß diese Gefangenen frei; es ist der Wille des Propheten, daß sie leben, denn er hat mich sichtlich zu ihrem Schutze hergeführt. Sündige nicht gegen das Gesetz Deines Gottes. Seine Rache würde Dich schwer treffen, seine Güte bringt Dir Segen."

Abukan schwieg; er warf einen Blick auf seine Umgebung, und überzeugte sich rasch, daß die Worte des weisen, verehrten Osraim alle Gemüther durchdrungen hatten. Denn Türken und Araber achten bedeutsame Zeichen über Alles wichtig; es schien ihnen daher der unläugbare Wille des Propheten, daß jene Sklaven gerettet würden, indem Osraim offenbar zu

ihrer Hülfe gesandt war. Keiner wagte jetzt, seinen eigenen Zorn gegen das so deutlich ausgesprochene Geheiß Allahs geltend zu machen.

Osraim erkannte diese Stimmung des Volkes eben so rasch. Er winkte den nächststehenden Kriegern, und sprach: „Zerschneidet die Bande der Gefangenen, denn ich sehe, das Herz meines Sohnes Abukan ist gewendet, wenn gleich es noch grollt, wie die See nach dem Sturm.“

Die Krieger gehorchten; in einem Augenblick waren beide Gefangenen ihrer Fesseln entledigt.

„Gehet jetzt frei dahin,“ sprach Osraim zu Beiden, „und kommt Ihr in das Lager der Franken, so erzählt Eurem Scheik, daß Osraim der Sohn Hassans sein Wort gelöst habe, und noch ferner lösen werde.“

Giacomo, dem die Lebenslust mächtig in die Brust zurückgekehrt war, zitterte vor Freude. Er hätte sich gern dem Retter zu Füßen geworfen, doch hielt ihn die Scheu vor dem Gefährten seines Schicksals zurück, da er mit natürlichem Sinne für das Rechte wohl einsah, diesem komme es zu, die Schuld des Dankes abzutragen. Der Obrist hatte sich während des ganzen Vorganges mit der ernstesten Fassung benommen; weder die Nähe des Todes, noch die plötzliche Hoff-

nung der Rettung hatten ihn heftig erschüttert. Jetzt aber, da er seiner Fesseln entledigt vor dem edelmüthigen Osraim stand, that seine Seele einen Blick in die Zukunft, der ihn mit wehmüthiger Rührung durchdrang. Die Hoffnung, sein Vaterland, die Seinigen wiederzusehn, geliebte Freunde noch einmal zu umarmen, drang mit übermächtiger Kraft wieder in seine Brust; die zerrissenen Bande des Lebens knüpften sich auf's Neue mit unwiderstehlicher Gewalt an sein Herz. Jetzt erst fühlte er, daß der Schritt in das Reich des Todes, zu dem er schon den Fuß erhoben hatte, doch ein schwerer sey, und daß die freundliche Gestalt des Lebens ihn mit sanften Armen und hold überredender Miene wieder zurückziehe an ihre warme Brust. Auf seiner gefurchten Stirn las man den tiefen, erschütternden Ernst des Augenblicks; das Auge, in welchem eine sanfte Thräne glänzte, verrieth die Bewegung seines Herzens. Doch plötzlich schien er einen festen Entschluß gefaßt zu haben. Mit würdiger Haltung trat er zu Osraim hinan, und sprach, indem er ihm die Hand reichte: „Du bist ein edler Mann! Möge der Gott, den Du verehrst, Dich belohnen! Wir Beide danken Dir das Geschenk des Lebens. Doch verstatte, daß ich es nur für meinen Gefährten annehme. Mir

ist der Tod willkommen, und Abukan hat ein Recht auf mein Haupt. Dieser aber ist unschuldig. Nur ihn lasset frei von dannen gehn."

Noch ehe Osraim, in dessen Antlitz sich das höchste Erstaunen ausdrückte, antworten konnte, rief Giacomo: „Nein, Herr! Ich sterbe mit Euch. Den Vorwurf soll mir Keiner machen dürfen, daß ich Euch verlassen hätte."

„Lebt Beide," sprach Osraim gerührt, doch ernst. „Abukan begehrt, ich lese es auf seiner Stirn, Eures Lebens nicht mehr. Seine That wird ihm Segen bringen. Willst Du aber, dem das Alter schon die Scheitel bleicht, den Tod suchen, so werden Dich tausend Wege in sein Reich führen. Nur durch unsre Hand darfst Du nicht fallen; selbst mit Deinem Willen würde es Osraim nicht gestatten, so heilig ist ihm sein Versprechen. — Geht!"

Bei diesen Worten winkte er der Menge mit der Hand. Diese theilte sich, und bildete eine offne Gasse bis zu der Pforte des Palastes.

„Kommt, Herr, kommt, rettet Euch!" rief Giacomo leise, aber dringend.

„Leb' wohl!" sprach der Obrist mit einer Stimme, die in das innerste Herz dringen mußte, zu Osraim.

„Leb' wohl! Es möge der Gott Deines Glaubens Dich segnen."

Und mit diesen Worten schritt er ernst, langsam, mit gesenktem Haupt, aber stolzem Gange durch die schweigende Menge, die von seinem Ehrfurcht gebietenden Wesen mächtig beherrscht wurde. Er grüßte Abukan mit einem Wink der Hand; dann wandte er sich freundlich nach Giacomo um, gleichsam als wolle er sehen, ob ihm dieser auch folge. Und so schritten Beide durch das geöffnete Thor, auf die geräuschvolle Gasse hinaus, wo die auf- und niederwogende Menge nicht ahnte, was in der Seele der so wunderbar Geretteten vorging.

Eilftes Kapitel.

Kaum hatte sich das Thor hinter ihnen geschlossen, als Giacomo ausrief: „Das hieß scharf am Messer vorbeigekommen! Nun aber seyd auch gutes Muths, mein Obrist. Gott ist mit uns, es muß uns noch wohl gehn. Dergleichen, wie wir so eben erlebt haben, geschieht nicht umsonst.“ Aber plötzlich, als hätte er auf eine Viper getreten, stockte ihm das Wort im Munde, und er wurde leichenblaß. „Hölle und Teufel!“ rief er, „dort unten kommen unsre andren Feinde. Geschwind durch diese Querstraße!“

Noch ehe der Obrist antworten konnte, riß ihn Giacomo schon nach sich; doch hatte er noch Zeit genug, die Ursach der Flucht zu bemerken, indem er in der Entfernung türkische Soldaten herankommen sah.

„Es ist die Wache des Bagno's, welche eben abgelöst wird," antwortete Giacomo; „unsre drei Gegner von diesem Morgen müssen dabei seyn. Hätten sie uns erblickt, so möchte es uns dennoch übel ergangen seyn. Ueberhaupt dürfen wir uns doch nirgend sehn lassen; denn unser Schutzengel möchte uns nicht überall nachkommen, und findet man uns, so köpft man uns, das folgt so sicher, wie der Donner auf den Blitz. — — Aber irre ich nicht, so müssen wir durch dieses Gäßchen gerade nach Baruchs Hause kommen. Er muß uns verbergen. Für Geld thun die Juden in Algier so gut wie in Frankreich und überall in der Welt Alles, was man verlangt. Ihr seyd gewiß im Stande, mein Obrist, nach Eurer Rettung eine reiche Belohnung zu zahlen, und das wird zuverlässig den Juden bestimmen."

„Meine Versprechungen werden sehr ungewiß seyn. Indeß trage ich so viel an Geld bei mir, daß er zufrieden seyn kann. Kann das uns retten, so will ich es mit Freuden hingeben, obwohl ich es sehr nöthig haben könnte. Wären wir nicht Beide dem Tode so nahe gewesen, so hätte ich es längst Dir zum Geschenk gemacht."

„Bewahre, mein Obriſt! Auch darf der Jude bis jetzt davon nichts wiſſen. Denn ſonſt iſt er im Stande, das Geld zu nehmen, und uns hintennach zu verrathen. Aber verſprechen müßt Ihr ihm eine Belohnung, wenn er uns verbirgt, bis unſre Landsleute in die Stadt rücken, was in keinem Fall ſehr lange dauern kann, da ſie das Kaiſerſchloß ſchon ſeit zwei Tagen belagern.“

Indeſſen war man, wie Giacomo richtig vermuthet hatte, durch das krumme Quergäßchen dicht vor das Haus des Juden Baruch gelangt. Er ſtand eben mit ſeiner alten Hausſybille in der Thür, und ſchien im eifrigſten Geſpräch über wichtige Gegenſtände begriffen, denn er ſowohl als ſie ſchlugen häufig die Hände voll Verwunderung über den Kopf zuſammen, und gebehrdeten ſich überhaupt nach Art der orientaliſchen Juden äußerſt heftig.

„Guten Tag, Alter!“ redete Giacomo den kleinen, hagern Juden an, indem er ihm von hinten auf die Schulter ſchlug. „Guten Tag! Wir haben etwas Wichtiges mit Dir zu beſprechen, aber es kann nur drinnen im Hauſe geſchehn!“

„Gottes Wunder! Drängt Ihr Euch doch in meine Thür gewaltſam wie ein Räuber!“ rief Baruch,

und wollte Widerſtand leiſten. Allein Giacomo war mit einem raſchen Satze in die enge Hausflur hineingeſprungen, und zog den Hausbeſitzer ſo weit nach, daß der Obriſt, und ihm zunächſt auch Baruchs Weib, Rebecca, folgen konnten.

„Gott meiner Väter Abraham und Iſaak, was wollt Ihr, ſtürmiſcher Frank, von mir? Laßt rein meine Schwelle von Eurer Gegenwart! Morgen iſt Sabbath, ich muß mein Haus ſäubern!“

„Sabbath hin, Sabbath her!“ rief Giacomo. „Wer weiß, ob nicht morgen das Heer der Franzoſen Euch den Sabbath mit Bomben und Granaten verkündet. Wir ſind ſchon ſo gut als Herren dieſer Stadt, und Ihr braucht Euch gerade nicht ſo widerſpenſtig gegen einen Kundmann zu zeigen, von dem Ihr manchen harten Piaſter gelöſt habt. — Frau Baruch, ſchließt die Hausthür ab!“

„Rebecca, laß die Thür offen ſtehn! Ruf die Nachbarn! Der wilde Menſch will uns ein Leids anthun!“

„Ihr habt nichts zu beſorgen,“ ſprach der Obriſt, der höchſt verwundert über Giacomo's ſeltſame Art, mit dem Juden umzugehen, war; „wir werden Euch

nichts zu Leide thun, aber es ist gut, daß die Thür geschlossen wird.“

„Gott meiner Vorältern,“ jammerte Baruch, „ich bin ein armer, alter, schwacher Mann! Was wollt Ihr von mir? Rebecca, ich sage Dir, sperr die Thür nicht ab!“

„Ihr seyd ein alter, furchtsamer Thor!“ rief Giacomo, der indeß rasch gegen die Thür gesprungen war, und sie ins Schloß geworfen hatte. — —

„Warum erschreckst Du den Mann so, mein Freund?“ fragte der Obrist erstaunt auf Französisch.

„Weil dieses Volk treulos und falsch ist, wenn man es nicht in der Furcht hält. Laßt mich nur machen, mein Obrist; er darf nicht ahnen, daß wir flüchtig und hülflos sind, sonst haben wir ein verlornes Spiel.“

Baruch und Rebecca hatten indessen furchtsam dagestanden, und ihre Sorge stieg noch, als sie die fremde Sprache vernahmen. Der Obrist gab ihnen daher nochmals die Versicherung, daß sie nichts zu befürchten hätten.

„Aber was wollt Ihr in meinem schlechten Hause?“

„Das ſollſt Du ſogleich hören," fiel Giacomo dem Juden ins Wort. Wir verlangen von Dir, daß Du uns in Deinem Hauſe verbergeſt und ernähreſt, bis die Stadt von den Franken eingenommen iſt!"

„Abraham und Jakob! Ich bin ein verlorner Mann. Wenn der Dey das erfährt, läßt er mich auf glühenden Kohlen röſten! Nein, Herr! Meidet ſogleich mein Haus, oder ich rufe die Nachbarn zu Hülfe!"

Er machte hierbei wirklich Miene, laut aufzuſchreien, ſo daß Giacomo herbeiſpringen, und ihm den Mund zuhalten mußte.

„Du biſt verloren, wenn Du einen Laut von Dir giebſt; aber Dein Glück iſt gemacht, wenn Du Dich ruhig verhältſt!"

Der Jude ſtand blaß und zitternd da; ſein Weib rang die Hände.

„Sieh Dir dieſen Fremden an," fuhr Giacomo fort, „erkennſt Du ihn?"

„Er trägt unſre Tracht, aber er iſt nicht von unſren Leuten. Doch, ich glaube, ich habe ihn ſchon vormals geſehn."

„Ganz recht, Freund Baruch, und zwar zu Belida, wo ich Dir Früchte und Gartengewächſe verkaufte."

„Jehovah erbarme ſich! Ihr ſeyd der Sklav Abukans des Mächtigen, des Uebermüthigen. Ich bin ein Mann des Todes, wenn er Euch in meinem Hauſe erblickt!“

„Darum eben warf ich die Thür ins Schloß,“ fiel Giacomo ein; „Du ſiehſt alſo, daß wir klug handeln, und Dein Verderben nicht wollen. Uebrigens iſt dieſer Fremde nicht mehr Abukans Sklav. Es iſt jedoch von der höchſten Wichtigkeit für die Franken, daß er hier in der Stadt verborgen bleibe, bis ſie einrücken. Du kennſt mich! Du weißt, ich bin einer der franzöſiſchen Gefangenen. Sie Alle wiſſen, daß ich mich in dieſe Gaſſe und zu Dir begeben habe, weil man aus dem oberen Geſchoß Deines Hauſes den Hafen überſehen kann. Nimmſt Du uns auf, ſo iſt Dir ein reicher Lohn, und Sicherheit Deines Eigenthums gewiß, ſobald die Franken einrücken. Verſagſt Du uns aber den Aufenthalt, oder verräthſt Du uns gar an unſre Feinde, ſo zähle darauf, daß, wenn die Stadt in die Gewalt der Franken kommt, daß ſie Dein Haus dem Boden gleich machen, und Dich und Alle, die Dir angehören, aufhängen. — Jetzt ſey vernünftig, und triff Anſtalt, daß wir ein gutes, ſichres Unterkommen finden.“

„O ich Mann des Jammers! Ich Sohn des Elends! Hier iſt das Feuer und dort der Abgrund! Rechts das Schwerdt und links die Peſt! Vater Jakob! Welches Verderben trifft mein graues Haupt! Rebecca! Setze Dich auf den Boden, und beſtreue Deine Scheitel mit Aſche, denn der Tag iſt da, wo der Zorn des Herrn uns trifft!“

„Sey ganz ruhig, Freund,“ ſprach der Obriſt mit feſter, aber ſanfter Stimme. „Gieb uns nur wenige Tage Obdach, und es ſoll Dir wohl ergehn. Niemand weiß, daß wir zu Dir eingetreten ſind, denn die Gaſſe war leer. Niemand ſucht uns bei Dir, und überhaupt wird uns Niemand aufſuchen. Säume aber jetzt nicht länger, uns einen ſichren Aufenthalt anzuweiſen!“

Der Jude ſtand noch immer und zögerte, indem er ängſtlich die Hände rieb, und ſich verlegen hin und her wendete.

„Nur vorwärts, Alter!“ munterte Giacomo ihn auf. „Du wirſt Dich ſchon von Deinem Schreck erholen, und bald bemerken, daß Deine Gäſte Dir keine Gefahr bringen. Du haſt ja ſonſt immer gute Geſchäfte mit mir gemacht, warum willſt Du mir heute nicht trauen?“

Baruch schien endlich den Entschluß gefaßt zu haben, sich in sein Schicksal zu ergeben. Noch immer zitternd langte er ein Bund Schlüssel von einem Wandgesims herunter, reichte sie seiner Frau, welche gefaßter schien als er selbst, und sprach zu ihr: „Rebecca, Tochter Rahels, nimm die Schlüssel des Hauses. Führe die Gäste die Stiegen hinauf, ins oberste Geschoß. Birg sie im Hinterhaus. Aber zieh die dunklen Vorhänge nicht auf, öffne die Fenstergitter nicht, daß die Nachbarn sie nicht bemerken, und schwatze nicht aus, wie Weiber pflegen, denn Dein Leben schwebt auf der Spitze Deiner Zunge.“

Rebecca nahm die Schlüssel, ging voran, und führte die beiden nicht sonderlich willkommenen Gäste dahin, wo ihr Gatte es geboten hatte.

Das Haus des Juden war meistentheils mit Vorräthen und Gegenständen seines verschiedenartigen Handels angefüllt. Indeß das obere Geschoß stand leer, und war nach orientalischer Sitte wohl eingerichtet. Denn Baruch pflegte für die Zeit der großen Märkte in Algier seine Handelsfreunde aus Tripolis und Tunis, so wie aus dem Innern des Landes daselbst aufzunehmen. Nachdem man zwei hohe dunkle Treppen aufwärts gestiegen war, öffnete Rebecca mit

einem der Schlüſſel aus ihrem großen Bunde eine Thür. Sie führte in ein kleines Vorgemach; man ſchritt hindurch und befand ſich ſodann in einem größeren Zimmer, deſſen Fußboden mit einem Teppich bedeckt war; die Fenſter wurden durch grüne Jalouſieen, die jedoch Licht genug hindurch ließen, vor der Sonne geſchützt; Polſter lagen an der Wand, zu einem Divan geordnet. Einige ebenfalls aus Polſtern gebildete Seſſel und ein Tiſch bildeten das nicht unzierliche Geräth des Zimmers, welches überdies mit einem angenehmen Duft von wohlriechenden Kräutern oder Waſſern erfüllt war.

„Dies ſind die Gemächer, in denen Ihr weilen könnt, wenn es Euch genehm iſt," ſprach Rebecca und zeigte mit der Hand nach einer Thür gegenüber, um anzudeuten, daß dort noch einige Zimmer folgten. „Habt Ihr ſonſt noch etwas zu befehlen?"

Der Obriſt antwortete: „Ich denke, wir werden Beide der Erquickung bedürfen, nicht wahr, mein Freund? Schafft uns eine Mahlzeit, gute Frau. Und wenn Ihr mir ein Bad zurichten könntet, ſo würde es mir ſehr lieb ſeyn. Was wir in Eurem Hauſe bedürfen, ſoll Euch redlich bezahlt werden, und ſeyd Ihr

treu, so dürft Ihr auch noch sonst auf meine Dankbarkeit zählen.“

Bei diesen Worten hatte der Obrist aus dem faltigen Aermel seines Gewandes unter der Achsel, wo man sonst eben kein Geld zu tragen pflegt, einen ziemlich schweren Beutel hervorgeholt, aus dem er eine Zechine nahm, und sie der Jüdin reichte.

„Für Eure Auslagen,“ sprach er. „Aber noch eins. Wäret Ihr wohl im Stande, mir eine europäische Kleidung zu schaffen?“

Die Jüdin, welche bei dem Anblick des gefüllten Beutels und dem Empfang der Zechine aus ihrer gutmüthigen Freundlichkeit sogleich in eine Art demuthsvoller Unterwürfigkeit übergegangen war, sprach sogleich:

„O, Ihr gnädigster Herr! Freilich, freilich. Was Ihr gebietet, soll geschehn. Baruch, mein Herr, besitzt einen großen Kleidervorrath, denn er kauft jegliche Beute, die die Korsaren hereinbringen, auch Kleider. Sogleich soll er Euch von seinem Vorrath bringen.“

„Das wird mir lieb seyn!“ entgegnete der Obrist.

Die Jüdin ging.

„Hier ist's so übel gar nicht,“ sprach Giacomo fröhlich, als sie fort war; „hier laß' ich mir's wohl gefallen. Aufrichtig gestanden, mein Herr Obrist, so

gut hab' ich's in meinem Leben noch nicht gehabt. Aber es wird sich für mich wohl eine abgelegene Kammer finden, damit ich Euch nicht lästig falle."

„Ich denke," entgegnete der Obrist mit gerührter Freundlichkeit, „da Du bei unsren Abentheuern, im Gefängniß, ja auf der Richtstatt mein Gefährte gewesen bist, so wirst Du mich jetzt nicht verlassen wollen. Nein, lieber, redlicher Freund, von nun an, denke ich, bleiben wir beisammen."

„Ich wollte, ich dürfte Euch niemals verlassen, Herr!" rief Giacomo aus, und ergriff die dargebotene Hand. „O, Ihr glaubt nicht, wie froh ich über Eure Rettung bin. Gott hat uns sichtlich beigestanden. Ihr seyd gewiß noch zu etwas ganz Besonderem bestimmt!"

Der Obrist lächelte. „Wunderbares und Seltsames habe ich zur Genüge erfahren; vielleicht soll ich dessen noch mehr erleben. Daß es aber ein besonderes Glück wäre, was mir bevorstände, dazu, gesteh' ich, habe ich keine sonderliche Hoffnung, obwohl die heutigen Erlebnisse mir das Gefühl einer waltenden, schützenden, liebreichen Vorsicht doch mächtig erneuert haben. Freilich was ich bisher erduldete, war nicht geeignet, diese Empfindungen zu erwecken!"

„Ihr habt wohl viele unglückliche Schickſale erlebt, mein Obriſt? Aber wie ſeit Ihr nur hier nach Algier gerathen? Ihr müßt lange hier ſeyn, da Ihr die Landesſprache ſo geläufig redet.“

„Funfzehn Jahre ſind es nun! Funfzehn lange, kummervolle Jahre! Ich befand mich auf einem amerikaniſchen Schiff, um eine Reiſe nach New-York zu machen. Nahe bei Gibraltar überfielen uns algieriſche Kaper, ich wurde zum Gefangenen gemacht, von lieben Angehörigen getrennt, nach Algier geführt, und dort als Sklave an den Vater eben jenes Abukan verkauft. Er führte mich nach Belida, zwölf Stunden ins Innere des Landes hinein, wo er in einer reizenden, geſegneten Gegend am Fuße des Atlas ein ſchönes Sommerſchloß und Gärten beſitzt. Die Sorge für die letzteren wurde mir, da ich einige Kenntniſſe in der Gartenkunſt beſaß, anvertraut. Mein Loos war, was das äußere Leben anlangte, erträglich. Aber in dieſen funfzehn Jahren habe ich keinen Laut meiner Mutterſprache gehört, keine Nachricht vom Vaterlande, von Weib und Kind gehabt, nicht einmal einen Landsmann geſehn. Der Gram, die unendliche Sehnſucht, verzehrten mein Leben; aber doch hielt die Hoffnung mich aufrecht. Mein alter Herr ſtarb, Abukan

beerbte ihn; alles übrige blieb beim Alten. Ich hatte Gelegenheit, mir mancherlei zu erwerben; vom erſten Tage an ſparte ich ſorgſam, um mich loskaufen oder vielleicht dereinſt entfliehen zu können. Die Hoffnung zu dem erſten wurde mir bald genommen, denn Abukan wollte mich nicht entbehren, da er mit meinen Dienſtleiſtungen zufrieden war. Mit unabläſſiger Thätigkeit verfolgte ich daher den zweiten Plan, den der Flucht. Mein Erſpartes hatte ich ſorgfältig im Garten vergraben; dieſe verſtellende Kleidung habe ich mir nach und nach im Zeitraum von mehreren Jahren zu erwerben gewußt. Nur nach Algier wollte ich zu gelangen ſuchen, um von dort, durch einen der europäiſchen Conſuln beſchützt, auf ein Schiff zu gehn. Nur eine kleine Tagereiſe trennte mich von dem heißeſten Ziel meiner Wünſche, und doch war es mir funfzehn Jahre lang unmöglich, es zu erreichen. Endlich kam die Nachricht von dem Kriege der Franzoſen gegen Algier nach Belida; es war unzweifelhaft, daß ſie gelandet waren. Jetzt oder niemals mußte mein Plan gelingen. Ich ſpannte die äußerſten Kräfte an, trotzte allen Gefahren, entkam glücklich zur Nachtzeit aus dem Palaſt, ein Maulthier hatte ich ſchon zuvor in das Feld zu ſchaffen gewußt, ich fing es jetzt ein, ſetzte

mich auf und nahm meinen Weg nach dem franzöſiſchen Lager. Nicht umſonſt hatte ich mit größeſtem Eifer mir die Kenntniß der Landesſprache erworben, nicht vergeblich jeden Handelsjuden über den Weg nach Algier, oder nach der Küſte ausgeforſcht; jetzt kam mir beides zu ſtatten. Ich bedurfte keines Wegweiſers, keines Dolmetſch. Mit der Tagesfrühe war ich an der Wegſcheide, wo ich nach dem Lager der Franken reiten mußte, angelangt; allein gelagerte Beduinen machten es mir unmöglich, den beabſichtigten Pfad einzuſchlagen. Ich mußte befürchten, bei jedem Schritte Abukan zu treffen, der einen Theil jener Schaaren, das wußte ich, befehligt. So war ich gezwungen, meinen Weg nach Algier zu richten. Von dem Augenblick an, wo ich ins Thor ritt, ſind Dir meine Abentheuer bekannt.“

Während der Obriſt ſeinem Gefährten dieſen kurzen Abriß ſeiner Schickſale gab, war Baruch mit Rebecca und einem Korb voller Kleidungsſtücke heraufgekommen.

„Hier bringe ich, was Ihr verlangt, mein gnädigſter Herr! Wunder Jehovahs! Seltſame Röcke aller Art werdet Ihr finden. Freilich ſind ſie ſchon ein wenig alt und abgetragen; mehrere haben die Motten

angenagt. Aber was will man machen? Wer braucht hier dieſe Kleider? Manchen Rock habe ich ſchon zehn oder zwölf Jahre bei mir hängen, und es hat ſich keiner dazu gefunden.“

„Warum zerſchneidet Ihr die Kleider nicht?“ fragte Giacomo.

„Zerſchneiden? Wozu ſoll das helfen? Die Franken tragen nur enge Röcke, hier ſoll alles weit und faltig und bequem ſeyn. Es ließe ſich wohl ein jüdiſcher Talar zerſchneiden, um einen fränkiſchen Rock daraus zu machen, aber nicht umgekehrt!“

Indeß hatte der Obriſt mehrere Kleidungsſtücke betrachtet, ohne zu finden, was er brauchen konnte. Baruch zog unermüdlich ein Wamms nach dem andern hervor, und pries es an. Endlich nahm er aus dem Grunde des Korbes eine Art von militairiſchem Ueberrock heraus. „Hier, mein Herr! Noch ein ſauberes Kleid, fein, mit blanken Knöpfen, freilich ein wenig angelaufen, auch ein wenig von den Motten zerfreſſen, denn es liegt mir ſchon etwas lange auf dem Lager. Aber doch brauchbar, und für Eure Geſtalt wie zugeſchnitten.“

Kaum hatte der Obriſt einen Blick darauf geworfen, als er eilig rief:

„Das behalte ich, gebt her.“ Er langte so haſtig danach, in ſeinen Zügen war eine ſo ſeltſame Bewegung zu bemerken, daß ſie keinem der Anweſenden entging.

„Gottes Wunder! der Rock gefällt Euch, Herr?“ fragte Baruch.

„Er fällt mir auf, weil er das Anſehen eines franzöſiſchen Uniforms-Ueberrocks hat. Ich wähle ihn aus. Legt nur die andren Kleider hinweg. Indeß laßt jene zwei Paar Beinkleider von Linnenzeuge auch hier.“

Giacomo beſah den Ueberrock und ſprach: „Wahrhaftig, ganz der Schnitt, wie ihn die Offiziere der Landarmee tragen, nur ein runder Kragen und keine Abzeichen. Das Ding gleicht einem Jagdkleide.“

Baruch ſchien darauf zu warten, daß der Obriſt ihn nach dem Preiſe fragen ſolle, allein dieſer ſeinerſeits zeigte ſich ungeduldig, daß jener noch nicht gehe. Er packte daher ſeinen Kleidervorrath zuſammen, und verließ nebſt ſeiner Rebecca das Gemach.

„Vergeßt die Mahlzeit und das Bad nicht,“ rief Giacomo ihnen nach.

Kaum hatten ſie das Gemach verlaſſen, als der Obriſt heftig auf Giacomo zuging, und ihn bei der

Hand ergriff. „Freund, jetzt fange ich an, Wunder zu glauben, und gleich Dir zu vermuthen, es sey mir noch etwas Gutes oder Glückliches bestimmt. Dieses Kleid ist dasselbe, welches ich trug, als ich in die Gefangenschaft der Korsaren gerieth. Es ist vielleicht kostbarer, als Du glaubst; hast Du ein Messer?"

„Ja wohl," erwiederte Giacomo, und reichte sein Taschenmesser eiligst hin.

Der Obrist ergriff es und schlitzte sogleich das Unterfutter und den Tuchbesatz in der Brust des Ueberrocks auf. „Wahrlich! Es hat Niemand den Schatz entdeckt," rief er froh; „o nun ist für unser Fortkommen gesorgt! Sieh her! Als ich vor funfzehn Jahren mein Vaterland verließ, hatte ich einen bedeutenden Theil meines Vermögens in englischen Banknoten in diesen Ueberrock selbst eingenäht. Hier sind sie unversehrt!"

„Ist's möglich! das ist ein Glücksfall!" rief Giacomo erstaunt.

„Ja wohl! denn dies schafft uns die Mittel, von hier zu entkommen, auch wenn wir noch Wochen und Monden hier eingeschlossen zubringen müßten." — —

Giacomo war vielleicht noch froher über das Glück seines neuen Gebieters, denn dafür hielt und dazu

machte er ihn, als jener selbst, dem in diesem Augenblick Reichthum nur als eines der geringsten Güter der Erde erscheinen mußte. — Sorgfältig wurden die Papiere wieder versteckt, und der Obrist eilte sich umzukleiden, wobei Giacomo ihm die Hülfe eines gewandten Dieners leistete.

Sie waren kaum damit fertig, als Rebecca, die Tochter Rahels, erschien, und die Mahlzeit auftrug. Sie bestand in einem Stück Schöpsenfleisch, in Brodt, Käse und Früchten.

„Seyd willkommene Gäste in unsrem Hause," sprach die Jüdin, indem sie die Speisen auf den Tisch setzte; „möge Euch das Mahl wohl behagen und bekommen."

„Das hat nicht Noth, Frau Rebecca," sprach Giacomo, indem er auf den Wink des Obristen sich zu diesem setzte; „wir haben lange Zeit nichts genossen, und allerlei Geschäfte abgethan, die die Eßlust reizen." — „Aber sagt mir doch," fuhr er nach einer kurzen Unterbrechung fort, „wovon sprachet Ihr eigentlich mit Eurem Manne, als wir Beide ankamen? Ihr gebehrdetet Euch wahrlich, als stehe Euer Haus in Flammen. Was gab's denn für eine Unglücks-Nachricht?"

„Stellt Euch doch, als ob Ihr's nicht wüßtet," erwiederte Rebecca. „Solltet Ihr denn nicht gehört haben, daß die Mannschaft im Kaiserschloß nicht länger fechten will, sondern abzuziehen droht? Und geräth das in die Gewalt der Franken, so rücken sie am andren Tage hier ein, das sollt Ihr sehn. Uns allen ist himmelangst dabei, denn sie sollen Alles mit Feuer und Schwerdt vertilgen wollen, wie man erzählt."

„Danach Ihr's anfangt," antwortete Giacomo, während der Obrist aufmerksam auf die Nachrichten hörte; „wird einem der Gefangenen ein Haar gekrümmt, so wird's die Stadt entgelten müssen. Ihr und Euer Alter habt aber eine Glücksnummer gezogen, denn wenn Ihr Euch gut gegen uns betragt, so kann ich Euch dafür stehn, daß Euch nichts Leides widerfahren soll."

„Der Gott unsrer Väter möge es Euch vergelten! — Aber was können wir dafür, wenn die Türken die gefangenen Christen niedermetzeln? Wir Juden, das wißt Ihr ja wohl, müssen schon froh seyn, wenn sie uns nur in Ruhe lassen."

„Ja, im Kriege geht's nicht anders, da muß Einer mit dem Andren büßen," sprach Giacomo, sich

mit der Aengſtlichkeit der Jüdin einen Scherz machend, und dabei tapfer fort ſchmauſend.

„Seyd nicht allzu beſorgt," nahm der Obriſt das Wort, „die Franzoſen werden die Stimme der Menſchlichkeit mitten im Gewühl der Schlacht hören, und man wird dem Unſchuldigen nichts zu Leide thun. Tragt indeſſen Sorge, ſo viel an Euch iſt, daß es den gefangenen Franken wohl gehe."

„Ach! Ihr gnädigſter Herr," erwiederte die Jüdin zutraulich gemacht, „uns geht es gewiß traurig, es komme, wie es wolle. Andre ſprechen wieder, der Dey wolle die Stadt an allen Ecken in Brand ſtecken, ehe er es zugebe, daß ſie den Chriſten in die Hände falle. Er will alle Feſtungswerke, die Caſſauba, das Bagno, Alles in die Luft ſprengen laſſen!"

„Er wird Vernunft annehmen, und ſich nicht ſelbſt zu Grunde richten!"

Das Geſpräch wurde noch eine Zeit lang fortgeführt, bis die Mahlzeit geendet war, und Rebecca ſich mit dem Tiſchgeräth entfernt hatte.

Bis jetzt hatten die Bewohner der Zimmer noch keinen Blick ins Freie gethan, auch noch die Nebengemächer nicht betrachtet. Plötzlich aber vernahmen ſie

einen Kanonenſchuß, der in nicht gar großer Ferne gethan ſeyn mußte.

Wie ein Funke in das Pulver fällt, daß es ſich plötzlich aufflammend entzündet, ſo traf der feierliche Klang des Schuſſes das Herz des Obriſten. Seine ganze kriegeriſche Seele glühte mit einem mal in helle Flammen auf; eine edle Röthe überflog ſein Angeſicht, ſein Auge blitzte, er blickte wie ein Feldherr, der im Lager unvermuthet den Donner des feindlichen Geſchützes ganz nahe vernimmt, muthig, raſch und ſcharf umher. Die Richtung, aus der der Schall kam, war die der Verlängerung der Zimmerreihe; haſtig ſchritt er daher durch das anſtoßende Gemach in ein drittes, deſſen Fenſter nach der Seite hinaus gingen, woher der Schuß gehört worden war. Schnell zog er den dunkelgrünen Vorhang zurück, — — da lag das blaue Meer im reinen, weiten Spiegel vor ihm, er erblickte die Segel und Maſten der franzöſiſchen Flotte, erkannte die Flagge ſeines Volkes! Wie geblendet trat er einen Schritt zurück, erhob Blick und Hände gen Himmel, und ſank dann, von Freude und heiliger Rührung überwältigt, aufs Knie nieder. „Dank Dir, allmächtiger, allgütiger Gott, für dieſen Augenblick. Das iſt mein Volk! das ſind ſeine Wimpel, ſeine ſtol-

zen Segel! Das war der freudige Siegesdonner, vor dem das bewaffnete Europa gebebt hat!“ Die hellſte Sonne warf ihre glänzenden Strahlen auf das erhabene Gemälde. Nur ein leichter Hauch des Windes hob das Meer in langen, breiten, langſam ſteigenden und fallenden Wellen, und trieb den Rauch des eben gefallenen Schuſſes in einer lichten Wolke über die blaue Fluth dahin.

Giacomo, der ſeinem Gebieter gefolgt war, ſtand ebenfalls voller Freude vor dem offenen Fenſter, und rief: „Ja, das iſt unſre Flotte! Das iſt der Scipio! Das der Breslau! Dort kreuzt die Stadt Marſeille! Und hier ganz vorn liegt das Admiralſchiff, die Provence!“

Er zog den Obriſten mit emſigem Eifer zu ſich herauf, und nannte ihm die Namen aller Schiffe. Dieſer ließ den Blick über das weite Weltmeer, auf deſſen Rücken die majeſtätiſche Flotte ruhte, dahin ſchweifen, und in ſeinen Augen ſtanden große, heilige Thränen.

Giacomo war auf ſeine Weiſe gleichfalls in eine Art von Aufruhr der Freude gerathen.

„Was das für ſchöne Schiffe ſind! Seht nur, mein Obriſt, wie gewandt ſich dort die Fregatte Aſtro-

labe unter den Wind ſchmiegt! Das iſt ein Schiffchen! Wie ein Schwan ſo ſtolz und doch ſo gelenkig theilt es die Wellen. Wenn ich dort guten Wind habe und Segel aufſetze, ſo ſoll mich die Möwe vom Lande her nicht einholen, wenn der Steuermann gut iſt, verſteht ſich. Ein prächtig Wetter! Wir haben Weſt-Süd-Weſt! Wie luſtig der Wind mit den Wimpeln ſpielt. Es iſt eine Freude, ſolche Schiffe zu ſehn, nicht wahr, Herr?"

Der Obriſt lächelte und nickte, ohne zu ſprechen. Bald darauf fragte er: „Wer führt die Flotte?"

„Vice-Admiral Duperré, mein Obriſt!"

„Duperré? O Gott! Iſt's möglich! Alſo doch noch ehrenvolle Männer an der Spitze eines franzöſiſchen Heeres! Duperré, mein Freund! O, nun iſt mir wieder wohl, nun ſchlägt mein Herz wieder ganz froh und freudig!"

Giacomo wollte ſo eben antworten, als ſich plötzlich die Nacht eines breiten ſchwarzen Schattens mitten durch die heitre Luft und über die Fluth hinſtreckte. Es ſchien, als ſey die Sonne in einem Augenblick völlig erloſchen, während doch der äußerſte Rand des Meeres und die entfernteren Schiffe im hellſten Lichte blieben.

„Was iſt das?“ fragte der Obriſt und blickte Giacomo erſtaunt an, der eben ſo betroffen ausſah. Aber noch ehe einer von Beiden eine Vermuthung äußern konnte, wurde ihnen das Räthſel gelöſt. Denn urplötzlich hallte ein furchtbares Krachen durch die Lüfte, als wenn tauſend Kanonen zugleich ihren donnernden Schlund geöffnet hätten. Das Haus bebte in ſeinen Grundfeſten, die Thüren ſprangen auf, alle Geräthe zitterten, die Luft drückte plötzlich heiß und ſchwer, und düſter und düſtrer zog die Wolke des Schattens durch den Aether.

„Es muß eine ungeheure Mine geſprengt worden ſeyn!“ rief der Obriſt aus. Und mit ſeinem Ruf zugleich ertönte das Angſt- und Klagegeſchrei der Männer und Weiber von der Gaſſe und vom Hofe herauf; man hörte das Praſſeln niederſtürzender Werkſtücke und Balken, und eine dichte, ſchwarze, mit gelben Streifen gemiſchte Rauchwolke wälzte ſich durch das Blau des Himmels dahin.

Der Obriſt eilte in das erſte Zimmer zurück, deſſen Fenſter nach einer andern Seite hinaus lagen. Kaum hatte er die Jalouſieen geöffnet, als er auch ſchon den ganzen Himmel in Rauch und Qualm gehüllt erblickte, ſo daß es ſchien, als wolle es mitten

am Tage Nacht werden. Noch ſtärker erſcholl hier der Angſtruf, der durch die Gaſſen von Algier ertönte.

Mitten in das Gefühl eines, wenn auch nur in der Seele Andrer empfundenen Schreckens, das jeden bei dieſem furchtbaren Ereigniß ergreifen mußte, drängte ſich in das Herz des Obriſten die muthige Freude über einen entſcheidenden Schritt zum Siege, den das belagernde Heer gethan haben mußte. Seine Vermuthung ward ſchnell zur Gewißheit, denn mit fliegenden Haaren und gerungenen Händen ſtürzte Rebecca ins Gemach und rief: „Herr! Wir ſind Alle verloren! Das Kaiſerſchloß iſt in die Luft geſprengt! Halb Algier liegt in Schutt und Trümmern! Gütiger Gott Jehova, errette Dein Volk!“ Mit dieſen Worten ſtürzte ſie beäubt auf den Boden nieder.

Zwölftes Kapitel.

Die Männer sprangen der armen Alten zu Hülfe; Giacomo sprengte ihr Wasser ins Gesicht, und rüttelte sie ziemlich unsanft. Sie kam wieder zu sich, eben als auch Baruch voller Angst, keuchend, weil er die Treppe mit einer für sein Alter zu großen Schnelle heraufgestürzt war, die Thür aufriß und mit den verzerrtesten Geberden rief: „Gott Jehovah, rette Dein Volk! Helft uns, Ihr Franken! Verderbt nicht die duldenden Söhne Israels! Seid großmüthig.“ Er schrie so heftig und athemlos hinter einander fort, daß er die tröstenden Worte des Obristen gar nicht vernahm.

Endlich brachte ihn der Anblick seines todesmatten Weibes auf eine andere Bahn seiner Gedanken. „Rebecca! Frau! Hat Dich das Verderben schon ge-

troffen! Unheil iſt über unſer Haus kommen! Die Rache Gottes trifft unſre Häupter! Dich hat der Zorn des Herrn geſchlagen! Rebecca, Tochter Rahels, flehe um Hülfe bei dieſen Chriſten!“

„Hölle, Tod und Teufel!“ fuhr endlich Giacomo auf und ſtampfte mit dem Fuß, indem er den im Zimmer hin und her laufenden und die Hände ringenden Juden bei den Schultern packte und mit nervigen Armen feſthielt. „Baruch! Seyd Ihr denn vom Satan beſeſſen? Ihr kreiſcht ja wie eine Schiffstrompete! Fühlt Euch doch an den Kopf, damit Ihr endlich merkt, daß er noch auf Euren Schultern ſitzt. Glaubt Ihr denn, daß die Welt untergehn wird, weil man eine lumpige Schanze in die Luft geſprengt hat? Wenn Euch bis jetzt noch kein Balken oder Eckſtein auf den alten kahlen Schädel gefallen iſt, ſo ſeyd Ihr für diesmal durch, denn eine Viertelſtunde werden die Trümmer nicht in der Luft herumfliegen.“

Dieſe kräftige Rede brachte den vor Schreck halb wahnſinnigen Baruch ein wenig wieder zur Beſinnung.

„Meint Ihr, daß die Gefahr vorüber iſt?“ fragte er kleinlaut.

„So gut wie beim Blitz, wenn Ihr erſt den Donner hört,“ entgegnete der ungeſtüme Troſtredner.

„Nehmt Euch also zusammen, geht auf die Gasse hinaus, horcht rechts und links, was es Neues giebt, und bringt uns davon Nachricht.“

Baruch nahm die ermattete Rebecca an den Arm, und verließ mit ihr das Zimmer.

Der Obrist war indessen mit großen Schritten auf und nieder gegangen. Das wichtige Ereigniß, die nahe Eroberung Algiers durch die Franzosen, hatte ihn zu heftig bewegt, als daß er auf die kleinen Vorfälle um ihn her sonderlich hätte achten sollen.

Große Gedanken, mächtige Gefühle kämpften in seiner Seele. „Ist es denn wahr? Wäre der Augenblick wirklich nahe, wo ich wieder ein Vaterland haben, einem Volke angehören soll? Werde ich die Meinen widersehn, den theuren Boden meiner Heimath noch einmal betreten? — Aber weh' mir, ist es mir nicht versagt? Bin ich nicht ein Geächteter? Frankreich, Frankreich! Wie tief bist Du von Deiner stolzen Größe gefallen! Liegst Du wieder in den alten Ketten? Schmiegen sich Deine Söhne sklavisch und verächtlich, kriechend und heuchelnd unter das Joch, oder knirschen sie in ihre Bande, und toben sie dagegen wie gefesselte Löwen? — Sey es wie es sey! Ich will den Boden meiner Heimath betreten. Was kümmert es

mich, ob ein Richtſchwerdt über meinem Haupt ſchwebt? Ich trotze dem Schickſal und ſeiner feindſeligen Macht. Erzwingen will ich mir noch einige ſelige Augenblicke! Noch einmal will ich die verlaſſene Gattin, will ich Sohn und Tochter wiederſehn. Und dann mag mein Blut die heimathliche Erde tränken, und mich dieſelbe Hülle decken, unter der Frankreichs Helden ſchlummern! — Aber ſind denn die alten Flammen des Muthes ganz erloſchen? Birgt ſich unter der Aſche nicht ein einziger Funke mehr, den der Athem des Sturms anfachen könnte zur auflodernden Gluth? Hat Frankreich alle ſeine tapfren Söhne begraben, die ſonſt in drängenden Schaaren herbeiſtrömten, wenn ein Held das Banner des Ruhms und der Freiheit aufpflanzte? — O mein Vaterland! Daß ich dich ſo ſchwer anklagen muß! Aber freilich — er iſt ja dahin, deſſen Blick ein Schwerdt, deſſen Wort ein Blitz war! Er ſetzte den Fuß an Frankreichs Ufer und der Boden des ganzen Reichs erbebte, daß der glänzende Thron ſeiner Feinde in Paris zuſammenſtürzte. Ein Wink ſeines Auges, und ein Heer ſtand gewaffnet auf! Er erhob die Hand und Frankreich gehorchte ihm. — Aber er iſt dahin! Das eiſerne Rad des Geſchicks hat auch dieſen Giganten zermalmt! Das Weltmeer rauſcht um ſein Felſengrab

und die Wogen zittern scheu zurück, wenn sie es bespülen!"

Während sich der Obrist diesen Gedanken überließ, war Giacomo in das Zimmer gegangen, dessen Fenster nach dem Hafen hinaus lagen, um sich wiederum an dem ihm so lieben, seine ganze Matrosenseele fesselnden Anblick der Flotte zu erfreuen. Es dauerte nicht lange, so stürzte er mit einem vor Begeisterung glühenden Angesicht wieder herein, und rief: „Mein Obrist, wenn mich nicht Alles täuscht, wenn ich noch zwei gesunde Matrosen-Augen im Kopfe habe, die da wissen, was ein Schiffsmanoeuvre heißen will, so stehe ich Euch dafür, es wird keine Viertelstunde dauern, so liegt die ganze Flotte in Front vor dem Hafen, und das Feuern beginnt. Und darauf will ich schwören, daß sie dann nicht mit Zuckererbsen schießen werden!"

Die Nachricht war dem Obristen allerdings von großem Interesse, er folgte daher eilig der Aufforderung Giacomo's, und fand dessen Vermuthung bestätigt. — Der Umstand, daß Beide, um nicht von den am Hafen hin und her streifenden Truppen gesehn und erkannt zu werden, sich ein wenig hinter das Fenster zurückziehn und mehr aus dem mittleren Raum

des Zimmers herausblicken mußten, raubte ihnen einen großen Theil der freien Uebersicht. Giacomo, der auf's Aeußerste begierig war, die Seeschlacht mit anzusehn, wußte ein Mittel vorzuschlagen, welches ihnen diesen Zwang abnahm. „Wer kennt uns?" rief er aus. „Nur unsre Tracht verräth uns. Baruch muß Rath schaffen!" In drei Sprüngen war er die Stiege hinunter, und suchte den Hauswirth auf, der so eben, dem erhaltenen Auftrage zufolge, ausgehn wollte, um Neuigkeiten zu erspähen. „Laß das jetzt gut seyn!" rief Giacomo, „wir bringen Dir die wichtigste Nachricht selbst. Die Flotte des Königs von Frankreich kommt in Schlachtordnung heran, und bald wird sie ihre Schlachtmusik hören lassen. Wir müssen das Gefecht aber durchaus von der Terrasse Deines Hauses mit ansehn, denn die Fenster lassen uns nicht weit genug über die See blicken. Damit uns nun Niemand erkenne, gieb uns rasch ein paar maurische Obergewänder, und einen Turban. Dann fällt es keiner Seele in Algier auf, wenn wir auf dem Dach Deines Hauses umherspazieren!"

„Gottes Barmherzigkeit! Thörichter Frank! Willst Du Dein und mein Leben auf's Spiel setzen, aus müßiger Neugier? Wie kann ich Euch maurische

Kleider geben? Wie kämen die in das Haus des Juden?"

„Alter, wenn Dir Dein Glück lieb iſt, ſo thue, was ich Dir ſage. Wir haben uns gerade deshalb Dein Haus erwählt, um von dem Gipfel ſeiner hohen Terraſſe die Flotte unſres Heeres beobachten zu können. Müßige Neugier! Seht doch! Was verſtehſt Du davon! Sogleich ſchaff' die Kleider herbei!"

Mit Seufzen und Widerſtreben holte Baruch aus ſeinem Vorrath zwei Kaftans und Turbans hervor, die Giacomo ſogleich hinauf zum Obriſten trug. Augenblicklich wurden ſie übergeworfen, man ſetzte die Kopfbedeckung auf, und ſtieg nun zu der Terraſſe des Hauſes hinauf. Dieſe war ſo hoch gelegen, daß man über die flachen Nachbardächer weit hinweg ſah. Nach der algieriſchen Sitte war ſie mit Blumen, beſonders mit hohen Orangenbäumen beſetzt, die gegen die brennende Mittagsſonne einigen Schutz gewährten, und zugleich die lieblichſten Düfte aushauchten. Der Blick über die Stadt hin, auf deren faſt überall mit Blumen geſchmückten Dächern ſich allmählig eine große Zahl von Menſchen zu verſammeln begann, hatte etwas ungemein Reizendes. Die blendend weißen Häuſer ſtiegen an den grünen Anhöhen hinauf, bis

zum Schloſſe der Caſſauba. Das Auge ſchweifte weit über die Feſtungsmauern hinaus; man erkannte die aufgeworfenen Batterieen der Franzoſen, überſah die Richtung der Laufgräben, und auch einen Theil des Lagers ganz deutlich. Südlich erblickte man die Trümmer des ſo eben geſprengten Kaiſerſchloſſes, deſſen Mannſchaft ſich zuvor nach Algier zurückgezogen hatte, und nördlich konnte man das an der Küſte gelegene ſogenannte engliſche Fort vollſtändig überſehn. Von dort an bis an den Hafendamm und auf der andren Seite deſſelben bis an das Fort Babazoune überſah man jede kleine Krümmung des Ufers, konnte die Geſchütze in jeder Batterie zählen. Gerade vor dem Hauſe faſt unter der Terraſſe lief der Hafendamm nach der befeſtigten Halbinſel, dem Molo, welcher die Bucht des Hafens bildet, hinüber. In den furchtbaren Batterieen deſſelben, die ſich an beiden Seiten des ſogenannten runden Schloſſes befanden, konnten der Obriſt und Giacomo, da ſie ſich im Rücken derſelben befanden, jede Bewegung, die bei der Bedienung der Geſchütze geſchah, verfolgen. Der raſche Blick des geübten Soldaten zählte in dem Fort zur Rechten über hundert Feuerſchlünde, in dem zur Linken über dreißig, alle von ſchwerem Kaliber. Der ganze an der linken

Seite des Hafendammes gelegene Küſtenſtrich bis zum engliſchen Fort war dicht mit Batterieen beſetzt, die zuſammen wohl gegen hundert und funfzig Geſchütze enthielten. Minder ſtark, aber doch ebenfalls furchtbar genug, war der Küſtenſtrich auf der andren Seite bis zum Fort Babazoune befeſtigt.

Wenige Augenblicke reichten für den Obriſten hin, die ganze Lage der algieriſchen Vertheidigungsmittel, und die Stärke derſelben zu beurtheilen. „In der That, furchtbare Kräfte ſind hier zu beſiegen!“ rief er aus. „Wenn ich Befehlshaber von Algier wäre, und Munition genug hätte, ſo würde mir bang um die Flotte Karls des Zehnten ſeyn!“

Indeſſen bewegte dieſe ſich im langſamen Zuge der einzelnen Schiffe an der Front der Batterieen links vom Hafendamm und denen des Molo ſelbſt entlang. Der Wind hatte ſich jetzt gelegt, daher ließ das Admiralſchiff ſich von einem Dampfboot ins Schlepptau nehmen, um die Richtung genau anzugeben, und den Punkt, wo es ſich mit dem Feinde in ein Gefecht einlaſſen wollte, ſichrer und ſchneller zu erreichen.

„Das iſt die Sphinx,“ rief Giacomo, „welche das Admiralſchiff heranbugſirt! Ein gutes Dampfboot.

Seht nur, mein Obriſt, wie kräftig es die Schaufeln regt.“

Etwa in ſtarker Kanonenſchußweite vom Ufer bewegte ſich die „Provence“ majeſtätiſch durch die blauen Wogen dahin. Die übrigen Schiffe mußten auf das künſtlichſte Wind zu gewinnen ſuchen, um ihr zu folgen.

„Thörichte Teufel!“ rief der Obriſt, und deutete auf die türkiſchen Artilleriſten, „ſie verſäumen die beſte Gelegenheit. Mit ihrem Kaliber müßten die Strandbatterieen ſchon längſt ihr Feuer eröffnet haben.“

„Ich dächte auch,“ erwiederte Giacomo, „ſie ſchenkten uns genug. Der große Brummer hier gerade vor uns in der Batterie auf dem Molo, könnte der Provence ſchon ein paarmal ſechs und dreißig Pfund Ballaſt ins Unterſutter geſchoben haben. Wenn ich in der Batterie wäre, die Lunte müßte mir auf's Zündloch, ſo wahr ich Giacomo heiße!“

„Biſt Du ſo begierig, Deinen Admiral anzugreifen?“ fragte der Obriſt lächelnd.

„Nein, wahrhaftig nicht, bei meinem Schutzpatron! Aber, Krieg iſt Krieg, und Dummheit iſt Dummheit! Ich kann's nicht laſſen, ich muß mich darüber ärgern, daß der lange türkiſche Kanonier mit ſeinem rothen Kaftan dort unten ein ſolcher Tölpel

iſt, der die Pflaumen nicht ſchüttelt, wenn ſie reif ſind. Wahrhaftig, der Flotte bringt's ja auch keine Ehre, mit ſolchen Tröpfen zu fechten, und jetzt giebt die Provence ihre volle Breite preis! O der türkiſche Holzblock! Feuer, Kanonier! Ich ſage Dir, die Kugel ſitzt in den Planken, oder reißt ein zwanzig Ellen Tau und Segel herunter! O über den Schöps! Nichts für ungut, mein Obriſt. Da haben wir's, jetzt dreht ſich die Provence, und hält ihm das Bogſpriet unter die Naſe. Nun iſt der Schuß nicht halb mehr ſo ſicher!" —

„Es kann nicht mehr lange dauern, ſo muß die ganze Linie feuern. Siehſt Du, die übrigen Schiffe machen das Manoeuvre der Provence nach. Sie werden alle zugleich näher an die Küſte rücken!"

„Ja wohl, mein Obriſt; ich wittre auch ſchon einen kleinen Luftſtoß, der ihnen helfen wird. — — — Das Wetter iſt zum Manoeuvre zwar ſchlecht, aber deſto beſſer zum Feuern. Der Wind iſt verdammt müßig, die Segel laſſen die Flügel hängen; liegen die Badewannen aber erſt einmal, wo ſie ſollen, ſo ſtehe ich dafür, daß keine Viertelelle Leinwand unangeſchnürt bleibt, denn man kann ja ſo ruhig liegen, als hätte man drei Anker ausgeworfen. — Sie rücken näher und

näher! — Daß dich die Peſt über die Eſel in der Batterie! Ich glaube, ſie haben kein Pulver.“ —

Die Flotte kam jetzt in geordneter Schlachtreihe eben ſo gerade mit vorwärts gerichteten Bogſpriets auf die Küſte zu, als ſie vorher, das Profil darbietend, dieſelbe entlang geſegelt war.

Plötzlich warfen ſich alle Schiffe zugleich ſeitwärts herum, und boten der Küſte die mit zahlloſen Geſchützen bewehrten Seitenwände dar.

„Halloh!“ rief Giacomo, als er das Manoeuvre ſah, „jetzt wird aufgeſpielt werden!“

Und kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als zuerſt aus den ehernen Mündungen des Admiralſchiffs eine helle Blitzreihe rings umher züngelte, der ſogleich eine weiße Dampfwolke folgte, die das Schiff rings verhüllte. Als wäre der Erdball geborſten, krachte jetzt die Küſte von dem ſechszigfachen Donner der Geſchütze aus dieſer einen Lage der Provence. Und ſchon blitzte es auf dem zweiten Schiff, auf dem dritten, vierten, auf allen folgenden; weißer Rauch wälzte ſich um die Flotte her; nur die Spitzen der Maſten, und die höchſten Segel und Wimpel ragten noch über dem Dampf heraus. Schlag auf Schlag krachten die Lüfte von jeder aufeinander folgenden

Lage, und zerſchmetternd ſchlugen die Kugeln und Granaten in die Ufer-Batterieen ein, daß der Staub der Erdwälle ſchwarz aufwirbelte. Jetzt erſt begannen die türkiſchen Artilleriſten ſich aus ihrer thörichten Trägheit zu reißen. Sie hoben eiligſt die Blendungen von den Schießſcharten weg, und feuerten nun auch ihrer Seits. Die Stücke von ungeheurem Kaliber, meiſt Achtundvierzigpfünder, wenigſtens aber Vierundzwanzigpfünder, erregten ein furchtbares Getöſe. Der Boden dröhnte und ſchwankte, die Kugeln ſauſten durch die Lüfte, zerſchmettertes Holzwerk, oder einſtürzendes Gemäuer krachte und praſſelte, Schlachtruf, Geheul der Verwundeten, Angſtgeſchrei der Bewohner in der Stadt, Alles tönte gräßlich durcheinander, und betäubte das Ohr. Faſt eben ſo gewaltig wurde die Seele durch den Sinn des Auges erſchüttert. Die donnernden Lagen aus der Flotte folgten ſich eine dicht auf die andre; der Rauch war nunmehr ganz dicht und ſchwarz geworden, und lag wie ein wolkiges Gebirge über den Schiffen. Nur ſelten ragte hier oder dort ein flatterndes Segel oder Wimpel daraus hervor, denn die Maſſen des Dampfes wälzten ſich hoch über die Spitzen der Maſten hinweg. Rothe Blitze zuckten durch die ſchwarzen Wirbel, die bei jeder

neuen Lage durch die Erschütterung der Luft sich breit auseinander rissen, dann aber wieder ineinander quollen und wirbelten. Aehnlich war die Küste in schwarzen Rauch gehüllt, der sich düster über den Batterieen zusammenzog, und schwer wie ein drohendes Gewitter darüber stehn blieb. Zwischen diesen beiden Gebirgsmauern von wolkigem Dampf lag ein Streifen der blauen, lächelnden See im hellsten Sonnenlicht, und bildete einen wunderbaren Gegensatz zu dem schauerlichen Anblick der schwarzen, von rothen Blitzen durchzuckten Massen.

So dauerte die Schlacht eine Zeitlang fort, ohne daß die Zuschauer über die Wirkung des Kanonendonners mehr als dunkle Muthmaßungen fassen konnten.

Der Obrist begleitete jede Bewegung der Flotte mit größester Aufmerksamkeit; sein feuriges Auge rollte wie das des Adlers über den Raum der Schlacht. „Thut denn das Landheer gar nichts?" rief er mit einer Art von Unwillen aus. „Will man die Stadt nur durch die Flotte erobern?"

Mehrmals schon hatte er sich voll Unmuth umgesehn. Da endlich brachen, was er längst gehofft und vermuthet hatte, aus den Bergschluchten des Ufers,

französische Tirailleurs hervor, und suchten unter dem Schutz des sehr durchschnittenen Terrains sich den ungedeckten Batterieen zu nähern. Allein auch die Türken sandten jetzt eine Anzahl ihrer Scharfschützen mit langen Gewehren diesen neuen Feinden entgegen, und es entspann sich nun in dem von Schluchten, Erdrissen, Hecken, Wäldchen, Gärten, Mauern und Gräben durchschnittenen Terrain ein eigner kleiner Krieg, der blutiger zu werden drohte, als der Kampf im Hafen, da bei dem steten Schwanken der Schiffe das Feuer der Flotte natürlich sehr unsicher war, und andrer Seits die Uferbatterieen nichts vor sich sahen, als ein Gebirge von Rauchwolken, in welches sie, ohne zielen zu können, ihre Schüsse hineinrichteten. Wäre der Wind etwas stürmischer gewesen, so hätte er den Rauch verjagen, oder wenigstens dann und wann Lücken hineinreißen müssen, so aber stand er unbeweglich über den Feuernden. Auf dem Lande dagegen, wo fast Mann gegen Mann focht, nahm jeder Schütz sein Ziel sicher auf's Korn, und bei der Uebung, die sowohl die französischen, als die türkischen Tirailleurs hatten, ging fast kein Schuß verloren. Indessen fochten die Franzosen mit lebhafter Begeisterung, und immer neu entwickelten sich ihre

Colonnen aus den Bergſchluchten, und drangen aus den Gebüſchen hervor.

Da ſah der Obriſt einen Offizier mit etwa funfzig Mann eine Schlucht hinaufklettern, und die Mauer eines Gartens umgehn, in welchem ſich viele türkiſche Schützen befanden. Sogleich machte er Giacomo aufmerkſam darauf, und ſprach: „Wenn jenem geſchickten und ſorgſamen Offizier der gewagte Streich glückt, ſo muß dort unten die Batterie verloren gehn. Mir däucht, er kann ihr in dem Erdriß, den die Gebüſche dort bezeichnen, bis auf zweihundert Schritt nahe kommen. Freilich aber, entdecken ihn die Algierer, ſo iſt's ein Leichtes, ihn abzuſchneiden.

Mit einer heftigen Spannung, ja faſt mit Aengſtlichkeit verfolgte der erfahrne Krieger die Unternehmung des, ſo ſchien es, jungen Offiziers, der mit großer Gewandtheit, immer ſeinen Leuten voran, ſich Bahn auf einem höchſt ſchwierigen Wege brach. „Ein tapfrer Sohn Frankreichs!“ ſprach der Obriſt gerührt; „möge der Himmel ſein kühnes Unternehmen begünſtigen.“ Es regte ſich eine Theilnahme für den jungen Mann in der Bruſt des alten Kriegers, die ihn ſelbſt befremdete. Sah er doch ſo viele auf dem weiten Gefilde der Gefahr, die ihm alle als Landsleute gleich

nahe ſtanden, und dennoch hatte er, ſo mancher auch gefallen war, noch für keinen ein ſo beſonderes Gefühl der faſt zärtlichen Beſorgniß gehabt. War es das vereinzelte Unternehmen, wodurch die Aufmerkſamkeit mehr auf den Einen geleitet wurde, oder ein zufälliges Gefühl, oder eine jener abſichtsloſen Wahlen des Herzens, die ſo oft dieſem oder jenem Neigung zuwirft, ohne ſich Rechenſchaft zu geben, oder mochte es endlich eine jener geheimnißvollen, unerklärlichen Empfindungen ſeyn, mit welcher eine dunkle Gewalt der Natur ſo oft unſre Bruſt ahnungsvoll erfüllt und uns zu Fremden hinüberzieht, die ſpäter bedeutſam mit unſrem Geſchick verknüpft werden: genug, das Herz des alten Kriegers ſchlug beſorgt für den jüngern, und begleitete ſeinen gefahrvollen Weg mit lautem Pochem. Sogar Giacomo bemerkte, daß der Obriſt unruhig wurde, und nahm aus natürlichem Mitgefühl jetzt ebenfalls wärmeren Antheil an dem Schickſal des jungen Offiziers, und an dem Gelingen ſeiner Unternehmung. Wohl zehn Minuten mochte es dauern, ehe dieſelbe entſchieden werden konnte; bei jeder gefährlichen Stelle ſchlug den beiden Zuſchauern das Herz mächtig. Sie vergaßen faſt, daß

die Schlacht im Großen auf der andren Seite tobe, und überhörten ihren furchtbaren Donner.

„Es glückt! es glückt!“ rief Giacomo; „wenn er jenen Busch noch erreicht, ohne entdeckt zu werden, so hat er gewonnen Spiel. Nur noch hundert Schritte der Gefahr! — — Er hat's erreicht! Jetzt muß er gleich unten aus der Schlucht herauskommen!“

Der Obriſt war den Bewegungen des kleinen Trupps mit unverwandtem Auge gefolgt. Er athmete leicht auf, als er ſah, daß die Hauptgefahr vorüber war. „Wer,“ ſprach er, „in dem ganzen Land- und See-Heer weiß jetzt ſo genau als wir, wo der Wendepunkt der Schlacht ſich anknüpft? Selbſt der junge Held konnte von dort aus unmöglich ſo gut beurtheilen, als wir von hier oben, daß er gerade die gefährlichſte Batterie nimmt. Er hält es für einen einzelnen glücklichen Streich; allein gelingt er, ſo mag Graf Bourmont ſich bei ihm für die gewonnene Schlacht bedanken. Denn dort wird der Grundſtein des Gebäudes erſchüttert.“

„Sie brechen aus! Seht Ihr? ſie feuern!“ rief Giacomo lebhaft.

In der That war der junge Held ſo eben mit ſeinen Leuten aus der verwachſenen Schlucht hervor-

gebrochen, und hatte auf die Mannschaft in der zunächst gelegenen Küsten-Batterie von etwa zehn Geschützen feuern lassen. Kaum sahen sich die Türken im Rücken angegriffen, als sie, wie betäubt von Angst und Schrecken, die Geschütze im Stich ließen, und entflohen. Als die Mannschaft der nächsten, kaum zwei hundert Schritte entfernten Batterie dies sah, folgte sie dem gefährlichen Beispiele, und stürzte, als wäre sie schon abgeschnitten, nach dem Thore von Algier zu. —

Die französischen Tirailleurs nahmen im vollen Lauf die erste verlassene Batterie weg, und einige Leute pflanzten sogleich die weiße Fahne daselbst auf, während die andren nach der benachbarten Batterie eilten, und auch diese in Besitz nahmen. Jetzt wurde die Flucht der Türken allgemein; die Tirailleurs verließen ihre festen, guten Stellungen, die Artilleristen der übrigen Batterieen retteten sich ebenfalls durch eilige Flucht, und in weniger als zehn Minuten war das Gefecht auf diesem Punkte entschieden.

Die Flotte stellte sogleich ihr Feuer gegen die gewonnenen Batterieen ein, als die weißen Fahnen auf denselben wehten, und richtete es dagegen mit verdoppelter Kraft auf die der Stadt und des Mole.

Auch hier bemächtigte sich bald eine allgemeine Muthlosigkeit der Soldaten, und mit Geheul und Geschrei stürzten sie auf die Stadt zu, und mischten sich dort mit dem tobenden Pöbel. Da wurde auf der Cassauba eine Fahne, als Zeichen, daß man die Feindseligkeiten einstellen wolle, aufgesteckt, und bald darauf sah man ein Boot, das ebenfalls das Zeichen des Friedens wehen ließ, vom Lande stoßen, um mit der Flotte zu unterhandeln, die, da ihre Schüsse nicht mehr erwiedert wurden, das Feuer für den Augenblick eingestellt hatte. Dies Alles war das Werk einer halben Stunde gewesen.

Indessen waren die französischen Tirailleurs immer dem Ufer gefolgt, und hatten den flüchtigen Feind in kleinen Gefechten bis an das Thor von Algier gedrängt. Der junge Offizier, welcher die erste Batterie genommen hatte, war fortwährend unter den Vordersten. Der Obrist verlor ihn nicht aus dem Auge, und begleitete ihn noch immer mit einem Gefühl ahnender Sorge. Schon schwieg der Donner des Geschützes, schon wehten die Zeichen des Friedens; nur in jenen kleinen Kämpfen, die fast zu persönlichen geworden waren, sah man noch die letzten Bewegungen der

Schlacht, die so lange über das ganze Gefilde gewogt hatte. Der Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten schien noch nicht gegeben zu seyn. Arabische Reiter sprengten quer über das Feld, um das Thor von Algier zu gewinnen. Der junge Offizier warf sich ihnen mit seinen Leuten entgegen; die kühnen Araber suchten sich einzeln durchzuschlagen. Man focht Mann gegen Mann. Der Offizier gerieth zwischen zwei Araber; den einen riß er glücklich vom Pferde, der andre führte einen Säbelhieb gegen ihn, und der junge Tapfre stürzte nieder.

„Ahnt' ich's nicht?" rief der Obrist aus. „Mir war gleich von Anfang an zu Muthe, als hefte sich das Verderben an das Haupt des jungen Kriegers. Der tapfre, wackre junge Mann! Aber ich wußte es zuvor! Es giebt ein ahnendes Gefühl, welches sich nur in langer Erfahrung der Schlachten erwirbt, aber selten trügt; dies sagt uns deutlich, wann wir für uns zu fürchten haben, und zeigt uns auch, wo Andre endlich von ihrem Geschick ereilt werden. Er ist vielleicht das letzte Opfer dieses Krieges!"

„Die Leute tragen ihn fort," bemerkte Giacomo, „aber er scheint doch noch am Leben zu seyn."

„Möge Gott seine Tage behüten," sprach der Obrist mit bewegter Stimme, und begleitete den Trupp, der seinen Führer aus dem Kampfe trug, mit unverwandten Blicken.

Bald verstummten auch die letzten Schüsse; Algiers Loos war entschieden.

Dreizehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen schon wußte man, daß der Dey die Stadt übergeben habe. Um Mittag erwartete man das Einrücken der Franzosen. Der alte Baruch war es, welcher diese Nachricht brachte, und sich dabei dem Schutz seiner Gäste dringend empfahl.

„Ihr werdet dessen nicht bedürfen," sprach der Obrist; „die Völker Europa's verfahren mit besiegten Feinden niemals barbarisch. Im Gegentheil Euer Loos wird sich verbessern, denn hier, wo bis jetzt Willkühr und Grausamkeit herrschten, wird von nun an das Gesetz walten, und Gerechtigkeit geübt werden. Geht getrost hinab in Euer Gewölbe. Niemand wird Euch das Eurige rauben. Sollten wir auch nicht mehr in Eurem Hause seyn, wenn die Franken einrücken, so werde ich

doch Euer Wohlwollen gegen uns zu rühmen wiſſen, und Ihr ſollt nicht unbelohnt für Euren Dienſt bleiben.“

Der Jude verbeugte ſich mit unterwürfiger Demuth, und verließ ſeine Gäſte mit zufriedenem Geſicht.

„Wollt Ihr, mein Obriſt,“ fragte Giacomo, „dieſen ſichren Aufenthalt verlaſſen, bevor die franzöſiſchen Truppen eingerückt ſind? Ich glaube zwar, daß die Algierer uns jetzt nichts mehr anhaben werden, da ſie nun gewiß ſo in Furcht ſind, daß ſie allen gefangenen Franken eben ſo viel Ehre erweiſen, als zuvor Schmach; aber dennoch meine ich, es ſey beſſer, wir warten die wenigen Stunden noch ab.“

„Du haſt wohl Recht,“ entgegnete der Obriſt; „aber ich habe dringende Gründe, die Zuſammenkunft mit dem Befehlshaber des Landheeres zu vermeiden, und möchte wohl verſuchen, ob es nicht möglich ſey, auf das Admiralſchiff zu gelangen, um dort den Admiral Duperré zu ſprechen.“

„Ich dächte, das müßte nicht ſo gar ſchwer ſeyn; denn wer ſollte uns hindern, mit einem Nachen hinüber zu fahren. Ich meinestheils halte es für ein Spielwerk, Euch hinüber zu rudern.“

„Du würdeſt mir dadurch den wichtigſten von allen den Freundſchaftsdienſten erweiſen, die ich Dir bisher verdanke.“

„Aber wahrhaftig auch den leichteſten,“ erwiederte Giacomo fröhlich; „denn ich wüßte nicht, was einem Matroſen leichter werden ſollte, als ein paar hundert Ruderſchläge auf glattem Hafenwaſſer. Ihr ſollt ſo raſch wie eine Meerſchwalbe über die Wellen dahinſchießen; denn das kann ich Euch ohne Ruhm verſichern, für meinen Zug beim Rudern war ich bekannt bei der ganzen Mannſchaft der Aventure, und meinen Schlag kannten ſie unter zehn andren heraus, wenn ich Nachts einen Offizier in der Golle an Bord zurückbrachte. Ich freue mich ordentlich darauf!“

Der Obriſt winkte dem geſchwätzigen Freunde wohlwollend zu, und ein heitres Lächeln ſchwebte über ſein ernſtes Angeſicht hin.

Man machte nun Anſtalten zur Abreiſe. Baruch hatte den Auftrag erhalten, ein Felleiſen, und an Wäſche und Kleidungsſtücken noch dasjenige herbeizuſchaffen, was der Obriſt und Giacomo für eine Reiſe nach Frankreich bedurften. Giacomo packte die Sachen ein, man war reiſefertig. Nur das Einrücken der franzöſiſchen Truppen wollte man noch abwarten,

um dann die Fahrt nach dem Admiralschiff zu beginnen.

Der Obrist ging, da alle Vorbereitungen zur Abreise vollendet waren, unruhig auf und nieder; in seiner Seele bewegten sich Hoffnung und Sorge, Freude und tiefer Schmerz in fallenden und steigenden Wogen. Nach funfzehn Jahren unnennbaren Duldens war der Augenblick der Rettung endlich gekommen. — Horch! Welche Töne? Welch feierlich dumpfer Schall? Welch reizende Klänge, die einzelnen Strahlen gleich durch die Stille brechen? Es ist der ferne Laut der Kriegsmusik! Es ist der Schall der Trommeln und Pauken, der liebliche Klang der Flöten und Hörner, unter denen Frankreichs Krieger in die eroberte Raubstätte der Barbaren einziehn. Jetzt dringen die Töne deutlicher in mein Ohr! Es sind die wohlbekannten Weisen vaterländischer Tänze und Lieder, nach denen der rasche Schritt der Krieger sich fortbewegt! O Gott, wie oft drangen sie dem Jüngling, dem Manne muthig ins Herz, wenn ihr freudiger Ruf ihn auf das Feld der Ehre und des Sieges führte! Willkommen, ihr ersten, holden Grüße aus der Heimath! Willkommen!

Der Obrist hemmte seinen raschen Schritt; er drückte die gefaltenen Hände gegen die Brust und sah

aufwärts gen Himmel, mit einem Blick der tiefſten Dankbarkeit. Es war ihm, als ſollte ſein eiſernes Heldenherz unter dieſen feierlich frohen Klängen zerſchmelzen, und ſich auflöſen in weiche Thränen der Rührung.

Plötzlich war es, als ob ein Schleier von den fernher gedämpft klingenden Tönen hinweg genommen würde; mit heller, freudiger Kraft ſchlugen ſie an's Ohr. Der Obriſt eilte an das Fenſter. Eben bog das Regiment aus einer Seitenſtraße herein, und wurde auf dem Quai des Hafens ſichtbar.

Giacomo, der ebenfalls an's Fenſter geſprungen war, rief frohlockend, faſt überlaut: „Juchhe! Das iſt das achte Regiment. Es hat in Toulon geſtanden. Es ſind lauter gute Kameraden! O, nun wird es luſtig hier in Algier! Jetzt könnte mir's ſchon gefallen, hier zu bleiben!“

Das Regiment defilirte faſt unter dem Fenſter vorbei, den Quai entlang, nach der andren Seite der Stadt zu, wo es vorläufig einen Bivouak beziehen ſollte.

Als es vorüber war, ſprach der Obriſt: „Freund! Jetzt wird es Zeit. Ich glaube, der günſtige Augenblick iſt gekommen, wo wir die Stadt verlaſſen müſſen.“

Giacomo warf sogleich den Mantelsack auf die Schulter, und beide gingen hinab. Ehrfurchtsvoll stand Baruch unten an der Thür. Sein Gast hatte ihn für den kurzen Aufenthalt in seinem Hause so reichlich bezahlt, daß er ihn, nach Art dieser alles nach Gold abwägenden Gemüther, jetzt mit solcher Demuth und Verehrung betrachtete wie den Ober-Rabbiner. Er beugte sich bis zur Erde hinab, und wollte den Saum von dem Ueberrock des Obristen küssen, welches dieser nur mit Mühe und Ernst verhindern konnte. Auch Rebecca hatte sich tief verneigt, und sprach Worte der knechtischen Unterwürfigkeit. — „Jehovah soll Euch segnen, großer Herr der Franken!“ rief Baruch mit gen Himmel gehobenen Armen aus. „Er soll Euch und Eure Kinder und Enkel mit seinen Gaben überschütten! Meine Schwelle ist geehrt durch Euren Fuß, mein Haus berühmt durch Euer Verweilen! Kehrt glücklich heim! Wohin Ihr Euren Weg richtet — —“

Seine Worte verhallten, denn schon waren die Abreisenden hinausgeschritten auf die Gasse, und verfolgten eilig ihren Weg nach dem Hafen. Giacomo lachte lustig auf, und sprach: „Gelt, mein Obrist, der Jude würde Euch neun und neunzig mal verfluchen, wenn er wüßte, was er mit Eurem Oberrock für ein

Kleinod aus dem Hause gegeben hat! Nun, der gute Engel sey gelobt, der funfzehn Jahre lang bei Eurem Eigenthum Schildwacht gestanden hat! Aber wahrlich, obgleich der Jude uns nützlich gewesen ist, freilich nicht aus gutem Willen, sondern nur aus Angst und Eigennutz, so möchte ich ihm doch den Aerger gönnen, daß er erführe, was er für einen Handel gemacht hat."

Unter diesen Worten hatten sie schon den nahen Quai erreicht, und der Obrist warf seine Blicke nach einer Barke umher, die ihn nach dem unweit des Molo vor Anker liegenden Admiralschiff hinüberführen könnte. Während er sich umsah, erblickte er von weitem einen Trupp Menschen, der eine Anzahl französischer Soldaten begleitete, die langsam den Quai heraufkamen. Ein dunkles Gefühl, als habe auch er einen nahen Antheil an dem, was die neugierige Menge zu beschäftigen schien, oder vielleicht der Wunsch, die ersten Landsleute wieder in der Nähe zu sehn, bewog den Obristen, das Herankommen des Zuges abzuwarten. Bald gewahrte er, daß die Soldaten etwas trugen; von einem seltsamen Gefühl des lebhaftesten Antheils angezogen, schritt er näher und näher, den Kommenden entgegen. Jetzt erkannte er,

daß es ein Verwundeter war, den man auf einer Bahre langsam herbeitrug. Die Träger setzten dieselbe nieder, um zu wechseln. Dies erregte einen kleinen Aufenthalt, indem die Einen die Traghülsen abnahmen, und sie den Andren zum Ueberhängen darreichten, welche dieselben erst nach ihrer Körpergröße verlängerten oder verkürzten.

„Wer ist der Kranke?" fragte der Obrist, indem er mit pochendem Herzen näher trat.

„Ein Offizier vom achten Linien-Regiment, welcher einen starken Hieb in die Stirn bekommen hat," antwortete ihm der Sergeant, der die Träger anführte.

Indem lüftete der Wind das Tuch ein wenig, mit welchem das Gesicht des Verwundeten leicht bedeckt war, um ihn vor dem lästigen Schwarm der Ufer-Insekten zu schützen. Es wurde ein bleiches, edles Antlitz sichtbar; die Stirn war mit einer von Blutstropfen gerötheten Binde bedeckt. Der Kranke hatte die Augen geschlossen. Aus seinen Zügen sprach etwas, das dem Obristen das Herz mit heftigem Pochen bewegte.

„Wie heißt der Offizier?" fragte er hastig.

„Das weiß ich in der That nicht zu ſagen,“ entgegnete der Sergeant, „er iſt nicht von unſrem Regiment. Der Ober-Chirurgus hat ihn uns ſo eben erſt übergeben, um ihn in die Stadt zu bringen, wo bereits eine bequeme Wohnung für ihn in Bereitſchaft geſetzt iſt. Doch da kommt der Unter-Chirurgus, der ihn verbunden hat, er wird den Namen vielleicht wiſſen.“

Der junge Mann, welchen der Sergeant bezeichnete, kam eben heran, wußte aber auf die Frage des Obriſten auch nicht Auskunft zu geben. „Den Namen,“ ſprach er, „kann ich auch nicht ſagen, aber ſo viel darf ich Ihnen verſichern, daß der junge Mann einer der bravſten Offiziere im ganzen Heere iſt. Er iſt geſtern, wie man mir erzählt, der Erſte in den feindlichen Batterieen geweſen, und hat durch eine kühne Unternehmung viel zu der raſchen Entſcheidung beigetragen.“

„Meine Ahnung betrog mich nicht,“ ſprach der Obriſt zu Giacomo, „es iſt der wackre junge Mann, den wir geſtern ſiegen und fallen ſahen. Mein Herr,“ fuhr er gegen den jungen Wundarzt fort, „ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß dieſer junge Mann die Schlacht wirklich entſchieden hat. Es wäre traurig,

wenn er ein Opfer ſeiner Tapferkeit würde. Iſt die Wunde gefährlich?“

Dabei heftete er die Blicke unverwandt auf das Antlitz des ſtill, ohnmächtig auf der Bahre liegenden jungen Kriegers.

„Zum Glück nein,“ antwortete der Wundarzt; „allein der ſtarke Blutverluſt hat den Kranken ſehr geſchwächt, und ihm mehr eine große Ermattung als eine eigentliche Ohnmacht zugezogen.“

Der Obriſt betrachtete, während die Soldaten noch beſchäftigt waren, die Bahre wieder aufzunehmen, die Züge des Verwundeten noch immer unverwandten Blicks. Er las etwas in denſelben, das ihn mit unbegreiflichen Banden zu ihm hinzog; Ahnungen ſtiegen in ihm auf, doch wagte er kaum, ſie ſich ſelbſt zu geſtehen. Gewaltſam riß er ſich endlich los. „Leben Sie wohl, mein Herr, laſſen Sie ſich dieſen Kranken wohl angelegen ſeyn, das Vaterland würde, ſo ſcheint es mir, einen ausgezeichneten Mann in ihm verlieren.“

Der Zug ſetzte ſeinen Weg fort, der Obriſt verfolgte den ſeinigen nach der andren Seite. Aber unwillkührlich ſtand er noch oftmals ſtill, und ſah ſich lange nach der Bahre um, auf welcher der Verwundete hinweg getragen wurde.

„Dort liegt eine artige Barke," sprach Giacomo, und zeigte auf einen leicht angeknüpften Nachen, in welchem ein mauriſcher Knabe ſaß, und gedankenlos in die Wellen blickte. „Der Burſch, das wett' ich, iſt glücklich, wenn wir ihm ein Dutzend Meſſonen Miethszins für ſeine Nußſchaale anbieten. Soll ich den Handel machen?"

Der Obriſt nickte; in wenigen Minuten ſchwamm das Schiffchen ſchon luſtig auf den Wellen, indem Giacomo und der Knabe die Ruder fröhlich bewegten.

Es dauerte keine Viertelſtunde, ſo langten ſie an dem Admiralſchiff an.

Ein Offizier fragte nach ihrem Begehr.

„Ich wünſche den Admiral zu ſprechen," war die Antwort des Obriſten, in einem Tone, der ſeine Berechtigung dazu mehr darthat, als irgend etwas andres.

Der See-Offizier empfand, wie jeder, das Uebergewicht, welches in dem Adel der Geſtalt, des Benehmens und der Sprache des Obriſten lag. Faſt verlegen erwiederte er daher, daß es wohl unmöglich ſeyn werde, in dieſem Augenblick das Begehr des Kommenden zu erfüllen, indem der Admiral ſo eben damit beſchäftigt ſey, die Depeſchen für den Marine-

Miniſter, in welchen die Eroberung Algiers berichtet werden ſollte, aufzuſetzen.

„So erlauben Sie mir zu warten, bis dieſes dringende Geſchäft beendigt iſt. Alsdann erſuche ich den Admiral um ein Geſpräch von zwei Minuten in ſeiner Cajütte.“

Der Offizier lud den Obriſten ein, das Schiff zu beſteigen; dieſer aber entgegnete, er ziehe es vor, in der Barke zu verweilen. Auf dieſen Beſcheid zog ſich der Offizier beſcheiden zurück, um nicht durch ſein Bleiben dem Fremden läſtig zu werden.

Als man ſo harrend in dem Nachen ſaß, fragte Giacomo: „Verzeiht, mein Obriſt, aber was denkt Ihr zu thun, ſobald Ihr den Admiral geſprochen habt?“

„Ich hoffe, ohne einen Fuß wieder ans Land zu ſetzen, nach Frankreich abreiſen zu können.“

Giacomo war höchſt betroffen über dieſe Antwort. Es entging dem Obriſten nicht. Er fragte ihn um die Urſach.

„Ei, Herr, ich habe alle meine Kameraden, meinen guten Capitain Aſſigny, den wackern Capitain Brüat, kurz alle dieſe ſo plötzlich verlaſſen, und weiß noch gar nicht, was aus ihnen geworden iſt. Und vielleicht

haben ſie auch Sorge um mich. Denn das weiß ich gewiß, wenn mein Capitain die Geſchichte am Thor von den andren Matroſen gehört hat, ſo ruht er nicht, bis er erfährt, was aus mir geworden iſt. Da halte ich's denn doch für Unrecht, ſo ganz heimlich davon zu gehn. Ich glaubte, Ihr wolltet den Admiral nur ſprechen, und dann nach Algier, wo wir jetzt ja ganz ſicher ſind, zurückkehren? Auch weiß ich nicht einmal, ob ich nicht als Deſerteur betrachtet würde, wenn ich ſo ohne allen Urlaub davon ginge."

„Du haſt ſehr Recht, und denkſt ſehr wacker, mein guter Burſch," antwortete der Obriſt, gerührt durch den traurigen Ton, mit welchem Giacomo dieſe Worte geſprochen hatte. „Du mußt zu den Deinigen zurück. Ich trenne mich mit Schmerz von Dir, aber es muß ſeyn. Ueberdies, guter Junge, wenn gleich für Dich keine Gefahr mehr iſt, ſo iſt mein Lebensweg doch noch lange nicht geebnet. Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich Dich länger an mein unſichres, trübes Schickſal feſſeln wollte. Du ſollſt nun die Früchte Deiner Abentheuer und Mühſeligkeiten in Ruhe genießen können."

Giacomo hatte den Obriſten während dieſer Worte

ängſtlich betrachtet. „Trennen ſoll ich mich von Euch, mein Obriſt? Unmöglich —“

„Es muß ſeyn, mein guter Burſch, mein lieber Freund,“ unterbrach ihn der Obriſt; „je näher ich's überlege, je mehr ſcheint es meine Pflicht gegen Dich zu fordern, daß ich darauf beſtehe. Aber ſey ruhig, ich denke, wir ſehn uns vielleicht bald wieder.“ Dabei bot er dem traurig Daſtehenden die Hand. Dieſer ergriff ſie und drückte heftige Küſſe darauf, und über ſein redliches, rauhes, gebräuntes Italiener-Antlitz floſſen die aufrichtigſten Thränen, die je ein Auge geweint hat.

„Ich werde Dich niemals vergeſſen,“ ſprach der Obriſt aus tiefſter Bruſt; „Du biſt mein treuer Freund geweſen, als ich in der äußerſten Noth war. Dein Herz iſt reines Gold, in ſiebenfachem Feuer geprüft! Was auch der Zufall für Unterſchiede zwiſchen uns geſtellt hat, die mächtige Hand eines Alles gleichmachenden Geſchicks hat ſie verwiſcht. Wir haben rein als Menſchen gegeneinander über geſtanden, und Gefahr, Leid und Freude zuſammen getragen. Komm an mein Herz, wackrer Burſch! Du biſt, Du bleibſt mein Freund!“

Giacomo ſchluchzte und weinte laut.

„Wie heißest Du? Ich habe Dich bisher nur bei Deinem Vornamen genannt?“

„O mein Obrist,“ antwortete er unter Thränen, „was seyd Ihr für ein Mann! — Giacomo ist eigentlich gar nicht mein Name; ich habe ihn nur auf dem Schiff bekommen, und aus langer Gewohnheit beibehalten. Ich trat mit einem Vetter zugleich in Dienst; er hieß, wie ich, Francesco Natale. Da man uns wegen der gleichen Namen öfters verwechselte, wurde ich Giacomo genannt, und habe seit funfzehn Jahren keinen andren Namen gehört. Denn Ihr wißt ja, bei Matrosen macht man nicht viel Umstände mit dem Namen. Jeder bekommt einen Schiffsnamen, und hat er den eine Zeit lang nur von seinen Kameraden gehört, so nennen ihn die Offiziere auch so, und am Ende ist der Vatername vergessen. Nennt mich also immerfort Giacomo, oder auch Francesco Natale, wie Ihr wollt.“

„Ich werde Dich immer Freund nennen, wenn wir beisammen sind, aber weil ich mich nach Dir erkundigen will, selbst wenn ich in weite Ferne müßte, so fragte ich nach Deinem ganzen Namen. — Und nun komm her. Hier —“

„Nein! Um Gottes Willen! Nein, mein Obriſt, das darf ich nicht annehmen.“

„Du ſollſt! Glaube nicht, daß ich mich dadurch irgend eines Danks gegen Dich entledigen will. Wahrlich, nein! Aber Du ſollſt dieſe Börſe mit Goldſtücken nehmen, um damit nach Frankreich zu kommen, um Deine Kameraden zu unterſtützen, kurz um den Inhalt ſo gut zu verwenden, als Du willſt und kannſt. Es iſt, als gäbe ich's meinem Bruder! Hörſt Du? — Und kommſt Du nach Toulon, ſo geh' zu jener Frau von Clermont, von der wir geſprochen haben. Du ſollſt dann weiter von mir hören.“

Giacomo hielt den Beutel in der Hand, und ſchüttelte dabei immer mit dem Kopfe, als wolle er ſagen: „Es iſt doch nicht recht, daß ich ihn annehme!“ Da der Obriſt ihn lange betrachtete, und ihm dabei die Hand vertraulich auf die Schulter legte, ſetzte er mehrmals zu einer Frage an, die ihm einige Ueberwindung zu koſten ſchien. Endlich begann er:

„Mein Obriſt! Ihr habt mir Euren Namen noch nicht geſagt.“

Ein heftiger Kampf der Gefühle war in den Zügen des Obriſten ſichtbar, er ſeufzte tief auf. „Du

haſt ein Recht, ihn zu erfahren, aber, er ſey Dein Geheimniß —"

„Mein Herr!" unterbrach den Obriſten die Stimme des Offiziers, der auf dem Deck an der Schiffstreppe ſtand. „So eben hat der Admiral die Depeſchen vollendet; er erwartet Sie ſogleich in der Cajütte. Eilen Sie aber, da er im nächſten Augenblick ans Land gehn wird, um ſich mit dem General Bourmont zu beſprechen."

Bei dieſen Worten war der Offizier die Schiffstreppe hinab geſtiegen, und bot dem Obriſten die Hand, um ihm beim Einſteigen behülflich zu ſeyn.

Dieſer zog Giacomo an ſeine Bruſt, küßte ihn mit Wärme und Innigkeit und ſprach: „Laß es gut ſeyn! Du ſollſt Alles erfahren; es kann Dir jetzt gleichgültig ſeyn, da Du ſiehſt, daß ich das vollſte Vertrauen zu Dir habe. Melde Dich da, wo ich Dir geſagt habe. Und jetzt, leb' wohl, mein treuer, redlicher Freund!"

Er drückte den heftig weinenden Giacomo noch einmal an's Herz, riß ſich dann ſchnell von ihm los, und ſtieg, während der Nachen jenen an's Ufer zurücktrug, eilig zum Deck hinan.

Vierzehntes Kapitel.

Der Offizier führte ihn an die Cajütte des Admirals.

Dieſer trat eben aus der Thür derſelben, als die Herangekommenen ſie öffnen wollten. Er maß den Obriſten mit einem Blick des Erſtaunens und der Verwunderung; es ſchien, als erwache in ihm eine alte, dunkle Erinnerung, zu der er vergeblich einen aufklärenden Namen ſuchte.

„Wenn Sie mich noch kennen, Admiral," ſprach der Obriſt, „ſo weiß ich, daß Sie mich nicht verläugnen; doch erinnere ich Sie daran, daß ein zu raſches Wort —"

„Gott im Himmel, iſt's möglich!" rief der Admiral jetzt aus, und Beide lagen einander in den Armen.

Der begleitende Offizier hatte sich auf einen Wink des Auges, den der Admiral ihm gab, entfernt; dieser zog den Obristen mit sich in die Cajütte.

Eine gute Viertelstunde blieben Beide daselbst, obgleich das Boot mit Offizieren, welche den Admiral an's Land begleiten sollten, schon segelfertig lag, und man nur noch der Ankunft desselben harrte.

Jetzt ertönte ein Zeichen aus der Cajütte, welches die Ordonnanz herbeirief; diese erhielt den Auftrag, den jungen See-Offizier, der den Obristen empfangen habe, zum Admiral zu führen. Als derselbe eilig in die Cajütte trat, fand er seinen verehrten Führer in augenscheinlicher Gemüthsbewegung; der Obrist schien gleichfalls heftig ergriffen zu seyn.

„Herr von St. Leu," redete der Admiral Duperré den jungen Offizier an, „ich werde Ihnen einen Auftrag ertheilen, der zwar nicht zu den strengen Geschäften des Dienstes gehört, allein ich weiß, Sie erfüllen ihn eben so pünktlich und gern, wenn ich Ihnen sage, daß es ein Dienst der Freundschaft ist, den Sie mir erzeigen. Heut Abend um neun Uhr wird die Bellona nach Toulon abgehn; Sie werden so gut seyn, alsdann hier diesen Herrn, meinen Freund, an Bord derselben bringen zu lassen und ihn begleiten.

Aber nicht früher, denn ich werde Ihnen zuvor noch Briefe senden, welche mein Freund mit nach Frankreich nehmen wird. Es ist mir aber daran gelegen, daß der Auftrag möglichst in der Stille vollzogen werde. Sie haben, da mich die übrigen Offiziere begleiten, den Befehl auf dem Schiff. Lassen Sie daher um die Stunde, wo Sie mit dem kleinen Boot abgehn, die Mannschaft auf der andren Seite des Schiffes zu irgend einer Beschäftigung zusammentreten, mit Ausnahme zweier vertrauten Leute, die Sie zum Rudern gebrauchen. Dieser schriftliche Befehl schirmt Sie vor jedem Anhalt und jeder Frage, die Ihnen eines der Wachtschiffe thun könnte. Sie erwerben sich meinen besondern Dank durch die pünktliche Erfüllung dieses Auftrags."

Der junge Offizier verbeugte sich mit einem unverkennbaren Ausdruck der Freude in seinen Zügen; er war stolz und froh zugleich, dem hochverehrten Seehelden und Führer dienstbar und gefällig seyn zu können. Mit einem freudigen Erröthen antwortete er daher:

„Sorgen Sie nicht, mein Admiral; ich hoffe, Alles zu Ihrer Zufriedenheit auszuführen."

„Ich danke Ihnen zuvor!“ — „Und nun, theuerſter Freund,“ wandte ſich der Admiral zu dem Obriſten, „leben Sie wohl! Gott beſchütze Sie, und erfülle die Wünſche Ihrer Seele. Sie ſollen heut noch von mir hören.“

Die beiden Männer, denen die Hoheit ihrer Seelen aus den feurigen Augen leuchtete, auf der edlen Stirn thronte, umarmten einander mit gerührter Herzlichkeit. Wie adelten die warmen, weichen Thränen der Freundſchaft den Seehelden, der ſo eben den glänzendſten Preis männlicher Kraft und Kühnheit errungen hatte!

Sie ſchieden. — Herr von St. Leu begleitete den Admiral bis an das Boot. In wenigen Minuten kehrte er jedoch zu dem Obriſten zurück, der in tiefer Bewegung in der Cajütte auf und niederging.

„Mein Herr,“ ſprach der junge Offizier, „der Admiral trägt mir noch einen Gruß an Sie auf. Zugleich läßt er Ihnen ſagen, daß Sie bis zu Ihrer Abreiſe der Herr ſeiner Wohnung ſind. Sie haben zu befehlen, ob ich Ihnen Geſellſchaft leiſten ſoll.“

„Wenn Ihnen Ihre Dienſtgeſchäfte Muße laſſen, ſo werden Sie mir der willkommenſte Geſellſchafter

seyn. — Ich bin lange nicht in Frankreich gewesen, Sie können mir daher manches Neue erzählen.“

„In wenigen Minuten bin ich ganz zu Ihren Diensten,“ antwortete Herr v. St. Leu; „nur einige Anordnungen habe ich zu treffen.“

Er ging, kehrte bald zurück, und blieb von nun an der Gesellschafter des Obristen, der durch ihn in einem Gespräch, das mehrere Stunden währte, über den jetzigen Zustand Frankreichs die ausführlichsten Nachrichten erhielt.

Gegen acht Uhr trafen die Briefe ein, welche der Admiral zu senden versprochen hatte. Sie waren an Herrn von St. Leu gerichtet, mit dem Auftrage, die Einlage dem Fremden einzuhändigen. Dies geschah. Es waren mehrere versiegelte Briefe, unter anderm aber auch ein offener Zettel folgenden Inhalts:

„Theurer Freund! Alles ist Ihretwegen auf der „Bellona besorgt. Sie finden einen trefflichen Capi„tain. Nochmals wünsche ich Ihnen alles Gute und „Glückliche, und die vollste Erfüllung Ihrer Hoff„nungen!“

Herr von St. Leu ließ jetzt das Boot in Bereitschaft setzen; man stieg ein, und in wenigen Minuten hatte man, ohne angehalten zu werden, die Bellona

erreicht. Capitain Durocher, welcher dieſelbe führte, war bereits unterrichtet. Er empfing ſeinen Gaſt mit den Zeichen der größten Achtung; dieſer nahm herzlichen Abſchied von ſeinem jungen Begleiter, und ließ ſich hierauf durch den Capitain in ſeine neue Wohnung einführen. Kaum hatte er die Cajütte, welche er mit dem Führer des Schiffes theilte, betreten, als auch ſchon der laute Ruf, unter dem die Anker aufgewunden werden, erſchallte. Bald waren ſie gelichtet; die Segel wurden aufgeſpannt, ein friſcher Wind begünſtigte die Abfahrt, und in wenigen Minuten theilte die Fregatte ſchon die Fluthen, und flog im pfeilſchnellen Lauf den heimathlichen Küſten entgegen.

Auf kurze Zeit hatte der Capitain ſeinen Gaſt verlaſſen, um die erſten nöthigen Befehle zur Führung des Schiffes zu geben. Jetzt, da es im vollen Segeln war, kehrte er in die Cajütte zu dem Obriſten zurück, der auf dem Sopha am Tiſch ſaß, und das Haupt nachdenkend in die Hand geſtützt hatte.

„Wir ſind allein, mein Obriſt," begann der Capitain. „Damit Sie ſogleich wiſſen, wie wir zu einander ſtehn, darf ich Ihnen keine Minute lang verhehlen, daß ich von dem Admiral in das Geheimniß Ihres Namens eingeweiht bin. Es ſchien demſelben

nothwendig, damit Sie sich freier an mich wenden könnten, um in Betreff Ihrer Landung in Toulon meinen Rath zu erholen. Denn nur dadurch, daß ich Ihr Verhältniß ganz kenne, bin ich im Stande, Ihnen meine Dienste ganz anzubieten. Ich bitte Sie nun um Ihr Vertrauen, Obrist Clermont; ich wünsche nichts so dringend, als das Zutrauen, welches mein verehrter Führer mir schenkt, gegen Sie zu rechtfertigen!"

„O Capitain," rief der Obrist, „Sie glauben nicht, wie mein Herz bewegt ist, da ich jetzt endlich wieder unter den Meinigen bin, seit funfzehn Jahren wieder meinen Namen höre! Wie soll ich Ihnen danken! Ja, Frankreich zählt noch edle, uneigennützige, großmüthige Männer! Wissen Sie aber auch, was Sie wagen, wenn Sie einen Geächteten in Schutz nehmen?"

„Höchstens mein Leben, Obrist Clermont, wahrscheinlich aber nur meinen Grad als Capitain; verlieren aber würde ich meine Ehre, wenn ich einem Manne, wie Sie sind, nicht mit allen Kräften Beistand leistete, um sein unglückliches Schicksal ändern zu helfen."

„O, daß alle Franzosen gleich Ihnen dächten! Vieles wäre dann anders! — Frankreich ist nicht glücklich!“

„Lassen wir das jetzt, lieber Obrist, beschäftigen wir uns mit Ihrem Schicksal. In der That, ich kann an eine so rohe, grausame Gesinnung, die durch Ihr Schicksal nicht gerührt würde, gar nicht glauben, kann mir nicht vorstellen, daß es einen Haß gäbe, der nicht bezwungen dastände vor Ihrem funfzehnjährigen Dulden. Und wären Sie wirklich so schuldig, wie ein blutiges Gesetz sie spricht, Ihr Geschick hätte alles ausgesöhnt, und kein Richter der Erde dürfte Sie noch vor seine Schranken fordern. Darum hoffen Sie das Beste. Man wird den blutigen Befehl, der über Ihrem Haupte schwebt vernichten; Sie werden wieder ein glücklicher Bürger Frankreichs seyn.“

„Ein glücklicher Bürger Frankreichs? Auch wenn ich erkläre, daß ich noch ganz derselbe bin? Daß ich heut nicht anders denke, als vor funfzehn Jahren? — Nein, Capitain, so entwürdigt hat mich mein hartes Schicksal noch nicht, daß ich den einzigen Trost, der mir blieb, als ich Sklavenketten trug, feig hätte selbst zertrümmern sollen, den Trost, daß ich ein Opfer ehrenvoller, ruhmwürdiger, vaterländischer Gesinnun-

gen war. Nehmen Sie mir dies Gefühl, und ich bin vernichtet. Der Gewalt kann ich weichen, ohne Schande; ich kann aus Frankreich verbannt leben, kann ein machtloser Feind seyn. Aber Gunst und Gnade von dem erflehen, oder nur annehmen, dem ich keine Rechte über mich zugestehe — Capitain, das darf ich nicht! — Sie schenkten mir Ihr Vertrauen, ich habe Ihnen jetzt das meinige geschenkt. Sie wissen nun, welche Waare Sie am Bord Ihres Schiffes führen."

„Einen kostbaren Edelstein! Reines, unverfälschtes Gold der Vaterlandsliebe und der Ehre, das wußte ich schon zuvor."

— — Der Obrist schien die Antwort nicht gehört zu haben. Er blickte düster vor sich hin. „Ihr Verhältniß, Capitain," sprach er nach einigen Augenblicken des tiefsten Schweigens, „Ihr Verhältniß, wenn Sie einen Reuigen, Geflüchteten nach Frankreich zurückbringen, der die Gnade des jetzigen Königs erfleht, ist ein andres, als wenn Sie einen Mann an das französische Ufer setzen, der es so betritt, wie er es vor funfzehn Jahren verließ. Ich komme nicht als offner Feind der Bourbons, weil ich nicht die Macht dazu habe; ich wäre wahnsinnig zu nennen, wenn ich diese

Rolle spielen wollte. Ich komme nicht als ein heimlicher Feind, weil es meiner Ehre nicht geziemt, Meuchelmord oder Verrath zu üben, oder Gift zu mischen. Ich komme als ein Geächteter, der heimlich den verbotenen Strand des Vaterlandes betreten will, der nicht ruhig sein Schicksal in die Hand derer zu legen gedenkt, welche die Macht haben, sondern der eben das Glück, was man ihm raubte, zu erwerben trachtet. Die theuren Seinigen will er wiedersehn, und sie bewegen, mit ihm zugleich die Heimath auf ewig zu verlassen. Wird er entdeckt, so wird ein Verbrecher ergriffen; er würde keine seiner Gesinnungen verhehlen, — und Sie würden sein Mitschuldiger seyn! Wissen Sie, was es heißt, einen Feind um seine Rache betrügen? Man wollte meinen Kopf, ich habe ihn gerettet; so raubte man mir wenigstens die Heimath, zerriß jedes theure Band, welches das Herz an den vaterländischen Boden fesselt. Sie laden den ganzen Zorn des Mächtigen auf sich, wenn Sie dem Geächteten beistehn, der den Blitz des Verderbens von sich abzuwenden sucht. — Das bedenken Sie wohl! Vielleicht haben Sie mich in andrer Vermuthung an Bord genommen! Ich wußte nicht, daß mein Freund

Ihnen mein Geheimniß vertrauen würde; Sie aber wissen jetzt, und sind also schuldig!"

„Vor meinem Bewußtseyn nicht, Obrist Clermont," erwiederte Capitain Durocher feurig, aber fest. „Ihr Handeln in Frankreich habe ich vor dem Gesetz nicht zu verantworten; mein Vertrauen zu Ihnen bürgt mir, daß ich es vor meinem Gewissen kann. Wir finden uns öfter in dem Fall, nach einem höhern Gesetz in der Brust handeln zu müssen, welches dem geschriebenen Befehl widerspricht. Sie haben sich mir ganz gezeigt, wie Sie sind; wohl denn, eben so ganz nehme ich's auf meine Ehre und mein Gewissen, die Bitte des Admirals in Betreff Ihrer dennoch zu vollziehn. Sehen Sie hier den falschen Paß, vermittelst dessen ich Sie als Ober-Arzt in meine Schiffsliste eintragen kann. Thue ich's, so fällt die Verantwortung allein auf den Admiral zurück. Aber ich will meinen Antheil davon tragen, und halte es für rühmlich."

Bei diesen Worten hielt er das Papier über die Flamme der Lampe, und verbrannte es.

Der Obrist drückte ihm stumm die Hand. —

„Ich habe," fuhr Capitain Durocher halb scherzend fort, „gewissermaßen wie Cortes die Flotte verbrannt, in der ich über den Ocean zurückschiffen

könnte. Wir sind nun einig, Obrist; ich setze Sie jetzt als Ober-Arzt Bernard in meine Schiffspapiere, und mein ist die Verantwortung, mein aber auch der Ruhm und der Stolz, einem Ehrenmanne wie Sie einen kleinen Dienst erwiesen zu haben!"

Das Auge des Obristen leuchtete vor Freude. „Frankreich!" rief er, indem er die Hand des Capitains feurig ergriff. „Frankreich! Zählst Du noch viel solcher Ehrenmänner, so ist Dein Schicksal gesichert, die Wetter des Verderbens mögen auch noch so tief und düster über Deinen blühenden Gefilden schweben!"

Der Capitain zog die Glocke. Es erschien ein Schiffsjunge.

„Was befiehlt mein Capitain?"

„Eine Flasche Burgunder!" — —

Der Knabe brachte die Flasche und Gläser. —

„Es ist ein feuriger Landsmann," sprach Capitain Durocher; „erlauben Sie, daß wir davon auf das Wohl Frankreichs trinken!"

Sie stießen die Gläser aneinander. „Frankreich! Freiheit! Gesetz!" Die Männer reichten sich die Hände; Sie sprachen nicht, aber ihre Herzen beschworen einen heiligen Bund! —

Capitain Durecher ſtand auf und ging auf's Deck, um, wie er ſagte, das Betragen ſeiner Frau Bellona zu beobachten. —

„Hm!" kam er nach einigen Minuten zurück, wenn das ſo fort geht, ſind wir morgen Mittag bei guter Zeit in Mahon, wo wir vor Anker gehn. Die Bellona iſt ein raſches, rüſtiges, kriegeriſches Weib; ſie ſchießt durch die Wellen, daß ſie ordentlich furchtſam von der Seite prallen. Ich habe ſelbſt nach dem Log geſehn; wir machen faſt vierzehn Fuß in einer Secunde, das ſind doch gegen drei Seemeilen in der Stunde. Eine ſehr gute Fahrt; faſt ein wenig zu raſch. Doch die Bellona braucht ſich nicht zu fürchten, ſie hat ein vortreffliches Takelwerk, und Rippen wie von Stahl und Eiſen." —

„Ich kann mich noch gar nicht überreden!" rief der Obriſt aus, „daß zwiſchen uns und Frankreich nur noch einige Tage liegen ſollen. Noch ſcheint mir alles ein Traum. Vor drei Tagen trug ich noch das Sklavengewand zu Belida, und übermorgen ſchon ſoll ich Frankreichs Erde wiederſehn!"

„Sie vergeſſen die Quarantaine, lieber Obriſt; zu Mahon bleiben wir neun Tage. Sonſt müßten wir einundzwanzig vor Toulon liegen. Ich habe außer

Ihnen noch mehr Leute an Bord, die an's Land wollen und müſſen."

„Und was iſt eigentlich Ihre Miſſion, Capitain?"

„Ich bilde den Convoy für zwei Transportſchiffe mit Verwundeten, Kranken und Geſchützen, die wir zurückſenden. Die Verwundeten bleiben in dem Lazareth von Mahon." — —

Der Wind hielt ſich friſch, die Bellona durchſchnitt die Wellen mit raſchem Kiel.

Bei Tagesanbruch hatte man faſt ſchon die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Als der Obriſt in ſeiner Hangematte erwachte, ſtand die Sonne ſchon ziemlich hoch. Er ging auf das Deck, wo er den Capitain traf.

„Guten Morgen!" rief ihm dieſer zu. „Hat die Bellonae Sie gut in Schlaf gewiegt?"

„Vortrefflich. Und unſre Fahrt?"

„Iſt ſo glücklich geblieben wie ſie begonnen hatte. Wenn Sie's nicht weiter ſagen wollen, denn Sie wiſſen, daß der Capitain den Paſſagieren dergleichen niemals vertraut, ſo will ich Ihnen nur geſtehn, daß ich ſchon Land ſehe."

„Wirklich, Land? Wo?“ fragte der Obriſt ſehr bewegt.

„Gerade vor uns im Norden, jenes kleine, dämmernde Wölkchen. Aber noch iſt es nicht Frankreichs Boden, ſondern nur ein Vorgebirge von Mahon.“

„So iſt es doch Europäiſcher Boden, wo Geſetz und heilige Sitte herrſchen, wo es keine Sklaven giebt!“

„Wenigſtens tragen nur die Verbrecher Ketten,“ erwiederte Durocher. —

Der Obriſt blickte wehmüthig hinaus in das Meer, nach dem blauen Wölkchen hin; dann wandte er ſich zurück nach Afrika. „Glauben Sie wohl,“ ſprach er, „daß ich dennoch mit einiger Rührung von dem Lande ſcheide, wo ich ſo lange ein unausſprechlich ſchweres Schickſal ertrug?“

„Fröhlich, freudig vorwärts!“ rief der Capitain. Dorthin blicken Sie, Obriſt. Laſſen Sie das Vergangene vergangen ſeyn. Jetzt beginnt ein neues Leben!“

Und ein friſcher Windſtoß blähte die Segel der Bellona, daß ſie rauſchend vorwärts ſchoß.

Funfzehntes Kapitel.

Eugenie, Betty und Victor hatten auf der Daphne die glücklichste Fahrt nach Mahon gehabt. Das reizende Eiland stieg schon am nächsten Vormittage über der hellen, silbernen Fluth dunkelblau empor, und mit dem Strahle der sinkenden Sonne warf die Fregatte auf der Rhede ihre Anker aus. — Victor hatte sich auf der Reise so wohl gefunden, war so sichtlich zu Kräften gekommen, daß man ihn fast als einen völlig Hergestellten betrachten konnte. Da man auf Minorka neun Tage Quarantaine halten mußte, um in Toulon ungehindert an's Land steigen zu können, so kam diese Zeit ihm auf das beste zu statten, um vollends zu gesunden. Es giebt freilich insgemein keinen langweiligern und verdrießlichern Aufenthalt, als den im Quarantaine-Gebäude; allein diesmal war er für

Victor eine Zeit wahrhaft paradieſiſcher Muße. Noch am Abend ihrer Ankunft ließ Capitain St. Clair, Victors genauer Freund, die drei Reiſenden durch ein Boot nach dem Quarantaine-Gebäude hinüberführen; dort fand ihre Aufnahme keine Schwierigkeit. Die Frauen bezogen ein Gemach mit einander, Victor wohnte auf demſelben Corridor ihnen gegenüber; den Garten, der, obgleich nicht groß, doch reizend am Meere gelegen war, benutzten alle geſunden Bewohner des Hauſes, die auf einem Schiffe mit gutem Geſundheits-Zeugniß angelangt waren, zum gemeinſchaftlichen Spaziergange. Dennoch war er nicht ſehr beſucht, weil kaum zehn Bewohner dieſer Klaſſe ſich im Quarantaine-Gebäude befanden. Daher fehlte es an einſamen, traulichen Plätzen nicht, wo Eugenie und Victor das Glück ihrer reinen Liebe genoſſen, und überſchwenglich ſüße Stunden mit einander zubrachten.

Es war fortgeſetzt Victors Geſchäft, ſeine Geliebte in ihrer Mutterſprache zu unterrichten, ſie mit dem Gebrauch von tauſend europäiſchen Kleinigkeiten, die ihre Neugier, ihr Erſtaunen erregten, bekannt zu machen. So verſtrichen den Zärtlichen die Stunden wie Minuten, und faſt mit Bedauern ſahen ſie die ruhige Zeit des gegenſeitigen Genießens enden.

Die Frauen hatten diese Frist auch benutzt, um sich mit so manchem auszustatten, dessen sie in Europa unumgänglich nöthig bedurften, wenn gleich in Afrika freilich alle Dinge dieser Art Eugenien unbekannt geblieben waren, und Betty gelernt hatte, sie zu entbehren. Mit liebenswürdiger Beschämung legte die holde Eugenie die europäische Tracht an; sie erschien sich darin so fremd, so seltsam, daß sie fortwährend wähnte, auch jedem Andren müsse sie den Eindruck machen. Mit glücklichem Sinn und Geschick wußte sie jedoch die fremde Sitte der Natur näher zu bringen, und so verlieh ihr die europäische Kleidung, von deren strenger Vorschrift sie abwich wo sie dieselbe zu wunderlich fand, neue Anmuth, neue Reize.

Am fünften Tage ihres Aufenthalts zu Mahon zeigte sich Herr von St. Clair am Sprachgitter, und ließ Victor zu sich rufen.

„Kommst Du schon Abschied zu nehmen, liebster Freund?“ rief ihm dieser entgegen. „Oder bringst Du uns sonst etwas Gutes?“

„Beides,“ entgegnete der Gefragte, „doch den Abschied lassen wir einstweilen. So eben ist die Brigg la belle Gabriele hier eingetroffen. Sie bringt eine Menge von Briefen mit, die nach Algier bestimmt

ſind. Da im Lazareth wie im Schiff Leute genug befindlich ſind, an die ſie gerichtet ſeyn dürften, ſo ließ ich mir das Verzeichniß geben. Unter denen, die wir zurückbehalten, um ſie hier zu vertheilen, iſt auch einer, bei dem es auf Dich ankommt, ob Du es auf Dich nehmen magſt, ihn hier zu öffnen. Er iſt an Eduard von Clermont gerichtet!"

„O gieb! — Zwar weiß ich nicht, ob ich ihn öffnen ſoll. Doch hätte ich um Vieles gern Nachricht aus Toulon."

Der Capitain öffnete ſein Portefeuille, um den Brief herauszunehmen; Victors Verhältniß zu Eugenien war ihm, als einem vertrauten Freunde, mitgetheilt worden, wiewohl niemand ſonſt es kannte, indem man es noch geheim zu halten wünſchte, damit nicht etwa ein Gerücht die Mutter zu Toulon früher unterrichte, als ihre Tochter ihr mit Gewißheit zurückgekehrt wäre. —

Victor empfing den Brief durch das Gitter. Als er die Aufſchrift ſah, überflog das Roth der Freude und Ueberraſchung ſein Antlitz.

„Ja, ich täuſche mich nicht!" rief er aus, „es iſt Adolphs, meines Bruders Handſchrift! O Gott, ſo

iſt er denn gerettet! Es kann nicht anders ſeyn! Jetzt muß ich den Brief öffnen!“

Haſtig riß er den Umſchlag herunter, und durchflog das Papier, während er vor Freude bebte!

„Gütiger Vater im Himmel! Dank! Dank Dir, für Deine wunderbaren Fügungen. St. Clair! Mein Bruder iſt gerettet! Höre, was er ſchreibt!

„„Theurer Eduard! Obgleich erſt geſtern Briefe an Dich abgegangen ſind, ſo muß ich Dir dennoch gleich ſchreiben, um Dich über ſo manches zu beruhigen! Daß wir Schiffbruch gelitten, weißt Du. Die Mannſchaft wurde gerettet. Aber von den Beduinen ſind verrätheriſcher Weiſe viele gemordet worden. Ich ſelbſt rettete mich auf die wunderbarſte Weiſe. Viele Tage irrte ich mit einigen wackren Gefährten umher. Ich verlor ſie alle, auch unſren treuen Jean!““ — Victor hielt einen Augenblick inne, ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd das Haupt, ſprach leiſe: „Fahr' wohl!“ und wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen. „„Es war eine traurige Zeit. Endlich erreichte ich die Küſte, fand einen Nachen, gewann damit das Dampfſchiff Sphinx, welches ſo eben die Nachricht von der Landung des Heeres in Afrika nach Frankreich brachte, und gelangte ſo nach Toulon. Leontine lag bald in

meinen Armen! Die Unglückliche hatte mich für todt gehalten. Und jetzt sind wir so glücklich, so selig! Nur Eins beunruhigt mich noch. Victor lebt zwar, aber er ist verwundet, und weilt unter den wilden Horden der Bedumen. Wer dieses verrätherische Volk kennen gelernt hat, weiß, daß dort trotz aller Schwüre und Bürgschaften keine Sicherheit zu finden ist. Wenn Du es möglich machen kannst, ihn zu erlösen, ihn zu befreundeten Landsleuten zu bringen, so beschwöre ich Dich, thue es ja, mein Bruder! Du weißt, wie unser Aller Herz an ihm hängt; — aber nicht das Deinige auch? Ich brauche Dich nur zu benachrichtigen, nicht anzutreiben.““ —

„O Du guter, lieber Bruder!“ rief Victor aus, und Thränen standen ihn im Auge! „Wüßtest Du, wie nahe wir einander waren in jener Höhle!“ —

„„Diesen Abend reise ich mit der Mutter und Leontinen nach Paris. Ich bin in Dienstgeschäften dorthin versetzt, die Mutter hat Vermögens-Angelegenheiten mit Deinem Oheim Desormery dort zu ordnen. Schreibe uns also gleich nach Paris, lieber Bruder!““

Victor wollte den Brief schon wieder zusammenlegen, als er einen Blick auf den Rand desselben warf und rief:

„Hier ſind noch Zeilen von Leontinen!“

„„Theurer Bruder! Einige Worte muß Deine überglückliche Schweſter Dir doch auch ſchreiben, obwohl die Reiſe ihr nur wenige Augenblicke gönnt. O Gott, welche Wunder hat mein Herz erlebt, welche Wechſel der tiefſten Schmerzen und des höchſten Entzückens! — Die arme Tony iſt todt! O Bruder, ſie hatte ein Herz und eine Seele ſo warm, ſo rein, ſo liebend! — Bald ſage ich Dir mehr. Die Mutter grüßt Dich tauſendmal.““

„Giebt es glücklichere Menſchen als wir ſind?“ rief Victor von Freude bewegt aus; „mir wird faſt bang bei all dem Guten, was uns erblüht!“

„Du haſt nicht ganz Unrecht,“ entgegnete St. Clair; „bei ſehr ſchönem Wetter muß man auf einen Umſchlag gefaßt ſeyn. Indeſſen geht man ja auch im ſchlimmſten Sturme noch nicht immer zu Grunde. Alſo muthig vorwärts. — Nun auch zu meinem Abſchiede. Heut Abend gehe ich wieder in See. Geſtern iſt aber eine Handels-Brigg aus Cette hier angekommen, mit der Du vortrefflich nach Frankreich kommen kannſt. Da jetzt die Frau von Clermont nicht in Toulon iſt, ſo iſt es Dir vielleicht nicht eben wichtig, daß Du die Reiſe gerade über dieſen Hafen machſt.

Du kannſt von Cette aus ja eben ſo gut nach Paris gehn. Willſt Du, ſo rede ich mit dem Capitain. Er hat ein hübſches Fahrzeug, eine gute Cajütte für die Damen, und Du wirſt ja wohl als Seemann nicht allzu genau auf Dein Nachtlager ſehn!“

„Wahrlich nicht, liebſter Freund! Ich bitte Dich, dinge uns Plätze. Sogleich will ich die Frauen benachrichtigen.“

„Gut. So bin ich in wenigen Minuten wieder hier, denn der Capitain ſitzt nicht zwei hundert Schritt von hier bei einem Limonadier.“ —

St. Clair ging. Victor benachrichtigte die Frauen, und theilte ihnen Adolphs Brief mit, der neue Freude erregte, wiewohl Victor ſich durch die Nachricht von dem Tode Jeans und Tony's ſchmerzlich bewegt fühlte. Er ſetzte ſich nieder, ſchrieb einige Zeilen an Eduard, denen Eugenie mit ungewohnter Hand — ſie übte ſich aber fleißig — einige franzöſiſche Worte an den Bruder hinzufügte; dann verſiegelte er den Brief auf's Neue, um ihn mit der weiter ſegelnden Belle Gabrièle zur algieriſchen Armee zu befördern.

Kaum hatte er das kleine Geſchäft vollendet, als St. Clair wieder am Sprachgitter erſchien. Er hatte Plätze auf der Brigg beſorgt, nahm Adolphs Brief

zur Beſorgung zu ſich, und ſchied hierauf von Victor wie von den Frauen, indem man ſich gegenſeitig die herzlichſten Wünſche auf den Weg gab.

Die nächſten vier Tage verfloſſen raſch; am Morgen des fünften erſchienen zwei Matroſen, die das Gepäck der Reiſenden abholten, und in einer Stunde befanden auch dieſe ſich am Bord des kleinen, aber wohlgebauten und gut eingerichteten Fahrzeuges, um nach Frankreich abzuſegeln. Victor wurde durch den Namen deſſelben ſanft ſchmerzlich bewegt. Es hieß la petite Antoinette.

Auf's Neue theilten ſie nun die Wogen, welche ſie der Heimath näher und näher führten. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte die Fahrt. Am Morgen des dritten Tages ſahen ſie die franzöſiſche Küſte deutlich vor ſich liegen. — Victor war zuerſt auf dem Deck geweſen. Mit einer Empfindung wie noch niemals, betrachtete er die Ufer ſeines Vaterlandes. Schon ſo oft war er von weiten Seereiſen heimgekehrt, und der Anblick der vaterländiſchen Küſte, nach langer Entbehrung, war ihm jedesmal bewegend geweſen, die Gewohnheit des Scheidens hatte ihm nichts von der ſüßen Freude des Wiederſehns geraubt: aber mit ſo warmer Liebe und Anhänglichkeit als heut,

hatte er ſein Vaterland noch niemals begrüßt. Allein war es ihm jetzt nicht auch theurer geworden? Schon Leontine, ſchon Eduard gaben der Heimath dadurch, daß auch ſie ihr angehörten, einen höhern Werth; jetzt aber ſah er in ihr auch die Geburtsſtätte eines ihm unendlich theuren Weſens, und betrachtete ſie heute als das unſchätzbare Geſchenk, welches er der Geliebten zum Angebinde geben wollte. Denn, ſo wie er ſich durch ſie gerettet fühlte, und ihr mit gerührter Freude die holde Gabe des Lebens dankte, ſo fühlte er doch auch in ſeiner Bruſt die Berechtigung, ſich als ihren Retter zu betrachten, fühlte, daß auch er, wenn ſie die Heimath ihrer Jugend erreichte, einigen Dank ihres Herzens verdiene. — Am meiſten aber erhob ſich ſeine reine Seele zu dem Lenker und Schöpfer alles Guten, deſſen wunderbare Fügung der Geſchicke er mit heiliger Ehrfurcht dankend erkannte. —

Eine holde Stimme rief ihm den frohen Gruß eines guten Morgens zu. Es war Eugenie, welche ſo eben auf das Deck trat, und den Freund mit noch ungeübter Zunge in der heimathlichen Sprache anredete. Er wendete ſich ſchnell zu ihr um, zog ſie ſanft zu ſich, legte den Arm um ihren Nacken, und

indem sie kindlich, unschuldsvoll zu ihm hinauf sah, sprach er mit bewegter Stimme:

„Nicht zu mir auf, dorthin, über's Meer wende den Blick, Eugenie. Siehst Du jenen blauen Streifen? Das ist Frankreich, das ist das schöne Frankreich, Deine Heimath!"

„O Gott!" rief das bewegte Mädchen, indem sie dankbar die Hände faltete, „also dort mein Vaterland, dort meine Mutter!" — —

Das Schiff schwebte sanft über die Wellen dahin, dem schönen Ziel entgegen.

Auch Betty trat jetzt auf das Deck, und sah, was das Herz ihrer Tochter so mächtig bewegte. Auch sie fühlte sich tief erschüttert, und ihre weiche, von der rauhen Hand des Schicksals grausam gebrochene, schwer verwundete Seele blutete an tausend schmerzlichen Erinnerungen. Ach, ihre Heimath war noch fern, und kaum wagte sie daran zu denken, dorthin zurückzukehren. Denn zwischen ihrem Scheiden und ihrer Wiederkehr lag eine zu große Kluft der Jahre. Als ein blühendes Mädchen war sie ausgewandert; als alternde Frau kehrte sie zurück. Gerade in der Zeit

des Lebens, wo ſich alle Bande zärtlich knüpfen, wo das Herz noch jung und vertrauend, die Seele ſchon gereift genug iſt, um die ſchönen Gaben der wechſelſeitigen Liebe und Freundſchaft zu empfangen und zu würdigen, gerade da hatte ihr trauriges Geſchick mit furchtbarer Strenge Alles zerriſſen, was ſie an die Welt und an das Leben feſſelte. — Dich werden ſie Alle vergeſſen haben, dachte ſie, aber Du haſt niemand vergeſſen! Du biſt eine längſt dem Gedächtniß entſchwundene Todte; über die Gruft der Erinnerung an Dich ſind längſt Blumen der Freude gewachſen. Sie haben Dich vor langen Jahren vielleicht bewrint und bedauert, jetzt aber denkt Deiner niemand mehr! Dein Bild iſt aus ihrem Herzen verwiſcht; es gleicht einer verwitterten Grabſchrift. Man weiß, es ruht ein Todter dort unten, aber niemand kennt ihn mehr. Du biſt keinem zu ſeinem Glücke nöthig, vielleicht nicht einmal den alten Aeltern — wenn ſie noch leben. Alles hat ſich von Dir entwöhnt, doch Du kehrſt wieder mit demſelben Herzen wie damals, Du weißt, was Du verlaſſen haſt, und findeſt Alles verändert oder todt! Wer weiß, ob Du nicht Vielen als eine Fremde gar läſtig ſeyn wirſt, wer weiß, ob die Genoſſen Deiner

Jugend Dich nicht jetzt zurückweiſen, wenn Du an die Pforte ihres Herzens klopfſt! —

Solche Gedanken bewegten Betty's Bruſt. Sie ſtand bekümmert mit weinenden Augen, und blickte hinaus in das Meer. Eugenie ſchien ſie zu errathen. „O meine theure Mutter!“ rief ſie, „dieſes Land dort darf uns nicht trennen, Du darfſt Deine Tochter nicht verlaſſen! Lieber möchte ich niemals in die unbekannte Heimath zurückkehren, als daß ich Dich verlaſſen ſollte!“

Betty ſchloß das liebende Kind, an dem ihre ganze Seele hing, heftig an die Bruſt. Beide weinten; ob Thränen der Freude oder des Schmerzes, wer möchte es beſtimmen? — —

Doch in Betty's Bruſt wurden die Ahnungen und Gefühle nicht heitrer. Auf ihrer Stirn ſchwebte eine trübe Wolke, ihr ſanftes, wehmüthiges Lächeln zeigte an, daß ihre Seele ſtill dulde und leide. Zu tief hatte das Schwerdt des Schickſals in die Lebensfäden ihres Glückes geſchnitten. Jetzt, da die Mittel der Heilung, die ſie ſo lange entbehrt hatte, ihr geboten waren, fühlte ſie, daß ſie nicht mehr wirkten, daß es zu ſpät ſey. Ihr Blick erhob ſich über dieſe Erde hinaus; an die glücklichen Sterne des Jenſeit heftete

ſie ihr Auge. Von dort her erwartete ſie für die todeswunde, ermattete Bruſt den heilenden Balſam, den die Erde nicht mehr für ſie zu tragen ſchien. —

Immer näher rückte das dämmernde Bild der Küſte. Aus einer grauen, neblichen, verſchwimmenden Maſſe war es jetzt ſchon einer Zeichnung auf dunklem Grunde ähnlich geworden, wo man ſcharfe Umriſſe, dunklere Theilungslinien entdeckt. Bald wurde aus dem grau in grau gezeichneten Bilde, ein mit leiſen Farben angehauchtes. Immer heller traten dieſe hervor, ſonderten ſich immer deutlicher; jetzt ſchimmerten ſie ſchon glänzend im Strahl der Mittagsſonne. Nun war man mit der waldigen Spitze eines Vorgebirges auf gleicher Höhe, und das Schiff wurde von den weit ausgeſtreckten Armen der Bucht umfangen. Die Ortſchaften glänzten hell wie Marmorbrüche auf dem dunklen Grunde der Wälder und Fluren, Bäche zogen ſich wie Silberfäden durch das grüne Gebiet der Auen, und die Straßen ſchlängelten ſich in deutlichen Streifen am Abhang hinauf. Ein dichter Wald von Maſten vergitterte die Gebäude am Hafen; die Wimpel der zahlreichen Schiffe, die in demſelben und auf der Rhede vor Anker lagen, flatterten farbig in dem reinen

Aether. Kleine Segelboote zogen wie Schwäne durch die blaue, ruhig ſich hebende und ſinkende Fluth. — Die begrüßenden Schüſſe ertönten am Bord des Fahrzeuges; das Wachtſchiff vor dem Hafenthore erwiederte den Gruß. Mit vollen Segeln lief die Brigg ein, — und in wenigen Minuten ſtanden die Heimkehrenden auf dem glücklichen, geſegneten Boden Frankreichs.

Sechszehntes Kapitel.

Es war schon ganz dunkel geworden, als der Wagen, welcher Frau von Clermont, Leontinen und Adolph nach Paris führte, die Barriere der ungeheuren Hauptstadt erreichte. Er rollte jetzt durch die engen, von hohen Häusern ummauerten Gassen dahin. Das flakkernde unsichere Licht der Straßenlaternen warf seinen bald hellen bald düstren Schein zwischen die Reisenden; ein verworrenes Gebrause von Stimmen schallte an ihr Ohr; Wagen rasselten vorüber, Reiter, Fußgänger drängten sich an ihnen vorbei; der Boulevard, über den sie hinwegfuhren, wimmelte noch von Spaziergängern, welche die warme Juniusnacht durchschwärmen zu wollen schienen; die hell erleuchteten Kaffeehäuser und glänzend aufgeputzten Läden waren

noch mit Beſuchenden gefüllt; das Leben ſchien erſt jetzt recht zu erwachen.

Leontine war noch niemals in der Hauptſtadt geweſen; ſie brachte das natürliche Gefühl derjenigen, die nur in der Ferne von dem Reichthum, der Größe, den Wundern derſelben gehört haben, mit, welches das Große vergrößert, das Schöne verſchönert. Alles glaubt man, müſſe hier bedeutender, würdiger ſeyn; das Fremdartige nimmt den Schein des Wichtigen, Geheimnißvollen an. Weil man ein großes Leben im Ganzen ſich bewegen ſieht, glaubt man auch, in der Bruſt jedes Einzelnen müſſe der Geiſt ſich größer geſtalten und heben. Mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, ja mit Demuth, betrachtet der, welcher aus der entlegenen Provinz kommt, den Bewohner der Hauptſtadt, und erſcheint ſich gegen ihn gering, nur weil jener mit einer Menge von Eindrücken vertraut iſt, welche dieſen noch überraſchen. Erſt ein gewiſſer Zeitraum vermag es, den Schleier zu heben, und uns den leeren Raum zu zeigen, der ſich meiſt hinter dem Schein verbirgt. Es ergeht uns dann wie denjenigen, die zuerſt in die Geſellſchaft der ſogenannten Großen dieſer Erde treten. Weil alle äußerlichen Sitten derſelben geſchliffen ſind, weil ſich Alles in zierliche Formen

gestaltet, und der Geist mit einer gewissen Sicherheit und Gewandtheit sich an dem Bedeutendsten eben so ohne Erstaunen hin bewegt, wie er über die Kleinigkeiten des Lebens sich sorglos verbreitet: deshalb glaubt der Neuling nur zu leicht, das Bedeutende sey gering gegen die reiche Kraft und das vielfache Umfassen des Geistes auf den Gipfeln des Lebens stehender Menschen. Allein wie schnell wird er erkennen, daß das Große von jenen nur deshalb so leicht und gewissermaßen unbefangen aufgefaßt wird, weil der Spiegel ihrer kleinen Seele nur den geringsten Theil davon zurückwirft; daß sie über keine Höhe erstaunen, vor keiner Tiefe schwindeln, weil ihr blödes Auge gar kein Maaß dafür ahnet, und der Flug der Fledermaus und des Adlers ihnen, wie dem Maulwurf in der Fabel, gleich unermeßlich hoch, oder gleich geringfügig erscheint, indem sie Beide nur noch bis zu der Höhe gemeiner Bäume mit dem Auge verfolgen können.

Auf jeden Menschen muß aber eine Zeit lang dieser Schein der Größe, der Erhabenheit wirken, und wohlthätig wirken; denn er regt die Seele des tieferen Menschen zu wirklich großen Gedanken, Empfindungen und Entschlüssen an.

Aehnlich erging es Leontinen, als ſie an der Seite ihrer Mutter durch die Straßen der ungeheuren, volkdurchbrauſten Stadt Paris dahinrollte. Da ihre edle, nach bedeutenden Erſcheinungen des Lebens hinſtrebende Seele durch Alles, was ſie um ſich her ſah, ſo plötzlich angeregt, gehoben, und doch wieder demüthigend herabgedrückt wurde, wie groß mußten ihr alle diejenigen erſcheinen, die täglich dieſes vielbewegte Lebensbild in ſich aufnahmen, und ſich daran veredelt und geſtärkt hatten!

Das Gedächtniß des aufblühenden Mädchens war voll großer Namen; denn die Geſchichte ihres Vaterlandes, ſo wie das tägliche Fortbauen derſelben in der lebendigen Gegenwart, zog auch die Jungfrau mächtig an. Sie las mit Eifer die Blätter des Tages. Sie fühlte, daß dort der Kampfplatz war, wo der Geiſt für das Geſchick Frankreichs und ſeiner Bewohner die leuchtenden Waffen führte. Der langjährige Friede hatte die Bilder der Helden, die auf den Schlachtfeldern ihr Denkmal des Ruhms erbaut hatten, aus der nächſten Vorſtellung zurückgedrängt. Aber die täglich durch ganz Frankreich wiederhallenden Namen jener großen Helden der Rednerbühne, die mit den Waffen des Gedankens für den Gedanken fochten, klangen auch

in ihrer weiblichen, aber feurigen Seele wieder. Mit ihnen beschäftigt, blickte sie in das sich an ihr vorbeidrängende und treibende Gewühl der Menschen hinaus. Sah sie im flüchtigen Schein der glänzend erleuchteten Spiegelscheiben eines reichen Kaufgewölbes einen Greis mit gebleichtem Haar, von kleiner Gestalt, vorübergehn, aus dessen hellen Augen und sprechenden Zügen aber der Geist sie lebhaft anschaute, so dachte sie mit banger Beklommenheit: „Sollte das vielleicht Benjamin Constant seyn?" Oder zeigte ihr der flüchtige Schimmer des Laternen-Lichts eine Gestalt von hohem Wuchs, und Züge, in denen man den edlen Muth des Helden und des Bürgers erkannte, so pochte ihr Herz, denn es konnte ja Lafayette seyn! — Jener würdige, biedre, auf der Grenze zwischen dem Alter des Mannes und des Greises stehende Mann, der so geistvoll umherblickt, während er zutraulich ernst mit seinem jüngern Begleiter spricht — wäre es Royer Collard? — —

„So in ernste Betrachtungen versunken, meine Leontine?" fragte Adolph, indem er ihre Hand ergriff, und sie mit warmer Herzlichkeit anblickte.

Leontine lächelte. „Ich dachte und träumte so mancherlei Thörichtes, lieber Freund. Du wirst das

Mädchen, was Dir ihre Gedanken geſteht, vielleicht lächelnd verſpotten. In meiner Vorſtellung ſchweben jetzt nur die Geſtalten aller der großen Männer, die hier in der Hauptſtadt weilen, und von hier aus das Geſchick des Vaterlandes, vielleicht Europa's abwägen und leiten. Wo ich nur einen Greis, einen alten Mann mit bedeutungsvollen Zügen, einen bejahrten Krieger raſch beim Schimmer des Lampenlichts an dem Wagen vorübergleiten ſehe, bilde ich mir ein, irgend einen Helden der Rednerbühne oder des Schlachtfeldes zu erkennen."

„Ich werde Dich gewiß nicht verſpotten, meine beſte Leontine," entgegnete Adolph; „ſprichſt Du doch ganz mein Gefühl aus, als ich zum erſtenmal dieſe Hauptſtadt betrat. Jedem, der mir begegnete, und mir als ein Mann von geiſtvoller Bildung erſchien, verglich ich mit dem Bilde, das ich mir von irgend einem berühmten Mitbürger innerlich entworfen hatte, und in jedem überredete ich mich, einen derſelben anzutreffen. Ja bisweilen ſteigerte ich den Wunſch faſt eigenſinnig bis zu einem feſten Glauben, und nicht ſelten bin ich einem vielleicht ganz Unbedeutenden lange leiſe und unvermerkt nachgeſchritten, nur von

dem Gedanken voll, es ſey etwa General Foy, oder Manuel, oder Chateaubriand.“

In der engen Straße hatten ſich mehrere Wagen in einander verfahren; man mußte eine Zeit lang ſtill halten, bis der verwickelte Knäuel des Gedränges gelöſt ſeyn würde.

„In mir bewegen ſich andre Gefühle und Gedanken,“ entgegnete Frau von Clermont mit einem leiſen, halb unterdrückten Seufzer. „Mächtig treten die Bilder der Erinnerung auch in mir hervor, aber leider führen ſie meiſt nur Schattengeſtalten vor meine Seele. — Wie viele der großen Männer, die ich noch gekannt, deren Ruhm ich wachſen ſah, ſind dahin! Als ich zum letztenmale in Paris war, weilte ich hier noch an der Seite Deines Vaters. Täglich ſah ich damals noch jene großen Helden aus der Zeit der Freiheit und des Ruhms! Viele haben den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden, viele ſind ſpäter, ſchon in Vergeſſenheit bei der flüchtigen, undankbaren Nachwelt, einzeln dahin gegangen, und man hat ihr Scheiden vom Leben kaum bemerkt. Ja nach etlichen Monden fragte man ſich wohl, ob ſie noch lebten oder ſchon begraben ſeyen; ſo gleichgültig wird der Menſch ſelbſt gegen die, denen er einſt mit voller Begeiſterung

der Seele anhing. — Auch den Kaiser sah ich zuletzt noch hier, als er eine große Heerschau auf dem Marsfelde hielt. Damals empfand ich es, was ein Mann vermag. Es waren mehr denn funfzigtausend Mann beisammen, unter ihnen die tapfersten Führer, und der Kern aller sieggewohnten Krieger Frankreichs. Dennoch, das glaubt mir, Niemand dachte oder sprach: „Dies Heer ist die Macht Frankreichs!“ Der Kaiser war es, der kleine, unscheinbare Mann, im grauen Ueberrock, der nachlässig auf dem arabischen Pferde saß, dessen Adlerblick aber wie ein zündender Blitzstrahl durch die Legionen drang, und den Muth ihrer Brust begeisternd entflammte. Glaubt mir, meine Kinder, hätte man damals, so nöthig dem Vaterlande tapfre Arme waren, sechs solcher Heere auf der einen Seite in die Waage des Kriegsglücks legen können, auf der andren aber den Kaiser, Frankreichs Söhne würden jauchzend gerufen haben, nehmt Eure Heere, aber gebt uns unsren Kaiser! Denn sein Gedanke war einer Welt in Waffen gleich zu achten!“

„Und doch muß Frankreich sich jetzt glücklicher nennen,“ sprach Eduard mit bescheidnem Ton, aber mit dem Ausdruck der festen Ueberzeugung.

„Ich gebe es zu; er aber legte den Grund, auf dem allein Frankreichs Glück gedeihen konnte. Unter seinen Königen war es entartet, versunken in Schmach und Schande. Das Verbrechen galt für Ruhm, die Tugend war zur verspotteten Thörin herabgewürdigt. Da kehrte plötzlich das ursprüngliche Bewußtseyn dem Menschen zurück; er richtete sich auf in seiner Kraft, und empörte sich gegen Alles, was zu seiner Unterdrückung beigetragen hatte. Er bedurfte einer ganz neu geschaffnen Welt, um darin athmen zu können. Das alte Band, was die Gemeinsamkeit Aller erhielt, war zerrissen; jeder war nur auf sich selbst angewiesen. Das war die Revolution! Der Kühnste, der Verwegenste, endlich der Frechste, war der, dem die Herrschaft zufallen mußte; denn die Guten erbebten. Es gab kein Gesetz mehr, denn jeder Einzelne gab Gesetze. Was hätte diese zersprengten Völkermassen je wieder verbinden können, wenn es nicht der mächtige Wille eines Einzelnen gewesen wäre? Die Freiheit war zur Willkühr entartet; die Gewalt mußte sie jetzt fesseln, bis sie zum Gebrauch ihrer Kraft heran gewachsen wäre. O, dankt dem Schöpfer, daß er Euch einen solchen Riesen gesandt hat, der den tobenden Sturm zu bändigen vermochte! Das Gebäude der

menschlichen Gesellschaft war zertrümmert; es mußte einer zuerst den Bau eines neuen gewaltsam erzwingen, daß wir den Schrecken der Naturkräfte nicht Preis gegeben blieben. Dann erst, als die Sicherheit des Obdachs errungen war, konnte die Zeit kommen, wo wir für die Bequemlichkeit der Wohnung Sorge tragen durften."

„Gewiß haben Sie Recht, beste Mutter," entgegnete Adolph. „Man darf nur, wie ich als Seemann öfters, in Süd-Amerika gewesen seyn, um sich zu überzeugen, daß die Freiheit, die sich ihre Bahn gewaltsam brechen mußte, alsdann der Gewalt eines festen Einzelnwillens bedarf, um in das richtige Bett geleitet zu werden, von welchem aus ihr segensreicher Strom die Fluren, die er durchwallt, zu erquicken und zu befruchten vermag. Die zerstreuten Kräfte versammeln sich nicht; jede zerschlägt sich spröde an der andern. Was dieser baut, zertrümmert jener, wo kaum gesäet werden kann, verlangt man schon zu ärnten. Da bedarf es einer Kraft, der Alle vertrauen; aber diese muß so überwiegend groß seyn, daß sie die andern alle aufwiegt. Wäre Bolivar ein Napoleon an Kraft des Geistes, so würde sein Vaterland nicht so zerrissen werden von den Stürmen, so zerwühlt von

den Fluthen, die, gebändigt und geleitet, es zu dem glücklichsten Lande der Welt machen könnten."

„Darum," setzte Leontine bescheiden hinzu, „scheint es mir, sollten gute, weise Fürsten den gefährlichen Strom zeitig, allmählig in die Bahn leiten, die er sich früher oder später doch selbst mit unbesiegbarer Kraft bricht; dann freilich strömt er über sein Ufer, und verheert die Länder, die er segnen könnte!"

Unter diesem Gespräch, das sich während des Haltens, und des ganz langsamen Vorrückens in der gesperrten Straße lebhaft fortgesponnen hatte, war man bis an den Pont neuf gekommen. Jenseits der Seine, in der Straße Montmartre befand sich das Hotel, wo Frau von Clermont ihre Wohnung nahm.

Dicht neben derselben lag das Haus ihres Oheims, des Herrn von Desormery, in gewisser Hinsicht der Vormund Leontinens und ihres Bruders da er einen Theil ihres Vermögens, welches in Paris angelegt, und nicht leicht anders zu verwenden war, verwaltet hatte. Jetzt war ein Zeitpunkt eingetreten, wo die Kapitalien großentheils frei wurden, und über die fernere Bestimmung derselben ein Entschluß gefaßt werden mußte. Da Eduard seiner Volljährigkeit nahe war, Leontine sich verbinden wollte,

wünschte die Mutter, denselben diesen Theil ihres künftigen Besitzes einhändigen zu können, und deshalb war ihr eine mündliche Besprechung mit dem bisherigen Verwalter dieser Kapitalien sehr wichtig. Der Wunsch, zugleich ihn als einen nahen Verwandten wiederzusehn und seine Familie kennen zu lernen, hatte sie bestimmt, den längst gehegten Entschluß, eine Reise nach Paris zu machen, so schnell auszuführen.

Herr von Desormery war von ihrer Ankunft benachrichtigt, hatte ihr eine Wohnung dicht neben der seinigen einrichten, und ihr die Nachricht deshalb auf einer der lezten Stationen vor Paris zukommen lassen.

Kaum hielt daher der Wagen vor dem Hause, als auch schon die Diener des Hôtels und Herr von Desormery mit seinen Töchtern sich zum Empfang der Reisenden an demselben einfanden.

„Endlich, nach so langen Jahren sehen wir uns wieder!“ rief Desormery aus, indem er Frau von Clermont hülfreiche Hand beim Aussteigen bot. „Endlich! Kaum hätte ich geglaubt, es noch zu erleben!“ —

Frau von Clermont war durch vielfache Erinnerungen tief bewegt, und vermochte auf den herzlichen

Gruß, den ihr Oheim mit einer Umarmung begleitete, im ersten Augenblick nichts zu erwiedern. Ihre Thränen flossen sanft; sie verhüllte sich das Angesicht mit ihrem Tuch. Nach einigen Augenblicken sprach sie: „Lange Jahre liegen freilich zwischen heut und damals! Dennoch ist mir jene vergangene Zeit so gegenwärtig, wie die Begebenheiten von heut und gestern! — — Lassen wir das. Sehn Sie hier meine Tochter Leontine, und dort ihren Bräutigam, Herrn von Tracy.“ — „Willkommen! herzlich willkommen!“ rief der wohlwollende alte Herr von Desormery. „Doch gehn wir hinauf. Marie, Louison, helft ein wenig. Es sind meine Töchter; oben in Ihrer Wohnung sollen sie Ihnen vorgestellt werden.“ Bei diesen Worten führte er Frau von Clermont die Treppe hinauf, während die beiden jungen Mädchen, von denen die jüngste kaum siebenzehn Jahre zählen mochte, Leontinen begrüßten, und sich thätig zeigten, ihr beim Ausräumen des Wagens behülflich zu seyn.

In wenigen Minuten war man eingerichtet. Desormery hatte seine Nichte in ihre Zimmer geführt, und ließ ihr seine Töchter zur ersten Hülfsleistung.

Hierauf nahm er Adolph bei der Hand, und begleitete auch diesen in die für ihn in Bereitschaft gehaltene Wohnung, welche in demselben Hôtel ein Stockwerk höher lag.

Eine kurze Zeit war hinreichend für die Frauen, um sich in Bereitschaft zu setzen, der Einladung Desormery's folgen zu können, und den Ueberrest des Abends in seinem Hause, nur mit seiner Familie zuzubringen.

Er selbst verweilte so lange bei Adolph, seine Töchter bei den weiblichen Reisenden, bis man gemeinschaftlich hinübergehen konnte.

Desormery war ein Mann von mehr als sechszig Jahren. Er hatte die ganze Revolution erlebt, war im Anfange ein begeisterter Anhänger derselben gewesen, hatte sich jedoch, als ihre entsetzlichen Ausschweifungen begannen, mit seinen Aeltern nach England begeben. Diese waren dort gestorben, der größte Theil ihres Vermögens verloren gegangen; doch hatte er so viel gerettet, um als ein einzelner Mann wenigstens dem Sturm eine Zeit lang trotzen zu können. Unter Napoleons Regierung war er nach Frankreich zurückgekehrt, und da Augenschwäche, besonders aber große Kurzsichtigkeit ihn hinderten, Soldat zu werden,

eine kleine Anstellung im Verwaltungsfach angenommen. Er war ein redlicher, fleißiger Arbeiter, wiewohl ohne ausgezeichnetes Talent. Indeß seine große Rechtschaffenheit und Pünktlichkeit empfahlen ihn, er rückte nach und nach höher hinauf, und bekleidete jetzt den Posten eines Bureau-Chefs im Ministerium der Finanzen. Seine Stellung war nicht hoch genug, um ihn in die politischen Verhältnisse zu verwickeln; die Stürme, die den Ministern drohten, und diese stürzten, gingen über sein Haupt hinweg. Ein erfahrnerer zuverlässigerer Arbeiter als er, war nicht leicht zu finden, und so suchte jeder neue Vorgesetzte sich den nützlichen Untergebenen zu erhalten, der dann freilich auch manche Arbeit übernehmen mußte, von welcher seine Oberen die Früchte ärnteten. Er hatte überdies nicht genug eigenen Grundbesitz, um Wähler seyn zu können, und war daher in dieser Beziehung den harten Maaßregeln, durch welche die Beamten gezwungen wurden, ihre Stimme nach der Ansicht der Regierung zu geben, nicht ausgesetzt. — Erst spät hatte er sich vermählt, aber seine Gattin bald wieder verloren. Zwei Töchter, Marie, die ältere, noch nicht neunzehn Jahr, und Louison, die jüngere, eben siebenzehn, waren ihm geblieben. Mit diesen lebte er in der

großen Hauptstadt Paris ziemlich eingezogen, wiewohl er es nicht absichtlich vermied, in Verbindung mit denen zu treten, die ihm in ihrem Verhältniß ziemlich gleich standen. Marie war damit sehr zufrieden; sie hatte einen häuslichen Sinn, liebte die Musik, hatte Talent dafür, und belehrte sich gern durch Lesen. Louison dagegen, obwohl von gutem Herzen, wäre gern mehr in der großen Welt gewesen, und beneidete manche ihrer Freundinnen um die Gesellschaften, die Bälle, die Opern und Schauspiele, denen diese freilich weit häufiger beiwohnen durften als sie. Zum Theil mochte ihre Jugend diese Neigungen entschuldigen, doch war Marie in demselben Alter schon ernster gewesen. Louison besaß Geist, namentlich einen raschen Verstand, auch Witz, aber bei weitem weniger Kenntnisse als ihre Schwester, noch jene Einsicht in tiefere, ernstere Dinge, jene richtig abwägende Vernunft, die sich so weit von den glänzenderen, jedoch oberflächlichen Gaben des Verstandes unterscheidet. Sie erkannte überall das Rechte, verstand das Edle, begriff das Erhabene; Louison entdeckte schnell die schwachen Seiten der Dinge und Personen, und wußte diese nicht ohne Geschick anzugreifen. Marie empfand tief, Louison war leidenschaftlich. Sie ergriff alle Dinge

mit Heftigkeit, erkaltete aber bald in ihrem Eifer dafür; Marie blieb bei dem, was sie wählte, mit steter Wärme. Sie hatte eine wohlwollende Theilnahme für Alle, Neigung für Wenige; Louison entschied sich leicht für und gegen. Indessen waren Beide in den Grundsätzen strenger Sitte und Ehre erzogen, und vereinigten sich in herzlicher Liebe für ihren Vater. Daß dieser nach dem Charakter seiner Töchter eine größere Neigung zu Marieen hatte, war natürlich; allein er begünstigte, aus Furcht, ungerecht zu seyn und Louison zu kränken, diese fast mehr als Marieen.

Desormery führte seine Gäste mit einer Entschuldigung ein, daß er sie nicht ganz bei sich aufnehmen könne. „Früher," sprach er, „war meine Wohnung völlig dazu eingerichtet, Freunde aufzunehmen; doch seit einem halben Jahre habe ich mich überreden lassen, einige Zimmer abzutreten, was mir in mancher Hinsicht leid thut." Er warf dabei einen Blick auf Louison, die erröthend und zugleich ein wenig verdrießlich vor sich nieder sah. „Dies beraubt mich des Vergnügens, meine Nichte, und meine liebenswürdige Großnichte bei mir zu sehn, verschafft Ihnen jedoch vielleicht das Vergnügen und die Ehre, einen Offizier der Schweizergarde, Herrn Hauptmann von

Lormeuil, kennen zu lernen.“ Er sprach diese letzteren Worte in einem etwas sathyrischen Ton, hatte aber kaum die Lippe geschlossen, als schon der Diener eintrat, und Herrn von Lormeuil anmeldete. „Sagte ich's nicht?“ rief Desormery, „sehr willkommen!“

Der Capitain, ein Mann von etwa zwei und dreißig Jahren, trat ein. Er hatte ein einnehmendes Aeußere, und gefällige Sitten; mit Anstand und Gewandtheit begrüßte er die Angekommenen, und nahm hierauf seinen Platz neben Louison ein, der er große Aufmerksamkeit widmete. Die Worte des Vaters waren dadurch ziemlich deutlich erklärt; es schien, er sehe die Annäherungen des Hauptmannes an seine Tochter nicht gern. Der Grund war nicht aus dem persönlichen Charakter desselben geschöpft, sondern ein allgemeiner.

Die Schweizergarde war allen Franzosen verhaßt; sie sahen in ihr die Erneuerung einer Sitte, welche schon vor der Revolution Unzufriedenheit erregt hatte. Natürlicher Weise konnte der Anblick dieser Truppen, welche besoldet waren, um den König von Frankreich gegen die Franzosen zu beschützen, oder wie Andre es auslegten, um die Freiheiten derselben unterdrücken zu helfen, Allen, welche die Tage der Revolution ge-

ſehn hatten, keine angenehme Erinnerung erwecken. Und da Paris eben jetzt ſich in einer Gährung befand, die ernſte Kämpfe vorzubereiten ſchien, ſo mußte es einem Manne von Deſormery's Geſinnung doppelt unangenehm ſeyn, in ſeiner Tochter eine Neigung für einen Mann zu entdecken, in dem er einen Feind des Vaterlandes ſah. Obgleich Deſormery ſich ungern über politiſche Meinungen ausſprach, weil er in ſeiner Stellung viele Verhältniſſe zu ſchonen hatte, ſo that er dies doch gerade gegen den Hauptmann, und ſchärfer als vielleicht ſeine Anſicht war, um demſelben begreiflich zu machen, daß er ungern in ein näheres Verhältniß zu ihm trete. Dieſer ſeiner Seits hatte Ehre genug, ſeine Anſicht wenn gleich mit Mäßigung zu verfechten, und namentlich ſeine feſte Anhänglichkeit an die Pflichten ſeiner beſondren Stellung auszuſprechen, durch die er freilich nur dem Könige von Frankreich, nicht den Inſtitutionen dieſes Landes verpflichtet war.

„Was bringen Sie Neues mit, Herr Hauptmann?“ fragte Deſormery. „Wie gehn die Wahlen?“

„Nach den ſo eben eingetroffenen Nachrichten bleibt das Verhältniß derſelben ganz ſo wie dieſen Mittag.“

„Also werden die Zweihunderteinundzwanzig dennoch triumphiren?“

„Es scheint so.“

„Herrlich!“ rief Adolph rasch aus. „Frankreich zeigt sich seiner würdig! So lange ein solcher Geist unsre Bürger belebt, haben wir weder den Irrthum des Königs, noch den bösen Willen seiner heimlichen Rathgeber zu fürchten.“

Der Hauptmann schwieg, und maß Adolph mit einem ernsten Blick. Dieser, nicht gewohnt, seine freie Gesinnung dem Tadel eines Andren unterworfen zu sehn, am wenigsten aber gestimmt, von einem Fremden, der sich nach der Ansicht der Franzosen der Tyrannei verhandelt hatte, einen Vorwurf deshalb zu ertragen, blickte den Hauptmann gleichfalls unbeweglich an, in der Erwartung, daß derselbe seinem Mienenspiel Worte geben werde. Desormery, dem ein Zwist, und namentlich über diesen Gegenstand, sehr unwillkommen gewesen wäre, suchte dem Ausbruch desselben vorzubeugen. „Wir wollen die Spaltungen, welche sich leider im öffentlichen Leben finden, und uns in unsren allerseitigen Geschäften so manche Sorge bereiten, nicht auch in das Innere eines traulichen Familienkreises dringen lassen. Das Schicksal Frank-

reichs werde nur auf der Tribune, im Cabinet, in den Journalen erwogen; in freundschaftlicher Versammlung unter gemeinsamem Dach lasse man den Zwiespalt öffentlicher Meinungen ruhen. Sie sind Beide Soldaten, meine Herren, Sie werden wissen, wie oft es ja selbst im Kriege vorgekommen ist, daß nach erbitterter, entschiedener Schlacht sich Freund und Feind kameradschaftlich an einem und demselben Feuer gewärmt haben. Nur im Ganzen, in den Massen sey der Krieg, die Feindschaft gestattet; der Einzelne gehorche dem milden Gesetz der Sittlichkeit, oder, wenn man will, auch nur der Geselligkeit. Herr von Lormeuil und ich, wir haben nur bisweilen unsren Scherz mit einander, weil er die Wiederwahl der Zweihunderteinundzwanzig nicht glaubt, ich aber sie proprophezeiht habe."

Der Hauptmann mochte nicht gewohnt seyn, Herrn von Desornery in diesem versöhnlichen Tone über politische Gegenstände sprechen zu hören; es war ihm daher angenehm, dessen Gesinnung ein wenig beugsamer zu finden, als er hoffte. Um so leichter versöhnte er sich in Gedanken mit Adolph, zumal da überdies jeder Schritt, der die Spaltung zwischen ihm und Desornery erweitern konnte, ihm in Hinsicht

auf sein Verhältniß zu Louison mehr als unangenehm war. Als der Aeltere von beiden suchte er daher einzulenken. „Vielleicht wäre ich der Ansichten Ihres Gastes, wenn ich ein geborner Franzose wäre. Unsre Stellung übt aber einen mächtigen Einfluß auf unsre ganze Denkungsart; denn jeder empfindet zunächst die Verhältnisse als bequem, wohlthätig, segensreich, in so fern sie zu seiner besondren Lage sich schicken. Der Irrthum muß sehr augenscheinlich seyn, wenn er in der Erkenntniß eines jeden vorwalten soll. Ein Krieg z. B. mag noch so unbegründet seyn, es wird schwer halten, daß ein junger Offizier sich darüber betrübe; auf der andren Seite möchte derselbe der politischen Existenz, der Volksehre unumgänglich nöthig seyn, so würde doch schwerlich ein Landmann, dessen Felder er verwüstet, dessen Gehöft er plündert, von dem Wunsch des Friedens abzubringen seyn."

„Im Fall Sie, Herr Hauptmann," entgegnete Adolph noch immer warm und gereizt, „die Frage, welche wir vorhin berührten, nicht im Namen Frankreichs, sondern im Namen der Schweizergarde des Königs beantworten wollten, so gebe ich Ihnen zu, daß Sie die Wiederwahl der zweihunderteinundzwanzig Patrioten, deren in ganz Europa bewunderte

Energie und Freimüthigkeit vielleicht unser Vaterland vor der Rückkehr der alten Herrschaft der Willkühr rettet, nicht wünschen können."

Man sah dem Hauptmann an, daß er seinen Verdruß bekämpfen wollte; ein ängstlicher Blick Louison's schien ihm den Muth zu diesem Entschlusse zu geben. „Ich kann Ihnen Recht geben," erwiederte er, „indem ich die Schweizergarde als einen Theil der königlichen Macht, als eine Stütze des Thrones betrachte, der doch auch zu den drei zusammen wirkenden Staatsgewalten gehört. Eine Abneigung gegen Personen verführt die meisten Einwohner dieses Landes zu einem Mißkennen der Verhältnisse. Ich kann das Verfahren der Deputirten nicht billigen; sie sind aus dem Kreise ihrer Befugnisse herausgetreten. Wie Sie dieselben daher als die Schutzwehr Frankreichs ansehn, so muß ich die Freiheit des königlichen Willens als das Wehr gegen die Anarchie betrachten."

„Es ist die Pflicht der Kammer, die Rechte der Nation zu vertreten."

„Ja wohl, sobald dieselben angegriffen sind."

„Das geschah schon durch die offenkundige Absicht bei der Einsetzung eines Ministeriums, welches aus lauter verhaßten Namen zusammengesetzt ist.

So wählt man nicht aus Irrthum oder Täuschung, sondern aus verschleierten, dennoch aber niemandem verborgenen Absichten.“

„Man darf gegen Vermuthungen nur durch Vermuthungen auftreten; ein ausgesprochenes Urtheil der Kammer über die Minister aber ist eine Thatsache. Ob man dem System des Herrn von Polignac sich hätte anschließen dürfen, hätte man erst aus dessen Handlungen beurtheilen sollen. Ich würde der Kammer Alles zugestehn; sie hätte jedes Gesetz verwerfen, ja sogar das Budget verweigern mögen. Man hatte diese Schritte tadeln können, aber die Berechtigung dafür einräumen müssen. Die Initiative jener Erklärung aber stellte dem Könige nur die Wahl zwischen entschlossener Festigkeit, oder einem schimpflichen Zurücktreten.“

„Zwischen diese Scylla und Charybdis hatten ihn diejenigen gestellt, welche ihm riethen, das Ministerium Martignac zu entlassen. Uebrigens scheint es mir niemals schimpflich, einen Irrthum einzusehn, oder selbst ein ungerechtes Vorhaben aufzugeben. Und hat der König etwas dadurch gewonnen? Welche Wahl bleibt ihm denn jetzt?“

Der Hauptmann schwieg.

„Sie schweigen. Ich will für Sie antworten. Es bleibt ihm nur die Wahl zwischen dem jetzt viel kränkenderen Nachgeben, da es nicht mehr aus freier Erkenntniß des Vernünftigen und Rechten geschieht, sondern als ein erzwungener Schritt erscheint, den er höchst ungern thut; oder er hat freilich noch einen Ausweg, den er aber ohne das Corps, zu dem Sie gehören, Herr Hauptmann, nicht einzuschlagen wagen dürfte."

„Mein Herr," erwiederte der Hauptmann gereizt, „Sie sind im Dienste des Königs, gleich mir."

„Nicht gleich Ihnen, denn ich bin auch Bürger Frankreichs, und meine Pflicht als Soldat kann mich nie berechtigen, meine Pflichten als Bürger zu vergessen, noch zwingen, meine Rechte als solcher aufzugeben, oder gar selbst zu zerstören. Das ist der Unterschied zwischen uns, Herr Hauptmann. Sie dienen dem Könige als einer Person, ich diene demselben als Oberhaupt des Staates. Wenn Karl der Zehnte heut seine Krone dem Dauphin überträgt, so ist mein Verhältniß in Nichts geändert; denn Frankreich bleibt dasselbe, behält dieselben Gesetze. Sie aber haben mit einem neuen Beherrscher vielleicht ganz neue Pflichten zu erfüllen."

„Der Soldat kennt und soll nur die eine des Gehorsams kennen.“

Adolph wollte erwiedern, doch er fühlte seine Hand sanft ergriffen. Es war Leontine, die ihn mit diesem leisen Druck der Liebe bat, ein Gespräch abzubrechen, in welchem noch niemand sich so viel vergeben hatte, daß Fortfahren ein Gesetz der Ehre für ihn geworden wäre. Alle Winke der Liebe werden leicht verstanden, und gern befolgt; Adolph schwieg daher, obwohl seine ganze Brust noch mit Gründen für seine Meinung erfüllt war.

Desormery, der sich innerlich die bittersten Vorwürfe machte, den Apfel der Eris muthwillig hingeworfen zu haben, war schon lange unruhig auf und nieder gegangen. Als ein wahrer Freudenbote erschien ihm daher der Diener, welcher meldete, daß das Abendessen aufgetragen sey. Er bot Frau von Clermont den Arm, der Hauptmann führte Louison, Adolph Leontinen und Marie.

Der Gang in den Salon, die gesellige Pflicht, der Dame, die man führte, einige Worte der Höflichkeit zu sagen, dazu das Bestreben mehrerer Personen, das so lebhaft angefangene Gespräch vergessen zu machen, bewirkten dies leicht.

Desormery gab sich alle Mühe, den zuvorkommenden Wirth zu machen, die Töchter des Hauses unterstützten den Vater, und so waren nach wenigen Minuten die Falten verschwunden, welche sich schon auf mancher Stirn gelagert hatte.

Ueber Tische erwähnte Desormery ganz zufällig des Silen und der Aventure, und warf eine Frage deshalb auf. Frau von Clermont bemerkte erst in diesem Augenblick, daß von Adolph's Verhältniß zu diesem Schiff noch gar nichts im Hause bekannt war. Sie ergriff daher gern die Gelegenheit, ihren künftigen Eidam unter einer sehr günstigen Bedeutsamkeit vorzustellen. „Niemand, lieber Oheim, wird Ihnen," sprach sie, „bessre Auskunft darüber geben können, als unser junger, lebhafter Politiker."

„Freilich, er ist ein Seemann," fiel Desormery ein.

„Und noch dazu Schiffslieutenant auf der Aventure gewesen," setzte Frau von Clermont lächelnd hinzu.

„Wie?" rief Desormery. „Da haben Sie von Glück zu sagen, daß Sie jene unglückliche Fahrt nicht mitgemacht haben!"

Adolph erwiederte fast erröthend: „Verzeihen Sie, ich habe sie mitgemacht, und nenne vielleicht eben da

ein Glück, wiewohl es manches schmerzliche Opfer gekostet hat!“

Jetzt brach Desormery in ein fast übermäßiges Erstaunen aus. Ein Ereigniß, das mitten in den grossen politischen Bewegungen Bedeutung genug behalten hatte, um das fortwährende Gespräch des Tages zu bilden, mußte einem Theilnehmer an demselben ein lebhaftes Interesse leihen. Wie ein Blitzstrahl fiel daher die Entdeckung, daß Adolph jene Abentheuer erlebt hatte, in die Gemüther der Gesellschaft. Jeder wollte hören, wollte belehrt seyn, sogar der Hauptmann vergaß über dem Antheil an den Schicksalen des jungen Mannes, daß er ihm fast feindlich gegenüberstehe. Adolph mußte erzählen, von Anfang bis zu Ende. Desormery war ganz Ohr. Die Töchter des Hauses hörten mit gespannter Aengstlichkeit den abentheuerlichen Berichten zu. Nichts war ihnen ausführlich genug, alle, auch die kleinsten Umstände wollten sie erfahren. Leontine glühte vor freudigem Stolz, daß ihr Geliebter gewissermaßen als der Held des Tages dastand, und aus dem Dunkel der Gefahren und Schicksale in so leuchtendem Glanz hervorging. Eine wahrhafte Rührung aber empfand sie dabei, wenn Adolph mit edler Bescheidenheit so manches, wo er selbst durch Muth und

Einsicht sich hervorgethan hatte, überging oder nur leise andeutete. So viel Wunderbares er auch mitzutheilen hatte, so hörte man es doch der Erzählung an, daß er völlig aufrichtig und eher mildernd als vergrößernd berichte. So gewann sich Adolph Aller Achtung und Liebe. Mit tiefer Rührung hörte man seinen Bericht von dem Tode des redlichen Jean. Leontine nahm auch das Wort, und erzählte Tony's rührendes Ende; Louison und Marie vergossen bittre Thränen dabei, selbst der alte Desormery mußte sich das Auge trocknen.

So hatte sich das Gespräch auf einen Gegenstand gewendet, der Alle vereinigte, und keinen Zwiespalt mehr aufkommen ließ. Die Stunden flohen rasch dahin, es war Mitternacht, ehe man es ahnte, und man mußte endlich auseinander gehn.

Siebzehntes Kapitel.

Am andren Tage ging jeder seinen Geschäften nach. Frau von Clermont fuhr mit Desormery zu mehreren Personen, die in ihre Geldangelegenheit verwikkelt waren, Adolph meldete sich im Büreau des Marineministeriums, Leontine und die Fräulein Desormery machten in der Stadt einige Einkäufe. Erst zum Mittagsessen kamen alle Mitglieder dieses vertrauten Kreises wieder zusammen; Hauptmann Lormeuil fehlte jedoch, da er nur gegen Abend, und auch da nicht immer, der Familie Desormery seinen Besuch zu machen pflegte.

Für den kühleren Nachmittag beschloß man eine Spazierfahrt auf einige der belebtesten Promenaden.

Diese nahm den Abend bis zu einer ziemlich späten Stunde weg. Die Damen, etwas ermüdet von

den mancherlei Unternehmungen des Tages, zogen sich früher zurück. Desormery aber bat Adolph, noch eine Stunde zu bleiben, und ihm noch einiges von seinen Erlebnissen bei einem Glase Wein mitzutheilen.

Als sie allein waren, begann der Wirth: „Zwar, liebster Freund, nehme ich einen großen Antheil an Ihren Schicksalen, indessen habe ich doch noch einen andren Grund, mit Ihnen zu sprechen. Ohne Umschweife will ich zur Sache kommen. Der Hauptmann Lormeuil hat eine Neigung für meine Tochter Louisen gefaßt, die nicht unerwiedert geblieben ist. Gegen den persönlichen Charakter des Hauptmanns kann ich durchaus nichts einwenden. Er ist ernst, ruhig entschlossen, tapfer, wie er in vielen Fällen bewiesen hat, ehrliebend, ohne Leidenschaften, die ihn in verderbliche Verhältnisse stürzen könnten, ja er hat auch ein edles, großmüthiges Herz — kurz, er ist ein Mann, wie ein Vater ihn seiner Tochter nur wünschen könnte. Allein dennoch würde ich äußerst ungern in eine Verbindung willigen, denn in allen Grundsätzen über das öffentliche Leben ist er durchaus der Gegensatz von dem, was ich denke, und von dem, was in ganz Frankreich als die Meinung der Besseren gilt. Ohne ein eigentliches Vaterland (denn ein kleiner Kanton der Schweiz, der

ſich nicht ſelbſtſtändig zu behaupten vermag, und die Kraft ſeiner Bewohner nach außen ſendet, da er deren nicht bedarf, kann höchſtens ein Geburtsland genannt werden) iſt er faſt ganz ohne dasjenige Gefühl, welches in neuerer Zeit allen Völkern, zumeiſt aber uns zum lebendigen Bewußtſeyn gekommen iſt. Von Jugend auf Soldat, kennt er nur die engherzigen Pflichten dieſes Standes, und kann ſich zu dem Gedanken, daß jedes Heer zunächſt ein Theil des Volkes und die weſentlichſte Stütze deſſelben ſeyn ſoll, durchaus nicht erheben. Da er nicht das Gefühl hat, für ein Vaterland zu fechten, fehlt ihm auch ganz der Begriff, was es heiße, gegen daſſelbe zu kämpfen.

Dies wären ganz vortreffliche Geſinnungen für die Zeit des Mittelalters, wo man nur Rechte von der einen und Pflichten von der andren Seite kannte; es wären bequeme Geſinnungen für alle diejenigen Staaten, wo man, wie man ſich auch heuchelnd verſtelle, dieſe Feudalanſichten faktiſch durchaus nicht loslaſſen will. — Aber mir däucht, in Frankreich kann ein Mann mit ſolchen Anſichten nicht mehr lange dauern, und ein Vater, der ihm ſeine Tochter verlobt, verheirathet ſie gewiſſermaßen an einen bankerutten Kaufmann, deſſen Anſehn nächſtens zuſammenbrechen und völlig erlö-

schen wird. — — Aus Ihrem gestrigen Gespräch mit Lormeuil habe ich Ihre Ansichten erkannt; aus einer Unterredung, die ich heut mit Ihrem Widersacher hatte, ersehn, daß er Sie, nach dem was er später von Ihnen erfahren, ungemein hochschätzt und lieb gewonnen hat. Darauf gründe ich meinen Plan. Sie sind Soldat, er ist es auch; durch Sie kann er vielleicht am besten begreifen lernen, daß die kriegerische Pflicht sich mit der bürgerlichen vereinigen läßt. Wie wäre es, wenn wir jetzt bei einem Glase Wein beide freundschaftlich, aber warm und eifrig, auf seine Grundsätze eindrängen, und ihn zu gewinnen suchten? Dazu wünsche ich Ihre Mitwirkung, das ist die Absicht, die ich habe, indem ich Sie hier zurückhalte. Wollen Sie, Freund?"

Adolph schlug mit Feuer in die dargebotene Hand ein. Der guten Sache einen ehrenhaften Vertheidiger zu gewinnen, schien ihm ein rühmlicheres Unternehmen, als zehn Widersacher derselben zu entwaffnen.

Desormery schickte daher hinüber zum Hauptmann, und ließ fragen, ob es ihm gefällig sey, noch eine Stunde bei ihm zuzubringen. Die Antwort lautete bejahend, in wenigen Minuten erschien der Hauptmann selbst.

Er begrüßte Adolph mehr als freundlich, Herrn von Desormery mit Achtung und Höflichkeit. Man setzte sich, Desormery schenkte ein, und begann das Gespräch: Sie sind gestern bei Ihrer ersten Bekanntschaft ein wenig in Zwist über öffentliche Gegenstände gerathen. Da ich zwei Männer, die ich so achte, die mir in meinem Hause so angenehm sind, nicht bloß als Gäste desselben gegeneinander höflich, sondern wirklich befreundet sehn möchte, so konnte ich nicht umhin, die nächste Gelegenheit zu ergreifen, Sie näher mit einander bekannt zu machen. Ich habe die Ueberzeugung, daß Sie einander achten müssen, hoffe und denke, Sie können Freunde werden. Vielleicht geben Sie Beide etwas von der Strenge Ihrer Ansichten nach, und nähern sich so einander. Es geschieht nur zu häufig im lebhaften Streit, daß man, wenn ein Gegner auftritt, seine eigene Ansichten und Grundsätze noch viel schroffer hinstellt und hartnäckiger vertheidigt, als man es eigentlich damit meint, und gegen sich selbst zu thun gewohnt ist. Denn gemeiniglich wird der Streit geführt, um Recht zu behalten, nicht um sich zu vereinigen; versuchen wir einmal heut das letztere. Es gelingt gewiß, wenn wir allerseits das Vertrauen fassen, daß wir dasjenige wollen, was nach unsrer Ueber-

zeugung das Rechte, was das Beſte iſt. Füllen Sie Ihre Gläſer! Laſſen Sie uns anſtoßen, und den erſten Trunk der Aufrichtigkeit und dem Wohlwollen des Herzens bringen!"

Alle Drei ergriffen die Gläſer, der Hauptmann mit freundlichem Ernſt.

Deformery blickte ſeine beiden Gäſte an und ſchien zu erwarten, daß ſie ſich erklären ſollten; Adolph ſchwieg, um Lormeuil, als dem Aelteren, das Wort zu laſſen. Dieſer nahm es endlich in der Weiſe einer Abbitte, und ſchien ſo den erſten Schritt zur Annäherung zu thun.

„Wenn ich geſtern in der Heftigkeit des Geſprächs Ihnen mit irgend einem Wort zu viel gethan habe, ſo bitte ich Sie herzlich um Vergebung; ich hatte und habe ſtets nur die Vertheidigung meiner Sache dabei im Geſicht, vergeſſe aber ganz die Perſon."

„Ich habe Ihnen nicht zu vergeben," entgegnete Adolph, „ich habe nur zu wünſchen, daß wir über manche Dinge einer ähnlicheren Anſicht werden möchten. Indeß, mir däucht, ich finde Ihre Entſchuldigung leicht. Sie ſind kein Bürger Frankreichs, es kann Ihnen daher unmöglich jenes lebendige Gefühl für

die Heiligkeit der Landes-Verfassung inne wohnen, welches mich beseelt."

„Und Sie, lieber Freund," erwiederte der Hauptmann mit entgegenkommendem Wohlgefallen, „Sie sind vielleicht zu sehr, durch zwar allgemein verbreitete, aber doch nicht allgemein begründete Ansichten der Zeit geleitet, deren glänzende Außenseite uns oft von einer näheren Prüfung derelben abhält, um so lebendig wie ich das Recht, welches auf meiner Seite wohnt, zu empfinden. Namentlich scheint es mir, als könnten Sie unmöglich die Natur Ihres Standes, die wesentliche Bedingung desselben richtig betrachten, wenn Sie dabei zugleich den Ansichten folgen zu dürfen glauben, die Sie gestern aussprachen."

„Und was verlangen Sie für Ansichten von dem Soldaten?" fragte Desormery. „Mich dünkt, um ins Klare zu kommen, müßte erst einer der Herren sein völliges Glaubensbekenntniß ablegen."

„Ich scheue mich nicht, dies zu thun," sprach der Hauptmann. „Ich habe dem Könige meinen Eid geleistet. Das Heer bildet zunächst die Stütze der königlichen Würde, des Thrones. Dem Könige allein gehört das Recht, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen. Ich bin ein Theil der Mittel, durch welche

er dieſes Recht ausübt, und habe mich ihm wiſſentlich dazu verpflichtet. Seine Anſicht, ſein Wille wird daher durchaus der meinige; meine Verantwortlichkeit iſt nur in den Grenzen meiner Dienſtpflichten als Soldat. Der König beſtimmt, wie ich die Kräfte verwenden ſoll, die ich ihm durch meinen Eid verpflichtete. Daher fordert mich auch meine Pflicht auf, mich gegen jede Anſicht oder Macht im Staate zu erklären, durch welche die königliche Würde verletzt oder bedroht wird. Dies iſt durch die Deputirten geſchehn, welche dem Monarchen die Entlaſſung ſeiner Miniſter auf ungeſetzlichem Wege eigenmächtig vorſchreiben wollten. Dadurch iſt der König in die Nothwendigkeit getrieben worden, ſich und die Ehre ſeines Wortes und ſeiner Entſchlüſſe gewaltſam zu behaupten. Die jetzige, durch, meiner Anſicht nach, unzählige geheime Umtriebe völlig irre geführte Geſinnung der Wähler, macht einen äußerſten Schritt dieſer Art wahrſcheinlich. Und in dieſem Falle werde ich für die Sache des Königs thun, was der Dienſt von mir fordert.“

Der Hauptmann ſprach dieſe Worte in einem ruhigen, würdevollen, aber ſo entſchiedenen Tone, daß man nicht zweifeln konnte, er habe dieſe Anſichten nach reiflicher Ueberlegung gefaßt, und die Wurzel derſelben

dringe in die innerſte Tiefe ſeines Daſeyns ein, und umklammre ihn mit unerſchütterlicher Feſtigkeit.

Adolph konnte einige Erbitterung über ein ſo blindes, unfreies Denken, über ein ſolches Verkaufen aller eigenen Entſcheidungsrechte in den höchſten Angelegenheiten des Menſchen kaum bezwingen. Da er jedoch dazu das männliche, redliche Antlitz Lormeuil's ſah, auf deſſen Stirn ſogar eine düſtre Wolke der Schwermuth ſich gelagert hatte, die wohl ahnen ließ, er wiſſe, welches Opfer er vielleicht der Pflicht bringe, ſo wurde er gerührt über deſſen Verblendung, etwa wie beim Anblick einer unfreien, düſtren Frömmigkeit, die das höchſte Geſchenk der Gottheit, das des ſelbſtbewußten, denkenden Geiſtes verkennt, in dieſem irrenden Gefühl aber Alles opfert und mit Selbſtverleugnung hingiebt, wodurch der Menſch ſich beglückt und erheitert fühlt. Er nahm ſich daher feſt vor, ohne kränkende Beimiſchung auch ſein Glaubensbekenntniß abzulegen.

„Ich bin ein Bürger Frankreichs," ſprach er; „Gehorſam gegen die Geſetze meines Vaterlandes, warme verehrende Anhänglichkeit für die Verfaſſung, welche die edelſten Rechte der Menſchen in Schutz gegen die Willkühr nimmt, ſind die Gefühle, die ich

zuerſt eingeſogen habe. Jeder muß ſeinem Vaterlande nach beſten Kräften nützlich zu ſeyn ſtreben; dies iſt eine Verpflichtung, von der ihn, ſo ſcheint es mir, keine äußerlich glückliche Lage losſpricht. Man tritt nicht in den Dienſt des Staates, um dadurch den äußern Unterhalt zu gewinnen, ſondern um ſich des Antheils am Schutz der Geſetze würdig zu machen. Ich glaubte, — vielleicht hat mich jugendlicher Sinn, und der Ruhm einer glänzenden Zeit für mein Vaterland irre geleitet, — dies am beſten als Soldat zu können. Darum nahm ich Dienſte auf der Flotte. Niemals aber habe ich, indem ich mich dem Heere des Königs zugeſellte, geglaubt, mich von meinem Vaterlande zu trennen, meine Rechte als Bürger aufzugeben, oder gar die Verpflichtung zu übernehmen, dieſelben nach dem Willen eines, durch falſche Rathgeber irre geleiteten Monarchen, meinen Mitbürgern zu rauben. Das Heer beſitzt der König, um damit das Vaterland gegen äußere Feinde zu vertheidigen, niemals aber, um es gegen ſein eignes Volk zu führen. Wenn alſo der Fall einträte, den Sie zuvor andeuteten, Herr von Lormeuil, daß die Miniſter den König zu einem äußerſten Schritt trieben, das heißt, zu einem Staatsſtreich drängten, ſo würde ich keine

Verpflichtung fühlen, gegen den Willen meiner Mitbürger den Schritt zu unterstützen. Denn die herrschende Gewalt hätte den Grundvertrag gebrochen, und damit alle Bande zerrissen, die zwischen ihr und dem Volke sich anknüpfen."

Lormeuil fühlte sich seinerseits ebenfalls gekränkt durch diese Antwort Adolph's, welche ihm die größte Geringschätzung gegen die Pflichten seines Standes, die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen das Heiligthum des Eides vorauszusetzen schien. — Nach wenigen Augenblicken des Schweigens, während welcher Desormery bald den einen bald den andern unruhig anblickte, um ihn dadurch zur Antwort oder zur Fortsetzung seiner Rede aufzufordern, begann der Hauptmann wieder: „Ich sehe keinen Mittelweg, der uns vereinigen könnte; bei so völlig einander entgegengesetzten Grundsätzen können die strebenden Kräfte niemals eine gemeinsame Richtung annehmen, sondern nur sich gegenseitig vernichten. — Sie glauben also das Recht zu haben, lieber Freund, eigenmächtig zu entscheiden, wann und wie der König die Erfüllung Ihres Eides fordern dürfte?"

„Ich glaube nur, niemals die Verpflichtung zu haben, gegen die Gesetze, gegen die Rechte mei-

ner Mitbürger als gewaltsames Zerstörungsmittel zu dienen.“

„Die Verantwortlichkeit dafür ist nicht die Ihrige, sondern die des Königs; wohl aber sind Sie zur Rechenschaft zu ziehn, wenn Sie Ihre besondren Pflichten, zu denen Sie sich durch einen heiligen Eid verbunden haben, verletzen.“

„Es giebt ältere, frühere, heiligere Pflichten, zu denen ich nicht minder verbunden bin. Kein Eid könnte mich zwingen, gegen meine Mitbürger die Waffen zu ziehen, um diese ihrer Rechte zu berauben.“

„Wie aber, wenn Ihre Mitbürger die Rechte des Königs antasten; sind Sie alsdann nicht durch Ihr Gewissen gezwungen, ihn zu vertheidigen?“

„Gewiß. Allein der Fall, welcher unser Gespräch herbeiführte, ist der umgekehrte.“

„Das eben bestreite ich; die Deputirten haben zuerst die Rechte des Königs gekränkt.“

„Sie haben nur ihre Pflicht erfüllt, und ihm aus wahrhafter Ueberzeugung den Eindruck, die Stimmung der Gemüther enthüllt, welche die Ernennung des Ministeriums erzeugt hat. Sie haben den König nicht einmal getadelt, das Recht, seine Minister zu wählen, in keiner Art bezweifelt. Allein wie die

königliche Botschaft an die Kammer die Bestimmung hat, ein treues Bild von dem Zustande des Landes, von den Wünschen und Hoffnungen der Regierung zu geben, so hat die Antwort darauf natürlich den Zweck, die Richtigkeit der Umrisse zu prüfen und auf die Irrthümer derselben hinzudeuten. Daß dadurch der Eigenliebe eines völlig unbeliebten Ministeriums nicht geschmeichelt wurde, war kein Verbrechen. Aber ein gefahrvolles Wagstück muß ich es nennen, daß eben diese Minister dem Könige anriethen, in seiner Antwort eine Gesinnung auszudrücken, die nothwendig zu einem Kampfe der Ansichten herausforderte. Nicht die Adresse der Deputirten, sondern die Antwort, welche das Ministerium darauf gegeben hat, die Antwort, durch welche es, wenn man die parlamentarischen Formen beseitigt, nichts andres ausdrückt, als: „„Ihr habt schwer gefrevelt, daß Ihr uns kein Zutrauen schenkt, aber Ihr sollt uns vertrauen, oder wir werden Euch bestrafen.““ Diese Antwort war es, welche den Zustand der Dinge auf die äußerste Spitze trieb, und nun dem Könige, nachdem er einmal gedroht hat, freilich keine Wahl läßt, als der Drohung Folge zu geben, oder sie unter dem an das Lächerliche

ſtreifenden Eindruck, den jede ohnmächtige Drohung herbeiführt, zurückzunehmen.“

„Wie?“ rief der Hauptmann heftig, „Sie wollen alſo Ihrem Könige eine unerträgliche Schmach bereiten helfen?“

„Ungern, gewiß; aber doch lieber ſehn, daß er einen voreiligen Schritt zurückthut, als auf einer dem Lande verderblichen Bahn ungeſetzlich weiter vordringt.“

„Was nennen Sie ungeſetzlich? Wenn er mit Nachdruck verfährt, ſeinem Anſehn durch das Heer Gewicht giebt, und ſo die Rechte mit Gewalt behauptet, die eine Zahl mißleiteter Eiferer ihm rauben will? Die Charte ſelbſt berechtigt ihn dazu durch den vierzehnten Artikel, der ihm nach verfaſſungsmäßigem Vertrage alle Maaßregeln zur Sicherheit des Staats und zur Vollziehung der Geſetze geſtattet.“

„Ich ſehe wohl,“ erwiederte Adolph, „Sie wollen damit die Staatsſtreiche, welche man beabſichtigt, vertheidigen, und etwa eine Aufhebung der Preßfreiheit oder einen gewaltſamen Umſturz des Wahlgeſetzes rechtfertigen.“

„Welcher Art die zu treffenden Maaßregeln ſind, das kann uns einerlei ſeyn.“

„Verzeihen Sie, das eben nicht. Hier gerade tritt die Entscheidung der Vernunft ein. Der König besitzt durch den vierzehnten Artikel der Charte allerdings gewisse Rechte, die, wenn man sie gewaltsam deuten will, die ganze Charte illusorisch machen. Denn jeden Tag kann man behaupten, der Staat sey in Gefahr, jeden Tag die äußerste Willkühr zur geheuchelten Sicherung desselben und zur Vollziehung der Gesetze in Kraft treten lassen. Ein Recht kann stets auch den Mißbrauch desselben mit sich führen.“

„Und wollen Sie es auf sich nehmen, in Ihrer untergeordneten Stellung im Staate die Entscheidung auszusprechen, wann das Recht gemißbraucht wird? Heute ist es vielleicht nicht nöthig, die Preßfrechheit, vergeben Sie mir den Ausdruck, den mein innerstes Gefühl mir abzwingt, zu zügeln; aber morgen, oder in einem Monat. Wollen Sie heute erklären, ich gehorche nicht, in einem Monat aber gehorsam seyn, wenn der König Sie zur Ausführung seines Willens beauftragt?“

Adolph schwieg eine Zeit lang; dann sprach er: „Werden Sie, wenn Sie den Befehl dazu erhalten, auf die Bürger von Paris feuern?“

„Im Fall —“

„Ich bitte diesmal nur um die strenge Beantwortung meiner Frage,“ unterbrach Adolph den Hauptmann lebhaft.

„Wohl denn; ja, ich werde.“

„Werden Sie Paris anzünden lassen, wenn Sie den Befehl dazu erhalten?“

„Sie nehmen Fälle an —“

„Ich bitte, anders können wir uns durchaus nicht vereinigen, ich bitte Sie, mir diese und noch einige Fragen mit der Kürze zu beantworten, als wenn Ihr Befehlshaber Ihnen dieselben dienstlich vorlegte und sogleich Entscheidung verlangte. — Werden Sie Paris in Brand stecken?“

„Wenn es des Königs Wille ist, ja, auch das.“

„Werden Sie nachher die flüchtenden Weiber und Kinder ermorden?“

„Nein! Denn kein Krieg wird gegen Wehrlose geführt.“

„So? Vertheidigen sich denn etwa die Häuser, die Sie in Brand stecken?“

„Ich vernichte sie nur als das Eigenthum des Feindes, durch dessen gefürchteten Verlust er vielleicht zum Gehorsam, zur Unterwerfung gebracht wird.“

„Wie? Und denken Sie so unwürdig von dem Feinde, daß er nicht lieber sein Haus, seine Habe verlieren, als sein Weib und Kind ermorden sehn wollte? Auch diese sind sein Eigenthum. Wer Haus und Hof dahingiebt für seine Meinung, der wird vielleicht durch die Gefahr, durch den Mord der Seinigen besiegt. Und überdies, der König befiehlt! Sie haben nur Gehorsam zu leisten.“

Der Hauptmann erwiederte sichtlich gereizt: „Jede vernünftige Gesinnung scheitert an der Annahme unmöglicher Fälle. Freilich, wenn der König uns befiehlt, zu fliegen, so werde ich ihm ebenfalls ungehorsam seyn. Hier verhindert mich eine physische, dort eine sittliche Unmöglichkeit. Es liegt im Begriff des Soldaten, daß er nur gegen bewaffnete Gegner fechten kann.“

„Ganz waffenlos sind auch Frauen nicht; dieser Grund rettet also nicht, fällt also völlig weg,“ sprach Adolph mit einer Ruhe, die den Hauptmann mehr verdrießen mußte, als der heftigste Eifer. — „Sie sind von falschen Grundsätzen ausgegangen, und müssen daher zuletzt ohne alle Auswege in das Chaos des Unmöglichen gerathen. Das Ansinnen, Weiber und Kinder zu morden, ist noch lange nicht das letzte, was

ich Ihnen machen würde. Ihre Grundsätze würden Sie verpflichten, mir als Ihrem Könige zu gehorchen, wenn ich Meuchelmord, Giftmischerei, ja, wenn ich Feigheit und ehrlose Flucht von Ihnen verlangte. Setzen Sie nur den Fall, daß ein feiger Monarch ein Heer mitten in der Schlacht auf halbem Siege zur schimpflichsten Flucht befehligte, weil er selbst weder Einsicht noch Muth genug hat, den Kampf, der schon halb für ihn entschieden ist, fortzusetzen. Setzen Sie den Fall, daß Sie im Sturm auf eine Schanze schon den Wall erstiegen haben, daß der Feind schon um Gnade fleht, und dennoch der Ruf: „„Rette sich wer kann!““ ertönt. O, wie schön würde den tapfren Soldaten der Gehorsam kleiden, bei dem Weiber und Kinder ihm nachspotten müßten!“

„Gerade dieser Fall, mein Herr, zeugt wider Sie; denn Sie müssen einräumen, daß häufig genug der sichtlichste einzelne Vortheil aufgegeben werden muß, um das Ganze zu retten. Mitten im Siegeslauf muß der Soldat sich oft bezähmen, und vielleicht gar den Rückzug antreten; in solchen Fällen wird freilich die Pflicht des Gehorsams ihm am schwersten werden, dennoch entbindet ihn nichts davon.“

„Sie denken sich die Sache nur anders als ich,“ entgegnete Adolph. „Nicht der weisen Klugheit des Feldherrn, sondern der ehrlosen Feigheit eines entarteten Monarchen, deren die Geschichte doch einige Beispiele aufstellt, sollen Sie gehorchen. Ich nehme an, daß Heliogabalus der Monarch und meinethalben Cäsar oder Alexander sein Feldherr ist; der Sieg ist erfochten; allein es können neue Schlachten nöthig werden, und Heliogabalus bedenkt, daß von aufgehäuften Schätzen mit Weibern zu leben doch angenehmer sey, als einen längeren Krieg zu führen. Deshalb befiehlt er dem siegenden Cäsar, feig zu flüchten, und dieser befiehlt es dem Heere. Das halbe Reich geht verloren, Schimpf bedeckt die unter Narben ergrauten Krieger; allein was thut's, Heliogabalus hat Muße zu schwelgen, und der Soldat ist dem Eide getreu, ist gehorsam gewesen.“ — —

„Ich habe Sie aussprechen lassen, so völlig falsch Ihre Argumente sind. Mit wenigen Worten will ich Sie nach Ihren Grundsätzen auf dieselben Unmöglichkeiten führen. Epaminondas ist Feldherr der Thebaner; er will die Schlacht, sie rettet das Vaterland. Doch jeder einzelne Soldat klügelt und dünkt sich weiser als der Feldherr; „„heute nicht, heute regnet es,““

sagt er, oder: „„unsere Stellung ist ungünstig.““ — Der Staat ist verloren!“ — Der Hauptmann lächelte bitter nach diesen Worten.

Adolph wurde sehr ernst. „Nein, Herr von Lormeuil,“ sprach er nach einigen Augenblicken des Schweigens, „Sie haben mich durch Ihren Scheinbeweis nicht geschlagen. Ich habe erklärt, den bestehenden Gesetzen, dem Feldherrn, dem Monarchen, so weit er selbst diesen gehorcht, Gehorsam zu leisten. Ich erkläre meinen guten Willen, dies zu thun, so lange ich nicht die Ueberzeugung vom Gegentheil habe. Ich nehme zur Basis meines Handelns den guten Willen, die Vernunft; Sie erklären selbst, daß Sie Ihr Urtheil unbedingt, merken Sie wohl, unbedingt gefangen nehmen. Das ist gut in allen Dingen, wo der Verstand entscheidet; aber nicht da, wo das höhere Gesetz der Pflichten eintritt. Da entscheidet die Nothwendigkeit das Rechte. Es giebt Fälle, wo ich vor der Wahrheit nicht flüchten kann, wo ich ihr gehorchen, ihr als Opfer fallen muß. Bei jedem Gehorsam, den ich gelobe, bei jedem Eide liegt die ältere, ewige Berechtigung, die ich als denkendes, sittliches, vernünftiges Wesen habe zum Grunde, oder wenn Sie es anders ausdrücken wollen, der Eid, den

ich der Tugend, dem Recht, der Wahrheit, den ich Gott geschworen habe, dadurch daß ich überhaupt lebe. Auch Sie, Herr Hauptmann, fühlen dies, und können sich selbst nicht davon entbinden; es kommt nur auf die Fälle an, wo der Gegensatz anschaulich hervortritt. Dieses ältere, heiligere Gesetz aber sagt mir, daß ich bei einem Gewaltstreich gegen mein Vaterland, gegen die Rechte meiner Mitbürger mich nicht zum Werkzeug gebrauchen lassen darf. Vielleicht muß ich den Ungehorsam mit dem Tode büßen; wohl denn, aber meine Pflicht fordert dieses Opfer, und ich versöhne auf diese Art das Gesetz, das ich zu brechen gezwungen bin, um einem höheren zu gehorchen. Feierlich erkläre ich es hiermit, daß ich bei keinem gewaltsamen Schritt gegen die Verfassung Frankreichs die Waffen ziehe."

„Und ich erkläre eben so feierlich," erwiederte der Hauptmann, indem er aufstand, „daß ich, es trete ein, was da wolle, in der Pflicht, auf dem Posten sterbe, wohin mich der König stellt."

„Sie mögen damit Ihrem Gewissen Genüge thun," sprach Adolph mit sanftem Ernst der Wehmuth; denn er sah die tiefe Bewegung Lormeuil's, der durch diese Worte seinen theuersten Hoffnungen,

dem Beſitz Louiſon's, faſt unbedingt entſagte. „Und vielleicht," fuhr er fort, „darf ich Ihnen hohe Achtung dennoch nicht verſagen, ſo ſchmerzlich ich Ihren Irrthum empfinde."

Der Hauptmann ſtand ſchweigend, ernſt, ſchlug die Arme übereinander und heftete den Blick ſtarr auf den Boden.

Deſormery, der ſchon mehrmals unruhig aufgeſtanden war, da Alles eine ſo völlig verſchiedene Wendung nahm von der, die er hoffte, fühlte wohl, daß der Verſuch, geſellige Heiterkeit zurückzuführen, vergeblich und unzeitig ſeyn würde. Um jedoch eine Ausgleichung wenigſtens ſcheinbar vorzubereiten, ſprach er: „Es iſt immer viel, wenn Männer von Ehre bei ganz verſchiedenen Geſinnungen ſich gegenſeitige Achtung nicht verſagen können. Der Hauptgrund Ihrer Meinungsverſchiedenheit liegt wohl in Ihrer verſchiedenen Stellung. Wären auch Sie ein Bürger Frankreichs, lieber Lormeuil, ſo würden Sie vielleicht anders denken."

„Vielleicht! So aber iſt es unmöglich. Was bin ich, wenn ich dem Könige nicht unbedingt getreu bin? Uns hat er ſeine Perſon anvertraut. Ich will nicht unterſuchen, ob Frankreichs gährende Elemente

es nothwendig machten, eine neutrale Kraft um den Thron zu verſammeln, die im zweifelhaften Falle den Ausſchlag geben könnte. Es iſt aber einmal ſo. Der Schweizer hat viele überflüſſige Kräfte in ſeinem von der Natur vertheidigten Vaterlande. Der Mann ſucht Beſchäftigung, ſucht Gefahr. Tapferkeit erbten wir von unſren Vätern her; darum ziehen wir aus und ſchließen uns bald dieſem, bald jenem an. Dem Könige von Frankreich verſprachen wir Treue; die Geſchichte hat die Feſtigkeit unſres Worts, die Unverbrüchlichkeit unſrer Anhänglichkeit berühmt gemacht. Kein Schweizer hat ſeinen Eid gebrochen, hat den verlaſſen, dem er Dienſte gelobt. Wir haben auf Italiens Schlachtfeldern die ſchwerſten Prüfungen beſtanden; Schweizer gegen Schweizer fochten wir, Bruder gegen Bruder, dennoch mit gleicher, alter Tapferkeit. Und nie hat es uns in unſrem Vaterlande zum Schimpf gereicht, daß wir, das Leben nichts achtend, an die Ehre, an die Treue Alles ſetzten, und auch mit blutendem Herzen die Pflicht erfüllten. Sollten wir jetzt das edle Beiſpiel unſrer Väter entehren? Sollen wir die zum heiligen Sprichwort gewordene Schweizertreue um ihren durch Jahrhunderte mit theurem Blute erkauften, reinen, unbeſcholtenen Ruf brin-

gen? — Wo wir auch fechten, wir kämpfen für unſer Vaterland, denn wir tragen die Waffen für den Ruhm ſchweizeriſcher Tapferkeit, Ehre, Treue. Wir fallen auf fremdem Boden, für eine fremde Sache, aber der Gewinn des Ruhms bleibt unſrer Heimath. — Mag ſeyn, daß Eure Pflicht eine andre iſt. Wir kennen die unſre; hier das Herz in der Bruſt verkündet ſie uns. Je mehr mir die Gewandtheit der Worte fehlt, ſie zu vertheidigen, deſto ſtärker wird die mächtig rufende Stimme in meiner Bruſt. Ich könnte die Stunde nicht überleben, wo ich meinen Eid treulos gebrochen, die Fahne verlaſſen hätte, mit der ich in den Kampf ziehe. Das iſt meine Geſinnung; ſo habe ich gedacht von Jugend auf, ſo habe ich zu leben verſucht nach dem Beiſpiel unſrer Vorfahren. Glaubt nicht, mich zu erſchüttern. In meinem Herzen ſpricht ein ſtärkerer Verſucher — ich widerſtehe ihm doch."

Mit dieſen Worten griff er nach ſeinem Helm. Adolph reichte ihm die Hand und drückte ſie mit Herzlichkeit. Auch Deſormery ergriff ſie und ſah ihm gerührt in das männliche Angeſicht, in die treuen Augen, wo er vergeblich eine gewaltſam hervordringende Thräne zu zerdrücken ſtrebte.

„Lieber Lormenil," sprach der gerührte Vater, der des Glücks seiner Tochter gedachte, nach einigen Augenblicken, „ist es denn aber nöthig, daß Sie Ihre schönen Kräfte und Gesinnungen einem fremden Staat, einem fremden Herrscher widmen? Finden Sie in Ihrer Heimath, in dem schönen, freien Genf gar keinen Kreis der Wirksamkeit? Können Sie das unselige Bündniß mit fremder Gewalt nicht auflösen, jetzt da es noch Zeit ist?"

„Es ist nicht mehr Zeit," sprach Lormenil ernst und fest; „meine Ueberzeugung sagt mir, daß gerade jetzt der Augenblick gekommen ist, wo der König auf uns zählt. Und eben jetzt sollte ich zurücktreten, ein Beispiel geben, das, wenn es nachgeahmt würde — Nein, nimmermehr! Geht der entscheidende Augenblick ruhig vorüber, so ist meine Neigung dem Rücktritt nicht entgegen. Allein, ich sehe keinen Ausweg; man ist so weit vorgegangen, daß man nicht mehr zurück kann. Dies ist meine wahrhafte Ueberzeugung, und ich kann nicht gegen sie handeln. — Es ist spät. Ich scheide von Ihnen. Mir ist es ein Trost, zu sagen, ich gehe zufriedener, als ich gekommen bin; denn wenigstens habe ich den Gewinn gehabt, zu zeigen, weshalb ich so handle, wie es die

Zukunft vielleicht fordert, und entehrenden Mißdeutungen hoffe ich bei Ihnen nicht mehr ausgesetzt zu seyn.

Er ging. — An der Thür wandte er sich noch einmal um, blickte Adolph wehmüthig an und sprach: „Dürfen Sie mich umarmen? Mein Herz liebt und achtet Sie.“ Adolph lag an seiner Brust. „Wer weiß,“ rief Lormeuil im schmerzlichsten Ton, „ob wir uns morgen noch umarmen können! Vielleicht treten wir nur noch mit den Waffen einander gegenüber. Ich wollte den Augenblick nicht für ewig verlieren, wo ich Dir noch mit aller Seele sagen dürfte, daß ich Dich liebe. — Sey mein Bruder!“

Adolph schloß den Bruderbund mit feuriger Seele, obwohl er fühlte, daß stärkere Mächte ihn zerreißen würden.

Der Hauptmann ging. Desormery maß das Zimmer mit langsamen, ernsten Schritten und trocknete sich häufig das Auge. Adolph wußte nicht, ob er bleiben oder den bewegten Vater verlassen solle. — Endlich schien es ihm doch gerathener zu gehn, und sie trennten sich nach einem stummen Händedruck.

Achtzehntes Kapitel.

Die drei Theilnehmer jenes Gesprächs verschwiegen dasselbe ohne Verabredung, aus eigner Bewegung. Jeder that für sich, was er konnte, um den Bruch des Glücks und des Friedens, der daraus hervorgehen konnte, durch allmählige Vorbereitung der Gemüther darauf, minder unerwartet, und dadurch vielleicht minder hart zu machen.

So verstrichen die nächsten Wochen ohne ein bedeutendes Ereigniß.

Eines Mittags war Adolph so eben von seinen Dienstgeschäften nach Hause zurückgekehrt, als ein fremder Diener zu ihm eintrat, und ihm einen Brief überbrachte. Als er die Handschrift sah, rief er voll Freude aus: „Gott im Himmel, von Victor!“ Indem er den Umschlag hastig aufriß, wollte er den Diener

fragen, von wem er den Brief erhalten habe; dieser hatte jedoch schon die Thür des Zimmers wieder geöffnet, als ob er Jemand einlassen wolle, und plötzlich flog Victor in die Arme seines erstaunten Bruders.

„Hab' ich Dich wieder, mein theuerster Victor," rief Adolph aus; „o Gott, wie reich schüttest Du den Segen Deiner Güte auf uns herab! — Victor, Du lebst!" Umarmung und Küsse erstickten seine Worte.

Adolph wollte den Bruder sogleich hinab zu Leontinen führen, allein dieser hielt ihn zurück.

„Zuvor, theuerster Adolph," rief er aus, „muß ich Dir die wunderbaren Ereignisse erzählen, die ich erlebt. Ich kehre nicht allein zurück. Ein theures Wesen bringe ich mit mir, eine Blüthe, in der Wüste still entfaltet, hold wie die Rosen des Morgenlandes."

Adolph horchte hoch auf.

„Und weißt Du, wen ich unter den Horden der Beduinen fand? — Erinnerst Du Dich jenes Mädchens, das wir sahen, als wir uns nach dem Schiffbruch den Beduinen übergaben? Denkst Du daran, daß ihre Mutter uns englisch anredete? Hast Du nicht vergessen, wem jenes holde Mädchen glich? — Die Zeichen, die Gott ihren Zügen eingeprägt, haben nicht

gelogen! Es war Leontinens Schweſter, die verlorne Eugenie!“

„„Bruder!“ rief Adolph aus, und ſprang zurück, als trete eine Wundererſcheinung vor ihn hin. „Bruder? Iſt es wahr, iſt es möglich?“

„So wahr, wie die Sonne über uns leuchtet. Sie iſt gefunden, ſie iſt uns Allen zurückgegeben, mir aber hat ſie ihr Herz, ihr Daſeyn geweiht. Adolph! Afrika, in ſeinem ganzen, weiten Gebiet verbirgt ſolchen Edelſtein nicht mehr!“

Die Brüder lagen einander am Herzen, und vergoſſen ſelige Thränen; Thränen der Freude, des Entzückens, des Dankes gegen den ewigen Vater.

„Du erräthſt jetzt,“ begann Victor nach wenigen Minuten, „weshalb ich ſelbſt zu Dir nicht unvorbereitet trat. — Wie werden wir die Tochter in der Mutter Arme zurückführen? Wie werden wir ihr Herz ſtählen und ſchützen gegen den Sturm der Freude und der Schmerzen, der es durchſchauern muß, wenn ſie das wiedergefundene Kind des verlornen Vaters an's Herz drückt? — Denn von ihm haben wir keine Spur gefunden, vielmehr faſt die Gewißheit erlangt, daß er dahin iſt. Zwar, noch dämmert eine ferne Möglichkeit, und weckt die längſt entſchlummerten Hoffnungen

vielleicht wieder — aber ach, wird die unglückliche Gattin nicht die ganze Zeit ihrer Angst, ihrer Schmerzen aufs Neue ertragen müssen, wenn wir die alten Wunden aufreißen?"

Die Brüder beriethen sich im trauten Gespräch, wie man das merkwürdige Ereigniß der Mutter am besten mittheilen könne. Dabei flocht Victor, durch die Fragen des Bruders bestürmt, wie durch den eignen Drang zur Mittheilung getrieben, Eugeniens ganze Geschichte, nebst seiner Rettung durch sie, und seiner Flucht mit ihr, ein.

Man kam darin überein, Desormery müsse zunächst, und alsdann dessen Familie, wie auch Leontine, in das Geheimniß gezogen werden.

Die Brüder gingen sogleich zu Desormery hinüber. Zum Glück trafen sie ihn eben allein in seinem Arbeitszimmer an, da die Töchter mit Leontinen und deren Mutter ausgefahren waren, um zu einem nahe bevorstehenden großen Feste noch einige Einkäufe an Putzgegenständen zu machen.

Der alte sonst so freundliche Mann saß eben nachdenkend, den Kopf in die Hand gestützt, an seinem Schreibtisch. Als Adolph ihn beim Eintreten ins Vorzimmer durch die halbverhangene Glasthür ge-

wahr wurde, konnte er sich leicht denken, daß diese Stellung sorgender Bekümmerniß mit dem Gedanken an die Neigung Louison's und die Gesinnungen des Hauptmanns in Zusammenhang stehe. Leise klopfte er an die Thür. Desormery fuhr wie aus einem tiefen Traume auf, und rief: „Herein!" indem er zugleich aufstand, und sich nach der Thür umsah. Beide traten ein; die Blicke des alten Mannes waren anfangs erstaunt, dann wurden sie freudig, und noch ehe Adolph die Lippen öffnen konnte, rief er aus: „Das muß Ihr Bruder Victor seyn!"

„Er ist's," sprach Adolph, „er ist's, und gleich mir aus den drohendsten Gefahren auf wunderbare Weise gerettet."

„Hierher, an mein Herz!" rief Desormery, als Victor höflich näher trat, und seine Hand fassen wollte; „wenn man aus solcher Ferne zu einem Landsmann ins Vaterland zurückkehrt, dann umarmt man sich." Und der alte Mann drückte den Jüngling mit Wärme an seine Brust. „Wie Sie Ihrem Bruder gleichen," rief er aus, „in Afrika selbst hätte ich Sie nicht verkannt. Und was werden Sie zu erzählen, zu berichten haben! Sie bleiben doch gleich zu Tisch bei uns?

Natürlich, natürlich! Was frage ich auch noch. Ich bin in dieser Beziehung der glücklichste Mann in Paris. So mäßig meine Tafel bestellt ist, so möchte ich doch wetten, daß heut die halbe Stadt lieber bei mir als bei Verry speiste, da ich ohne Zweifel die beiden jungen Männer am Tisch habe, die das Anziehendste und Merkwürdigste zu erzählen im Stande sind, was wir jetzt nur hören mögen. Herzlich willkommen, junger Freund! Sie sind doch schon bei Frau von Clermont gewesen, und haben Ihre künftige liebenswürdige Schwägerin begrüßt?"

„Noch nicht," entgegnete Victor, und wollte die Gründe dazu auseinander setzen, als der lebhafte Desormery ihn unterbrach.

„Noch nicht? Gewiß waren sie nicht zu Hause. Das wird eine Ueberraschung geben! Aber fürchten Sie sich nicht ein wenig? Schade, daß Leontine nicht doppelt in der Welt ist; Niemandem als Ihnen, wenn Ihr Bruder nicht wäre, gönnte ich ein so treffliches Mädchen lieber."

„Sie haben Recht!" antwortete Victor, „mein Bruder ist zu beneiden. Aber hatte Leontine nicht eine Schwester?"

„Freilich wohl! Allein lassen Sie uns daran nicht denken! Das sind traurige Erinnerungen! Ich war der Pathe der kleinen Eugenie.“

„Sollte es so ganz unmöglich seyn, daß sie dereinst wieder gefunden würde,“ fragte Adolph, und sah den Bruder und darauf Desormery bedeutsam an.

Dieser bemerkte die Blicke Adolphs und Victors. Eine leuchtende Ahnung fiel in seine Seele. Er heftete ein forschendes Auge auf die Brüder, er las in ihren Zügen, zitterte —

Victor hielt nicht länger an sich: „Ja, sie ist gefunden, sie ist mit mir zurück gekehrt!“ rief er aus.

Desormery riß statt der Antwort den jungen Mann heftig an seine Brust, preßte ihn in die Arme und erstickte ihn fast mit Küssen, während er zugleich unaufhaltsame Thränen vergoß, und kein Wort hervorzubringen vermochte.

Adolph stand in tiefster Bewegung und betrachtete die rührende Freude des alten, wohlwollenden Mannes. „Wenn schon er, der Fremde, entfernt verwandte, ältere Mann durch das Wunder dieses Wiederfindens so erschüttert wird,“ dachte er still, „wie soll das Herz der Mutter, der Schwester, diese Freude fassen!“

Das erſte Wort Deſormery's, als er einige Faſſung wieder gewonnen, war: „Und der Vater? Und Clermont?“

„Von ihm haben wir keine Spur! Sein Daſeyn iſt in undurchdringliches Dunkel verloren.“

„Armer Freund! Du ſollteſt wenige Tage des Glücks ſchauen. Allein, nicht klagen wollen wir, wenn der Himmel Wunder für uns thut. Wo iſt Eugenie, führt mich zu ihr, führt ſie her.“

Victor berichtete in wenigen Worten, daß ſie erſt ſeit einer Stunde in Paris ſey, und in einem nicht gar entfernten Hôtel nebſt ihrer Mutter Betty wohne. — Sogleich griff Deſormery nach Stock und Hut, um ſie in Gemeinſchaft beider Brüder aufzuſuchen.

Victor ging ſchnell voran, damit das ſchüchterne der Sprache noch nicht ganz mächtige Mädchen auf den Beſuch vorbereitet würde.

Dieſe hatte indeß mit ihrer Pflegerin eine Stunde der ängſtlichſten Spannung zugebracht. Ihre ganze Seele war bei der Mutter, der Schweſter, die ſie wiederfinden ſollte; ein heimliches aber doch ſo ſüßes Bangen durchdrang ſie. Scheu, zagend, aber um ſo inniger liebend und ſich ſehnend harrte ſie auf den Augenblick, wo ſie an die Bruſt der unbekannten ge-

liebten Wesen sinken sollte. Indessen liebkoste und herzte sie ihre Pflegemutter Betty, gleichsam als wolle sie ihr die Betheurung geben, daß ihr Herz niemals von ihr scheiden werde; diese aber sah dem Augenblick, wo eine zweite Mutter ihre älteren natürlichen Rechte gegen die heilig erworbenen der Pflegerin geltend machen werde, mit trüber Wehmuth entgegen. Ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß sie aufopfern, daß sie entsagen müsse. — Jedes Geräusch auf der Straße, jeder Fußtritt auf dem Gange machte, daß Eugenie ängstlich gespannt aufflog. Jeden Augenblick wähnte sie Victor, und mit ihm vielleicht ihre Mutter eintreten zu sehn. Endlich ertönten Schritte auf dem Corridor näher und näher, die Thür öffnete sich, und Victor trat ein. Bebend eilte ihm Eugenie entgegen; er küßte sie freundlich auf die Stirn, und berichtete ihr, was geschehen sey, wer sie zunächst von den Ihrigen begrüßen würde. Nach wenigen Minuten traten Desormery und Adolph ein.

„Ja, sie ist es!“ riefen Beide wie aus einem Munde.

„Es ist das Ebenbild der Mutter!“ rief Desormery, indem er mit ausgebreiteten Armen näher auf die Schüchterne zutrat, die sich an die Seite ihrer

Pflegerin schmiegte. „Komm her, mein Kind! komm in die Arme Deines väterlichen Freundes!“

Eugenie trat erröthend, aber unschuldig näher, und duldete und erwiederte die herzliche Umarmung des alten Mannes mit unbefangener Freundlichkeit.

„O, bringen Sie mich bald zu meiner Mutter!“ bat sie mit zärtlichen Blicken.

„Gleich, meine Tochter,“ rief Desormery, „so schnell als es möglich ist, ohne Deine Mutter durch die Freude zu tödten.“

„Dies ist mein Bruder,“ sprach Victor, und führte ihr Adolph zu, „umarme auch ihn; er kennt Dich schon.“

Eugenie umarmte den Bruder ihres Geliebten mit Herzlichkeit. Thränen der Rührung drangen aus ihren schönen Augen hervor.

„O wie lieb, wie gut ist Alles in diesem schönen Lande!“ rief sie, „und wie lieben sich die Menschen!“ — — „Aber ich kenne ihn wohl,“ setzte sie nach einigem Besinnen hinzu, indem sie Adolph aufmerksam betrachtete; „er war Dir nah, als Du zuerst unsre Küste betratest. O, ich kenne ihn wohl!“ Adolph hörte die Worte mit inniger Freude und Rührung.

Deſormery hatte ſich aus natürlichem, angebornem Wohlwollen der zurückgezogenen Betty genähert und ihre Hand ergriffen.

„Und welchen Dank ſind wir Ihnen ſchuldig! Sie haben uns das theure Kind gerettet und behütet. Ich weiß erſt wenige Worte, aber ich weiß ſo viel, daß Ihnen meine Liebe und meine Freundſchaft bis an das Grab bleiben muß.“

Betty, welche ſchwerer franzöſiſch zu antworten wußte, als Eugenie, auch durch ihre Stimmung, durch Befangenheit, Rührung und Schmerz zugleich gehindert wurde, erwiederte nur einige unzuſammenhängende Worte, wobei ſie mit Thränen erfüllten Augen gen Himmel blickte.

„Ja wohl!“ rief Deſormery, indem er ihr die Hand herzlich drückte; „die Gnade Gottes iſt groß geweſen!“

Betty fühlte ſich durch die aufmerkſame Freundlichkeit des alten Mannes in innerſter Seele erquickt.

Er wandte ſich wieder zu Eugenien, ſtellte ſich betrachtend vor ſie hin, und ſchüttelte oft wie zweifelnd das Haupt. „Als ob ich das Feuerauge des Vaters ſähe! Und doch das ſanfte Lächeln der Mutter. Es iſt ſeine hohe Stirn, und ihre freundliche zugleich! Als ich Dich am Tage Deiner Taufe in den Kiſſen

lächeln sah, und so vor Dir stand wie jetzt, — ach, da dachte ich nicht, welche Schmerzen und Freuden, welche Schickungen und Wunder Du in mein Leben bringen würdest!" — Und noch einmal zog er die liebliche Eugenie an sein Herz, und küßte ihre Stirn und Lippen mit väterlicher Zärtlichkeit.

Die Art und Weise, wie Eugenie ihre Mutter wiedersehen sollte, war folgendermaßen beschlossen worden. Während man wie im gewöhnlichen Familienkreise bei Tische saß, sollten Eugenie, Betty und Victor in das anstoßende Gemach geführt werden. Man wollte Frau von Clermont durch die Erzählung, daß Nachrichten von Victor angekommen wären, der eine dunkle Spur von Eugeniens Schicksal erlangt haben wolle, auf die Möglichkeit eines Wiederfindens vorbereiten, diese hierauf wahrscheinlicher machen, sie dann als Thatsache eingestehen, von der nahen Ankunft der Gefundenen sprechen, und endlich ihre Anwesenheit und Nähe selbst entdecken.

Da die Zeit des Mittagessens, wo alle Hausgenossen und Freunde zusammenkamen, nahe war, so eilten Desormery und Adolph schnell nach Haus, um noch das nöthige vorzubereiten. Etwa in einer Stunde sollte ein Wagen Eugenien und Betty abholen, und

sie bis an das Nebenhaus bringen. Der zuverlässige Diener Desormery's war bestimmt, sie dort zu erwarten und in das Zimmer zu führen, neben welchem Frau von Clermont und Leontine nebst den übrigen Hausgenossen am Tisch sitzen würden.

Gleich nach Adolphs und Desormery's Rückkehr trafen auch die Damen von ihrem Besuch der Putzläden von Paris wieder ein.

Adolph begann das Gespräch mit der frohen Nachricht, daß auf dem See-Ministerium Briefe von der afrikanischen Armee eingetroffen seyen, aus denen er die Gewißheit erhalten habe, daß Victor lebe und wohl sey, sich bei der Armee befinde, und nächstens nach Frankreich zurückkehren werde. Diese Botschaft gewährte nicht nur Frau von Clermont und Leontinen große Freude, sondern auch Desormery und seine Töchter zeigten den lebhaftesten Antheil. Sogar Louison's Züge, die seit einigen Wochen einen sehr trüben Ausdruck gehabt hatten, der ihrem Charakter nach auch wohl bisweilen in Mißmuth ausgeartet war, wurde durch die Kunde von diesen frohen Ereignissen erheitert; denn sie liebte Leontinen und deren Mutter mit zärtlicher Aufrichtigkeit.

Desormery begann, nachdem dieses Gespräch eine Zeit lang gedauert hatte, mit ernster Miene: „Liebe Nichte“ (so redete er Frau von Clermont gewöhnlich an), auch ich habe Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, freilich aber keine so rein freudige. Sie vergeben mir aber wohl, wenn ich eine schmerzliche Saite erklingen lasse, zu deren Berührung wir vielleicht aber in der allgemeinen großen Freude die meiste Kraft finden. Funfzehn Jahre sind nun schon entschwunden, seit Clermont uns verloren gegangen; unser Herz hatte sich wohl lange mit dem Traume gewiegt, daß wir noch einmal Nachrichten von seinem Leben erhalten könnten, daß er wiederkehren werde — das ist vorbei!“

„Ja wohl! Das ist vorbei!“ sprach Frau von Clermont mit einem tiefen Seufzer.

„Für unser Gefühl, für unsre Hoffnung ist der Verlorne längst dahin,“ fuhr Desormery fort. „Wir ..dauerten ihn als einen Todten, und die Zeit hat unsere Wunden gekühlt, geheilt. Wir müssen dankbar erkennen, daß sie im Lauf der Jahre uns manche Wohlthat erzeigt hat. Dennoch, wie leicht kann das wünschende Herz mit einemmale in seine alten Träume und Hoffnungen zurückfallen, wenn ein noch so zweifelhafter Vorfall es dazu auffordert. Und wie geschäf-

tig iſt der ſpitzfindige Verſtand, das Herz zu unterſtützen! Ich geſtehe z. B. ſelbſt, daß ich, bei jener Expedition nach Algier, mir ſchnell, ſo wenig Talent ich zum Romandichten habe, die fabelhafteſten Abentheuer zuſammenſetzte, wie durch ſie unſer tief betrauerter Freund in unſere Arme zurückgeführt werden könnte. Sonderbarer Weiſe muß eine Nachricht, die ich heute im Geſpräch auf dem Büreau erfuhr, dieſem Mährchen die Eigenſchaft der Möglichkeit und der völligen Eitelkeit zugleich geben. Denn dort habe ich einen amerikaniſchen Kaufmann geſprochen, deſſen Bruder zufällig ſich auf demſelben Fahrzeuge als Schiffs-Lieutenant befand, das vor funfzehn Jahren Ihren Gatten an Bord nahm.“

Frau v. Clermont und Leontine horchten ſchon lange in ängſtlicher Spannung, doch wollten ſie den Erzähler nicht unterbrechen, weil ſie jeden Augenblick erwarteten, er werde ihnen die verſprochene Nachricht mittheilen. Er aber zögerte abſichtlich ein wenig.

„Durch den ſeltſamſten Zufall von der Welt erfuhr jener Kaufmann, der nur eben vor ſeiner Abreiſe nach dem Havre, ſonſt hätte ich ihn mit zu Tiſch gebracht, einen Bekannten auf dem Büreau ſprechen wollte, daß ich der Oheim jenes Obriſten Clermont ſey.“

„Und was erfuhren Sie von dem unglücklichen Schickſale meines Gatten?“ rief Frau von Clermont, der es unmöglich war, länger an ſich zu halten, in heftiger Bewegung.

„Ich erhielt die Gewißheit, daß er für uns verloren iſt,“ erwiederte Deſormery, indem er ihr die Hand ſanft drückte. Hierauf ſchwieg er einige Augenblick, dann fuhr er fort: „Das Schiff wurde in der Nähe von Gibraltar durch Seeräuber angefallen. Man vertheidigte ſich, Obriſt Clermont, wie Sie denken können, fehlte nicht unter den Streitern. Allein das Geſchick, das ihn in ſo vielen Schlachten verſchont hatte, war ihm hier feindlich. Eine der erſten Kugeln drang ihm durch's Herz; er fiel an der Seite des Bruders eben jenes Kaufmanns.

„O Gott!“ rief Frau von Clermont, „ich betraure ihn ſeit funfzehn Jahren als todt! Jetzt, da ich erfahre, wie er ſtarb — jetzt iſt mir's, als würde er mir eben erſt entriſſen.“

Deſormery ergriff die Hand der heftig Weinenden und drückte ſie mit Herzlichkeit. Seine Töchter waren um Leontinen bemüht, die ebenfalls in Thränen ausgebrochen war. — Abſichtlich hatte er dieſe erfundene Nachricht von dem Tode des Obriſten vorausgeſchickt,

damit durch Eugeniens Rückkehr nicht neu spannende Qualen der Hoffnung und Angst erregt würden. Betty war zuvor davon unterrichtet worden, und hatte versprochen, die Erzählung zu bestätigen.

„Lassen Sie mich weiter reden," sprach Desormery nach einigen Minuten sanft. „Diese Nachricht, die nur die Bestätigung einer längst empfundenen Gewißheit ist, wird Ihnen in der Folge zuverlässig ein Trost seyn. Denn wer wüßte nicht gern, wie einer der Unsrigen gestorben ist? — Der Angriff der Seeräuber wurde abgeschlagen. Die Leiche des Obristen ins Meer versenkt, wie es der traurige Brauch der See verlangt. Allein am nächsten Tage fand der Pirat, der seine Beute nicht aus den Augen ließ, eine Verstärkung. Das Schiff wurde genommen, und der Bruder jenes Kaufmanns gerieth in die Gefangenschaft der Barbaresken, woselbst er einige Jahre blieb."

„Aber Eugenie, meine Tochter?" rief Frau von Clermont, die in gespannter Aengstlichkeit zugehört hatte.

„Der Tod des Obristen hat," fuhr Desormery absichtlich so ruhig als möglich fort, „die Eitelkeit meiner Träume gezeigt; der Umstand, daß ein Theil der Mannschaft in Gefangenschaft gerathen ist, aber

auch die Möglichkeit derſelben. Jener amerikaniſche Kaufmann wußte von dem Schickſal des Kindes, nach welchem ich ihn ſogleich fragte, freilich nichts, allein die Möglichkeit iſt jetzt wenigſtens gefunden, Nachrichten darüber einzuziehn.“

Frau von Clermont hatte während der letzten Worte dieſer Erzählung heftig zitternd und weinend neben ihrem Oheim geſeſſen. Jetzt ſprang ſie auf und faltete die Hände beſchwörend vor ihm. „Oheim! Wiſſen Sie, was es heißt, ein Mutterherz foltern! Kennen Sie das Gefühl einer Mutter! Mein Kind lebt! Es muß leben! Sie wiſſen davon! Meine Ahnung ſagt es mir! Wüßten Sie es nicht, Sie würden nicht ſo davon ſprechen! O täuſcht mich nicht länger, haltet mich nicht hin! Eugenie! Wenn Du mir nahe biſt, warum eilſt Du nicht in meine Arme!“

Indem die ahnende Mutter ſo nach dem Kinde rief, ertönte im Nebengemach ein lauter Schrei aus gepreßter Bruſt. Wie durch eine Stimme der Gottheit getrieben, riß Frau von Clermont die Thür des Gemachs auf; Eugenie hatte ſich, durch die ſtürmenden Gefühle ihres Buſens überwältigt, aus Victors Armen gewunden, und ſtürzte der Mutter entgegen. Mit dem die tiefſte Seele durchdringenden Ruf:

„Meine Mutter!“ flog ſie ihr an's Herz — und Kind und Mutter hatten ſich erkannt, und hingen einander in den Armen. — —

Beide wankten, man ſprang ihnen zu Hülfe, aber ſie ließen nicht von einander; Arm in Arm ſich haltend, wurden ſie zu dem Ruheſitz geführt. Dort ſank Eugenie vor der Mutter nieder, und drückte ihr das weinende Antlitz gegen die Bruſt, indem ſie ſie heftig umſchlang; dieſe aber beugte ſich über das Kind ihres Schoßes und überſtrömte es mit heiligen Thränen und bedeckte es mit heißen Küſſen! — —

— — Dieſe plötzliche Entwickelung hatte Deſormery nicht vermuthet. O, er bedachte nicht, daß ein Funke der Hoffnung, in ein Mutterherz geworfen, im Augenblick zur lodernden Flamme aufſchlägt. Der ahnende Blick durchdringt alle Schleier, mit denen man die Wahrheit zu verhüllen wähnt. Sey es Schmerz, ſey es Freude, was Du einem Mutterherzen bereiten willſt, noch ehe Du die Lippen geöffnet, hat es das Geheimniß in ſeinen tiefſten Tiefen durchdrungen und erſchöpft.

Neunzehntes Kapitel.

Beim schönsten Wetter warf die Bellona ihre Anker in der Bucht von Mahon. Schon vor ihr hatten die Transportschiffe, welche sie convoitirte, angelegt. Da sich in denselben meistentheils Verwundete befanden, so wurden diese in das große für die französische Armee angelegte Lazareth gebracht. Es befanden sich darunter Offiziere, welche von Mahon nach Frankreich wollten; diese zogen es vor, auf ihre Kosten sogleich in das eigentliche Quarantaine-Gebäude zu ziehen, weil sie dadurch ihre Reise nach Frankreich beschleunigen konnten. Die Mannschaft auf der Bellona mußte ihre neuntägige Quarantaine auf dem Schiffe selbst abwarten; Obrist Clermont blieb natürlich in diesem Aufenthalte, der ihn nicht von dem Capitain trennte, am liebsten.

Die Bellona wurde unterſucht, es legten ſich Wachtſchiffe davor, man ſperrte ſie ab. — So trat eine Zeit der Ruhe und Unthätigkeit ein, die leicht lange Weile mit ſich bringt. Nicht ſo für den Obriſten, der ſich aus der Schiffs-Bibliothek, und den eigenen Büchern des Capitain Durocher eine Auswahl getroffen hatte, die ihn mit den Vorfällen in Europa, von denen er ſeit funfzehn Jahren faſt nicht das mindeſte erfahren hatte, bekannt machen ſollte.

Kaum hatte indeß die Bellona ihren feſten Ankerplatz genommen, ſo ging er mit dem Hauptmann auf das Deck, und überſah mit dem Gefühl wunderbarer Rührung das ſchöne Eiland Minorca, welches vor ihm ausgebreitet lag. Es war eine der letzten Erinnerungen aus ſeinem frühern Leben; denn hier hatte er einſt die letzten Küſten Europa's geſehn. Die ganze Zeit des Damals mit ihrem ſchwerem Gewitterhimmel, mit allen den Donnern, unter welchen der Erdball zitterte, ſtand wieder vor ihm. Es dünkte ſeiner Seele, wie er im hellen Mittags-Sonnenſchein umherblickte über den blauen Spiegel der Fluth, nach den grünen Gärten der Küſte hinüber, als ſey er nach einer langen Nacht voll ſchwerer Träume endlich erwacht, und der Morgen breche an. — —

Das Wachtschiff mit den Gesundheits-Offizianten am Bord näherte sich jetzt dem Fahrzeuge. Nach den ersten Begrüßungen ertönte die gegenseitige Frage: Was giebt's Neues? — Die Ankommenden hatten freilich mehr von Algier und dessen Einnahme zu erzählen, als die Insulaner von ihrem kleinen Gebiet berichten konnten. Indeß fragte man sich doch nach diesem und jenem, nach der Ankunft und dem Abgang von Schiffen. Der Capitain warf die Frage hin, ob der Verkehr mit Frankreich stark sey, ob viele Gelegenheiten dorthin abgingen, und dergleichen mehr. Auf die letzte Frage erwiederte der Lieutenant im Schiff: „Fahrzeuge nach Toulon, nach Cette gehn täglich ab. Sehn Sie dort jenes weiße Segel am äußersten Horizont? Es kann etwa zehn Lieues in See seyn. Das ist eine französische Handels-Brigg, welche erst heut Morgen die Insel verlassen hat. Sie heißt la petite Antoinette, und geht nach Cette."

Der Obrist warf einen Blick hinüber nach der Gegend, wo das vaterländische Schiff der Heimath zueilte. Eine mächtige Sehnsucht durchdrang seine Brust. Es war fast, als habe er eine Ahnung, wer auf jenem Schiffe weile.

Indeß wurden die zur Quarantaine nothwendigen Maaßregeln getroffen, und die Offizianten verließen darauf die Bellona wieder.

Nun erfolgten neun einförmige Tage, welche jedoch dem Obriſten, wie ſchon geſagt, trotz ſeiner Sehnſucht nicht lang däuchten, da er die höchſt ſeltſame Empfindung hatte, in dieſen wenigen Tagen die faſt doppelte Zahl der Jahre nachzuleben, die er außerhalb des Bereichs geſellſchaftlicher Beziehungen, und geſchichtlicher Ereigniſſe zugebracht hatte.

Als Anhänger ſeines Kaiſers, als ruhmbegeiſterter Krieger hatte er den großen Kriegsſtaat Frankreich verlaſſen. Er kannte keine andre Trauer als die um verlorne Schlachten, entriſſene Adler, gefallene Legionen. Jetzt entſpann ſich vor ihm ein ganz neues Gemälde. Er ſah, wie ſich im Frieden der Gedanke des Staats ausbildete. Er ſah die ruhige, man möchte ſagen, die wiſſenſchaftliche Wiederholung der Revolution. Verglich er die Jahre von 1789 bis 1804 mit denen von 1815 bis 1830, ſo erſchienen ihm die letzten zu jenen wie das Mannesalter zu den Jünglingstagen. Was damals die Macht der Begeiſterung, der Drang des Gefühls in hoher Ahnung des Göttlichen vollendete, gewiſſermaßen blind vollbrachte, und daher auch auf

tausend Irrwege gerieth: das wiederholte jetzt der reife Ernst des Mannes, gepaart mit treuer, bewußter Erwärmung für die heilige Sache. Es war nicht mehr eine lodernde Flamme der Freiheit, die alle Dämme und Zwangvesten der Tyrannei zu Staub und Asche brannte, mit ihnen aber auch das Heil und Glück von tausend unschuldigen, friedlichen Bewohnern zerstörte, die gesegneten Felder des Landmannes, den ruhigen Herd des Bürgers verwüstete: sondern es war die warme Gluth einer Allen leuchtenden Sonne, deren belebende Kraft die Fluren mit segensreichem Grün, die Gärten mit schwellenden Früchten bedeckte. Der Kampf dagegen erschien ihm so ohnmächtig, wie das Bestreben nichtiger Wolkendünste, das reine Licht zu verhüllen. Wenn er alle die tausend Ränke und finstren Bestrebungen sah, die Menschheit um ihre heiligsten Rechte, um ihr höchstes Glück zu bringen, so empörte sich zwar sein Herz dagegen, und schlug in edlem Unwillen heftig gegen die Brust; aber dennoch mußte er voll freudiger Kraft darüber lächeln. „Die Sonne wollt Ihr durch Wolken verfinstern? O Ihr Thörichten! Wenn es Euch auch gelingt, einen düstren Tag zu schaffen, ein Gewitter zusammen zu ziehn! Wißt Ihr denn nicht, daß Ihr gegen Euch

ſelbſt arbeitet? Daß wenige Stunden ſpäter das göttliche Licht in deſto reinerer Klarheit ſtrahlen wird, daß Euer Gewitter nur die Thoren ſchreckt, daß Eure Donner nur ohnmächtig verhallen, die Macht Eurer Blitze ſchnell erſchöpft iſt, und nachher, wenn das trübe Gewölk vom leichteſten Winde verſcheucht wird, die Lüfte ſich nur um ſo reiner und balſamiſcher athmen? Gegen *ein* Feld, deſſen Ernte Ihr zerſtört, habt Ihr Tauſenden tauſendfältigen Segen wider Euren Willen geſchaffen! O legt die neidiſchen Blitze aus der Hand, mit denen Ihr gegen das himmliſche Feuer kämpft! Ihr furchtbarſter Schlag wird ſonſt auf Euch ſelbſt zurückfallen!" — —

Mit ſolchen Geſinnungen las der Obriſt die Kämpfe der Kammern, die Ermordung des Herzogs von Berry, den Krieg gegen Spanien, die tauſend und aber tauſend kleinen gewandten Künſte des Mannes, der, wäre er eben ſo begeiſtert für die gute Sache, die auch allein ſeinem Könige Heil bringen konnte, als geſchickt in der Führung der ſchlechten geweſen, in ſeiner ſechsjährigen Verwaltung ſich hundertjährigen Ruhm hätte erwerben können, Villèle. —

Mit wahrer Ehrfurcht erfüllte ſich das Herz des alten Kriegsmannes gegen die Heroen der Tribune,

die seit funfzehn Jahren Speer und Harnisch nicht ablegten, sondern ewig gewaffnet als treue Wächter vor dem Heiligthume der Freiheit standen, um gleich trotzigen Paladinen jedem die Spitze zu bieten und ihn zum Kampf zu fordern, der es wagen würde, das Palladium anzugreifen. Mit edler Rührung erkannte er es, daß viele darunter seine alten Kriegsgefährten waren; und es erfüllte seine Brust mit Stolz, daß der begeisterte Sinn für den Ruhm, der eiserne Gehorsam der Soldaten, verschwistert waren mit dem hohen Sinn für Recht, Freiheit, Wahrheit, Vaterlandsliebe!

Abends pflegte er wohl mit dem Capitain Durocher bei einer Flasche vaterländischen Weines vertraulich auf dem Deck zu sitzen, und, wenn die Lüfte kühl und erquickend nach der Hitze des Tages von Frankreichs Ufern her über die Wellen wehten, in Gesprächen über die theure Heimath und ihr Schicksal sein ganzes Herz auszuströmen in den Busen des Freundes. Durocher dachte wie er; nur rascher, jugendlicher, nicht so bekümmert um die Gegenwart, nicht so tief davon ergriffen. Er erzählte dem Obristen, was diesem die Bücher nicht liefern konnten, die neusten Ereignisse des Tages, die Bemühungen des

Miniſteriums Martignac, die Umtriebe der Camarilla und Congregation dagegen, den Sturz deſſelben durch die Parthei des Fürſten Polignac, die entſchloſſenen Schritte der Deputirten-Kammer, den Inhalt ihrer Adreſſe.

„Und ſehen denn die Wahnverblendeten nicht,“ rief der Obriſt voll Erſtaunen aus, „daß ſie auf den gähnenden Abgrund zuſtürzen? Wollen ſie denn mit ihrer gebrechlichen, ſchwachen Hand das eiſerne Rad der Nothwendigkeit, das unaufhaltſam über die Erde rollt, zu hemmen unternehmen? Können ſie den Strom lehren, gegen ſeinen Quell zurück zu brauſen? Wähnen ſie, daß die Bewohner Frankreichs, die vierzig Jahre hindurch der Freiheit und dem Ruhm jedes Opfer gebracht haben, ſich jetzt geduldig in die ſchimpflichen Feſſeln ſchmiegen werden, die ſchon von der entarteten Nation unter Ludwig dem Sechszehnten geſprengt wurden? Glauben ſie, daß die freien, erleuchteten Söhne Frankreichs, die ihre Kraft geprüft haben nach Innen und nach Außen, die Muth, Ehre, Freiheit mit der Muttermilch einſogen, leichter zu bezwingen ſind, als die durch Sklaverei und Verhöhnung aller heiligen Menſchenrechte herabgewürdigten Unterthanen Ludwigs des Funfzehnten? Nein, Durocher,

ich halte ſie nicht für ſo verblendet. Sie werden Gutes bringen, Gutes wollen. Ihre Eitelkeit iſt nur die, an der Spitze zu ſtehen, das wenigſtens ſelbſt zu thun, was ſie nicht hindern können.“

„Und der Krieg gegen Spanien? Das Geſetz des Sacrilegiums? Die ſo oft eingeführte Cenſur? Der Verſuch des Peyronnetſchen Preßgeſetzes? Die Beamten-Ariſtokratie? Die Drohungen des jetzigen Miniſteriums in der Thronrede? Seine ſichtlichen Bemühungen, die Kammer der freien Wahlen Frankreichs zu zerſtören? O, Clermont! Täuſchen Sie Sich nicht!“

— — Nach einer ſolchen Erwiederung ging der Obriſt unruhig und düſter auf und ab. Er vermochte nicht zu widerlegen, und vermochte nicht, von ſeinem Gedanken zu laſſen. So glich er Einem, der keine Geſpenſter glaubt, und doch welche ſieht. Seine Vernunft und ſeine geſunden Sinne traten in einen Kampf mit einander, und vergeblich ſtrebte er, zur Einigung mit ſich ſelbſt zu gelangen.

Endlich waren die neun Tage der Quarantaine vorüber; die Wachtſchiffe wurden eingezogen, man erhielt Geſundheits-Zeugniſſe, und ging mit friſchem Winde unter Segel.

Mit jedem Faden See, den die Bellona zurücklegte, mit jeder Welle, die sich schäumend an der Brust des Schiffes zerschlug und an demselben entlangrollte, schlug dem Obristen das Herz höher und mächtiger empor. „Noch eine Nacht liegt jetzt zwischen Dir und den Deinigen, zwischen Dir und den Ufern der Heimath. Du wirst den Boden des Vaterlandes wieder betreten, darfst die heilige Erde Frankreichs wieder küssen! Noch einmal soll Deine treue Gattin an Deinem Herzen ruhen, Du wirst eine Tochter, blühend wie einst die Mutter, umarmen, einen Sohn an die väterliche Brust drücken!“

Mit diesen Betrachtungen in der Seele ging er auf dem Deck umher, und wandte das Auge nach dem fernen Horizont, wo hinter den Wellen der See die Küste des Vaterlandes verborgen lag. — —

Die erste Nacht der Fahrt war vorüber. Am nächsten Morgen hätte man bei günstigem Wetter schon die Küste erblicken können. Allein in der Nacht war der Wind umgesprungen; ein starker Land-Mistraul *), der sich in heftigen Windstößen auf der

*) Mistraul heißt im südlichen Frankreich der heftige, kalte Nordsturm, welcher dort häufig und plötzlich durch die Nähe des Hochgebirges entsteht.

Wetterscheide der Hochalpen zu entwickeln pflegt, blies dem Fahrzeuge seinen rauhen Athem entgegen, und warf die Wellen der dunklen See zischend gegen dasselbe empor. Man mußte den ganzen Tag laviren, um nur einigermaßen vorwärts zu kommen. Der Capitain schnitt den Wind so scharf als möglich, dennoch aber konnte er nicht viel Bahn gewinnen, sondern war froh, wenn er sich nur gegen die Kraft desselben leidlich vertheidigen konnte. Gegen den späteren Abend wurde derselbe so heftig, daß man bedeutend Segel einzureffen genöthigt war, und nur noch mit einigen wenigen Stückchen Linnen, die von dem heftigen Luftstrom so straff angeschwellt wurden, daß sie zu zerreißen drohten, dem Schiffe die nöthige Leitung geben konnte.

Um zehn Uhr ging der Mond auf, und Durocher kam herab zu dem Obristen, der mißmüthig in der Kajüte saß, um ihn einzuladen, noch ein Stündchen auf's Deck zu kommen, da die Witterung bis auf den heftigen Gegenwind ganz angenehm sey. Er fand den Obristen so ernst bei der Lampe sitzend und in Gedanken vor sich hinstarrend, daß er die Frage nicht unterdrücken konnte, ob ein böser Traum ihn belaste.

„Nur der alte, ewige, unheilbare, liebſter Freund,“ entgegnete der ernſte Kriegsmann; „in ſo rauhem Wetter ſucht der Geiſt ſich ſelbſt am liebſten in der ähnlichen Stimmung auf. Auch muß ich frei geſtehn, daß, abgerechnet die Verſäumung koſtbarer Tage und Stunden, mein Herz durch das Schickſal ſo ſchwermüthig oder, wenn Ihr wollt, ſo abergläubig geworden iſt, daß es dieſen rauhen, zurückſtoßenden Zorn der Elemente von der Küſte der Heimath für eine böſe Vorbedeutung zu halten vermag.“

„Ei, Freund,“ entgegnete Durocher lächelnd, „ich dächte, wir hätten das unvergleichliche Wetter, das unſre Fahrt bis in die Mitte der vergangnen Nacht begünſtigte, mit eben ſo großem Recht für ein gutes Omen halten dürfen. Warum ſoll aber nur das böſe Recht haben?“

„Weil es das ſpätere iſt. Nicht der Beginn, der Beſchluß eines Werkes iſt es, was über das Gelingen deſſelben entſcheidet. Indeß bin ich nicht eigenſinnig genug, um meine Lehre von der Vorbedeutung gegen Dich mit Ernſt durchfechten zu wollen. Aber ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß die Seele oft die Farben äußerer Umſtände annimmt, wie das Meer die des Himmels, der ſich darüber wölbt. Und nach funfzehn

Jahren der Verbannung an den Pforten der Heimath durch ein heftiges Unwetter begrüßt zu werden, das uns den Eintritt verwehrt, — ich glaube, jeder würde dies für ein böses Zeichen halten.“

„Ich ſchlage Dich mit eignen Worten,“ erwiederte Durocher; „wir müſſen das Ende abwarten. Und ohne die Weisheit des Königs von Juda zu beſitzen, kann ich Dir prophezeihen, daß nach dieſem rauhen Sturm wieder das ſchönſte Sonnenlicht und der günſtigſte Südoſt eintreten wird, mit dem wir in den Hafen von Toulon einlaufen können.“

„Wir, oder Andre, die nach uns kommen,“ entgegnete Clermont, ließ ſich aber von dem Freunde auf das Deck führen.

Die See ging hoch. Der Wind peitſchte die Wogen und die Wolken, und jagte dieſe hoch an dem Bogen des Himmels unter dem blaſſen flüchtigen Lichte des Mondes dahin. Selten zitterte der Strahl eines bleichen Sternes zwiſchen dem Gewölk hindurch. Das Geräuſch der Wellen tönte hohl und ſchauerlich. Rings um das Schiff erſchienen ſie wie ſchwarze Ungeheuer, die gähnende Rachen aufſperrten und Wolken Schaumes ausſpieen; weiterhin glichen ſie einer Heerde durcheinander flatternder graugelber Schwäne

und schwärzlicher Kraniche; im noch entfernteren Ringe bildeten die Schaumkronen im Mondlicht ein ödes Schneegefilde, denn die Bewegung war wegen der Entfernung nicht mehr sichtbar. Ganz am äußersten Saume des Horizonts verlief sich das glänzende Weiß wieder in dunkles, unterschiedsloses Grau, das mit dem Himmel zusammen rann. Ein hohles Sausen zog einförmig über dieser Wüste dahin, und bildete einen langen, gehaltenen Laut, in den sich nur das Rasseln der Seile und das Geräusch der flatternden Segel mischte.

Der Obrist blickte mit einem trüben Gefühl umher.

„Wie weit sind wir noch von der Küste entfernt?“ fragte er den neben ihm stehenden Freund.

„Gegen dreißig Lieues. Hätten wir den widerwärtigen Wind nicht bekommen, könnten wir jetzt schon in Toulon seyn. So hoffe ich wenigstens, morgen Abend um diese Zeit dorthin zu gelangen.“

„Es bleibt doch bei Deinem Versprechen, mich in einer Barke ans Land setzen zu lassen? Die Ankunft im Hafen, umgafft von allem Volke, würde ich gern vermeiden, selbst wenn sie nicht gefährlich für mich werden könnte.“

„Gewiß," entgegnete der Hauptmann. „Ich habe vier ſichre Leute an Bord, denen Du Dich anvertrauen magſt wie Deinen Söhnen."

„Ungern würde ich in ſpäter Nacht landen. Wenn ich alsdann an die Pforte meines Hauſes poche, ſo muß meine Erſcheinung mehr Aufſehn erregen, als ich wünſche."

„Aber weshalb ſandteſt Du nicht von Minorka aus einen Brief voran?"

„Aus doppelter Vorſicht. Wer ſteht mir dafür, daß mein Schreiben ein Geheimniß geblieben wäre? Die Mutter konnte es in der Freude verrathen. Ein Zufall konnte meine Ankunft melden. Und wenn auch das nicht, ſo mußten doch noch viele Tage darüber verſtreichen, und in welcher Lage und Unruhe hätte Leontine (er meinte die Mutter, welche ja ebenfalls dieſen Namen führte) zugebracht! Durch jede Stunde der Verzögerung meiner Ankunft würde ſie Todesqualen gelitten, fortwährend für mein Leben gezittert haben. Und wenn ich nun wirklich noch kurz zuvor einen Unglücksfall erfahren müßte? Jetzt trifft er mich allein. Er ändert nichts mehr in dem Heil, dem Glücke meiner Theuren. Begräbt mich die Welle, nun ſo begräbt ſie einen Todten. Ein Wort von mir, eine

Zeile meiner Hand, und ich lebe! Und noch ehe sie das Glück des Wiedersehns genossen hätte, wäre meine Gattin allen Schrecken eines neuen Verlustes Preis gegeben worden. Nein, Durocher, ich muß kommen, wie mein Geschick selbst, als ein Wunder, plötzlich, wie aus der Tiefe des Todtenreichs heraufsteigend. — O ich habe das lange und ernst bedacht! Diese Hand sehnte sich, dem theuersten Wesen, das ich auf Erden kenne, eine Zeile des Trostes, des Glücks zu senden; aber mein strenger Wille hat es ihr verwehrt."

Der Obrist war zu aufgeregt, um Schlaf hoffen zu können. Gern ging er daher mit dem Freunde, dem das Wetter ein Opfer der Ruhe abforderte, in den Pausen, die der Dienst diesem ließ, die Nacht hindurch auf dem Deck auf und nieder.

Erst gegen Morgen fühlte er sich müde. Mit Dürocher zugleich begab er sich zur Ruhe, denn auch der heftige Wind, fast möchte man ihn Sturm nennen, hatte nachgelassen.

Als Clermont erwachte, war es fast Mittag. Durocher, der schon längst wieder auf dem Verdeck thätig war, ließ ihn durch einen Schiffsjungen bitten, herauf zu kommen. Schon an der Treppe trat ihm der Freund mit einer geheimnißvollen, lächelnden Miene

entgegen, und bot ihm die Hand, um ihn die letzten Stufen heraufzuführen. Der Oberst wußte nicht, was dies bedeuten sollte.

„Schließe Deine Augen, lieber Freund," bat der Capitain, „und vertraue Dich meiner Führung einige Schritt weit an."

Der Obrist ahnte, was dieser Scherz bedeuten solle, und antwortete: „Gern, doch auch mit geschlossenen Augen sehe ich die fernen Berge Frankreichs vor mir. Ach, ihr Bild prägte sich meiner Seele zu tief ein, als ich vor funfzehn Jahren in der Dämmrung des Morgens Abschied von ihnen nahm."

Unter diesen Worten hatte Durocher den Obristen zwischen den Masten hindurch, auf das Vordertheil des Decks, an die Backbordseite geführt, wo man nicht nur einen Ueberblick der Küste hatte, sondern wo beide auch entfernt von dem übrigen Theil der Bemannung des Fahrzeugs waren.

„Jetzt öffne die Augen!" sprach Durocher.

„Heiliger, gnadenreicher Gott!" rief der Obrist, als er aufblickte, stürzte dem Freunde an's Herz und verbarg sein Antlitz an dessen Brust! — „Freund! O Gott!" — Die Worte erstarben ihm in strömenden Thränen; Durocher hielt ihn stumm und gerührt um-

schlungen. Clermont erhob sein großes, feuriges Auge mit einem unbeschreiblichen Blick des Dankes gen Himmel; es war ein stummes Gebet, aber es drang mächtig gegen den Thron des Vaters hinan. — —

„War's so recht, Lieber?" fragte nach einigen Minuten Durocher. „Ich wollte Dich nicht eher in Deiner Ruhe stören, bis Du den ganzen, vollen Anblick genössest. Darum beredete ich Dich, die Nacht mit mir auf dem Deck zu bleiben, denn ich wußte, daß wir mit der Dämmrung Land sehn müßten. Jetzt sind wir keine Seemeile mehr von der Spitze des Hafendammes entfernt. Aber der Mistraul ist noch immer so stark, daß ich vor Abend, wo er sich gewöhnlich zu legen pflegt, nicht einlaufen kann."

Der Obrist, noch immer in gewaltsamster Erschütterung, antwortete nur durch einen warmen Druck der Hand, und ließ seinen Blick mit unnennbarer Sehnsucht nach der Küste hinüber schweifen. Die wohlbekannte traute Gegend lag vor ihm, er erkannte jede Bergspitze, jeden Hügel, die Thürme der Stadt, die Festungswerke des Hafens. Und dort an dem grün bewachsenen Strand lag sein eignes Haus, dort wohnten seine Lieben! Er konnte die Fenster im Glanz des

Sonnenlichts schimmern sehn, er erkannte die Gipfel der alten Bäume wieder, die über das Dach hervorragten. Und hätte er eine Brust von Eisen, ein Herz von Marmor gehabt, jetzt wäre es von weicher Rührung besiegt, von milder Wärme durchdrungen worden!

„O wenn sie wüßten, denen wir jetzt so nahe sind, wer auf dem Schiffe weilt, das die Segel vor ihren Blicken ausbreitet! Wenn sie es ahnen könnten!"

„Noch wenige Stunden und sie ruhen in Deinen Armen," antwortete Durocher freundlich, mit frohem Gefühl, daß er dem trefflichen Manne zu diesem Glück verhelfen konnte. „Dort an der Spitze, wo die Pappeln stehn, lasse ich Dich an's Land setzen; denn dort muß ich, um mit Vortheil in den Hafen zu kommen, am nächsten gegen die Küste halten. In zehn Minuten bist Du von dort am Ufer. Aber ich kann vor der Dämmrung den Punkt nicht erreichen, denn, wenn ich mich bei dem jetzigen Winde dorthin wage, so muß ich das Schiff dran setzen, weil dort sich die Windströmungen so brechen und kreuzen, daß nicht durchzukommen ist. Vor der Hand muß ich hier vor dem Hafen kreuzen, und es kann leicht seyn, daß ich noch höhere See suchen muß."

Der Obriſt hörte, aber antwortete nicht; ſein Auge ſchien das Bild der Heimath begierig einzuſaugen, und ſeine ganze Seele ſich daran zu erquicken.

Noch ſtanden beide Freunde ſchweigend nebeneinander, als der Bootsmann herzutrat, und mit grämlicher Miene zum Capitain ſagte:

„Mit Recht, mein Capitain, ſeht Ihr verdrießlich nach Toulon hinüber; denn Ihr hättet wohl ſo gut wie ich Luſt, heut Abend ein Stück friſches Fleiſch zu eſſen, und einen Schluck ächten Cetteweins zu trinken. Aber wir werden uns den Appetit vergehn laſſen müſſen. Denn wenn der verfluchte Landrat, der Miſtraul, das Maul noch ein wenig ſchiefer nach Weſten zieht, ſo ſpeit er uns ſo viel Schlagregen über den Kiel, als das ganze Rhone-Departement in einem Monat geſammelt hat. Und ich glaube, es wird ſo finſter werden, daß wir leichter Nachts, ohne anzuſtoßen, auf einem wilden Pferde durch einen Topfmarkt reiten könnten, als in den verdammten Hafen von Toulon einlaufen, den Gott im Zorne geſchaffen hat. Nicht drei Tage im Jahr hat man hier guten Wind, und es iſt wahrhaftig ein größer Kunſtſtück, hier die Mündung richtig zu treffen, als einen Haſen im Laufen bei den Löffeln zu fangen.“

„Ihr seyd zwar, glaub' ich, kein großer Jäger, Bootsmann," entgegnete der Capitain, „aber Recht habt Ihr. Wir werden Regen und Nebel bekommen, mehr als wir wünschen. So lange der Wind noch rechts von der blauen Bergspitze kommt, dürfen wir gutes Muths seyn, bläs't er aber aus dem Loch links, so haben wir so gewiß Regen, als ein Stein, den ich ins Wasser werfe, auf den Grund kommt."

„Das ist eben der Satan! Da lob' ich mir meine Vaterstadt Cette. Da will ich dem Steuermann die Augen ausstechen, und doch in den Hafen kommen, ohne einen Nagel aus dem Schiff zu verlieren, oder einen Bindfaden zu zerreißen. Seht nur, seht, wie die Flagge hin und her flattert; der Wind dreht sich, wie eine Jungfer auf dem Tanzsaal."

„Er geht nach Westen. — Der Himmel ist auch schon ganz bedeckt, und das Bischen Mittagssonne längst verschwunden. — Mag's drum seyn, morgen hoffe ich doch, in Toulon zu frühstücken."

„Wollen's wünschen;" erwiederte der Bootsmann mit einem so grämlichen Gesicht, daß man sah, er glaubte nicht daran.

Und er hatte Recht, denn der Himmel bezog sich düstrer und düstrer, es begann stark zu nebeln und endlich auch zu regnen.

Der Obriſt war durch das böſe Wetter faſt um die Hoffnung gebracht, die Seinigen noch an dieſem Abende zu ſehn; und alsdann mußte er den nächſten abwarten, da er bei Tage das Schiff zu verlaſſen und ſich in Toulon zu zeigen, nicht wagen durfte. — Er war mißmuthig über die getäuſchte Hoffnung, allein er ſuchte ſeine Stimmung hinter einer ruhigen Faſſung zu verbergen.

Gegen ſieben Uhr Abends legte ſich der Wind faſt gänzlich; indeß blieb es bei dem Regen und Nebel. In den Hafen einzulaufen wurde dem Capitain bei dieſer Aenderung des Wetters unmöglich. Nur ganz allmählig vermochte er näher zu kommen, indem er unter ſcharfen Winkeln lavirte. Als es nach acht Uhr zu dämmern begann, ſprach er zum Obriſten: „Wenn Du willſt, Freund, ſchaffe ich Dich doch an die Küſte. Allein die Fahrt iſt beſchwerlich, und, ich muß Dir's frei geſtehn, nicht ganz ohne Gefahr. Ich wage etwas dabei, wenn ich's geſtatte, allein vor der Verantwortlichkeit ſchützt mich der Umſtand, daß ich hinreichende Urſache habe, einen Lootſen zu fordern, und mich in den Hafen bugſiren zu laſſen."

„Soll ich das Leben Deiner Matroſen auf's Spiel ſetzen?"

„Darum ſey unbeſorgt. Im ganzen Schiff iſt kein Einziger, der es nicht als eine Belohnung oder Auszeichnung anſähe, ſich ins Boot ſetzen, und den Abend in der Stadt zubringen zu dürfen. Für Seeleute iſt keine Gefahr, aber wohl für Euch, die Ihr eine andre Wahrſcheinlichkeits-Rechnung habt.“

„Entſcheide Du,“ ſprach der Obriſt, „ich folge ganz Dir.“

„Bootsmann! — — Laßt das kleine Segelboot ausſetzen. Ihr ſollt ſechs Mann zum Rudern mitnehmen, um einen Lootſen und ein Dampfſchiff zu fordern, das uns morgen früh hinein bugſirt; denn ich muß durchaus mit dem Frühſten in Toulon hinein.“

Dieſer Befehl war Durocher's Antwort. Die Burſche ſprangen mit einer Freude zum Werk, als gälte es einen Schatz zu heben. In fünf Minuten war das Boot ausgeſetzt.

Durocher forderte den Bootsmann in die Kajüte. Hier trug er ihm auf, den Obriſten an der bezeichneten Landſpitze abzuſetzen, und ihm einen Matroſen zum Tragen des Gepäcks mitzugeben; zugleich händigte er den Leuten ihre Geſundheitspäſſe ein.

Der Bootsmann gab das ſtumme Zeichen des Gehorſams, und ging.

Durocher und Clermont ſtanden allein ſich gegenüber. Sie ſanken einander an die Bruſt, umarmten ſich mit männlicher, begeiſterter Liebe und ſchieden wie Männer, ernſt, mit unwandelbarer Geſinnung.

In wenigen Sekunden ſprang der Obriſt ins Boot; unter dem kräftigen Ruderſchlage der ſechs Matroſen theilte es raſch die grauen, unruhigen Wellen, und bald wurde die Bellona durch dichte Nebelſchleier den Blicken der Dahinſchiffenden verhüllt.

Zwanzigstes Kapitel.

Die See ging hohl; die Wellen wogten schwarz und graugrün durcheinander, und schüttelten ihre beschäumten Häupter mit brausendem Getöse. Der Nachen schwankte auf- und abwärts; das Ruder der Matrosen zog scharf an, eine kleine Brechung des Windes half und dehnte das aufgespannte Segel ziemlich straff aus. Der Bootsmann steuerte; er sprach kein Wort, sondern rief nur den Matrosen seine rauhen Befehle zu; die Lage des kleinen Boots forderte Aufmerksamkeit. Clermont saß auf einer Bank im Hintergrunde des Schiffs, und blickte in das schauerliche Gemisch von Nacht, Wellen und Nebel hinaus. Eine trübe Ahnung, als stehe ihm ein großer Schmerz oder ein bittres Unheil bevor, erfüllte seine Seele. „Ist das ein Wiedersehn nach funfzehn Jahren?" dachte er.

„Das Vaterland zeigt ſich Dir ſo rauh und unwirthlich, als es nur irgend vermag. Einſam, allein, wirſt Du die Küſte betreten, — wer weiß, ob Du die Deinen noch lebend findeſt! Als Du die Heimath verlieſſeſt, begleitete Dich wenigſtens ein theures Weſen. Das Schickſal hat es von Deiner Bruſt geriſſen. — Du kehrſt zu der Mutter zurück und bringſt ihr die Tocher nicht wieder, — und weißt Du denn, ob Du ſie ſelbſt findeſt? Wie viel kann ſich in wenigen Stunden umgeſtalten!“ —

Ein tiefer Gram warf düſtre Schatten in ſeine Seele. Der Augenblick, nach dem er ſich, als nach dem glücklichſten ſeines Lebens, lange, öde Jahre hindurch unausſprechlich geſehnt hatte, erfüllte ihn jetzt wunderbarer Weiſe mit wehmuthvollen Ahnungen.

„Die Wellen brechen ſich flach, Burſche,“ rief der Bootsmann, „habt Acht, daß Ihr nicht ein Ruder zerbrecht. Wir müſſen nahe am Ufer ſeyn.“

„Viertehalb Fuß Waſſer haben wir noch,“ rief ein Matroſe, indem er das Ruder gegen den Grund ſtieß. „Aber den Teufel, hier werden wir uns die Hoſen naßmachen, denn die Wellen ſchlagen ſo weit über den Strand, daß wir mit unſerm Boot nicht hinan können.

„Thut nichts," sprach der steuernde Bootsmann, „in Toulon könnt Ihr sie wieder trocknen. — Zieht die Ruder nur flach an; ich halte auf die Pappelecke zu. Zwar kann ich noch nichts sehn vor dem verwünschten Nebel, aber meinem Compaß nach bin ich ganz richtig."

Das Boot schoß noch eine Strecke dahin. Einige Minuten später ließ der Bootsmann die Ruder einziehn, und nun gleitete das Fahrzeug ganz allmählig, durch die Kraft, die es im Lauf gewonnen hatte, und durch einen ganz leichten Windhauch getrieben, gegen das Ufer heran."

„Halt! Wir haben Grund! Wenn meine Augen noch ein Glas Rum werth sind, so sehe ich auch dort im Nebel eine Pappel. — Nun, Dubois, lade den Herrn, und Du, Lafleche, den Mantelsack auf die Schulter. Ihr könnt Beide zu Fuß nach Toulon hineingehn. — Mein Herr," wandte sich der Bootsmann zum Obristen, „es ist Alles bereit, Ihr könnt, wenn es Euch gefällig ist, auf jenem breitschultrigen Burschen trocken an's Land reiten."

Der Obrist war schon aufgestanden. Er zog die Börse, drückte dem Bootsmann einige Goldstücke in die Hand, und sprach: „Für Euch und Eure Leute,

mein Freund, zu einem frohen Abend in Toulon. Nun lebt wohl, Kinder!“

Die Seeleute riefen ein vergnügtes Hurrah, der Obriſt ſchwang ſich auf den Rücken des gebückt im Waſſer ſtehenden Matroſen, und in wenigen Sekunden ſetzte er den Fuß an das Ufer der Heimath.

Das Herz ſchlug ihm gewaltig in der Bruſt. Er zitterte vor tiefer Bewegung, und kaum vermochte er den Matroſen, die ihn fragten, wohin es nun gehn ſolle, die Antwort zu ertheilen.

„Folgt mir nur, Kinder!“ ſprach er endlich ſo feſt als möglich, und ſchlug die wohlbekannten Uferpfade nach ſeinem Landhauſe ein.

Man ſtieg das hüglichte Ufer hinan, ſchlang ſich die ſchmalen Pfade zwiſchen einigen Gartenmauern und Hecken hindurch, und erreichte ſo den großen Weg, der von der Stadt hinaus führte. Jetzt lag das Haus vor Clermonts Blicken; immer haſtiger ſchritt er vorwärts, die Matroſen konnten ihm kaum folgen. Nun ſtand er an der Pforte. Noch einen Augenblick, und ſeine Gattin, ſeine Kinder lagen in den Armen des Vaters, den ſie längſt in der Gruft wähnten. — Schon hob er die Hand, um die Gartenglocke anzuziehn, als ihm einfiel, daß es ihn in die äußerſte Ge-

fahr bringen könne, wenn er Zeugen bei sich hätte. Wie leicht konnte der Ausruf eines alten Dieners, der ihm die Pforte öffnete, ihn verrathen. Er hielt daher einen Augenblick an, dann sprach er: „Kinder, ich bin am Ziel. Legt nur mein Gepäck hier nieder, und geht nach der Stadt hinein, damit Ihr nicht später anlangt als Eure Kameraden. Sogleich wird ein Diener diese Pforte öffnen und der mag das Gepäck mitnehmen.“ Zugleich öffnete er abermals freigebig die Börse, und die Matrosen gingen vergnügt und unter den besten Wünschen von dannen.

Clermont wartete, bis sie hinter den nächsten Gärten und Gebüschen verschwunden waren. Jetzt zog er die Glocke. O Gott, wie drang ihm der alte, bekannte Ton ins Herz! — Er wartete eine, zwei Minuten, niemand ließ sich hören. Jetzt schellte er stärker. Ein Lichtschimmer fällt durch die Thürspalten. Schritte tönen den Gang herauf. Es nähert sich jemand der Pforte, die Riegel rasseln zurück, sie öffnet sich. Ein fremder, fast noch junger Mann, stand vor dem Obristen. Es war ein erst seit kurzer Zeit angenommener Gärtner. So leicht dieser Umstand sich erklären ließ, so drang doch beim Anblick dieser völlig unbekannten Gesichtszüge eine bange Besorgniß in das Herz des Obristen ein.

„Iſt Frau von Clermont zu Hauſe?“ fragte er mit möglichſter Ruhe.

„Sie iſt ſchon ſeit einem Monat nach Paris gereiſt,“ war die Antwort.

Der Obriſt ſtand wie vom Donner gerührt. Tauſend ſeltne Fälle des Unglücks hatte er ſich vorgeſtellt, ſich auf die Möglichkeit derſelben bereitet; aber gerade an dieſen einfachen Umſtand einer auf nichts Außerordentlichem beruhenden Abweſenheit hatte er nicht gedacht.

Dem Gärtner mußte der Eindruck, den ſeine Antwort machte, auffallen. Er blickte den Fremden verwundert an und wiederholte ſeine Worte.

„Iſt Frau von Clermont,“ fragte der Obriſt endlich, „allein gereiſt?“

„Mit dem Fräulein Leontine.“

„Und der Sohn?“

„Mein Gott, der iſt ja in Afrika bei der Armee!“ antwortete der Gärtner in einem Tone, als ob dies jeder Menſch auf dem Erdboden wiſſen müſſe.

Auf den Obriſten machte dieſe letztre Antwort einen ſeltſamen Eindruck. Er erinnerte ſich des verwundeten Offiziers, den er in Algier geſehn; ſchon da-

mals hatte der Anblick deſſelben ihn auf das wunderbarſte bewegt. Jetzt war es ihm plötzlich, als müſſe es ſein Sohn Eduard geweſen ſeyn.

Da der Gärtner den Obriſten hierbei etwas ungeduldig anblickte, riß er ſich von ſeinen Betrachtungen los und ſetzte ſeine Fragen fort.

„Iſt keiner von den ältren Dienern der Frau von Clermont mehr zu Hauſe? Ich war vor funfzehn bis zwanzig Jahren genau hier bekannt, vielleicht —“

„Von denen lebt keiner mehr. Der alte Reitknecht des Herrn Obriſten iſt vor zwei Jahren geſtorben, wie man mir geſagt hat.“

Der Obriſt wurde ſchmerzlich durch dieſe Nachricht getroffen. — Er überlegte einen Augenblick, was er thun ſolle. Es ſchien ihm bedenklich, in Abweſenheit der Frau des Hauſes ein Unterkommen daſelbſt zu begehren; nach Toulon hineinzugehen hatte nicht mindere Schwierigkeiten.

Der Gärtner half dieſer Verlegenheit ab. Denn, verdrießlich über die Fragen des Fremden und über ſein häufiges längeres Beſinnen dazwiſchen, ſprach er: „Die gnädige Frau iſt nicht hier, ich darf niemand in ihrer Abweſenheit einlaſſen, zumal ſo ſpät in der Nacht. Wollen Sie mir aber Ihren Namen hier laſ-

ſen, mein Herr, ſo werde ich Ihren Beſuch richtig melden.“

„Das iſt nicht nöthig,“ antwortete Clermont raſch; „ich werde die Meldung ſchon ſelbſt beſorgen.“

„So wünſche ich Ihnen eine gute Nacht, mein Herr,“ und damit warf der Gärtner die Thür ziemlich unſanft ins Schloß und ſchob die Riegel wieder vor.

So ſtand denn der Heimgekehrte im Dunkel einer regnichten Nacht allein vor der verſchloſſenen Pforte ſeines Hauſes; keine Hand, die ſich ihm freundlich darbot, kein Mund, der ihm ein Willkommen entgegenrief, keine Bruſt, an die er ſinken konnte. Mit umnachtetem Sinnen, an den Pfeiler des Gartenthores gelehnt, blickte er düſter in die Finſterniß hinaus und überdachte, was er thun ſollte.

„Schäme Dich!“ rief er endlich aus. „Du haſt den Stürmen und Gefahren des Schickſals männlich getrotzt und jetzt ſoll Dich ein rauhes Lüftchen beugen? Was iſt's denn am Ende? Ein verdrießlicher Zufall! Schäme Dich! Wenn Du nun die Nachricht von ihrem Tode erhalten hätteſt!“

Sogleich war ſein Entſchluß reif. Er wollte nach Tonien hinein, in einem kleinen Gaſthauſe der Ver-

ſtadt für die Nacht ein Unterkommen ſuchen, und am nächſten Morgen entweder auf die Bellona zurückkehren, um durch Durochers Hülfe weitren Rath zu ſuchen, oder, wenn es ihm gelingen könne, einen Paß nach Paris zu erhalten, ſofort dorthin abreiſen. Denn die Sehnſucht, endlich die Seinigen wieder an's Herz zu drücken, überwog jede andre Bedenklichkeit.

Aber was mit dem Gepäck thun? Es auf die Schulter nehmen? Das gab ihm ein zu abentheuerliches Anſehn. Denn obgleich einfach und ſchlicht gekleidet, glich der Oberſt doch in ſeinem ganzen Weſen zu ſehr einem Manne von Stande, als daß er einem Handwerker gleich mit dem Felleiſen auf dem Rücken hätte an einem Gaſthof klopfen dürfen.

Sollte er es im Hauſe abgeben? — Das ſchien ihm unſicher. Er beſchloß daher kurz und gut, es unter dichtem Gebüſch in einer Erdſpalte, die einige Schritte vom Wege entfernt und ihm aus früheren Jahren genau bekannt war, zu verbergen.

Dies that er und ging nun nach Toulon hinein. Ohne Umſtände wandte er, da er ganz einem Spaziergänger glich, der etwa von einem entfernten Landhauſe oder Dorfe hereinkam, in das ſchon geſchloſſene Thor durch die kleine Seitenpforte deſſelben eingelaſſen.

Unentschlossen, wohin er seinen Weg jetzt richten sollte, ging er durch die nächsten Gassen, beständig aufmerksam umherblickend, ob er nicht einen kleinen Gasthof entdecken sollte. In einem kleinen Hause erblickte er Licht im untren Stockwerk und hörte lebhaftes Gespräch. Zwischen den Fenstervorhängen hindurch sah er, daß es eine Weinschenke war, in welchem noch mehrere Männer beim Glase saßen und schwatzten. Da diese Weinstuben oft in kleinen Gasthäusern der Vorstadt zu liegen pflegten, beschloß er, dort eine Flasche zu fordern, und gelegentlich die Frage aufzuwerfen, ob man auch die Nacht im Hause bleiben könne.

Er trat ein.

In dem niedlichen, wiewohl fast mehr als einfach eingerichteten Zimmer, fand er einige kleine Tische für die Trinkgäste, und einen größeren Schenktisch, hinter welchem ein freundliches Mädchen mit schwarzen, munteren Augen und frischen Lippen stand, bereit, die Forderungen der Gäste zu erfüllen.

„Ich bitte um eine Flasche Wein!“ sprach der Obrist, nachdem er einen Blick durch das Zimmer geworfen hatte.

„Was für Wein, mein Herr?“ fragte die Kleine freundlich. „Wir haben deſſen mancherlei. Befehlen Sie vielleicht Burgunder, oder Cettewein, oder —“

„Welchen Du willſt, mein Kind, meinethalben Burgunder!“ erwiederte der Obriſt, indem er ſich ſetzte und nach dem Conſtitutionnell griff, der auf dem Tiſch lag.

„Bring' vom beſten für den Herrn, Françoiſe“, rief ein älterer Mann, muthmaßlich der Vater des Mädchens, der an einem Tiſchchen in der Ecke mit zwei Andern, die dem Obriſten den Rücken zugekehrt hatten, aß und trank. „Der Herr iſt gewiß ein gutes Glas gewohnt.“

„Schön, lieber Vater,“ antwortete Françoiſe ſchnell, und: „Sie ſollen ſogleich bedient ſeyn, mein Herr!“ wandte ſie ſich zu dem Obriſten. Geſchwind wie ein Reh, mit dem Schlüſſelbunde an der Seite gewiſſermaßen ſtolz raſſelnd, hüpfte ſie zur Thür hinaus und war im Augenblick mit dem Verlangten wieder im Zimmer. Freundlich ſetzte ſie das Glas vor den Obriſten nieder, öffnete die Flaſche, ſchenkte ein, koſtete, nach der dortigen Sitte, zuerſt, und bot dem anmuthig mit ihren friſchen Lippen kredenzten Wein

alsdann dem Gaſte dar, indem ſie ein freundliches „Wohl bekomm's!“ dazu ſprach.

Clermont lächelte; die traulichen, wohlbekannten Sitten unter den niedren Ständen ſeiner Heimath thaten ihm nach der langen Entbehrung ungemein wohl.

„Befehlen Sie auch etwas zu ſpeiſen, mein Herr? Wir haben vortreffliches Obſt, Seefiſche, Bayonner Schinken —“

„Bring' was Du willſt, mein liebes Kind,“ ſprach Clermont, „ich habe guten Appetit, mir wird Alles ſchmecken.“

„Das ſoll mich freuen,“ rief Françoiſe und war ſchon an der Thür, um den Tiſch zu bringen.

Clermont las den Conſtitutionnel mit Eifer. Er entdeckte einen heftigen Angriff auf das Miniſterium. Die freie, edle Sprache des Blatts bewegte den alten Krieger tief. „Welch' ein glückliches Land iſt Frankreich geworden,“ dachte er, „daß man jetzt bei dieſer Ruhe, blühendem Handel und Gewerbe, ſo die freie Sprache der Ehre und des Rechts führen darf! In der Revolution mußten wir dieſe herrliche Freiheit mit ſchweren Opfern erkaufen!“

Françoiſe beſorgte den Tiſch; Clermont aß und trank, las aber dabei eifrig weiter.

Sein Eintreten hatte das Geſpräch der Trinker am andren Tiſche einen Augenblick unterbrochen; da er ſich aber nicht um dieſe kümmerte, ſo legten ſie ſich ſeinethalben auch keinen Zwang mehr auf.

„Noch eine Flaſche Cettewein!“ rief ein alter Graukopf, der mit dem Rücken gegen den Obriſten ſaß. „Ich ſage Euch, ich bin ſo froh, ich wollte, ich könnte die ganze Welt bewirthen. Und daß es gerade ſein Sohn ſeyn mußte! Ach, wie leid thut mir's, daß ich das nicht ſchon vor den Anfällen nach Afrika wußte. Aber mein Gott, ich war ja kaum vier Wochen hier. Wer erfährt da Alles gleich. — Und auf der Straße kannte er mich wieder! Das kommt mich eben ſo! Ich muß doch etwas an mir haben, was man nicht ſo leicht vergißt.“

„Nun, Du erkennſt ihn doch auch,“ ſprach der Wirth.

„Ja,“ rief der Graukopf, „ſo ein liebes Geſichte vergißt ſich auch nicht. Es war ja, als hätte ich ihn geſtern geſehen. Gleich wie er ſich damals, als die Flotte abſegelte, durch das Volk drängte, fiel mir die Aehnlichkeit auf. Allein, dachte ich, es giebt tauſend Geſichter, die einander gleich ſehn. Als ich aber das feurige Auge, den raſchen, ſtolzen Gang ſah, und doch

die redlichen, wohlwollenden Züge, da mußte ich ihn an's Herz drücken und wäre er der Sohn eines Kesselflickers gewesen. Er hat's auch genau behalten. „„Kehre wieder,““ sagte ich, „„kehre wieder, wie Du gehst, mein Sohn, nur hier,““ und dabei schlug ich ihm auf die Brust, „„nur hier sey es anders.““ O, er verstand mich wohl! — Und den Orden bekommt er, das ist keine Frage. Wer solche rothe Zeichen auf der Stirn trägt, wie er, der bekommt auch eins in's Knopfloch. Sonst war es wenigstens so.“

„Heutzutage ist freilich manches anders,“ sprach halb aufseufzend der Dritte am Tisch.

„Und anders wie es seyn sollte,“ rief der Grauköpfige mit starker Stimme.

„Schreit nur nicht so laut,“ gebot der Wirth; „Ihr wißt, die Spione kriechen jetzt in Kellern und Schornsteinen umher.“

„Wüßte ich so einen Schurken, ich schlüge ihm den Schädel ein,“ rief der Grauköpf hitzig.

Franzoise stand ängstlich in der Nähe; sie wollte einem Unheil vorbeugen, und fragte daher dazwischen, indem sie sich an den Alten wandte; „Ach, guter Vater, erzählt doch noch einmal, wie Ihr den jungen Mann eigentlich wieder gefunden habt; ich mußte

vorhin in den Keller hinunter und da habe ich nicht Alles gehört.“

„Gern, mein Mäuschen,“ sprach der Alte, froh, seine Geſchichte noch einmal zum Beſten geben zu dürfen, und ſtreichelte dem hübſchen Mädchen den weißen Arm, welchen ſie ihm willig ließ. „Siehſt Du, ich hatte ihn kennen gelernt, als die Flotte abſegelte —“

„Das weiß ich, das habe ich gehört.“

„Nun, und heute geh' ich an dem Bureau des Maitreſſe vorbei, ſo kommt derſelbe junge Offizier die Straße vom Hafen herab. Ich ſehe ihn, traue meinen Augen nicht mehr, er tritt näher, erkennt mich, umarmt mich und ruft: „„Aber, lebt Ihr noch! Wißt Ihr, wie wir Abſchied nahmen, im Gedränge am Hafen!““ „Wohl weiß ich's!“ rief ich aus, „aber Ihr erkennt mich noch!“ „„Nun, Alter, Ihr habt Euch ja gar nicht verändert!““ „Aber Ihr!“ rief ich, „zwei Hiebe über die Stirn! Das läßt ſchön. Nun wird's,“ und dabei griff ich an ſein Knopfloch, „hier auch bald einen rothen Streifen geben.“ Er lächelte und drückte mir die Hand. „„Ich muß fort, guter Freund,““ ſprach er, „„zwar ſteige ich dieſen Augenblick erſt aus dem Schiff, aber doch will ich gleich

in den Poſtwagen ſteigen und nach Paris fahren. Ich fürchte, er geht mir ab, wenn ich mich verſäume.“ „Wahrhaftig,“ antwortete ich, „das iſt wahr. Die Pferde ſind ſchon angelegt.“ Und ſo liefen wir Beide nach der Poſt und ein Matroſe mit Gepäck hinter uns her. — Der Herr fordert ein Poſtbillet. „„Ich bitte um Ihren Namen,““ antwortet der Schreiber hinterm Tiſch. Da findet ſich's, daß der junge, tapfre Offizier der Sohn meines alten Obriſten iſt, der uns bei Auſterlitz und Wagram mit ein Paar ins Feuer geführt hat.

„Das iſt wahrhaftig wunderbar!“ rief Franzoſe.

„Nicht wahr, Meine Franzoſe? An ſolchen Fügungen muß man ſinnen. Komm, Herzchen, Du ſollſt auch mit uns anſtoßen.“

Der Greiskopf ſtand bei dieſen Worten auf und wandte ſich nach einem Tiſche um, auf dem mehrere Gläſer zur Hand ſtanden, um eins derſelben für die freundliche Meine zu ergreifen.

„Heiliger Gott!“ rief er aus und blieb erſtaunt und zitternd ſtehn, indem er den Obriſten am Tiſch ſitzend erblickte. „Seyd Ihr's oder ſeyd Ihr's nicht! Gott ſtehe mir alten Thoren bei, ich glaube, ich werde

wahnſinnig!“ — Und ſo ſtürzte er zu Clermonts Füßen nieder, faßte ſeine Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. Dieſer hatte ihn ſchnell erkannt, riß ihn empor, drückte ihn an's Herz und rief: „Alter, treuer Forbin! Du lebſt noch?“

„Mein Obriſt! Seyd Ihr's denn wirklich oder iſt es Euer Geiſt? Ihr wurdet ja todt geſagt! Oder bin ich altersſchwach und kindiſch und habe ich Alles vergeſſen?“

„Nein, ich lebe, mein getreuer Kamerad, ich lebe! Du biſt noch wacker und rüſtig! Mein guter, alter Forbin!“

Der Wirth, Françoiſe und der Fremde ſtanden verwundert und neugierig da, und ſahen zu, wie beide Männer ſich umarmten, und Forbin ſtets die Hände des Obriſten küſſen wollte, dieſer aber ihn immer wieder emporhob und an ſein Herz drückte. Der Graukopf weinte wie ein Kind, und lachte dazwiſchen und rief durch einander: „O Gott! Mein Obriſt! Ich alter Thor! O, dieſe Freude!“ Plötzlich bedachte der Obriſt, in welche Gefahr er unvermuthet gerathen ſey. Er kannte aber die Herzen ſeiner Landsleute, und war deshalb keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu thun habe. „Kinder,“ ſprach er und richtete

sich mit Würde auf, „ich hoffe, ich bin unter guten Franzosen. Ein unglückliches Schicksal hat mich gezwungen, mein Vaterland zu verlassen. Ich kehre heimlich hierher zurück, aber wahrlich nicht als Feind desselben. Gebt mir Eure Hand darauf, meine Anwesenheit niemandem zu entdecken!"

„O, ich weiß, wie man Euch mitgespielt hat," mein Obrist!" rief Forbin, „aber eher soll man mir die Zunge ausreißen, ehe ich Euch verrathe."

„Wir denken eben so!" riefen die beiden Andren, und ergriffen die dargebotene Hand des Obristen mit Stolz und Freude.

„Das wußte ich. Ihr seyd Franzosen! Ihr werdet keinen Landsmann verrathen. Ich kam hieher, um ein Unterkommen für diese Nacht zu suchen; kann ich das in diesem Hause haben?"

„Ihr sollt es haben, mein Obrist! Zwar halten wir kein Gasthaus, allein ehe ich einen solchen Mann fortgehn lasse, wollte ich lieber selbst auf der Straße schlafen. Françoise, sogleich mach' das Zimmer im zweiten Stockwerk zurecht. Tummle Dich, mein Kind; nimm die beste Bettwäsche."

Die Kleine, sonst so rasch, stand gegen ihre Gewohnheit zitternd da und zögerte zu gehn.

„Nun, worauf warteſt Du?“ fragte der Vater; „haſt Du mich nicht verſtanden?“

„Ach, lieber Vater,“ ſprach das Mädchen ängſtlich, „wird unſer Nachtlager dem vornehmen Herrn Obriſten auch behagen?“

„Sey ohne Sorgen, gutes Kind,“ entgegnete Clermont freundlich, „ich bin nicht verwöhnt.“

„Ein Soldat ſchläft überall gut,“ rief Forbin laut, „mein Oberſt hier und ich wir haben manche Nacht in Eis und Schnee gelegen, und ich ſage Euch, das war uns wie die weichſten Flaumfedern!“

Françoiſe ſtand noch immer ängſtlich da und warf unruhige Blicke nach dem Fenſter; Clermont merkte, daß ſie eine andre Urſach haben müſſe, weshalb ſie nicht wünſchte, daß der Obriſt im Hauſe ſchlafen ſolle.

„Daß Dich der Teufel!“ rief der Vater heftig dazwiſchen; „Mädchen, ich glaube, Du haſt den Kopf verloren! Flink, hinauf ins Zimmer, und thu', was ich Dir geheißen habe!“

Eine ſichtliche Angſt, an der ſelbſt die Heftigkeit des Vaters gleichſam abglitt, zeigte ſich auf dem Angeſicht des Mädchens; ſie ſchien noch einen Augen-

blick mit ſich ſelbſt zu kämpfen, verließ aber dann haſtig ohne zu ſprechen das Zimmer.

„Verzeihen Sie, mein Obriſt,“ ſprach der Wirth, „die wunderbare Begebenheit muß meiner Françoiſe den Kopf etwas benommen haben, ſonſt iſt ſie nicht ſo ungeſchickt.“

„Ich glaube, das Mädchen hat einen geheimen Grund, weshalb ſie mein Bleiben im Hauſe nicht wünſcht. Mir ſchien es', als blicke ſie ängſtlich nach dem Fenſter.“

„Bewahre Gott! Es war nur Verwirrung und Beſtürzung. Sind wir doch ſelbſt ganz erſtaunt.“

„Wahrhaftig,“ rief Forbin, „ich weiß nicht, wache ich oder träume ich? Heute Nachmittag der Sohn, heute Abend der Vater.“

„Du haſt meinen Sohn geſehn, Forbin? O, erzähle mir von ihm! Ich habe ihn ſeit funfzehn Jahren nicht an's Herz gedrückt, nichts von ihm gehört.“

„Das iſt ein Soldat! Mein Obriſt, der kommt noch über uns! Ein Paar Augen hat er und eine Stirn! Der ſollte nur winken, und wir wollten in's Feuer ſtürzen wie bei Marengo, als General Buonaparte vor der Front ritt. Denn damals war er ja noch nicht Kaiſer.“

„Und mein Sohn hat vor Algier gefochten?“ unterbrach der Obriſt den ſchwatzhaften Alten ein wenig ungeduldig.

„Wie der Teufel! Der wird den Türken gezeigt haben, was eine franzöſiſche Klinge iſt. Aber ſie haben ihm auch ein Paar Andenken hinterlaſſen. Hier hat er einen Hieb gerade über die Stirn und einen quer durch am linken Auge vorbei. Bei Cairo habe ich —“

„In welchem Regiment ſtand mein Sohn?“

„Im zwanzigſten Infanterie-Regiment.“

„O wenn er es wäre, wenn mein ahnendes Herz mich nicht getäuſcht hätte!“

Die wieder eintretende Françoiſe unterbrach das Geſpräch. Sie ſah blaß und ängſtlich aber ungemein freundlich aus.

„Das Zimmer iſt in Ordnung,“ ſprach ſie, indem ſie einen Leuchter auf den Tiſch ſetzte. „Ich kann den Herrn Obriſt hinauf führen, wenn er befiehlt.“

„Freunde,“ ſprach Clermont, der das Geſpräch abzubrechen wünſchte, „ich habe mich Euch anvertraut, und ſchlafe daher ganz ruhig. Du mein alter Kriegsgeſell, wackrer Sergeant Forbin, Du beſuchſt mich doch

morgen mit dem Frühſten? Ich habe vieles mit Dir zu reden!"

„Pünktlich wie im Dienſt," antwortete der Alte, und reichte zum Pfande ſeine Hand hin. Clermont ſchüttelte ſie nochmals herzlich, reichte auch den beiden Andren die Hand dar, und folgte der vorleuchtenden Françoiſe.

Als beide in dem kleinen Zimmer des obren Stockwerks angekommen waren, ſetzte ſie das Licht auf den Tiſch und wünſchte dem Obriſten eine gute Nacht. Doch blieb ſie in der Thür ſtehn, und ſchien mit ſich ſelbſt zu berathen, ob ſie noch etwas ſagen ſolle. Clermont ergriff ſie bei der Hand, ſah ihr wohlwollend ins Geſicht und ſprach: „Wenn Du mir etwas ſagen willſt, mein Kind, ſo ſprich frei; Du darfſt Vertrauen zu mir haben."

Françoiſe zitterte heftig. „Geſteh mir's," fuhr der Obriſt fort, „Du haſt ein Geheimniß, das mit meinem Hierbleiben zuſammenhängt."

„Ach mein Herr," rief das Mädchen, „Sie verlachen mich vielleicht, aber ich glaube, Sie ſind nicht ſicher hier. Der alte Forbin iſt ein herzlich guter Mann, und ein wackrer Soldat geweſen. Aber wenn er ein Glas getrunken hat, dann ſpricht er die gefähr-

lichsten Dinge. Schon oft hat er hier im Hause den Kaiser leben lassen, und noch andre Reden der Art geführt. Es giebt aber hier in Toulon solche Laurer, so tückische, böse Menschen — Sie sind gewiß nicht sicher hier, mein Herr Obrist!"

„Sage mir Alles, mein Kind, es ist mir höchst wichtig. Du hältst noch mit einem Geheimniß zurück. Warum blickest Du so ängstlich nach dem Fenster?"

„Ach mein Herr, wenn Sie mich dem Vater nicht verrathen wollen, so will ich's gar gern gestehn. Ein gewisser Franchet, dem die Leute viel Uebles nachsagen, kommt häufig in unser Haus. Er hat mir schon längst allerlei Schönes gesagt, und sich um meine Gunst beworben. Ich aber mag ihn durchaus nicht, denn er ist gewiß nicht redlich. Gestern Abend traf sich's, daß ich ein Viertelstündchen allein zu Hause war; da kam er, denn er paßt jeden Augenblick der Art ab, und schwatzte mir wieder von seiner Liebe vor. Ich wurde endlich bös, und wies ihn etwas derb zurück. Da zog er eine boshafte Miene und sprach kaltblütig: „Wart nur, Du kleine vornehme Dirne. Du wirst noch um meine Gunst betteln müssen. Wer war doch gestern Abend hier? Hat niemand hier vive l'Empereur gerufen? Und hat nicht Dein Vater mit-

getrunken, als de Schuft, der Forbin, die alte Armee leben ließ? Das Sündenregiſter iſt ſchon voll genug, um einen von Euch auf die Bagno's zu ſchaffen. Ich ſage Dir, Mädchen, ändre Dein Betragen gegen mich, oder Du möchteſt es zu ſpät bereuen.“ Mit dieſen Worten ging er weg, und ließ mich in der ſchrecklichſten Angſt zurück. ‚Heut Vormittag war er wieder hier, und da habe ich ihm, um des Vaters willen, der ſich freilich bisweilen vergißt, ſo freundlich gethan, als nur möglich. Nun aber wurde er immer dreiſter, und ich glaube, er richtet mich noch zu Grunde. Ich hätte es gleich dem Vater geklagt, aber der iſt ſo heftig, daß es vollends ein Unglück gäbe. Und ſchweige ich, ſo weiß ich nicht, wie es ein Ende nehmen ſoll, denn warnen läßt ſich der Vater doch nicht, und Forbin noch weniger.“

Die letzten Worte ſprach Françoiſe unter lautem Schluchzen; ſie hatte über ihre eigne Noth die des Obriſten vergeſſen.

„Weshalb aber blickteſt Du denn ſo ängſtlich nach dem Fenſter?“ fragte dieſer.

„Weil ich Franchet draußen herumſchleichen ſah. Gewiß hat er wieder aufgelauert. Wenn aber der alte Forbin in der Stube iſt, kommt er ungern hin-

ein, denn der hat ihn einmal geradezu einen Mouchard geheißen, und gedroht, ihm den Schädel einzuschlagen, wenn er sich blicken ließe. Forbin ist gar zu hitzig, wenn er ein Glas getrunken hat.

„War dieser Franchet zugegen, als mich Forbin wieder erkannte?" fragte der Obrist unruhig.

„Das weiß ich nicht gewiß. Gleich nachher aber sah ich ihn durch die Fenster-Vorhänge gucken, und gewiß war er schon länger dort, denn er kommt fast jeden Abend um zehn Uhr; ist aber Forbin im Schenkzimmer so tritt er nicht ein."

„Das ist allerdings bedenklich, und unter diesen Umständen möchte ich in der That nicht hier bleiben."

„Nein, um's Himmel willen, retten Sie sich, wenn es Zeit ist; denn Franchet ist zuverlässig ein Verräther." — —

„Holla! He! Aufgemacht!" donnerte es unten an der Hausthür.

„Heilige Mutter Marie!" rief Françoise und rang die Hände, „da sind sie schon! Das ist Franchet's Stimme!"

„Aufgemacht! Im Namen des Präfekten!" rief dieselbe Stimme auf der Straße.

„Eile, Kind, und ſuche das Oeffnen der Thür einen Augenblick hinzuhalten," rief der Obriſt, „ich treffe indeß meine Anſtalten."

Françoiſe ſtürzte hinab. Der Obriſt lud auf das Schnellſte ein Paar Taſchenpiſtolen die er bei ſich trug, und ſprang dann ſelbſt die Treppe hinunter.

Er fand den Wirth, Forbin und den dritten Gaſt in größter Beſtürzung, Forbin aber faſt noch mehr in Wuth.

Franchet lärmte an der Thür; zum Glück hatte man, gleich nachdem der Obriſt das Zimmer verlaſſen hatte, die Fenſterladen und die Hausthür zugemacht, da die Stunde, in der die Weinhäuſer geſchloſſen ſeyn ſollten, ſchon herangerückt war.

„Ruhig, Freunde," ſprach der Obriſt; „ich weiß, man ſucht mich. Widerſtand wäre hier unnütz; ich habe mich entſchloſſen jeder Aufforderung ruhig Folge zu leiſten. Ihr aber ſollt nicht verhaftet werden, dafür ſtehe ich Euch; ſucht nur auszumitteln, wohin man mich ſchafft, ſo könnt Ihr doch noch vielleicht etwas für mich thun, wenn Ihr dem morgen früh hier einlaufenden Capitain Durocher, von der Fregatte Bellona, mein Schickſal ſo bald als möglich meldet. Jetzt öffnet ruhig die Thür."

Dies geſchah.

„Es iſt richtig Franchet,“ ſprach Françoiſe halb laut mit Thränen zum Obriſten, als die Thür geöffnet wurde, und der Schein des Lichts auf den Eintretenden fiel.

Der verhaßte Menſch trat mit einem widrigen Lächeln auf dem Geſicht in die Stube und grüßte höflichſt. Ihm folgten ſechs Gensdarmen mit gezogenen Säbeln.

„Es hat ſich hier ein unvermutheter Gaſt eingefunden,“ ſprach er, „den ſuchen wir. Ich muthmaße, es iſt dieſer Herr.“ Dabei deutete er auf den Obriſten.

„Und wer muß ich ſeyn, wenn ich der bin, den Sie ſuchen?“ fragte der Obriſt mit einem Ton, der Verachtung ausdrückte.

„Herr Obriſt von Clermont!“

„Der bin ich. Und was weiter?“

„Sie werden die Güte haben, mir zum Herrn Präfekten zu folgen. Hier meine Vollmacht.“

„Gut. Gehn wir denn.“

„Noch einen Augenblick. — Auch die drei Herren und das Mädchen nehmt als Verhafiete mit!“

Clermont ſah den ſchurkiſchen Agenten der geheimen Polizei mit einem Blick an, vor welchem derſelbe

erblaßte. „Wo iſt Ihre Vollmacht, dieſe Perſonen zu verhaften?“

„Mit Erlaubniß, Herr Obriſt, Ihnen kommt es nicht zu, dieſe Frage zu thun.“

„Eben mir! Ihre Vollmacht! Ich verlange ſie zu ſehn. Dieſe Leute ſind alle in Toulon anſäſſig und bekannt; es iſt kein Grund ihrer Verhaftung vorhanden.“

„Darüber, hoffe ich, entſcheide ich,“ antwortete Franchet mit frechem Uebermuth. „Gensdarmen, thut Eure Pflicht!“

„Einen Augenblick Geduld,“ ſprach der Obriſt und ſah die Gensdarmen mit einer befehlenden Miene an, der ſie unwillkührlich gehorchten. Mit Kaltblütigkeit zog er hierauf eins der Terzerole aus der Taſche und hielt es Franchet dicht vor's Geſicht. „Entweder dieſe ſechs Herren machen, ohne dieſe wackren Leute weiter zu beunruhigen, ſofort Kehrt, und ich folge Ihnen alsdann, oder im nächſten Augenblick liegen Sie todt auf dem Boden.“

„Herr Obriſt! Widerſetzlichkeit —“ rief Franchet, indem er erblaſſend einen Schritt zurücktrat.

„Rühren Sie ſich, ſo fällt der Schuß. Ich halte ſo gewiß Wort, als ich vor Ihnen ſtehe!“ ſprach der

Obriſt. „Ich zähle langſam bis zwölf. Sind alsdann Ihre Gensdarmen nicht aus dem Hauſe, ſo ſind Sie aus der Welt.“

„Gensdarmen, thut Eure Pflicht!“ ſtotterte Franchet halblaut.

„Bewegt einer der Leute eine Hand, ſo bewege ich den Finger, und Ihr Gehirn hängt an der Mauer.“

Franchet zitterte und wurde abwechſelnd blaß und roth vor Angſt und Zorn. Endlich faßte er ſich einigermaßen, und ſprach mit möglichſt gleichgültigem Tone: „Gut denn. So gehn wir allein. Aber die Strafe für dieſe Theilnehmer an dem Verbrechen des Hochverraths ſoll nicht ausbleiben.“

„Seyd ruhig, Freunde,“ ſprach Clermont, „ich kenne den Präfekten und werde ihn von Eurer Unſchuld zu überzeugen wiſſen.“

Die Gensdarmen gingen, Obriſt Clermont zwiſchen den Reihen derſelben, Franchet vor ihnen.

So verließen ſie das Haus. Forbin knirſchte vor Wuth und Schmerz; die beiden Andren waren gleichfalls erbittert, Françoiſe ſaß auf einem Stuhl an der Thür, und trocknete ſich mit ihrer Schürze die unaufhörlich ſtrömenden Thränen ab.

„Aber habt Ihr geſehn, was das für ein Mann iſt?“ rief der Sergeant. „War's nicht, als ob er

selbst den Schuft und seine schurkischen Gensdarmen verhafte? Sie zitterten wie ein Espenlaub! Doch laßt uns jetzt von weitem nachgehn, um zu sehn, wo er bleibt." — „Das wollen wir," rief der Wirth, „riegle Dich im Hause ein, Françoise, und mache keinem Menschen auf, als mir."

Sie gingen und ließen das zitternde Mädchen allein.

Der Obrist hatte kaum dreihundert Schritt mit seinen Begleitern zurückgelegt, als man in der Ferne lustigen Gesang vernahm. Es schienen frohe Zechbrüder, die lärmend die Straße herabkamen. Gerade beim Schein zweier hellen Laternen trafen sie mit dem Zug der Gensdarmen zusammen. Plötzlich rief eine wohlbekannte Stimme dem Obristen zu: „Ei was seh' ich, Herr! Geht Ihr so spät in der Nacht noch spazieren? Und habt sechs Landratten angespannt, und einen Vorreiter dazu?" Es war niemand andres, als der Bootsmann von der Bellona, der mit seinen vom Wein fröhlichen Kameraden eben aus der Schenkstube kam. Clermont benutzte dieses Ereigniß sogleich, um seinem Freunde Durocher Nachricht zu geben. „Sagt Eurem Capitain, Kinder, daß ich verhaftet und zum Präfekten geführt worden bin."

„Verhaftet?“ rief der Bootsmann. „Wie, und weshalb? Und von diesen Landratzen? Das ist ja eine wahre Schande!“

„Ruhig, Bursch,“ rief Franchet, „wenn wir nichts Wichtigeres vorhätten, würden wir Euch dazu verhaften, die Ihr Euch Nachts betrunken auf der Gasse herumtreibt!“

„Ist keine Raa hier, den Kerl daran aufzuhängen?“ rief der Bootsmann. „Jungen, sollen wir leiden, daß ein solcher wasserscheuer Hund uns beschimpft? Sollen wir leiden, daß diese Lumpenhunde einen so freigebigen Freund unsres Capitains ins Loch stecken? Drauf, Jungen! Wir wollen ihnen die großen Mäuler kalfatern, daß es eine Art hat.“

Und kaum hat er diese kräftige Anrede gehalten, als er schon, gleich einem Arnold von Winkelried, den zitternden Franchet und einen Gensdarmen zugleich in die Arme nahm, und Beide aufs Pflaster niederwarf, daß der Boden dröhnte.

„Die sind in den Grund gesegelt,“ rief er triumphirend. Im gleichen Augenblicke waren die zum Kampf aufgerufenen Seehelden, gleich Wölfen in eine Heerde, den Gensdarmen in die Flanke gefallen. Es

regnete flache und scharfe Hiebe, Rippenstöße, Faustschläge und Fußtritte.

„Bravo, Kinder!“ schrie der Bootsmann überlaut. „Entert die Schurken. Entert, und macht die ganze Equipage nieder!“

Die Gensdarmen setzten sich mit Erbitterung zur Wehre. Nicht nur die Pflicht, sondern ein alter, eingewurzelter Haß, der in Toulon zwischen allen See- und Landsoldaten besteht, und unzählige Schlägereien oft der ernstesten Art, erzeugt, trieb sie dazu an. Die Säbel klirrten, die Hiebe flogen, Geschrei und Getümmel erscholl.

Der Bootsmann bekam einen Hieb in den Kopf. „Ich habe einen Leck!“ schrie er wüthend, „dafür aber sollst Du in die Luft gesprengt werden.“ Mit diesen Worten unterlief er den Gensdarmen, der ihn getroffen hatte, rannte ihm mit dem Kopf gegen den Leib, packte ihn zugleich mit beiden Fäusten an die Hüften, schwang ihn sich mit Riesenkräften hoch über den Kopf, und schleuderte ihn dann auf den Boden zurück, daß der Unglückliche ächzend, als wären ihm alle Rippen gebrochen, zusammenstürzte. Die Matrosen lagen mit den übrigen Gensdarmen in einem

so verwickelten Kampf, daß man nicht entscheiden konnte, wer der Sieger war. Franchet hatte sich nach seinem Sturz, der ihm eben keinen Schaden gethan, wieder aufgerafft, und sprang, statt irgend eine Rache zu nehmen, auf den Obristen zu, um ihn festzuhalten, indem er zugleich aus allen Kräften Hülfe herbeirief.

Der ganze Vorgang war so das Werk eines Augenblicks gewesen, daß Obrist Clermont noch zu keinem Entschluß über das, was er thun sollte, hatte kommen können. Erst als Franchet ihn beim Oberrock faßte, dachte er daran, daß er sich jetzt vielleicht durch die Flucht retten könne. Mit überlegener Macht stieß er den Elenden von sich und rief: „Ich schieße, wenn Du mich anrührst!“ Franchet prallte zurück; da wurde er plötzlich von hinten her mit zwei nervigten Armen gepackt und niedergerissen, und zugleich sprang ihm der Angreifer auf den Leib und gab ihm mehrere Fußtritte auf die Brust, den Unterleib und ins Gesicht, so daß er sinnlos und wimmernd liegen blieb. Es war Forbin, der, auf den ersten Lärm herbeilaufend, als guter Soldat die günstige Gelegenheit zum Angriff benutzte. Fast in demselben Augenblick rief er auch schon dem Obristen zu: „Folgt mir

eiligſt!“ ergriff ihn beim Arm und verſchwand mit ihm in das Dunkel einer engen Seitengaſſe.

Das Gefecht zwiſchen der See- und Landmacht dauerte indeſſen, obwohl mit ſehr ungleichem Glücke, fort. Die Flotte erkämpfte einen vollſtändigen Sieg, mußte ſich aber dennoch aufs Eiligſte zurückziehn, da der nächſte Wachtpoſten, durch den Lärmen aufmerkſam gemacht, in anſehnlicher Stärke anrückte. Die Hülfstruppen fanden, als ſie das Schlachtfeld erreicht hatten, die Gensdarmen mit blutigen Köpfen, oder zerbrochenen Rippen, in kläglicher Verfaſſung, theils auf der Erde liegend, theils mühſam ſich fortſchleppend. Am ſchlimmſten aber war Franchet weggekommen, denn Forbins furchtbare Fußtritte hatten ihm das Naſenbein zerquetſcht, das Geſicht ganz zerriſſen und, dem Anſcheine nach, den Bruſtknochen eingedrückt. Er vermochte kein Wort zu ſprechen, und mußte hinweggetragen werden.

Die flinken Seeleute hatten den Hafen und ihr Boot zu gewinnen gewußt, ohne daß jemand ahnte, wer ſie eigentlich geweſen waren. Auf Forbin fiel auch kein Verdacht, da niemand wußte, daß er an dem Tumult Theil genommen hatte. Dieſer treue Kriegskamerad führte jetzt ſeinen Obriſten durch einige Quer-

gassen an dasselbe Thor, durch welches er hineingekommen war; da er die Wache kannte, ließ man sie auch ungehindert auspassiren. Vor dem Thore wohnte der Bruder des Weinwirths, ein Mann, der einen kleinen Ackerstand und ein gutes Fuhrwerk besaß. Zu diesem brachte der alte Sergeant seinen Obristen, klopfte ihn heraus, richtete eine Empfehlung von dem Bruder aus, und bat dann um das Fuhrwerk, mit dem der Herr, den er mit sich bringe, noch in dieser Nacht nach Marseille reisen wolle. Diesen Plan hatte er im Gehen dem Obristen auseinandergesetzt, welcher ihn durchaus annehmbar fand.

Der Ackerwirth, Jean Gris genannt, lud den Obristen ein, in das Haus zu treten, bis die Pferde angespannt seyen. Jetzt erst gedachte dieser seines Felleisens, das wenige hundert Schritte von dem Hause versteckt war. Zugleich fiel ihm ein, daß es wohl am besten für Forbin und die Folge seiner verwegenen nächtlichen Handlungen seyn würde, wenn er ihn mit sich nehme. Er schlug es diesem vor, und der Sergeant willigte mit Freuden ein. Um seine kleinen Angelegenheiten ein wenig zu ordnen, lief er schnell noch einmal nach der Stadt, während der Obrist nach der andren Seite ging, und sein Felleisen

holte. In einer halben Stunde waren Beide wieder beisammen, und der Wagen hielt angespannt im Hofe. Forbin brachte noch die schönsten Grüße und Wünsche von dem Gastwirth und der hübschen Françoise mit, denen er in der Eil den Ausgang der Sache gemeldet, und, so umsichtig war er, zugleich den Auftrag gegeben hatte, dem Capitain der Bellona zu bestellen, daß, und wie der Obrist gerettet sey. So war Alles in Ordnung, die Reisenden stiegen ein, und rollten vorwärts. —

Als sie im Wagen saßen, bedachte Clermont, daß es besser sey, wenn er die gerade Straße nach Paris einschlage. Da dieselbe auf einigen Feldstraßen leicht zu erreichen war, so gewann man sehr bald die erste Post. Hier gab der Obrist nach getroffner Verabredung Pferde und Wagen für sein Eigenthum aus, nahm Postpferde, die man ihm ohne Schwierigkeit auf den angenommenen Namen eines Herrn von St. Val gab, und eilte so mit möglichster Schnelligkeit nach Paris, während der von Allem unterrichtete, höchst zuverlässige Jean Gris, dem der Wagen und der Dienst gut bezahlt worden waren, gemächlich nach Hause ritt.

Jetzt erst waren alle Schwierigkeiten überwunden. Auf dem Wege war, da Forbin Alles besorgte, und man nur des Abends bei kleinen Gasthöfen anhielt, um sich zu erfrischen, keine Gefahr zu befürchten, und in Paris hoffte Clermont außer den Seinigen so viele Freunde zu finden, das es ihm an Auswegen, England zu erreichen, nicht fehlen konnte. Mit leichtem Herzen und voller Hoffnungen eilte er daher der Hauptstadt zu.

Ende des zweiten Bändchens.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Algier und Paris

im Jahre 1830.

Zwei Novellen.

Dritter Band:

Die Juliustage.

Zweiter Theil.

Institut für Publizistik
Philosophische Fakultät
Universität Leipzig
Zeitungswissenschaft
1446/5827c

Die

Juliustage.

Eine Novelle

von

Ludwig Rellstab.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei Friedrich Laue.

1831.

UNIV
BIBL
LE

Lit. gen. 13090
21.5.89

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mitten in dem unruhigen, von düstren Besorgnissen bewegten Paris, wo die meisten Einwohner schweren Tagen der Zukunft entgegen sahen, weil die Spannung zwischen Volk und Regierung täglich wuchs, genossen doch einige Herzen einer süßen, fast nicht durch den leisesten Hauch irgend einer Besorgniß getrübten Seligkeit. Es waren Eugenie, Leontine und ihre Mutter; auch Betty könnte mit ihnen genannt werden, denn sie fand sich mit solcher Liebe begrüßt, daß selbst ihr banges, besorgliches Herz zufrieden war. Frau von Clermont sah in ihr eine Schwester, Leontine eine zweite Mutter, und Eugenie blieb ganz die zärtliche, liebende Tochter. Ja es schien, als wenn dieser das durch eine Schwester und eine Mutter bereicherte Herz täglich an liebenden Kräften

wüchse: ihre Neigungen wurden nicht getheilt und geschwächt wie das Bett eines Stroms, das sich um grünende Inseln schmiegt, sondern sie blühten reicher und frischer auf, wie die Krone eines jungen Baums, der sich mit immer neuen Wurzeln fester an den mütterlichen Boden heftet. Es war ein rührender Anblick, Leontinen und Eugenien beisammen zu sehn. Jede pries ihr Glück, in der Andren ein längst verlornes, eigentlich ein nie gekanntes Kleinod gefunden zu haben. Und die Mutter stand zwischen beiden, und weinte Thränen der Rührung und der Wehmuth, denn der Schmerz um den Vater war, und wie hätte es anders seyn können, doch wieder mit neuer Kraft erwacht. Sie Alle konnten sich nicht von einander trennen; es war, als wollten sie die verlorenen Jahre ersetzen, und in Stunden den Raub der langen Vergangenheit einbringen. „Du bist so schön, so gut, so klug, meine Leontine," sprach Eugenie zu ihr, „ich schäme mich fast neben Dir; Du mußt mich Alles lehren, was mir fehlt, ich will folgsam und eifrig seyn!" Und Leontine schloß bei solchen Worten die Schwester gerührt in die Arme und sprach: „Du liebliches Wesen! Du trittst in den gewöhnlichen Lauf unsrer Tage wie ein schönes Wunder hinein! Wo-

mit die Gottheit eine Lebende segnet, ist Dir reich zu Theil geworden; Du trägst im Herzen eine tiefe, einfache Weisheit, eine hohe reine Liebe! Ach, wie verschwindet unser flaches, gekünsteltes Wissen, unsre getheilte, eigensüchtige Gesinnung dagegen! Du kennst das Böse als Böses, und Dein Herz bebt heilig davor zurück. Hier bei uns ist das Unrecht so übergoldet, so geglättet, so gewandt, es verhüllt sein schwarzes Innere so geschickt, daß wir Alle mehr oder minder es nach und nach beherbergen und in unser Herz einlassen. Ach, ich möchte Dich wieder in die hehre Einsamkeit der Wüste senden, damit das feine Gift unsrer europäischen Geselligkeit nicht den reinen Spiegel Deiner Seele trübe! Lernen willst Du von mir? Nein, ich sollte mich von Dir unterrichten lassen in der hohen, einfachen Weisheit eines unbefleckten Herzens! Gewiß, ich möchte von Dir lernen, oder nur vergessen, was ich nicht kennen sollte."

So hielt, wie edle Seelen pflegen, jede die andre für besser, schöner, begabter, als sich selbst; jede überschätzte das Gute an der Schwester, jede sah nur ihre eigenen Mängel.

Die Mutter aber sah nur ihr Kind, ihr verlornes, ihr wieder gefundenes Kind. Und wäre es ent-

ſtellt geweſen, wäre es rauh wie die Tochter der Wüſte zu ihr gekommen, ſie hätte es geliebt. Vielleicht um ſo mehr geliebt, je mehr es, an eigenen Schätzen und Gaben arm, der fremden Neigung, Pflege, Führung bedurft hätte. So iſt die Liebe der Mutter! Sie liebt in dem Kinde ihre heilige Pflicht, ihre von der Natur mächtig gebotene Beſtimmung.

Vom Morgen bis zum Abend beſchäftigte ſich Frau von Clermont mit Eugenien. Sie befragte ſie um ihre früheſte Kindheit, um ihre Jugend, um alle ihre Freuden und Gewohnheiten in dem fernen Lande. Sie wollte Alles erforſchen, was die Tochter gefühlt, gedacht, gelernt, gehofft, gewünſcht hatte. Sie wollte ihr Kind kennen.

Betty ſaß daneben und empfand eine ſtille, innige Freude darüber, daß die wahre Mutter über die ſchöne Entwickelung und Blüthe des Zöglings der Pflegemutter ſo oft in ein gerührtes Erſtaunen ausbrach. — Leontine pflegte dann wohl mit ihrem zarten Sinne der Pflicht der Dankbarkeit gegen die Pflegerin zu gedenken, und nahte ſich ihr mit liebender Anhänglichkeit. — „Was ſoll ich Dir geben, Du Gute, die Du mir eine Schweſter gegeben, die tauſendmal verlorene tauſendmal erhalten haſt?“ — Denn

Leontine hatte zwiſchen beiden das vertraute Du erbeten, weil ſie wollte, daß die Mutter ihrer Eugenie auch nicht einmal in einer äußeren Form fremd zu ihr ſeyn ſolle.

Wenn Adolph und Victor nicht zu dieſen rein Glücklichen gezählt werden konnten, denen auch nicht der leiſeſte Wolkenſchatten einer Sorge den heitren Lebenshimmel trübte, ſo lag dies in dem bedrohten Zuſtande, in welchem ſich ihr Vaterland befand. Als Männer konnten ſie, obgleich ihr Herz den Frühlingsmorgen der Liebe ſelig genoß, dennoch nicht allein dieſer gehören, ſondern das Leben ergriff ſie noch mit tauſend andren Armen, feſſelte ſie mit tauſend heiligen Banden der Pflicht. Die Bedeutung des Weibes erſchöpft ſich in der Liebe, in den Beſtimmungen der Gattin und Mutter. Der Mann kann das, was die Arbeit, die That des Weibes iſt, nur als ſeine Muße, ſeinen Genuß, als die ſchöne Frucht betrachten, die ihm die Liebe für die Anſtrengungen der Pflicht bietet. Liebt er daher an ſich nicht geringer, ſo kennt ſein Herz doch noch ein heiligeres, ein größeres Gebiet.

Frankreich ſtand an der verhängnißvollen Entſcheidung ſeines ganzen Geſchicks. Mit düſtren Sorgen

erfüllten sich die Gemüther bei den täglich schroffer werdenden Spaltungen, den täglich feindlicher einander gegenüber tretenden Elementen. Eine geheime Macht des Bösen schien ihr dunkles Spiel aus tiefster Verborgenheit zu treiben. Ihre furchtbare Gewalt über die Gemüther der Herrscher war nicht auf äußere, sichtbare Mittel gestützt, sondern sie bediente sich der unbekannten Schrecken des Jenseits, um ihre Zwecke zu erreichen. Je größer die Wahnverblendung dieser Hingebung war, um so schrecklichere Folgen derselben mußte man fürchten. Der Einfluß eines gewandten, schlauen, selbst eines arglistigen Ministers wäre nicht so zu fürchten gewesen; denn den Rathschlägen des trügerischen Verstandes folgt man nur, indem man die Kräfte des eigenen Scharfsinns gebraucht, der bald entdeckt, wie weit seine Mittel reichen. Wo aber die Freiheit geistiger Entscheidung schon so geschwunden ist, daß sie sich einem blinden Gehorsam gegen unbekannte mystische Schrecken unterwirft, da ist auch kein Ende der Folgen absehbar, denn der blind Gehorchende stürzt auch in den bodenlosesten Abgrund.

Die Wage der Entscheidung zwischen den kämpfenden Partheien stand in einem verhängnißvollen

Gleichgewicht. Daß die Freiheit, das Recht, die Vernunft dereinſt unfehlbar ſiegen würden, war jedem Denkenden klar. Ob aber die Macht dunkler Gewalten nicht einen augenblicklichen Triumph zu erringen vermöchte, ob nicht Jahre des Schreckens und der Tyrannei ihre Geißel über Frankreich ſchwingen würden, ob nicht ein furchtbarer, verheerender Kampf auf's Neue ausbrechen, und die mit Blut und Thränen gedüngten, mühſam zur Reife gebrachten Saaten des Jahrhunderts wieder zerſtören werde — das lag noch im verhüllenden Dunkel der Zukunft. Aller Herzen aber erfüllten ſich mit bangen Sorgen.

Daß in Deſormery's Bruſt dieſe allgemeine Beſorgniß noch einen beſondren Anklang fand, mußte den Ernſt ſeiner Stimmung erhöhen. Hauptmann Lormeuil wurde, je drohender der Horizont ſich ſchwärzte, um ſo ernſter, zurückhaltender, trüber. Dennoch näherte er ſich dem Gegenſtande ſeiner Neigung mehr als jemals. Aber nicht frei wie ſonſt, ſondern wie durch eine unbezwingliche Macht getrieben, der er zwar widerſtehen wollte, aber nicht konnte. Er ſuchte den Platz neben Louiſon, allein er blieb ein faſt ſtummer Nachbar; kaum daß er ſich ſo viel Worte abgewann, als die Höflichkeit ihm abforderte. Louiſon wurde

darüber oft ungeduldig; sie setzte sich verdrießlich auf einen andren Platz, oder ließ sich gar mit nicht immer von Bitterkeit freiem Spott über die Einsylbigkeit des Hauptmanns aus, eine Art des Angriffs, der ihr bei ihrem gewandten Geiste nicht schwer wurde.

Allein innerlich fühlte sie sich tief verwundet, schmerzlich gekränkt, weil sie die wahre Ursach, sowohl von Lormeuil's Zurückhaltung, als von den Aeußerungen des Vaters, der sich stets gegen den Hauptmann erklärte, nicht kannte. Desormery dagegen sah die Entfremdung zwischen beiden nicht ungern, so sehr es ihn schmerzte, den Hauptmann, den er als einen edlen Mann schätzte, in dieser bittren Stimmung zu wissen, und so leid ihm Louisen that, welche ebenfalls in der unbehaglichsten Lage war. Allein er hoffte, das Verhältniß werde sich auf diese Weise lösen, und Louisen nur den Unmuth, den Verdruß, als die leichtere Last des Lebens, zu tragen haben, im Vergleich zu dem Schmerz einer gewaltsamen Trennung durch unübersteigliche Ereignisse, während die Herzen sich noch mit voller Kraft der Liebe festhielten. Er irrte sich, denn nur scheinbar lösen sich heilige Bande der Liebe und Treue leichter durch Erkaltung als durch Zerreißen auf. Innerlich blutet das edle Herz am

schmerzlichsten, wenn es von dem Glück seiner Liebe, als von einer Täuschung, scheiden soll; unter der Erkaltung erstarrt es. Treten aber große Ereignisse entscheidend zwischen das Glück der Einzelnen, so erhebt sich die edle Gesinnung über den Schmerz, und schöpft Tröstung und Kraft im entschlossenen Dulden. So fühlte Lormeuil fast nur die bittre Kränkung, welche Louisens Kälte ihm bereitete; den großen, würdigen Schmerz seines Geschicks ertrug er mit männlicher Fassung. Und in ähnlicher Weise empfand Louisen in den einsamen Stunden der Nacht nur noch das kränkende Gefühl über Lormeuil's mißverstandenes Benehmen; die Besorgnisse wegen der mißwollenden Gesinnung des Vaters dagegen drückten sie fast gar nicht mehr, und in ihrem eigensinnigen Köpfchen erhielt der Gedanke, gegen den Wunsch desselben entschlossen für ihre Neigung zu handeln, wenn Lormeuil solcher Liebe werth wäre, nach und nach eine Wohnstätte, während sie früher mit dem Nein dessen, von dem sie durchaus abhing, die Pforte ihrer Wünsche unwiederbringlich verschlossen glaubte.

Mitten in diese düstre Stimmung, welche so manches Herz im Innersten quälte, während dem Anschein nach Alle glücklich und heiter waren, fiel eine

Begebenheit, die in ihrer Größe und Bedeutung einen Augenblick lang alle einzelnen Gefühle begrub. Es war die Nachricht von der Eroberung Algiers, die am zwölften Julius in Paris einlief. Ein solches Ereigniß, bestimmt, mit der Kraft dauernden Ruhms in der Geschichte Frankreichs zu glänzen, mußte wenigstens auf eine kurze Zeit alle Gemüther erfüllen. Das Läuten der Glocken von den hohen Thürmen herab, das Wogen der freudigen Menge auf den Straßen, die prächtig donnernden Schüsse der Freude, der jubelnde Ruf des Volks und am späten Abend der feierliche Glanz von tausend erleuchteten Gebäuden — Alles dies mußte eine Stimmung erregen, in der man die besondren Wünsche und Begehrnisse der Brust vergaß. Daß in einem Hause, welches durch so vielfache Bande der Theilnahme mit diesem Ereigniß in Berührung kam, daß in dem Kreise, der sich täglich in Desormery's Wohnung beisammen sah, die allgemeine vaterländische Freude noch einen höheren Anklang fand, darf kaum bemerkt werden. Es schien wirklich, als sey der Kummer, die Sorge der Einzelnen untergegangen in dem Strom der Freude, der durch die Hauptstadt brauste. Lorneuil war lebhaft aufgeregt; Louison vergaß neben ihm an der frohen Tafel, zu wel-

cher der Vater die Hausgenossen versammelt hatte, wie oft sie in den letzten Tagen zu zürnen Ursach gefunden. Victor und Adolph empfanden die ganze Freude jugendlicher Helden über einen rühmlichen Sieg des Vaterlandes; Frau von Clermont und Leontine gedachten zugleich des Bruders und überließen sich der Hoffnung, daß nunmehr wenigstens die nächste Sorge für die Erhaltung seiner Tage zu Ende sey; Betty und Eugenie endlich wurden mit aller Kraft der Erinnerung in eine Gegend zurück versetzt, wo sie heimisch geworden waren, und der lebhafte, mächtig aufgeregte Sinn der Letzteren überließ sich der frohen Hoffnung, daß nun vielleicht alle Segnungen und Wohlthaten gebildeter Völker sich auch dorthin verbreiten würden. Sie empfand das unschätzbare Glück dieser Gaben zu tief, als daß sie sich nicht freudig mit dem Gedanken wiegen sollte, auch dort werde man das Gute schnell erkennen und ergreifen. Ja, sie gedachte ihres Pflegers Osraim, und in dem kindlichen Herzen regte sich die leise Hoffnung, daß das Band, welches sich von nun an zwischen beiden Völkern knüpfen werde, auch vielleicht dereinst eine Verbindung zwischen ihr und dem Beschirmer ihrer Jugendtage herbeiführen könne.

So herrschte die allgemeinste Freude.

Desormery liebte es, gegen die Sitte der Franzosen, besonders im Sommer, lange bei der Abendtafel zu sitzen, und in die kühleren Stunden der Nacht hinein zu plaudern, wobei er auch klingender Gläser und perlenden Weins nicht gern entbehren mochte.

So saß man denn, während das Gewühl des Volkes sich auf der Straße vorüber drängte, und der Schimmer hell erleuchteter Häuser sich mit der Dämmerung der Julius-Nacht und tausend funkelnder Gestirne wunderbar vermischte, in dem hohen, kühlen Gemach, dessen bis auf den Boden reichende Fenster geöffnet, aber durch Blumenstöcke versetzt waren, in behaglicher Geselligkeit an einem runden Familientisch und überließ sich der frohen Stimmung, welche die Gegenwart erzeugte. —

Allein als sollte gerade in den heitersten Augenblicken das neidische Schicksal störend eintreten, so wurde der frohe Abend auch diesmal durch eine trübe Botschaft gestört. Es war nämlich Victors erste Sorge gewesen, sobald er in Paris angelangt war, nach Liverpool zu schreiben, um über Betty's Aeltern und Verwandte Auskunft zu erhalten. Er hatte sich an einen dortigen ihm befreundeten Kaufmann ge-

wandt, und diesen gebeten, Erkundigungen darüber einzuziehn, vorläufig jedoch ohne von der wahrscheinlich nahe bevorstehenden Rückkehr Betty's in ihre Vaterstadt etwas zu erwähnen. Die Antwort dieses Freundes lief gerade an diesem Abend ein, und während man heiter bei Tisch saß, brachte Victors Diener, der lange in der Wohnung seines Herrn gewartet hatte, den Brief zu Desormery hinüber, und übergab ihn mit den Worten: „Es ist ein Brief aus England an Sie angekommen." Da zufällig auf der einen Seite Victors Betty, auf der andren Eugenie saß, und Beide wußten, daß er eine Antwort aus Liverpool erwarte, so wurden sie natürlich auf das Lebhafteste gespannt, und Betty, die heftig bewegt auf das Couvert sah und das Postzeichen entdeckte, rief bestürzt und freudig zugleich aus: „Ja, aus Liverpool, meiner Vaterstadt!"

Der Brief mochte nun bringen, was er wollte, es war unmöglich den Inhalt desselben derjenigen zu verhehlen, die er so nahe betraf. Auch zitterte Betty so heftig, war so außer sich, daß man diesem Zustande auf das Schnellste ein Ende machen mußte, wenn man nicht einen Unfall herbeiführen wollte. Victor hatte eine leise Ahnung; er wünschte innerlich,

der Brief möge erst am andren Morgen gekommen seyn. „Liebe Freundin," sprach er zu Betty, „es sind schon funfzehn Jahre her, daß Sie Ihre Vaterstadt verlassen haben. Unmöglich kann Alles so geblieben seyn, wie es damals war. Dieses Schreiben wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, neben manchem Erfreulichen, manches Traurige enthalten; seyen Sie gefaßt darauf. Wollen wir es sogleich lesen?" —

Betty antwortete rasch und zitternd: „Ich kann Alles hören, aber ich vermag keine Minute länger diese Angst, diese Spannung zu ertragen!"

Victor gab ihr den Brief mit den Worten: „So lesen Sie denn selbst." Betty öffnete mit zitternder Hand; ihre Brust flog, ihr Athem drängte sich rasch aus der beklemmten Brust hervor; fliegendes Roth und Bläße wechselten auf ihrem Gesicht. Aller Augen hefteten sich mit ängstlicher Besorgniß auf sie; es herrschte eine tiefe Stille in dem eben noch so heitren Kreise.

Jetzt hatte sie das Blatt entfaltet, jetzt eilten ihre Blicke hastig darüber hin; leise bewegte sie die Lippen, als spräche sie die geschriebenen Worte für sich nach. Sie wurde bleich und bleicher, große Thränen rollten aus ihren Augen; jeder suchte in

ihren Zügen den Inhalt des Briefes zu lesen. Es war schwer zu entscheiden, ob Freude oder Schmerz die Lesende erschüttre, ob Beides. Hastig wandte sie das Blatt um, heftete die Blicke starr auf die letzten Zeilen, und seufzte gepreßt auf; ihre Hände flogen krampfhaft, plötzlich that sie einen lauten Schrei, das Blatt entfiel ihr und sie sank bewußtlos in den Sessel zurück. Mit dem Ruf der Angst und des Schmerzes: „Sie stirbt!" sprang Eugenie auf und umschlang sie mit beiden Armen. Auch die übrigen Frauen eilten hinzu, umstanden die Ohnmächtige, und suchten ihr Hülfe zu leisten. Victor hatte den Brief aufgenommen, durchflog ihn und sprach tief bewegt: „Solche Botschaft ist freilich nicht eine glückliche zu nennen!" „Was enthält das Schreiben?" fragte Desormery.

Victor las, indem er die Formen des Eingangs überging, folgende Zeilen: „— — Der Vater ist bereits vor sechs Jahren in Dürftigkeit gestorben. Die Mutter folgte ihm bald nach. Von den übrigen Verwandten, die Sie mir genannt, lebt nur noch die alte Schwester des Vaters, aber schon seit vielen Jahren in Geisteszerrüttung. Man sagt, das unselige Verschwinden der Nichte, die sie überaus zärtlich von

früheſter Kindheit an-geliebt, habe ſie ſo erſchüttert, daß ſie, anfangs in düſtre Schwermuth, jetzt in völligen Stumpfſinn gefallen iſt. Ein Bruſtübel, an dem ſie ſeit einigen Jahren leidet, verſpricht ihr, nach Ausſage der Aerzte, vielleicht binnen wenigen Wochen Erlöſung. Keinesfalls kann ſie die rauhe Jahreszeit überleben. So ſchmerzlich es mir iſt, Ihnen dieſe Nachrichten mittheilen zu müſſen, ſo kann ich Ihnen doch die Wahrheit nicht verhehlen.“ — —

Alle hatten in tiefer Rührung zugehört. Das ſchreckliche Geſchick der armen Betty, die in der Blüthe des Lebens von Allem was ſie liebte, was ihrem Herzen theuer war, hinweggeriſſen wurde, und nach funfzehn Jahren namenloſer Sehnſucht und Leiden nur wiederkehren konnte, um auf den Gräbern aller ihrer Lieben zu weinen, ſchnitt mit ſcharfen Schmerzen in jede, auch die härteſte Bruſt ein.

Adolph ſprach bewegt: „Iſt es nicht, als wenn man einem Unglücklichen in der Jugend, im blühenden Lenz, das Licht des Auges grauſam rauben, und es ihm im Alter und in der ewigen Winternacht des Pols wiederſchenken wollte, um einſam zwiſchen öden beſchneiten Gräbern umher zu irren?“

„So würde er doch," entgegnete Leontine gerührt, indem sie sich sanft an ihren Freund lehnte und das mit Thränen gefüllte Auge zu ihm erhob, „so würde er doch wenigstens noch die ewigen Sterne sehn und seinen hoffenden Blick über die Erde hinaus nach ihnen richten können."

Betty schlug die Augen wieder auf. Als sie sich in Eugeniens Armen fand, preßte sie diese heftig an die Brust und rief: „O ich bin eine älternlose Waise, ganz verlassen von aller Welt! Aber Du bleibst mir! Dich soll nichts von meinem Herzen reißen. Du wirst mich nicht verlassen!" — „Nie, niemals!" rief Eugenie schluchzend, und umschlang die geliebte Pflegerin mit einer Heftigkeit, die der Angst nahe kam. —

Jedes Herz fühlte, daß das Schicksal hier Bande gewebt hatte, die so heilig, so ewig und dauernd waren, wie die mächtigen der Natur selbst.

Man brachte die ermattete Betty hinüber in ihre Wohnung. Der frohe Kreis ging still auseinander. Aber draußen scholl das Getümmel und Gewühl noch die ganze Nacht hindurch fort; die lauten Stimmen und glänzenden Lichter der Freude drangen mit seltsamem Kontrast in die Stille der Nacht und Schmerzen ein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die nächsten Tage verstrichen ruhig; Betty war durch die heftige Bewegung des Gemüths erkrankt, fing aber an, nach und nach sich zu erholen und zu genesen. Mit schmerzlicher Freude nahm sie das Erbieten Victors an, der ihr, sobald sie wieder ganz bei Kräften seyn würde, versprach, sie nach England hinüber zu geleiten. Sie wollte wenigstens die Gruft ihrer Aeltern besuchen, und sich überzeugen, ob ihre alte liebende Jugendpflegerin noch empfänglich für die Gaben des Trostes, der vergeltenden Zärtlichkeit sen.

Ruhig, aber nicht freudig, verstrichen diese Tage. Denn in den Gemüthern wurde die brütende Gährung immer düstrer. Der glänzende Sieg über Algier, so hatten die Anhänger der Minister gehofft, würde diesen eine solche Popularität verschaffen, daß

man, ihre verhaßten Namen und gefürchteten Abſichten vergeſſend, ihren Wünſchen rückſichtlich der Wahlen nachgeben würde. Allein dieſe Hoffnung ſchlug gänzlich fehl. Im Gegentheil, da die Abſicht deutlich hervortrat, durch dieſe mit den inneren Angelegenheiten der Verwaltung durchaus in keiner Beziehung ſtehende Waffenthat die Gemüther zu beſtechen, die Halbſehenden zu verblenden, ſo wurde man um ſo mißtrauiſcher, um ſo hartnäckiger. Faſt alle jene zweihundert und einundzwanzig Deputirte, deren edle, würdige, muthvolle Sprache an den Stufen des Throns den Zorn der öffentlichen und geheimen Rathgeber des Königs erregt hatte, wurden wieder in die zum dritten Auguſt berufene Kammer geſendet. — Das Miniſterium war nun ſo vollſtändig geſchlagen, es hatte eine Niederlage erfahren, die durch den vergeblichen, faſt raſend zu nennenden Kampf, den es mit der offenkundigen Geſinnung des ganzen Frankreichs unternommen, ſo viel Beſchämendes, ja Lächerliches hatte, daß man fürchten mußte, es werde, da es auch nicht einmal mehr mit dem Scheine der Ehre und des Anſtandes zurücktreten konnte, ja, da es den Namen des Königs und ſeine Entſchlüſſe ſelbſt mit frevelhafter Wagniß auf den gefährlichen Wurf dieſes

Spiels gesetzt hatte, zu einem verzweifelten Schritte fast gezwungen seyn. Hätte es reine Absichten gehabt, wäre es nur in Irrthümern befangen gewesen, so würde der Rücktritt, wenn nicht ohne Kränkung, ohne Verdruß, doch ohne Schimpf möglich gewesen seyn. Da es sich aber selbst nicht verhehlen durfte, wie es dem Verblendetsten nicht entgehen konnte, daß es einen fürchterlichen Kampf der Gewalt gegen das geheiligte Recht der Völker unternommen hatte, so mußte es unerbittlich vorwärts auf der eingeschlagenen Bahn, oder es mußte mit Hohn und Schimpf die Flucht ergreifen, und konnte nicht einmal berechnen, ob diese es zu einem sichren Asyl führen würden.

Wenn Desormery, wenn Victor und Adolph Mittags jeder von verschiedenen Seiten der Stadt her aus einem verschiedenen Geschäftskreise zusammentrafen, so brachten sie einander die Gerüchte zu, die sich täglich in andrer Gestalt erneuerten. Auf der Börse hatte man gesagt, das Ministerium wolle der Unmöglichkeit weichen und zurücktreten. Im Palais-Royal sprach man davon, daß es den Entschluß gefaßt habe, vor die Kammern zu treten, einige gute, dem Volke wohlthätige Gesetze, die jedoch in keiner Berührung mit der Sicherung und Befestigung der Verfassung

ständen, vorschlagen, und wenn die Kammer diese verwürfe, sie auflösen, im Gegenfall aber das Budget fordern werde. Wolle man dies nicht bewilligen, so werde es eine Proclamation an die Bewohner Frankreichs richten, worin es die Deputirten als die Feinde des Königs und des Vaterlandes darzustellen beabsichtige. Den Vereinen zur Nichtentrichtung der Abgaben wolle man alsdann Gewalt entgegensetzen. — Victor, der aus dem Marine-Ministerium kam, hatte gehört, die Deputirten-Kammer würde zum dritten August zwar zusammentreten, allein im Fall sie auf die ganz der früheren ähnliche Thronrede eine ähnliche Adresse verfassen sollte, sogleich aufgelöst, und vermöge eines durch Ordonnanz geänderten Wahlgesetzes eine durchaus neue berufen werden. Eine Proclamation an die Franzosen sollte diesen Schritt durch die Berechtigungen erklären, welche der vierzehnte Artikel der Charte dem Könige gestatte.

Desormery, der im Finanz-Ministerium arbeitete, und seinen Minister, Herrn von Montbel, häufig sah, wenn auch nicht sprach, da sein Posten nicht hoch genug war, um ihn unmittelbar mit demselben zusammen zu führen, hatte die Bemerkung gemacht, daß dieser seit mehreren Tagen eine düstre Stimmung,

eine gewisse bange Besorglichkeit in den Zügen trage, die nach jedem Conseil sich deutlicher ausdrückte. Da er wußte, daß Herr von Montbel mit großem Widerstreben im Ministerium blieb, daß er nur auf dringende Bitten ein Portefeuille nach dem andren angenommen hatte, in der Hoffnung, es bald abgeben zu dürfen, so schloß der alte ruhig blickende Geschäftsmann daraus auf Bewegungen und Plane, die im Conseil besprochen würden, wodurch die Minister in eine äußerst unangenehme, ja traurige und gefährliche Lage kommen dürften. Er vermuthete, daß von Schritten die Rede sey, bei denen man Alles gegen Alles auf's Spiel setze.

Indeß wiederholten sich diese Gerüchte täglich, aber es geschah nichts. Die Geschäfte blieben im ruhigen Gleis, Schritt vor Schritt ging die Zeit vorwärts, dem großen Tage der Entwickelung, dem dritten August entgegen. Die Stimmung der Gemüther glich der beängstigenden Stille vor einem schweren Gewitter, oder dem lautlosen Anrücken zweier feindlichen Heere gegeneinander, wobei jede Brust heftig gespannt den Donner des ersten Schusses erwartet, mit dem alle Mächte und Kräfte des Verderbens entfesselt auf einander einstürzen.

„Der Boden unter unsren Füßen ist hohl," sprach Desormery, „der Himmel hängt schwer von Gewitterwolken über uns herab; wir schlafen auf einer Pulvermine, wir setzen uns zu Tisch unter dem Schwert des Damokles."

„Die Gerüchte murmeln sich so hohl und schauerlich durch das Volk," erwiederte Victor, „wie das Rollen und Brausen im Innern des Vulkans vor dem Ausbruch."

„Man sieht nirgend Jemand," vervollständigte Adolph diese Gleichnisse, „der frei, aufrecht daher ginge. Wie die Seevögel vor dem Gewitter, tief und ängstlich über die graue, todte, stille Fluth streichen, keiner in die freie Höhe zu steigen wagt, so geht auch der Gewerbtreibende, der Geschäftsmann nur behutsam die nöthigsten Pfade seines Verkehrs vorwärts. Viele werfen sich gar mit dem Antlitz auf die Erde, und wagen nicht mehr aufzublicken, als ob der giftige Samum der Wüste im Anzuge wäre."

Diese und ähnliche Gespräche hielten die Männer jeden Mittag, wenn sie nach Hause kamen und, ehe die Mahlzeit begann, in einer Ecke des Zimmers zusammentraten, um ihre Nachrichten auszuwechseln. Sie vermieden es jedoch sorgfältig, über Tische davon

zu sprechen, um die Gemüther der Frauen, die bei geringerer Kenntniß und Voraussicht in politischen Verhältnissen noch unbestimmtere und eben darum furchtbarere Schrecken geahnt haben würden, in der wohlthätigen, sorglosen Heiterkeit, die sie aus den nächsten Verhältnissen ihres Daseyns schöpften, zu erhalten. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß die gefurchte Stirn, der ernste Blick der Männer auch einem weiblichen Herzen manche Minute der Sorge und Bekümmerniß verursachte. Es war die verständige, fein und tief fühlende Marie, welche in den Zügen des Vaters manches las, was ihr trübe Gedanken erregte. Die leichter denkende Louison war zu sehr mit den Mißverständnissen, die in ihrem Verhältniß zu Lorneuil obwalteten, beschäftigt, Leontine lebte zu sehr in ihrem Glück, Eugenie hatte zu unvollkommene Begriffe von den Verhältnissen des Staats und der Gesellschaft, um irgend etwas zu ahnen. Auch Frau von Clermont, deren unter geschichtlichen Begebenheiten gereifter Geist und geschärfter Blick leicht die Krisis beurtheilt hätte, war, seit sie Eugenien gefunden, zu sehr Mutter, fühlte ihr Herz zu erfüllt von diesen wunderbaren Begebenheiten, um aufmerksam zu beachten, was außer ihr um sie her vorging.

Als ein erheiternder Strahl allgemeiner Freude fiel in diese Tage ein Brief von Eduard, der aus Mahon meldete, daß er sich, bei der Einnahme von Algier leicht verwundet, jetzt aber fast schon genesen, dort im Lazareth und zugleich in Quarantaine befinde, und nächstens als beurlaubt in Paris eintreffen werde. Er hatte den Brief Adolphs, welcher ihm die Reise der Mutter meldete, erhalten; die Ereignisse, die er außerdem dadurch erfuhr, mußten ihn freilich zum Theil auch betrübt machen. „Indeß," schrieb er, „ist Adolphs Rettung eine so reine Perle des Glücks, sie breitet einen so heitren Himmel über uns Alle aus, daß wir die beiden trüben Wölkchen, die hindurch ziehen, mehr mit Rührung als mit Schmerz betrachten dürfen. Und wer weiß, wie bald noch andre, lichte, schöne Gestirne mit sanftem Glanz an dem Horizont heraufschweben und uns unendliche Freude in die Brust senken!" — Es unterlag keinem Zweifel, daß er damit auf Eugeniens Wiederkehr deutete, die er der Mutter nicht enthüllen wollte und durfte, damit kein dazwischen tretender Unfall ihr statt der Wonne nur einen verdoppelten Schmerz bereite.

Eduards Ankunft war mit Wahrscheinlichkeit so nahe anzunehmen, daß man ihr in wenigen Tagen

entgegen sehn konnte. Mit ungeduldiger Freude erwarteten ihn die Seinigen daher von einer Stunde zur andren.

Indeß rückte der einundzwanzigste Julius heran, ohne daß irgend ein Ereigniß von Wichtigkeit, weder für das öffentliche Leben, noch für die besondren Familien-Verhältnisse der Hausgenossen Desormery's, eingetreten wäre.

Mit Bestimmtheit brachte Victor am Mittage dieses Tages die Nachricht mit, daß die Einberufungs-Schreiben an sämmtliche Pairs und Deputirten für die zu eröffnende Sitzung bereits abgefaßt und versendet worden seyen. Dies gab die Gewißheit, daß die Kammern zusammentreten würden, und hob die Furcht vor einem plötzlichen Staatsstreiche auf. Täglich waren die Fonds an der Börse gestiegen, und man erfuhr, daß Herr von Rothschild, der als das stete, politische Thermometer betrachtet wurde, und immer für am besten unterrichtet galt, bedeutend kaufen lasse.

Dennoch schüttelte Desormery bedenklich den Kopf. Es war am Abende zuvor ein Kabinets-Conseil gehalten worden, das bis in die späte Nacht hinein gedauert hatte. Herr von Montbel hatte am Morgen das Ansehn eines Mannes gehabt, der von der äußer-

ſten Angſt und Beſorgniß erfüllt iſt, und ſein Privatſecretair hatte im Vertrauen geäußert, er habe den Miniſter noch in ſpäter Nacht erwarten müſſen, dieſer aber ſey ganz bleich und verſtört, und ſo angegriffen nach Hauſe gekommen, daß er, zu jeder Arbeit unfähig, ihn weggeſchickt und ſich zu Bett begeben habe.

Ohne ſeine Gedanken zu äußern, konnte Deſormery ſich doch der guten Nachrichten nicht erfreuen, ſondern fürchtete vielmehr gerade hinter dieſem Anſchein des Guten das Schlimmſte.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Deſormery hatte Herrn von Lormeuil zu Tiſche einladen laſſen. Dieſer war jedoch kurz vor dem Eſſen durch einen Dienſtbefehl abgerufen worden. Erſt gegen das Ende der Tafel erſchien er wieder. Er gab ſich alle Mühe, heiter, geſprächig und freundlich zu ſeyn. Allein auf ſeiner Stirn lag eine finſtre Wolke, die er durch kein Lächeln, durch keinen Scherz zu verſcheuchen vermochte. Gleich nach Tiſch ging er wieder, unter dem Vorwande, daß Dienſtgeſchäfte ihn abriefen. Allein er begab ſich in ſein Zimmer und verließ daſſelbe nicht wieder. Wohl aber ging er mit großen Schritten auf und ab, und der Bediente, den Deſormery mit anſcheinender Gleichgültigkeit befragte, was für Geſchäfte

seinen Herrn abhielten, wieder zur Gesellschaft zurückzukommen, erwiederte: „Der Herr Hauptmann muß wohl sehr traurige Nachrichten erhalten haben. Er geht düster auf und nieder; dann und wann setzt er sich dazwischen an den Schreibtisch, siegelt Briefe und Packete zu, und trifft überhaupt Anstalten, als wolle er sein Testament machen."

„Vielleicht wird er verreisen wollen," entgegnete Desormery, dem es schon leid that, so viel gefragt zu haben.

Der Diener schüttelte ungläubig den Kopf und entfernte sich schweigend.

Jetzt war die Unruhe in allen Gemüthern zu lebhaft geworden, um sich nicht auch den Frauen mitzutheilen. Man fragte sich was geschehn sey, und mußte sich antworten: Nichts. Man fragte was geschehn solle, und wußte wenigstens keine genügendere Antwort. Dennoch herrschte eine Spannung, eine Unruhe, die keinen heitren, sorglosen Gedanken aufkommen ließ. Der Zustand Desormery's und der jüngern Männer glich dem gewisser Personen, welche die Gegenwart irgend eines Thieres nicht ertragen können, denen sich aber dasselbe genähert hat, ohne daß sie es wissen. Sie empfinden ein Unbehagen, eine Unruhe,

von der sie sich keine Rechenschaft geben können, die aber um so größer wird, je weniger sie die Ursache derselben entdecken können.

Spät, um zehn Uhr Abends, hörte man bewaffnete Leute zu dem Hauptmann kommen, und bald darauf verließ er mit diesen das Haus.

Als man ihn gehen hörte, sahen die Mitglieder des Familienkreises einander besorglich an; in den Zügen Aller malte sich Unruhe, und doch wagte Niemand es sich zu gestehen, daß der scheinbar geringfügige Umstand ihm so ernst erscheine.

Man sprach wenig, Jeder schien in Gedanken vertieft. Alle athmeten eine schwere, gewitterschwüle Luft, die sich über Paris sammelte.

Still ging man auseinander.

Desormery hatte niemals mit seinen Töchtern über die Gründe gesprochen, weshalb er Lormeuil's sichtliche Bemühung um Louison weder bestimmt zurückweise, noch begünstige, sondern nur seine Unzufriedenheit darüber zu erkennen gab.

Erst heute war Louison durch einige hingeworfene Worte auf die richtige Spur gerathen, und jetzt erst verstand sie Lormeuil's Benehmen. Nun warf sie sich's mit schwerem Herzen vor, daß sie ihr Mis-

vergnügen über ihn oft in kränkendem Spott geäußert hatte, und als sie mit Marie in ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer trat, konnte sie sich nicht enthalten, in ein heftiges Weinen auszubrechen. Die Schwester fragte sie theilnehmend um ihren Kummer; denn sie ahnte ihn zwar, war aber bei Louisons von dem ihrigen so verschiedenen Charakter selten deren Vertraute. Jetzt gestand die Arme alle ihre Befürchtungen, ihre Reue, ihre heftige Neigung zugleich ein, und zerfloß dabei in Thränen. Sie setzte sich auf's Bett und verbarg die schönen, weinenden Augen in ihr Tuch, während die Schwester tröstend zu ihr trat, und ihren Muth, ihre Hoffnung wieder zu erwecken suchte.

„Du sprichst liebe, aber vergebliche Worte," entgegnete Louison schluchzend; „wenn das, was ich jetzt errathen habe, das Hinderniß unsrer Verbindung ist, so ist es unübersteiglich, denn ich kenne Lormeuil; er hängt mit starrem Eigensinn an seinen Grundsätzen."

„Ich muß diese männliche Festigkeit an ihm schätzen," sprach Marie sanft; „aber ich hoffe, es kommt nicht zu einem Aeußersten. Gewiß liebt Dich Lormeuil so, daß er eine andre Stellung des Lebens aufsucht, die ihm gestatter, im Streit der verschiedenen Partheien ohne thätige Theilnahme zu bleiben."

„Wenn es nicht zu spät ist!“ seufzte Louison. „Aber was ist das?“ fuhr sie fast erschreckend auf, indem sie ihre Hand, die sie zufällig auf das Kopfkissen des Bettes gelegt hatte, hastig zurückzog. „Das ist ein Brief! Und an mich! — Soll ich ihn öffnen, Schwester?“

Marie hegte ein sittsames Bedenken; doch sagte ihr eine dunkle Ahnung, daß dieser Umstand mit dem Kummer ihrer Schwester Zusammenhang haben dürfte. Sie sprach daher: „Da wir beide gegenwärtig sind, so dächte ich, Du dürftest ihn lesen, vorausgesetzt, daß Du den Inhalt dem Vater nicht verschweigst.“

„Gewiß nicht!“ rief Louison und erbrach den Zettel. Er lautete:

„Theure Louison! In einem Augenblick, wo es sich vielleicht entscheidet, daß ich Sie auf ewig verlieren muß, folge ich der Gewalt meines Herzens, die mich zu dem Geständniß zwingt, daß ich mein ganzes Glück in Ihnen zu finden hoffte. Sie haben mich oftmals bitter gekränkt! Ich verdiente es nicht, denn als ich Sie am wenigsten zu lieben schien, liebte ich Sie vielleicht am meisten! In diesem Augenblick habe ich Befehle erhalten, aus denen ich schließen muß, daß Dinge vorgehn, die eine furchtbare Scheidewand zwischen

mir und Ihnen emporthürmen. Ich gehorche der Pflicht mit blutendem Herzen. Wie ich meinen Schwüren, meinen Gelübden in den öffentlichen Verhältnissen des Lebens unverbrüchlich treu bleibe, so bleibe ich es auch Ihnen, bleibe es der Liebe, von der ich mein Glück hoffte. — Leben Sie wohl, leben Sie glücklich!

Lormeuil."

„O Marie!" rief Louison heftig weinend aus, „sagte ich Dir's nicht? O, ich kenne ihn wohl!"

„Meine arme Schwester!" erwiederte Marie, indem sie sich zu Louison auf das Bett setzte und sie sanft in die Arme nahm. Diese weinte laut und brach in heftige Vorwürfe gegen sich selbst aus.

„Daß ich ihn so betrüben konnte! Ihn gerade da verletzen, als er so schmerzlich litt. Und ich wußte doch, daß er mich liebte!"

„Hat er Dir seine Neigung jemals gestanden?" fragte Marie offen.

Mit Worten nicht. Aber tausendmal hatten wir es uns durch Blicke, durch Mienen verrathen. Ihr Alle wußtet es ja, wie sollte es uns unbekannt geblieben seyn? — Ach, liebste Schwester, ich muß Dir mein ganzes Herz entdecken. Du wirst mich hassen, Du wirst nicht glauben, daß man so sträflich denken und

handeln kann. Vielleicht hätte sich Lormeuil dem Vater entdeckt. Aber als ich seiner Leidenschaft für mich gewiß war, da fand ich oft eine grausame Lust darin, mich eben dann kälter zu stellen, wenn er wärmer wurde. Es machte mich so glücklich, sein Herz ganz in meiner Gewalt zu haben, daß ich es mit innerem Vorwurf, aber doch von unwiderstehlichem Reiz getrieben, immer neu prüfte. Faßte sich Lormeuil, blieb er ernster, ruhiger, so wurde ich wieder freundlicher, aufmunternder. Da unser gegenseitiges Betragen auf diese Art wechselte, so hielt ich den Ernst seiner letzten Tage für willkührlich und absichtlich, um mich zu reizen. Der eignen Schuld bewußt, glaubte ich auch ihn schuldig, und bediente mich der Waffen des Spottes gegen ihn, überzeugt, daß er es nicht ertragen könne, wenn mich seine Kälte zu erheitern schiene. — Und nun befällt mich tiefe, schmerzliche Reue über mein Unrecht!" — Sie weinte wieder heftiger und verbarg ihr vor Schaam glühendes Antlitz in ihr Tuch. Marie, deren sanfte, unschuldige Seele keine Ahnung von dem frevelhaften Spiel des Herzens hatte, welches Louison eingestand, konnte die Schuld der Schwester nicht einmal völlig begreifen. Die Anklage hatte ihr etwas Unmögliches; sie glaubte, Louison thue sich jedenfalls

zu großes Unrecht aus zu großer Zartheit und Lie
Und wäre dem auch nicht so gewesen, so trauerte d
jetzt das Herz der Schwester im tiefsten Kumm
selbst bei der schwersten Verschuldung würde da
Marie nicht anders als gütig, sanft, tröstend zu
gesprochen haben.

Nach einiger Zeit fragte sie: „Da aber der V
ter sein Mißvergnügen über Lormeuil's sichtliche B
mühungen, Dir näher zu kommen, oft geäußert h
wurdest Du denn nicht bange, daß sein ernst aus
sprochener Wille Dein Glück plötzlich hemmen köm
und drangst Du nicht wenigstens darauf, daß L
meuil sich offen erkläre?"

Louison mußte abermals beschämt eingeste
daß sie in dem Spiel der Liebe einen zu großen R
gefunden hatte, um sich ihre Pflichten deutlich vor
halten. Auch war es theils ein dunkles Gefühl v
Furcht gewesen, eine Erklärung Lormeuil's werde e
entschiedenes Nein des Vaters zur Folge haben u
somit ihr ganzes Verhältniß auflösen, theils war i
rem leichtsinnigen Gemüth selbst der Gedanke, na
geschehener Erklärung Pflichten gegen Lormeuil zu h
ben und ihm, mit dem sie jetzt übermüthig schaltet
gewissermaßen unterworfen zu seyn, als eine Störu

ihres Wohlbehagens erschienen. Denn jetzt mußte er noch Freundlichkeit, Gunst, Liebe erbitten; ein freies Geständniß, eine offene Erklärung hätte ihm Rechte gegeben, er hätte Aufrichtigkeit, Wahrheit, Innigkeit fordern dürfen — und dem widerstrebte Louisons noch zu ungeläutertes Herz. — Wie aber stets bei Leichtsinnigen und Schwachen, so fiel auch jetzt das ganze Gewicht der Reue auf sie und folterte sie unsäglich. In diesem gespannten Zustande wäre sie jedes Opfers fähig gewesen. Genau betrachtet lag freilich auch darin nur ein Mangel an sittlicher Stärke und Haltung, nämlich das Unvermögen, ihren Schmerz zu ertragen. Indeß nahm ihre siegende Leidenschaftlichkeit doch eine edle Richtung an; und wer das Schwere nicht mit Ruhe und Fassung vollbringen kann, der darf sich glücklich schätzen, wenn eine plötzliche Aufregung ihn dazu antreibt.

Louisons Entschluß war schnell gefaßt. Sie wollte um jeden Preis dem gekränkten Lormeuil die volle Reue ihres Herzens zu erkennen geben, wollte ihre Schuld durch die unbedingteste Hingebung büßen. Hätte nicht Marie sie mit sanfter Ueberredung beruhigt und getröstet, sie wäre so unbesonnen gewesen, sogleich ihren Geliebten aufzusuchen und sich reuig vor

ihm zu demüthigen. Nur ungern, innerlich widerstrebend, gehorchte sie daher den Vorstellungen der Schwester, den Morgen zu erwarten, ehe sie sich zu irgend einem Schritte entschlösse. Die Nacht brachte sie schlaflos, oder wenigstens meistentheils in jenem ängstlichen Zustande zwischen Wachen und Träumen hin, wo die Bilder der Phantasie doppelte Lebhaftigkeit erhalten, während zugleich die Kraft der Besonnenheit und der Mäßigung schwindet, so daß man zwiefacher Pein unterworfen ist. Gegen Morgen fand sich zwar die Ruhe der Ermattung ein, indeß dauerte sie nicht lange, und schon mit dem frühesten Strahl der Sonne, der durch die mit Blumen versetzten Fenster fiel, erwachte die Gequälte wieder. — Sie richtete sich auf; Marie schlummerte mit den ruhigen Zügen eines Engels; ein mehr mildes als schmerzliches Lächeln schwebte um ihre Lippen. Zufällig warf Louison einen Blick in den Spiegel, und sah ihr bleiches verstörtes Antlitz. Sie erschrack vor sich selbst. „O Gott," dachte sie, „so hat Dich das Gefühl der Schuld gezeichnet! Darfst Du so neben Deine Schwester treten, deren Antlitz den Frieden ihrer schönen Seele athmet?" und in diesem Augenblicke gelobte sie es sich, ihr frevelhaftes Spiel mit einem treuen Herzen streng abzu-

büßen, und entweder diesem, reuig unterworfen, in demüthiger Liebe, ihr Leben zu weihen, oder keinem anzugehören.

Die Festigkeit dieses Entschlusses gab ihr einige Kraft und Ruhe wieder. Sie stand auf und setzte sich an einen kleinen Schreibtisch, der im Fenster stand. Unter strömenden Thränen schrieb sie an Lormeuil einen Brief der tiefsten Reue und Demuth. Eine düstre Ahnung sagte ihr, es werde vergeblich seyn; denn seit seinem gestrigen geheimnißvollen Wesen, und den bedeutsamen Zeilen, die er ihr geschrieben, sah sie im Geiste schon eine unübersteigliche Kluft sich tief und schwarz aufreißen, die ihren Bund auf ewig trennte. —

Eben hatte sie vollendet, als Marie die blauen Augen langsam aufschlug und erstaunt zu der Schwester hinüberblickte. Diese saß, das lockige, reizende Haupt in die Hand gestützt, in schwermüthiges Sinnen versunken da, und heftete die Augen auf das Blatt, das sie so eben vollendet hatte.

„Schwester! Louison!“ redete Marie mit sanfter, tröstender Engelsstimme sie an. Wie aus einem tiefen Traume fuhr die von Schmerzen Zerrissene auf, und eilte hinüber zu der mitleidig und verlangend die

Hand gegen ſie ausſtreckende Schweſter, und ſank im krampfhaften Weinen an die treue, mitfühlende Bruſt.

„Was haſt Du ſo früh gethan, Louiſon?“ fragte Marie mit wehmüthiger Theilnahme.

„Ich habe an Lormeuil geſchrieben. Du ſollſt den Brief leſen, bevor ich ihn abſende.“

Sie ging und holte ihn. Marie las, Thränen erfüllten ihr das ſanfte Auge. „O Du haſt ein tief fühlendes Herz, Louiſon!“ ſprach ſie gerührt, „er wird Dich unbegränzt lieben.“

Louiſon lächelte, die Freude ſchimmerte durch ihren Schmerz hindurch, wie eine Roſe durch verhüllende Schleiergewebe.

Sie ging zurück an den Schreibtiſch, faltete das Blatt, ſiegelte es ein, und überſchrieb es an Lormeuil.

Indeſſen war Marie aufgeſtanden, und beide Schweſtern gingen in das enge Gärtchen hinter dem Hauſe hinab, weil Marie wollte, daß Louiſon ſich in der erfriſchenden Morgenluft von der traurigen Nacht erholen ſolle. Der Vater pflegte dort gern zu frühſtücken, Marie ſorgte daher gewöhnlich, daß er, ſobald er aufgeſtanden war, Alles bereit fand. —

Kaum waren die Schweſtern eine Viertelſtunde unten, als auch Deſormeux erſchien. Louiſon bangte

ein wenig, ihn zu sehn; doch hatte sie den festen Entschluß gefaßt, ihm mit sanften aber entschiedenen Worten ihre Neigung und die Unwiderruflichkeit derselben zu bekennen.

Er grüßte und küßte die Töchter mit väterlicher Herzlichkeit. — „Du siehst bleich aus, Louison, ist Dir nicht wohl?“

Eben wollte sie antworten, als der Diener, mit mehreren Zeitungen in der Hand, auf Desormery zutrat, und sie diesem überreichte. Ein so eifriger Politiker, wie er, widmete den Tagesblättern stets die erste Stunde des Morgens; besonders aber in einer so gespannten Zeit, wie die jetzige. Er vergaß daher seine Frage, und öffnete den Constitutionel, den er bald durchlaufen hatte, ohne etwas Wichtiges zu finden. Eben so ging es mit einigen andren Blättern. Jetzt nahm er den Moniteur in die Hand. Die Mädchen saßen dem Vater mit einer Handarbeit gegenüber, und Louison warf bisweilen verstohlene Blicke auf den Lesenden. Plötzlich rief sie aus: „Um Gottes Willen, Vater, was ist Dir?“ Auch Marie blickte bei diesen Worten auf und sah den Vater bleich wie der Tod, das starre Auge unbeweglich auf das Blatt

richtend, heftig zitternd daſitzen. „Vater!“ rief ſie und ſprang auf, „Vater! Du biſt krank?“

Deſormery fuhr empor. Als er ſeine Töchter ängſtlich vor ſich ſtehn ſah, ließ er das Blatt ſinken, faßte Beider Hände und rief mit einem tiefen Seufzer aus: „Wir ſind verloren! Es iſt Alles dahin! Frankreich iſt vernichtet!“

Noch hatten die erſchreckten Mädchen nicht Zeit gehabt, eine Frage zu thun, als Victor und Adolph mit haſtiger Eil in den Garten ſtürzten. Sie hatten ſchon nach Deſormery gefragt und erfahren, er ſey bereits aufgeſtanden. Als er ſie kommen ſah, ließ er ſeine Töchter, wandte ſich zu Jenen und rief ihnen entgegen: „Wißt Ihr's, habt Ihr's geleſen?“

„Wir wiſſen Alles!“ rief Victor, „und eben darum kommen wir ſo früh. Ganz Paris iſt ſchon in Bewegung! Das Kaffehaus hieneben wird von dem Volke faſt geſtürmt! Ich habe Leute geſehn, die vor Schmerz und Zorn weinten!“

„Ja es iſt um blutige Thränen zu vergießen,“ rief Deſormery; „vierzig Jahre des Kampfes, der Opfer vergebens! Millionen Bürger vergeblich gefallen!“

„Um des Allmächtigen Willen, was iſt geſchehn?“ rief Marie, bleich wie Marmor, indem ſie die Hand des Vaters ergriff.

„Was geſchehn iſt? Frankreich iſt vernichtet! Es iſt auf's Neue der Knechtſchaft oder allen Schrecken der Empörung anheim gefallen. Da nehmt das Blatt und ſeht ſelbſt!“

Beide Mädchen ſtanden voller Schrecken und zitterten; ſie wußten nicht was ſie thun ſollten.

Victor nahm das Wort und ſprach mit einer Stimme voll ernſten Mitleids: „Der längſt gefürchtete, aber doch faſt für unmöglich gehaltene Staatsſtreich iſt geſchehn. Eine Ordonnanz des Königs hebt die Preßfreiheit auf, vernichtet das Wahlgeſetz, löſt die zum dritten Auguſt berufene Deputirten-Kammer auf. An die Stelle der Geſetze tritt die Willkühr. Die Verfaſſung iſt in ihrem innerſten Herzen tödtlich verwundet.“

„O jetzt verſteh' ich Alles!“ rief Louiſen, und ſank kraftlos auf den Seſſel zurück und verhüllte ſich das Antlitz.

Marie ſtand bleich und zitternd da. „Gott wende das Unheil gnädig ab!“ ſprach ſie mit einem frommen Blick gen Himmel.

„Der Blitz hat getroffen!“ rief Desormery mit edlem Feuer des Unwillens. „Was ist abzuwenden? Der Gedanke liegt in Ketten, die Gruft der Freiheit ist gegraben! Was soll noch geschehn?“

„Ich verliere noch nicht die Hoffnung,“ sprach Adolph ernst, „der Buchstabe vollbringt nichts. Schon sind wir Zeuge gewesen, wie die Befehle aufgenommen worden; man wird sie nicht ausführen können, sie zurücknehmen müssen!“

„O!“ rief Desormery, „haltet Ihr denn die Minister für so verblendet, daß sie solche Befehle erlassen, ohne ihre Ausführung durch die Hülfe der Gewalt gesichert zu haben? Wohin ich blicke, sehe ich nur Schrecken.“

„Welche Gewalt soll die Ordonnanzen unterstützen?“ rief Adolph. „Werden sich französische Krieger zu Zerstörern ihrer eigenen Rechte gebrauchen lassen? Werden sie die Waffen gegen ihre Mitbürger führen? wird der Bruder auf den Bruder, der Sohn auf den Vater feuern? Es sind unmögliche Befehle, sage ich Euch, nur Rasende konnten sie geben!“

„Wer sie zu geben versuchte, der versucht auch sie auszuführen!“ sprach Victor.

„Freunde," rief Deformery, „hier muß gehandelt werden. Auf, geht hinaus, durchwandert Paris, ſeht wie man die Befehle aufnimmt, hört was man ſpricht, erforſcht was man denkt. Ich bin entſchloſſen, heut nicht an meine Geſchäfte zu gehen. Kommt dann hieher zurück, und laßt uns berathen, was zu thun iſt. Vielleicht kann eine entſchloſſene Vorſtellung von gewichtigen Männern die Zurücknahme der Befehle begründen. Ich werde indeß an einige erfahrene Freunde ſchreiben und ihren Rath hören."

Victor und Adolph gingen; Deformery eilte an ſeinen Schreibtiſch.

„O nun iſt Alles verloren!" ſprach Louiſon ſeufzend. — „Ohne Zweifel hat Lormeuil geſtern ſchon Kunde von dem gehabt, was heut geſchehn ſollte, und darum brach er ſein ſchmerzliches, ſtarres Schweigen, und redete zu mir wie einer, der vom Leben ſcheidet! — und ich habe ihn gequält in ſeinem namenloſen Schmerz!" — —

Marie konnte nur Liebe, nicht Troſt geben. Doch ſchien es ihr, als ſey ſchnelles Handeln das beſte Heilmittel für die Wunde. Sie war daher der Meinung, daß die Schweſter ihren Brief an Lormeuil ihm, wenn es möglich ſey, ſogleich ſenden ſolle.

Beide gingen hinaus und fragten nach Gautier, dem Diener des Hauptmanns. Dieser war schon ausgegangen; Lormeuil war die Nacht über nicht nach Hause gekommen, doch wußte niemand, wo er aufzufinden sey; Desormery's Diener muthmaßte nur, er werde die Wache im Louvre bezogen haben. Die Schwestern überlegten noch, ob sie den Brief dorthin senden sollten oder nicht, als der Vater schellte. Der Diener eilte hinein und kehrte gleich darauf mit zwei Briefen zurück, die er auf's eiligste in eine ziemlich entfernte Gegend der Stadt, ganz nach der entgegengesetzten Richtung tragen sollte.

So fehlte, um Lormeuil aufzusuchen, für den Augenblick ein sichrer Vote; Louison mußte daher ihrem sehnenden Herzen Gewalt anthun, und einige Stunden warten, ob alsdann die Gelegenheit günstiger seyn werde.

Wenige Minuten darauf erschienen in ungewohnter Frühstunde Frau von Clermont, Eugenie und Betty, welche Letztere seit jenen schmerzlichen Nachrichten aus ihrer Vaterstadt kränklich gewesen war, und es vermieden hatte, an dem größren Kreis der Familie Theil zu nehmen. Gewöhnlich leisteten Eugenie oder Leontine,

bisweilen auch Louison oder Marie ihr alsdann abwechselnd Gesellschaft.

Frau von Clermont war durch das Ereigniß, welches ganz Paris bewegte, ebenfalls tief ergriffen worden; als eine Zeitgenossin der Revolution war sie keiner großen politischen Bewegung fremd geblieben, und hatte Erfahrung genug gesammelt, um die Wichtigkeit dessen, was eben jetzt geschah, einzusehen.

Man begrüßte sich mit Herzlichkeit und Beklemmung; Desormery trat aus seinem Arbeitszimmer einen Augenblick unter die Frauen. Mit ernsten, erschütterten Zügen trat er vor Frau von Clermont hin, ergriff zuerst ihre Hand, zog sie dann an die Brust, umarmte sie und küßte sie mit brüderlicher Innigkeit, aber ohne zu sprechen.

„Theurer Oheim," begann sie mit dem Versuch, ihren Schmerz zu unterdrücken, „was erleben wir noch für Tage! Schon sehe ich im Geiste die Revolution sich erneuen. Entweder kehren uns jetzt die Zeiten der Proscriptionen zurück und die edelsten Häupter Frankreichs werden fallen, oder es muß sich ein Sturm erheben, der, einmal ausgebrochen, von keiner menschlichen Gewalt mehr gebändigt wird! Sollen sich wirklich die Schreckenstage Frankreichs erneuen? — Die

Zukunft öffnet ſich vor uns wie die dunkle Höhle eines Ungeheuers. Wir blicken in die Finſterniß des Grauens und Verderbens hinein, die uns das Ungethüm noch verhüllt, aber wir ſind gewärtig, jeden Augenblick das blutgierige Raubthier daraus hervorſtürzen zu ſehn!“

Deſormery gewann Sprache und Faſſung wieder. „Vielleicht iſt der Schaden noch abzuwenden. Vielleicht hat der Vulkan nur gedonnert, aber es kommt nicht zum Ausbruch. Doch freilich wir müſſen auf das Aeußerſte gefaßt ſeyn. — Raſches Handeln allein kann helfen. Bereits habe ich einige Schritte gethan. Vereinigen ſich alle Biedermänner von Paris ſchnell zu einem gemeinſamen Wirken, ſo iſt noch Hoffnung da, das drohende Ungewitter zu zertheilen. — Vergeben Sie, aber mich treibt die höchſte Pflicht jetzt zur eifrigſten That.“

Mit dieſen Worten ſchied er von den Frauen, ging in ſein Arbeitszimmer zurück und überließ dieſe ihren Beſorgniſſen und Gefühlen mannigfacher Art.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Victor und Adolph hatten sich, nachdem sie einen Augenblick zu den Ihrigen hinüber gegangen waren, sogleich auf den Weg gemacht, um Paris zu durchwandern. Deformery's Haus lag in der Straße Montmartre. Sie nahmen ihren Weg durch die Straße der alten Augustiner nach dem Palais-Royal. Schon auf dem Wege dahin mußte man inne werden, daß etwas Außerordentliches vorgehe; denn die Leute standen truppweise zu fünf und sechs beisammen und sprachen, oder einer hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und las, während die Uebrigen begierig zuhörten und mit hineinzublicken suchten. Als Victor einen solchen Trupp gewöhnlicher Arbeitsleute beisammen stehen sah, in deren Mitte ein ärmlich gekleideter Mann im abgeschabten schwarzen Fracke stand und den Vor-

leſer machte (er ſchien ein Schreiber oder armer Schullehrer zu ſeyn), ging er auf die Leute zu und fragte: „Nun Kinder? Was habt Ihr Neues? Ihr ſeht ja ſo betrübt aus?“ —

„Betrübt? Ich dächte wir müßten erbittert ausſehn,“ rief einer der Arbeitsleute und hob die nervigte Fauſt auf. „Betrübt ſind wir, wenn uns ein Kind ſtirbt, oder die Frau krank liegt. Wenn man uns aber knebeln und binden will, dann knirſchen wir vor Zorn. So iſt's, Herr!“

„Ich glaube Euch. Aber wer will Euch etwas anhaben?“

„Habt Ihr den Moniteur geleſen?“ —

„Freilich! Worte ſind aber keine Thaten. Es kommt ja doch noch auf uns an, ob wir Alles annehmen?“

„Meint Ihr?“ rief der Arbeiter und ſtämmte beide Arme mit den hoch aufgeſtrichenen Hemdsärmeln in die Seite. „Meint Ihr wirklich, mein Herr? Nun da treffen wir gut zuſammen. Ich habe auch ſchon gedacht, es wird ſich wohl abſchütteln laſſen, wenn die Straße St. Honoré ſo denkt wie die der alten Auguſtiner, und die Queergaſſen nicht anderer Meinung ſind! — Ich ſehe mich nur um, ob nicht

etwa ein Spürhund mit der Schärpe unterm Oberrock hier herum ſchleicht, der mir vielleicht gar verbieten wollte, meine Gedanken laut werden zu laſſen. Der könnte die erſte Erfahrung machen, daß Worte eine falſche Münze ſind, wenn ſie kein geſetzliches Gepräge haben!“

Dabei ſah ſich der athletiſch gebaute Redner mit ſeinen feurigen, ſchwarzen Augen ſcharf um, und nahm einen Menſchen auf's Korn, der allerdings das Anſehn eines verkappten Polizeiſoldaten hatte.

„Ihr ſeyd brave Leute, wenn Ihr ſo denkt,“ rief Victor und ſchüttelte dem Arbeiter die Hand. „Ich hoffe, Paris hat mehr ſolche Männer. Aber haltet nur mit Einigkeit zuſammen.“

„Das wollen wir!“ riefen fünf bis ſechs rauhe Kehlen. — „Geht's irgend wo los, ſo ſind wir nicht die Letzten,“ ſetzte ein kleiner noch ganz junger Menſch hinzu.

„Es muß nicht Einer auf den Andren warten,“ antwortete Victor, „wenn Euer Vorleſer am Ende iſt, ſo geht zu Euren Nachbarn, ſchickt dieſe weiter und ſo fort. Wenn nur erſt Funfzig beiſammen ſind, werden es bald Tauſende ſeyn. — Indeſſen lebt wohl!“

„Es lebe die Charte! Es lebe Frankreich!“ rief der erſte. Alle ſtimmten ein, auch Victor und Adolph; hierauf gingen dieſe weiter.

Am Palais-Royal wogte das Volk mit dumpfem Gemurmel durcheinander. Die Kaffeehäuſer, die Leſezimmer waren geſtopft voller Menſchen, die ſich den Moniteur vorleſen ließen, da die Exemplare nicht anders ausreichen wollten. In den Geſichtszügen ſah man die verſchiedenſten Bewegungen. Einige zeigten eine ernſte, tiefe Trauer, andere ein dumpfes Schrekken, ein lebloſes Erſtarren; andren leuchtete der verhaltene Grimm aus den Augen, manche lachten mit höhniſcher Erbitterung. Indeß gewahrte man nirgend einen lauten Ausbruch der Gemüthsbewegungen; nur ein hohles Gemurmel lief durch die verſammelte Menge hin.

Als Victor und Adolph durch dieſe Maſſen hindurchgingen und ſie aufmerkſam beobachteten, war ihnen zu Muthe, als ſey die Atmoſphäre mit ſchwüler Gewitterluft angefüllt.

Man ſah eine unzählbare Menge, die ſich wogend durcheinander trieb, und doch blieb Alles ſo dumpf ruhig, ſo ſchauerlich ſtill; es war als ob ein giftiger Brodem aus dem Zorn und Ingrimm aller

Einzelnen aufſteige, und ſich in einer ſchwarzen, wetterſchweren Wolke ſammle, die plötzlich berſten und ſich mit furchtbarem Krachen entladen werde.

Alle Kaffeehäuſer waren mit Menſchen angefüllt, aber niemand genoß etwas; die Aufwärter ſtanden, als hätten ſie gar kein andres Geſchäft, müßig und zuhorchend unter den Gruppen, die ſich um Tiſche oder Stühle gedrängt hatten, auf denen Einzelne ſtanden und die Ordonnanzen der ſchweigenden Menge vorlaſen. Keinem fiel es ein, daß jemand in dieſe Orte der Freude, der Muße, des Genuſſes eintreten könne, um etwas Andres zu wollen, als die furchtbare Neuigkeit des Tages zu vernehmen. Jedes Gewerbe war vergeſſen, jede Betriebſamkeit ſtand ſtill; es herrſchte nur ein Gedanke, nur ein Gefühl in jeder Bruſt.

„Laß uns die Straße St. Honoré hinauf gehn,“ ſprach Adolph: „dort iſt das lebhafteſte Treiben des Verkehrs; wir müſſen ſehn, wie die Nachricht auf die Beſitzer der großen Waarenlager gewirkt hat.“

Sie bogen in die Straße ein. Eine große Menſchenmaſſe wogte darin auf und ab; man ſah viele Gensdarmen in der Uniform, welche das Volk, wie aus Zufall, aber mit augenſcheinlicher Abſicht, haufig

anstieß, drängte, fast überrannte. Einige größere Gewölbe waren nicht geöffnet; andere wurden eben geschlossen. Eine düstre Besorgniß schien sich aller derjenigen zu bemächtigen, die im Besitz reicher Vorräthe waren.

Victor redete einen Silberhändler an, der so eben sein Magazin schließen ließ; er fragte ihn um die Ursach.

„Mein Herr," erwiederte dieser mit einem Ton der Stimme, der ins Herz drang, „Frankreich sah schöne Tage, weil es Gesetze hatte. Heut sind sie vernichtet. Der Grundpfeiler des Staatsgebäudes ist zertrümmert; die Spannung des Gewölbes hält vielleicht noch einige Augenblicke, aber unausbleiblich muß der Sturz des Ganzen erfolgen. Wenn die Regierung selbst die Schranken der Gesetze niederreißt, wie soll irgend ein Andrer sie achten? Das Band ist zerrissen, das Alle an ein gemeinsames Interesse knüpfte; fortan kann jeder nur sein eignes Wohl bedenken. Die Gewährleistung der bürgerlichen Sicherheit und Ruh hat aufgehört; die Willkühr setzt den Fuß in das Gebiet des Rechts, nichts ist mehr gültig, nichts ist heilig. Ich habe kein Eigenthum mehr. Das Schif dem ich mich und die Meinigen anvertraute, ist a

eine Klippe geschleudert, der Kiel geborsten, das Steuer zerschmettert; die Wogen strömen von allen Seiten hinein — ich suche aus dem Schiffbruch zu retten, was möglich ist!“ — —

Die Thränen standen dem Kaufmann in den Augen. Er war ein Mann von etwa funfzig Jahren; jedes seiner Worte, ja man möchte sagen jeder seiner Züge verrieth Bildung. Unwillkührlich reichte ihm Victor die Hand und sprach: „Sollten wackre Bürger nicht des Sturmes noch Herr werden können? Der Hafen ist doch so fern nicht, um das Schiff zu bergen?“

„Ich werde thun was möglich ist. Das Vaterland kann auf mich zählen; ich habe mich in den Tagen der Gefahr niemals zurückgezogen. Doch seit einundvierzig Jahren hat Frankreich keinen gefährlichern Tag gesehn als den heutigen!“

Einige Leute aus dem Gewölbe, die auf den Besitzer zukamen, unterbrachen das Gespräch.

Adolph trieb den Bruder an, weiter zu gehn.

„Die belebtesten, reichsten Theile der Stadt,“ erwiederte dieser, „haben wir durchwandert. Laß uns jetzt einmal eine Gegend besuchen, die von einer ärmeren Volksklasse bewohnt wird, die vielleicht mit dem

Geiste der Zeit nicht so fortgeschritten ist, um die furchtbare Wichtigkeit der Ordonnanzen zu würdigen. Finden wir dort einen ähnlichen Sinn wie hier, oder nur die Möglichkeit, ihn zu erwecken, so dürfen wir ihn in ganz Paris voraussetzen, und die Unmöglichkeit, die Befehle durchzusetzen, erscheint mir wenigstens für die Hauptstadt erwiesen.“

Adolph stimmte in Victors Ansicht mit ein. Sie wendeten um, und schlugen die Richtung nach der Vorstadt St. Antoine ein.

Indessen brannte die Juliussonne heiß in die Straßen von Paris hinunter; es trat schon jene Leere der Gassen ein, welche sich in südlichen Städten zur Sommer-Mittagszeit immer findet, in nördlichern als Paris wenigstens in den heißesten Tagen bemerkt wird.

Um schneller zum Ziel zu kommen, nahmen die beiden Kundschafter einen Fiacker, welcher sie bald an den Ort brachte, den sie aufsuchten. An der scharfen Ecke, wo die Straßen Reuilly, Montreuil und St. Antoine zusammen treffen, hielten sie still. — Sie befanden sich jetzt in einem Viertel, wo eine zahllose Menge von Arbeitern, als Tischlern, Buchbindern, Schlossern, Drechslern und dergleichen ihre kleinen Wohnun-

gen und Werkstätten haben. Außer von diesen ist das Viertel auch von den Tausenden von Fabrik-Arbeitern bewohnt, die in größeren Anstalten beschäftigt vom spärlichen Tagelohn leben, und daher die wohlfeilere Gegend der Hauptstadt aufsuchen müssen.

Adolph und Victor stiegen aus. Sie durchstrichen die nächsten kleinen Gassen, wo die Arbeiter in der Sommerzeit in den Hausthüren oder vor denselben zu sitzen pflegen, um ihr Geschäft in gesunderer Luft als die der engen kleinen Stuben zu treiben. Die Nachricht mochte wohl in diesen entfernten Theil der Stadt noch nicht eingedrungen seyn; denn nirgend sah man Leute zusammenstehn, die Vorübergehenden grüßten einander wie gewöhnlich, die Arbeitenden saßen still bei ihrem Geschäft, niemand schien etwas Neues von Belang zu kennen. Vor einem kleinen, reinlichen Hause saß eine Frau mit einem Säugling; zwei Kinder, etwa von sechs bis acht Jahren, standen an einem niedrigen Tischchen und falzten Papier; in der Hausflur arbeitete ein Mann in rüstigen Jahren, ein Buchbinder, dem die älteste Tochter, so schien es, Hülfe leistete, denn sie war mit Heften eifrig beschäftigt.

„Guten Morgen, Meister," sprach Victor eintretend, „geht das Geschäft gut?"

„Schönſten Dank, mein Herr,“ erwiederte der Mann freundlich, indem er die Mütze abzog, und ſich zugleich den Schweiß von der Stirne wiſchte. „Was ſteht zu Befehl?“

„Eine Kleinigkeit, eine Brieftaſche, wenn Ihr ſie vorräthig habt.“

„Einige werden noch da ſeyn; Jeannette, geſchwind bringe den oberſten Schubladen aus dem Schrank herbei.“

Das junge Mädchen ſtand von der Arbeit auf und eilte in das Wohnzimmer, um das Verlangte zu holen.

„Was giebt's Neues und Gutes, meine Herren?“ fragte der Meiſter.

„Neues genug, Gutes wenig,“ erwiederte Victor, „ſolltet Ihr die Zeitung von heut noch nicht vernommen haben?“

„Ach, guter Herr, wir hören und leſen die Neuigkeiten des Tages erſt Abends in unſrem bürgerlichen Weinhauſe vor der Barriere! Unſereins kann nicht achtzig Franks jährlich für die Neuigkeiten zahlen. Sie ſind leider Gottes ſo nur ſchlecht genug! Am Tage geht hier jedermann ſeiner Arbeit nach, und keiner hat Zeit zu erzählen oder zu leſen.“

„Heut ſolltet Ihr ſie Euch doch nehmen," ſprach Victor, „denn es betrifft Euer Gewerbe beſonders mit."

„Wie das, mein Herr?"

Jeannette brachte hier die Schublade mit den Brieftaſchen. „Erſt geſtern," ſagte ſie freundlich, „haben wir eine Anzahl an einen Galantriehändler in der Stadt, für den wir arbeiten, abgeliefert, die Auswahl wird daher nur ſparſam ſeyn. Hier draußen wird überhaupt ſelten etwas verkauft."

„Ich finde ſchon, was ich brauche, mein Kind," antwortete Victor. — „Wie das?" fuhr er fort und wandte ſich zum Vater. „Die Preßfreiheit iſt in Frankreich aufgehoben, da ſieht es mit dem Druck, alſo auch mit dem Binden der Bücher ſchlecht aus!"

„Nein, Herr! Unmöglich! Das würde uns ja Alle zu Grunde richten!"

„Und doch hat es Herr von Polignac durchgeſetzt. — Auch das Wahlgeſetz iſt zerſtört, die Kammer aufgelöſt. Ganz Paris iſt in Beſtürzung und Angſt darüber!"

„Das iſt unmöglich, mein Herr! Das ſtürzt alle Bewohner Frankreichs ins Verderben! O mein Herr, das

iſt ſchon deshalb unmöglich, weil wir es nicht dulden könnten. Sie ſcherzen wohl!"

„Leider nein, mein Freund, mein braver Mitbürger!" rief Victor. „Seht hier den Moniteur! Leſ't ſelbſt! Hier ſtehn die Ordonnanzen!"

„Allmächtiger Gott im Himmel!" rief der wackre Meiſter. „Es iſt wahr! Es iſt wahr! — Jeannette! Spring ſchnell zu dem Nachbar Schloſſer, zu dem Gevatter, dem Tapezier hinüber! Sie ſollen augenblicks herkommen! Und triffſt Du ſonſt auf der Straße von unſren Nachbarn jemand an, ſo ſchicke ihn her, es ſind wichtige Neuigkeiten da!"

Jeanette ſprang wie ein Reh davon.

„Verzeihen Sie, meine Herren! Aber das geht uns ans Leben! Denken meine Nachbarn wie ich, ſo ſoll's noch Mühe koſten, ehe der Befehl durchgeſetzt iſt. — Mir ſoll ein Steuerbeamter ins Haus kommen, und Abgaben fordern! Nicht einen Sous bekommt er. — Meine Herren, ich kenne Sie nicht, aber Sie ſehn mir aus, wie brave Bürger Frankreichs. Ich bin Soldat geweſen, ich weiß was Gefahr iſt; ich bin unſrem Kaiſer neun Jahre gefolgt, wohin er uns geführt hat. Aber es brachte Ehre zu gehorchen. Jetzt würde es Schande bringen. Ich

müßte mir ja mein Kreuz der Ehrenlegion abreißen und es zertreten, wenn ich das geduldig hinnehmen wollte! Ich habe oft das Leben fürs Vaterland gewagt, jetzt kann es kommen, daß man's für den eignen Heerd, für Weib und Kind einsetzt!" Im Reden erhitzte er sich mehr und mehr; mit der Hand nach einem Schranke in der Ecke deutend, rief er: „Mein Karabiner und mein Säbel sind noch nicht verrostet. O, mein Herr, das ist keine Raserei oder eitle Prahlerei, wie Sie vielleicht glauben! So wie ich, denken Viele, denken die meisten Bürger der Vorstadt St. Antoine. Ich stehe dafür, daß aus dieser Gasse, so klein sie ist, wenn es das Aeußerste gilt, funfzig bis hundert Mann ausrücken können, denen diesseit und jenseit des Rheins und der Alpen manche Kugel am Ohr vorbei gesaust ist."

Jeannette kam zurück; ihr folgte der Schlossermeister auf den Fuß. Er war schwarz und rußig an den nackten Armen und im Gesicht, aber hatte doch das Ansehn eines wohlwollenden Mannes.

„Was giebts?" fragte er rauh. „Gutes oder Schlechtes?"

„Schlechtes, Nachbar, sehr Schlechtes! Da seht! Hier steht die Ordonnanz des Königs, die di Preß-

freiheit aufhebt, und dort die, wodurch die Wahlen vernichtet werden.“

„Alle Teufel! So wollte ich doch, daß ich die Minister auf meinem Amboß hätte!“

Der Tapezier, ein behender, aber lebhafter, kleiner Mann, sprang in die Hausthür; zwei Gesellen folgten ihm. — „Nun? und was giebt's?“ Noch ehe die Antwort erfolgt war, winkte er zurück zum Hause hinaus und rief: „He da! Herbei! Hierher! Es giebt etwas Neues zu hören. — Kommt hinaus auf die Gasse, Gevatter, Eure Hausflur wird zu eng!“

„Der Kerl scheint so lustig, als ob er die Vorstädter zum Hochzeitschmaus einladen wollte,“ rief der Schlosser, indem er hinausging; „aber wart, er wird Augen machen. Sein Schwager ist ein Buchdrucker!“

Der Buchbinder, Victor, Adolph, Jeannette, Alles folgte dem Nachbar vor die Hausthür. Dort hatte der Schlosser schon dem Tapezierer den Staar gestochen.

„Morbleu!“ rief der Kleine! Das ist um des Teufels zu werden! — Wir dulden das nicht, Nachbarn!“

Als Victor und Adolph hinaustraten, hatten sich schon mehrere andere Neugierige eingefunden; in den Nachbarhäusern öffnete man die Fenster und guckte

hinaus, die Vorübergehenden ſtanden ſtill, von weitem kamen Etliche vollen Laufs herbei.

„Beſter Herr!“ ſprach der Buchbinder, „Ihr habt uns die Nachricht gebracht, Ihr müßt ſie uns auch ganz mittheilen. Leſ't uns die Zeitung vor. Unſer eins weiß damit doch ſo raſch nicht fertig zu werden.“

„Herzlich gern!“

„Jeannette, den Falztiſch her! Fort, Kinder! Werft den Plunder ins Haus! Wir haben uns jetzt um andre Druckbogen zu bekümmern, die uns wichtiger ſind!“

Das Tiſchchen, an welchem die Kleinen ſo fleißig waren, wurde abgeräumt. Victor trat hinauf und ſchnell umdrängte ihn ein dichter Kreis von Neugierigen, der mit jedem Augenblick wuchs, ſo daß bald die Gaſſe geſperrt war.

Mit lauter Stimme las Victor nun zuerſt den Bericht, welcher den Ordonnanzen voranging, vor. Rings umher herrſchte die aufmerkſamſte Stille. Nur dann und wann lief ein leiſes Gemurmel durch die Verſammlung und mitunter ließ ſich ein kräftiger Fluch hören, dem jedoch ſtets ſogleich ein Gebot zur Stille folgte. Als Victor von dem Bericht zu den Ordonnanzen ſelbſt überging und zuerſt die über die Ver-

nichtung der Preßfreiheit vorlas, wurde das Auditorium ungleich lebhafter.

Morbleu! rief der Schloſſer, Chut! der Buchbinder. Peste! — Sacre nom de Dieu! — Chut donc! — — Par la sambleu! Tais-toi! — — C'est effroyable! — Voilà la congrégation! — „Le diable t'emporte, babillard!" — — — „Ventre saint gris!" Chut! Chut! — Silence! — Ecoutez! Ah! ah! — ſo ſchallten Ausrufungen des Unwillens und Gebote des Schweigens abwechſelnd aus dem dichtgedrängten von Minute zu Minute wachſenden Kreiſe.

Victor hatte geendigt. „Meine Freunde!" rief er. „So etwas wird Frankreich nicht geduldig ertragen! Auf! kommt dieſen Abend zuſammen in Euren Weinhäuſern. Berathet Euch! Denkt, daß das Geſetz nicht Einige, daß es Alle zu Grunde richtet. Noth, Armuth, Elend ſind die Folgen deſſelben. Alle Drucker-Werkſtätten müſſen geſchloſſen werden, alle Journal-Büreaus haben aufgehört, zehntauſend Leute ſind ſchon morgen dadurch brodtlos. Die Buchbinder, die Papierhändler müſſen den Schlag nachempfinden. Alle Kaufleute verlieren das Vertrauen, weil ihnen das Recht ihre Deputirten zu wählen entzogen iſt. Man fürchtet, daß fremde Truppen einrücken wer-

den, um diesen Gesetzen, nein, diesen willkührlichen Befehlen Gehorsam zu schaffen. Die Papiere an der Börse müssen fallen, die Reichen verlieren ihr Vermögen. Alle Fabrikbesitzer müssen ihre Arbeiten einstellen. Ternaux wird seine Werkstätten schließen, Vassal wird's thun, Casimir Perier wird dazu gezwungen seyn! Laffitte, der Eure Rechte stets so tapfer vertheidigte, muß fallen! In acht Tagen kann Paris zweimalhunderttausend brodtlose Arbeiter haben! Das ist das Elend, welches diese Ordonnanzen hervorbringen müssen! Darum thut was Ihr vermögt, damit sie zurückgenommen werden. Berathet Euch! Schickt Abgesandte, die Würdigsten, Besten unter Euch, an die Minister! Ja, verlangt den König selbst zu sprechen! Er wird, wenn er Eure Bestürzung sieht, Euch helfen, wird die von treulosen Ministern gegebnen Befehle zurückziehn, — — Gedenkt, daß Ihr Franzosen seyd, daß Ihr Eure Rechte mühselig, mit Blut und Gefahren erkämpft habt. Laßt Euch Euer schützendes Heiligthum, die Charte nicht nehmen! — Es lebe die Charte! Es lebe Frankreich!"

„Es lebe die Charte! es lebe Frankreich!" erscholl der freudig muthige Ruf der versammelten Menge. „Nieder mit den Ministern! Fort mit Po-

lignac! Herunter die Bischofsmützen!" schrieen Andre dazwischen.

Victor sprang von dem Tisch herab. Er wollte sich durch das Volk drängen. Man umringte ihn, man trug ihn auf den Schultern. Ein lauter Jubel erscholl auf der Gasse, wie aus den Fenstern der Häuser.

„Zerstreut Euch, liebe Bürger!" rief Victor, „wir haben noch andrer Orten zu thun. Auf, verbreitet die Nachricht durch Euer ganzes Viertel bis in die entfernteste Vorstadt, und Abends wählt die Einsichtsvollsten unter Euch aus, und die schickt hinein nach Paris, damit sie Eure Angelegenheiten betreiben. Indessen begeht ja keine ungesetzliche Handlung, damit die Regierung keinen Vorwand habe, Euch als Unruhestifter anzugreifen! — Jetzt, ich bitte Euch, laßt mich."

Er schüttelte den Bürgern die dargebotenen Hände; er grüßte sie rechts und links. Eben so Adolph, den man gleichfalls jubelnd umringte. Mit Mühe erreichten sie, durch das fortwährend sie begleitende Volk fast getragen, die Straße Reuilly wieder; dort fanden sie einen Fiacker, warfen sich hinein und fuhren rasch zurück, während ihnen begrüßender, jubelnder Ruf noch lange nachscholl.

Es war indessen weit über Mittag geworden. Sie hielten es daher für gut, nach Hause zurückzukehren und Desormery Bericht abzustatten.

Schon jetzt hatte Paris ein bedeutend verändertes Ansehn. Zuvor konnte man das Außerordentliche der Stimmung aller Gemüther nur in den belebtesten Straßen, am Palais-Royal, in der Straße St. Honoré, auf dem Platz Vendôme und an andren ähnlichen Orten bemerken. Jetzt hatte sich die Bewegung schon viel weiter ausgedehnt; man sah ihre Spuren schon vor den Boulevards, und im Innern der Stadt wären sie unverkennbar selbst für denjenigen gewesen, der von der Ursach derselben nichts geahnt hätte.

Glühend von Eifer und Spannung traten die Brüder in Desormery's Wohnung ein. Sie fanden ihn in seinem Zimmer mit dem Aufsetzen eines Circulars an alle seine Amtsgenossen beschäftigt, worin er diese, nach einer bereits schriftlich getroffenen Uebereinkunft mit seinen angesehensten Kollegen, aufforderte, eine Vorstellung an den Minister zu unterzeichnen, wodurch um die Zurücknahme der Ordonnanzen gebeten und auf die Gefahr aufmerksam gemacht wurde, in welche die Hauptstadt, ja das ganze Kö-

nigreich gestürzt werden könne, falls man bei der gewaltsamen Ausführung ungesetzlicher Maaßregeln beharren wolle.

„Nun, Freunde!“ rief der alte, eifrige Geschäftsmann, „was bringt Ihr? Wie sieht es in Paris aus?“

„Gut und schlimm, wie man will,“ entgegnete Adolph; „von der Unmöglichkeit, die Ordonnanzen durchzusetzen, ohne den furchtbarsten Widerstand zu erfahren, haben wir uns überzeugt. Die Gemüther gleichen einem großen Pulvermagazin, über dem ein Gewitter schwebt. Die Gefahr der Explosion hängt an einem Haar. Ein Funke hinein und Alles wird mit fürchterlichem Getöse aufgesprengt und die Flammen schlagen zu einem feurigen Meere zusammen. — — Die Gewölbe werden geschlossen, das Volk treibt sich in Massen auf den Straßen und Plätzen umher. Es bedarf nur einer Veranlassung und alle Gesetze sind aufgehoben, alle Ordnung vernichtet.“

„Entsetzenvoller Zustand!“ rief Desormery. „Um des Himmels Willen laßt uns Alles thun, die Explosion zu vermeiden. Man muß das Volk beruhigen, besänftigen, mit Hoffnungen hinhalten; braust dieser ungeheure Strom erst über seine Ufer, dann

giebt es keine Gewalt mehr, die ihn wieder in die Bahn des Geſetzes zurückdämmt.“

Victor erzählte die Scene in der Vorſtadt St. Antoine.

„Unvorſichtiger! Was haben Sie gethan! Nicht daß ſie Ihre eigene Exiſtenz auf's Spiel ſetzen, ſondern Sie geben den Feuerbrand einer Horde von Raſenden in die Hand. O, Sie haben die Revolution nicht geſehn! Sie wiſſen nicht, was aus einem Volke ohne Geſetze wird!“

„Nicht ich, die Gewalt der Nachricht war es, welche die Bewegung erzeugte. Kaum hatte ich ein Wort davon erwähnt, als die Flamme emporſchlug. Wären die Ordonnanzen durch einen Andren bekannt geworden, ſo wäre die erbitterte Volksmenge vielleicht ſogleich in die Stadt geſtürzt und hätte ſich zu einer unüberlegten Gewaltthat hinreißen laſſen. Wenigſtens habe ich ihre Leidenſchaft bis morgen zu zügeln geſucht, ſo daß der Regierung heute noch Raum bleibt, Schritte zu thun, um die Gemüther zu beſänftigen.“

„Gebe Gott, daß ſie es verſuchen und daß es ihr gelingen möge!“ rief Deſormery. „Doch erlaubt; nur noch zwei Worte und die Arbeit iſt vollendet.“ — Er ſchrieb noch einige Zeilen an dem Circular, ſetzte

dann seinen Namen darunter und gab es hierauf dem bereits darauf wartenden Diener, um es fortzutragen.

„Von Seiten unsres Beamten-Corps wäre nun das Nöthige eingeleitet", sprach Desormery aufstehend; „in welcher Art werden wir jetzt auf das Volk zu wirken im Stande seyn, um einem ausbrechenden Unheil vorzubeugen?"

„Für den Augenblick," entgegnete Victor, „glaube ich, müssen wir uns ruhig verhalten. Es ist nunmehr die heißeste Zeit des Tages eingetreten, zugleich wird in den meisten Häusern und Familien jetzt oder bald zu Mittag gegessen. Heut morgen war es vorzüglich die Neugier, die erste Aufwallung und Bestürzung der Gemüther, wodurch die Volksbewegungen verursacht wurden. Noch Niemand hat daran gedacht, was etwa zu thun seyn dürfte. An manchen Orten habe ich gehört, daß man Zusammenkünfte für den Abend im Palais-Royal, oder auf den Quai's, oder in Kaffeehäusern verabredete. Ich zweifle, daß die Massen sich vor sechs Uhr wieder vereinigen, das pflegt aber die Stunde zu seyn, wo sich wieder Besucher des Palais-Royal einfinden. Um diese Zeit müßte man dort, auf den Boulevards, in den Kaffeehäusern umhergehn, und die Massen zu einem gesetz-

lichen Widerſtande zu bewegen, von einem gewaltſamen, ungeſetzlichen abzuhalten ſuchen. Meiner Meinung nach hätte man alle Corporationen zu bereden, dem Beiſpiel, welches Sie ſo eben gegeben, zu folgen, und von vielen Bürgern unterzeichnete Vorſtellungen gegen die Ordonnanzen wo möglich gerade an den König zu befördern.“

„Dies ſcheint freilich das Beſte!“ entgegnete Deformery. — „Aber was iſt das? War das nicht im Geſellſchaftszimmer? — Welch' ein plötzlicher Lärmen? Sollte das ein Freudens- oder Schreckensruf ſeyn?“

Dieſe Fragen Deformery's entſtanden auf ein Geräuſch lauter, weiblicher Stimmen, das aus dem Zimmer kam, in welchem die Frauen verſammelt waren, wo ſich daher ein ungewöhnlicher Vorfall ereignet haben mußte. Schon waren alle drei Männer nach der Thür geeilt, um ſich über das, was geſchehen war, Gewißheit zu verſchaffen, als Marie dieſelbe raſch öffnete und mit einem freudig glühenden Geſicht hereinſtürzte.

„Vater!“ rief ſie, „Vetter Eduard iſt hier! Eben iſt er ganz unvermuthet ins Zimmer getreten! Die

Mutter und die Schwestern sind ganz außer sich vor Freude! Gerade von Algier kommt er an!"

Auf diese Botschaft eilten Desormery, Victor, Adolph, und ihnen folgend Marie, hastig hinüber in das Gesellschaftszimmer, wo sie den Angekommenen in den Armen der Mutter und der Geschwister fanden. Eben hielt er Eugenien fest an sein Herz gedrückt; diese war ganz außer sich und fast ohne Bewußtseyn, wie denn auf ihr Gemüth, welches noch die volle Stärke und Frische natürlicher Gefühle hatte, aber doch auch durch ein geadeltes Bewußtseyn gehoben war, alle Ereignisse mit einer solchen Heftigkeit wirkten, daß ihr zarter Körper stets von der Gewalt der Seele besiegt wurde. Eduard konnte sie nicht aus seinen Armen lassen, weil sie nur noch durch ihn gestützt und getragen wurde; er reichte daher seinen Freunden nur die Rechte hinüber und rief: „Victor! Adolph! — Oheim!"

Voll zärtlicher Besorgniß trat Victor zu der Geliebten, löste ihren Arm sanft von dem Nacken des Bruders und nahm die Weinende, Zitternde, bis zur Erschöpfung Angegriffene, sanft an sein Herz.

Eduard umschloß indessen den Oheim und Adolph mit feurigen Umarmungen. Dann eilte er wieder

zur Mutter, zu Leontinen, — er befand sich in einer süßen Betäubung der Freude.

Desormery's Töchter hatten diesem rührenden Schauspiel mit sehr verschiedener Bewegung zugesehen. Louison, mit dem Schmerz, der Angst und der Reue im Herzen, vergoß Thränen der Beklemmung, Marie dagegen weinte vor freudiger Rührung und herzlicher Theilnahme.

„Das sind meine Töchter!" rief Desormery, als Eduard einen Augenblick frei von den Umarmungen der Seinigen war; „hier Marie, die Aeltere, und Louison, die Jüngere."

Eduard fand sich in jener Verlegenheit, die oft bei jungen Männern entsteht, wenn sie sich durch Verwandtschaft, jugendliches Zusammenleben und alte Erinnerungen mit einem weiblichen Wesen nahe verbunden fühlen, aber durch lange Entfernung und besonders durch die Veränderung des Alters von einander geschieden worden sind. Er war unentschlossen, ob er seine schönen Verwandtinnen vertraut oder mit Zurückhaltung begrüßen sollte. In Mariens Antlitz trieb dieselbe Empfindung ein glühendes Roth, und sie mußte, indem sie ein leises Willkommen sprach und dem Vetter die Hand furchtsam entgegen reichte, ihr

ſchönes Auge ſenken. Eduard wollte die dargebotene Hand küſſen.

„Sey kein Thor!“ rief Deſormery, „Ihr ſeyd die nächſten Verwandten und werdet Euch Du nennen. Geh mit den Töchtern um wie mit dem Vater!“

Eduard zögerte noch einen Augenblick, als Marie ihm ſchon, viel mehr gehorſam als ſelbſt handelnd, mit einer freundlichen Neigung des Hauptes entgegen kam und die Lippen zu einem verſchämten Kuß leiſe bewegte. Eduard ſchloß ſie mit ſüßer Beklemmung in ſeine Arme und erwiederte die furchtſame Berührung ihrer Lippen mit einem Feuer, deſſen Wärme tief in ſein Herz hineindrang und es mit einer wunderbaren Gluth erfüllte.

Louiſon erzwang ein Lächeln, als Eduard ſich nun auch ihr näherte, und bot ihm mit natürlicher Grazie die anmuthigen Lippen zum Genuß dar. Die Thränen, welche noch an ihren blaſſen Wangen hingen, würden die Verräther ihrer tiefem Bewegung geweſen ſeyn, wenn das unvermuthete Ereigniß ihnen nicht einen Vorwand geliehen hätte. —

„Es ſoll uns eine glückliche Vorbedeutung ſeyn,“ rief Deſormery, „daß uns an dieſem unheilvollen Tage ein ſo freudiges Ereigniß begegnet. Wie durch ein

Wunder iſt Hoffnung und Vertrauen in mein Herz zurückgekehrt. Ja, es iſt gewiß ein gutes Zeichen, daß uns unſer Eduard gerade heut wiederkehrt.“

„Und weshalb ein unheilvoller Tag?“ fragte Eduard voll Erſtaunen.

„Es zieht eine ſchwere Gewitterwolke über Frankreichs reinen, glücklichen Himmel dahin! Doch hoffen wir, ſie werde ſich nicht entladen.“

Er erzählte hierauf mit wenigen Worten, was Paris in eine ſo drohende Gährung verſetze.

Eduard vernahm es mit ſtummem Schrecken.

„O, das wird nicht gut werden!“ rief er nach einer Pauſe der ängſtlichſten Stille. —— „Doch, es komme wie es mag. Heut hat mir, hat uns Allen das Glück gelächelt. So wollen wir uns wenigſtens noch dieſer Stunden erfreuen, noch eine Nacht ohne Sorgen ſchlummern! Auch nur kurze Zeit einer reinen Wonne zu genießen, iſt ja ein unſchätzbares Glück!“

Er warf bei dieſen Worten einen Blick zu Marien hinüber, der zu deutlich ſprach, als daß ein von gleicher Bewegung erfülltes Herz ihn nicht hätte verſtehn ſollen. Aus ihren ſanften Augen brach ein glänzender Strahl der Freude hervor; ſie war groß

gesinnt genug, ihn nicht verbergen zu wollen, aber doch so weiblich schüchtern, daß holde, jungfräuliche Verwirrung sich in ihr heiliges Gefühl mischte, und sie zwang, den Blick fast erschrocken zu senken.

Der ausgesandte Diener, Henry, war so eben zurückgekommen und trat ins Zimmer. Er brachte einen Brief mit, welchen Desormery sogleich erbrach. Im Lesen erheiterten sich seine Züge. „Die Hoffnung kehrt wieder!" rief er, „hört, meine Freunde!" Er las:

„„Wir sind ganz mit Ihnen einverstanden. Die Gerichtshöfe, höre ich, thun einen gleichen Schritt. — Er wird nicht ohne Erfolg bleiben. So eben erfahre ich, daß Herr von Rothschild bereits Herrn von Peyronnet dringende Vorstellungen gemacht, und im Fall man auf die Ordonnanzen beharre, die Unvermeidlichkeit einer gänzlichen Stockung aller Geschäfte dargethan hat. Zugleich haben sich die hier anwesenden Deputirten bei Herrn Audry de Puyraveau zu einer vorläufigen Berathung versammelt. — Die Redakteure aller liberalen Journale begeben sich so eben zu Herrn Dupin dem Aelteren, um durch diesen eine förmliche Rechtsprotestation, mit Berufung auf die Gerichtshöfe, einzulegen. Solche Schritte müssen die Machthaber zur Besinnung bringen, und hoffent-

lich iſt morgen der Sturm vorüber, und dann wohl für immer.“ “

Es war einer der Amtsgenoſſen Deſormery's, der ihm dieſe Nachrichten mittheilte. Man nahm ſie mit allgemeiner Freude auf, weil ſie eine ſichre und doch nicht gewaltſame Abwendung der drohenden Gefahr zu verſprechen ſchienen.

Die Zeit des Mittageſſens war gekommen. Man ſetzte ſich beruhigter und voller Hoffnungen zum gemeinſchaftlichen Mahl nieder. Sogleich nach demſelben wollten Victor, Adolph und Eduard ihre verabredeten Wanderungen antreten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es schlug sechs Uhr. — So heiter, ja so überglücklich man in dem vertrauten Kreise war, dem niemand mehr zu fehlen schien (nur Louisens Herz fühlte freilich tiefe, heimliche Qualen), so trieb dennoch die Macht der großen Ereignisse die jugendlichen Freunde aus ihrer Ruhe auf. Eduard empfand das selige Gefühl der sich selbst noch nicht bewußten Liebe; die zarte Knospe öffnete sich, bevor er es ahnte, und hauchte Frühlingsdüfte in den Aether seines Lebens. Doch die leise rollenden Donner des heranziehenden Gewitters riefen ihn auf aus der seligen Versunkenheit in goldene Träume. Die Wirklichkeit, die Gegenwart stellte sich ernst, drohend, zürnend vor ihn hin; denn ein Gefühl bemeisterte sich seiner Brust, er dürfe nicht daran denken, glücklich zu werden, dürfe nicht glück-

lich seyn, so lange die Zukunft Unheil und Schrecken für sein Vaterland in ihrem dunklen Schooße verhülle.

Auf der Gasse entstand ein dumpfes Murmeln, Wogen und Treiben; schon längst hatten es Alle gehört, doch wagte sich's niemand zu gestehn. Endlich rief Victor: „Es ist Zeit. Die öffentliche Angelegenheit, die Sache des Volks, des Vaterlandes fordert uns. Auf, Freunde, laßt uns aufbrechen und sehn, wie weit das Heil oder das Verderben gediehen ist!"

„Ich begleite Euch!" rief Desormery und stand auf.

„Ums Himmels willen nein!" rief Marie, „überlaß uns nicht hier allein der Angst und der Sorge. Jede Minute Deines Ausbleibens würde eine der Todesangst für uns seyn. Wir Frauen sind zu arm an Erfahrung, an Einsicht; zittern wir für die Freunde, die uns verlassen, so vermagst Du allein unsre bangen Sorgen zu zerstreuen, unsren schreckenvollen Vermuthungen eine tröstende Wahrscheinlichkeit entgegen zu stellen. Und wenn sich nun hier etwas ereignete? Wir wären ohne allen Rath und Hülfe."

Die jungen Männer drangen ebenfalls in Desormery, zu bleiben, und versprachen überdies, sobald als möglich Nachrichten zu bringen, wie es stehe.

Sie gingen. — Die Frauen begaben ſich in das Geſellſchaftszimmer, Deſormery in ſein Arbeitskabinet. Er wollte noch an einige Freunde und angeſehene Männer ſchreiben, um ihre Mitwirkung zu ſeinen Schritten zu gewinnen. Deshalb gab er dem Diener Befehl, jeden Augenblick ſeines Winks gewärtig zu ſeyn.

Jede Bewegung auf der Gaſſe wurde jetzt wichtig; die ängſtlich, ſtumm bei einander ſitzenden Frauen horchten mit banger Spannung auf jeden Ton, jedes Geräuſch.

Jetzt hörte man das dumpfe Brauſen großer, ſich vorbei treibender Volksmaſſen; jetzt raſſelte ein Wagen in höchſter Eile vorüber, jetzt ſprengte ein Reiter daher. Alles gewann Beziehung, Bedeutung. —

Man hörte Trommeln in der Ferne. Erſchreckt fuhren die Frauen auf und eilten ans Fenſter. Es waren keine Truppen zu ſehn; ſie mußten ſich in einer Seitenſtraße befinden. Bald aber hörte man Hufſchlag und Waffengeklirr. Es war eine Abtheilung von Gensdarmen zu Pferde, welche die Straße Montmartre heraufkamen. Sie zogen an Deſormery's Haus vorüber. In dem ſtrengen Ernſt ihrer Mienen, in der

drohenden Haltung, der pünktlich genauen militairiſchen Ordnung, die ſie befolgten, ſah man, daß ſie zu einem wichtigen Auftrage beſtimmt ſeyn mußten. Das Volk ſtand an die Häuſer gedrängt und ſtarrte die Reiter mit finſtren Blicken an; man mußte fürchten, daß im nächſten Augenblick der gegenſeitige verhaltene Grimm ausbrechen würde.

Während die Frauen mit ängſtlichen Blicken dem Zuge folgten, hatte ſich Louiſon zurückgezogen und gab Marien, welche allein an einem Fenſter ſtand, einen leiſen Wink, ihr ins Nebenzimmer zu folgen. Behutſam zog Louiſon die Thür nach ſich. Als beide Schweſtern allein waren, brach ſie in heftige Thränen aus. „Marie!“ rief ſie, „hilf mir, rathe mir! Die Angſt verzehrt mich. Noch immer trage ich den unſeligen Brief bei mir, aber noch hat ſich kein Augenblick finden wollen, ihn abzuſenden. Und wüßte ich nur wohin! Aber weder Lormeuil noch Gautier haben mit einem Fuß das Haus wieder betreten. — Dieſer Schmerz, dieſe Reue in meiner Bruſt, dazu die dumpfe Angſt vor der furchtbar geheimnißvollen Zukunft! — Jede kommende Minute kann ein ungeheures Schreckniß gebären, jede verſtrichene häuft die Laſt meiner Qual. O meine Schweſter,

hilf mir, rette mich von dieser tödtlichen Angst!“ Ganz außer sich, mit hoch aufwallender Brust, athemlos, erschöpft, schlug Louison die Arme um Mariens Nacken und verbarg ihr zwischen Gluth und kalter Bläße wechselndes Antlitz.

Marie, selbst ohne Rath und Trost, brach in Thränen des sanftesten Mitgefühls aus; sie küßte die Schwester, herzte, liebkoste sie, aber die Worte des Trostes versagten ihr. Endlich sprach sie: „Gieb mir den Brief, ich will Henry zu bereden suchen, daß er, so eilig der Vater mit seinen Aufträgen ist, den Versuch mache, Lormeuil aufzufinden. — Doch halt! Horch! Es wird eine Thür auf dem Corridor geöffnet! Es kann nur Lormeuil's seyn! Gieb mir schnell den Brief.“ — Sie nahm ihn der kraftlos in einen Sessel gesunkenen Schwester ab und eilte hinaus. Es war in der That Lormeuil's Diener Gautier, der eben aus dem Zimmer seines Herrn trat. Marie nahm eine möglichst gefaßte Miene an und fragte: „Ist Herr von Lormeuil nach Hause gekommen?“

„Ach nein, mein Fräulein. Er hatte diese Nacht die Wache auf dem Louvre, und da heute Morgen der Lärmen begonnen hat, ist er noch bis jetzt nicht abgelöst worden. In diesem Augenblick hat er

den Befehl erhalten, das Hotel des Fürsten Polignac zu besetzen, weil das Volk daselbst die Fenster einzuwerfen droht. Ich muß ihm daher schleunig noch seine Terzerole bringen."

Marie bebte bei diesen Nachrichten. Mit Schüchternheit zog sie den Brief Louisons hervor und gab ihn dem Diener mit den Worten: „Bringt Eurem Herrn diesen Brief; aber gebt ihn ihm ja selbst, denn er enthält eine wichtige Nachricht für ihn."

Gautier nahm ihn, versicherte, er werde ihn richtig bestellen, und eilte hinweg.

Marie kehrte zu der Schwester zurück und sagte ihr nur, daß und wie sie ihren Auftrag erfüllt habe und wo sich Lormeuil jetzt befinde. Louison athmete leichter auf, sah die treue, früher oft von ihr verkannte Schwester mit dankbaren Blicken an, und ein schmerzliches Lächeln schwebte über ihr blasses Antlitz.

Beide Schwestern gingen ins Gesellschaftszimmer zurück, wo man die Zeit in banger Besorgniß stumm mit einander hinbrachte.

Man harrte eine Stunde, zwei Stunden; weder Adolph, noch Victor, noch Eduard kehrten zurück. Es begann zu dunkeln. Desormery verließ nun auch sein

Arbeitszimmer, und kam zu den in der Dämmerung bei einander sitzenden Frauen hinüber.

Frau von Clermont äußerte ihre Besorgniß, daß niemand zurückkehre, niemand Nachricht bringe. Desormery, obgleich er selbst nichts Gutes vermuthete, suchte die Bangigkeit und Unruhe durch allgemeine Beruhigungsgründe zu verscheuchen. „Paris ist groß," sprach er, „die Bewegung der Gemüther allgemein; die wackren jungen Männer haben sich vorgenommen zu einer Beruhigung, zu einer gesetzmäßigen Gestaltung des Widerstandes mitzuwirken. Das verwickelt sie unwillkührlich tief und tiefer, so daß es vielleicht eine Ehrensache für sie wird, sich nicht so schnell wieder zurückzuziehn. Hat ihre Bestrebung Erfolg, so darf man ihnen auch desto dankbarer seyn, denn das Heil der Stadt hängt vielleicht an der Vermeidung eines einzigen Ausbruchs des Volksunwillens. Ein Schlag, ein Stoß, ein Wort können bei solcher Stimmung der Gemüther das Zeichen zu einer Empörung werden, die sich wie ein Lauffeuer durch ganz Paris verbreitet. Der Himmel beschirme uns davor!"

Marie dachte mit Beben an die Nachricht, die sie bereits durch Lormeuil's Diener gehört hatte. Eben wollte sie dieselbe mittheilen, als ihr plötzlich durch ein

tobendes Geschrei, welches auf der Gasse entstand, das Wort von der Lippe genommen wurde.

Man flog an die Fenster. Da bog aus der nächsten Querstraße ein mit zwei Pferden bespannter Wagen im vollen Galopp in die Straße Montmartre ein; es schien, als wenn die Pferde, dem Zügel nicht mehr gehorchend, wild dahin stürzten. Ein lautes Geschrei mischte sich in das Rasseln des Wagens. Als er dicht am Hause war, sah man, daß nicht ein Unfall, sondern Absicht des Kutschers diese gefährliche Eile bewirkte. Denn er schlug mit der Peitsche mehrmals heftig auf die Rosse ein, und diese brausten im gestreckten Galopp dahin, daß man glaubte, der Wagen müsse jeden Augenblick zerschellen. Ein tobendes Geschrei, fast möchte man es Gebrüll nennen, erschallte von allen Seiten; plötzlich klirrte es hell auf; ein Hagel von Steinwürfen, der auf den Wagen gerichtet war, zerschmetterte die Fenster desselben, und rasselte über das Pflaster nach. Indeß stürmte das Gespann dahin, wandte um die nächste Ecke und verschwand; aber das Volk tobte und schrie, und stürzte in schwarzen Massen hinterdrein. —

„Gott schütze uns," rief Desormery, „es war der Wagen des Fürsten Polignac. Gebe der Himmel,

daß er sich, falls er darin sitzt, retten möge! Denn fällt er in die Hände des Volkes, so ist er verloren, und das Ende der Gräuelthaten nicht abzusehn!"

Ein stummes Erstarren fesselte die Lippen der Frauen.

Indem ertönten schnelle Schritte auf dem Corridor, die Thüre öffnete sich, und Eduard trat ein.

„So allein?" fragte Frau von Clermont. „Wo sind Deine Gefährten?"

„Ich habe sie nur einen Augenblick verlassen, um Ihnen Nachricht zu bringen. Wir müssen uns auf schreckliche Auftritte gefaßt machen. Die Gemüther des Volkes sind aufs Aeußerste erbittert. Man hat nicht mehr mit einzelnen Zusammenläufen oder mit vollen Kaffeehäusern zu thun, sondern alle Straßen und Plätze sind mit zahllosen Schwärmen angefüllt. Man sieht Arme und Reiche durcheinander, Arbeiter in Hemdsärmeln und junge Männer in der gesuchtesten Kleidung. Der Unterschied der Stände hat aufgehört, es giebt nur noch einen Unterschied der Meinungen. Der Kohlenbrenner, der Wasserträger, der Markthelfer stehn im Gespräch mit dem Künstler, dem Kaufmann, dem Offizier, dem Grafen und Baron. Die Massen wogen durcheinander. Noch ist zwar kein Aus-

bruch des Unwillens, der Erbitterung geſchehn, aber ich fürchte, man wartet nur den Abend ab, um von Geſinnungen zu Thaten überzugehn.

„Das Palais-Royal iſt mit verdoppelten Wachen beſetzt, eben ſo die Tuilerien und das Louvre; alle Wachthäuſer der Schweizer haben ebenfalls doppelte Mannſchaften erhalten. Auf dem Platz des Palais-Royal ſammeln ſich die Hauptmaſſen des Volkes. Dort wohnt ein Marquis Cabannes, den Sie vielleicht kennen; er hat allerlei Karrikaturen und transparent beleuchtete Spottverſe auf die Miniſter ausgeſtellt. Das Volk umlagert ſeine Thür, und lieſt die Verſe mit lautem, aber mehr ergrimmten als heitren Gelächter. Einige Polizeiſoldaten wollten die Menge verjagen, und die Karrikaturen wegnehmen, allein ſie wurden mit ſolchem Geſchrei begrüßt, daß ſie froh waren, ſich nur noch ſelbſt zurückziehn zu können. Ich höre aber, daß man eine Verſtärkung der bewaffneten Macht gefordert hat, um den Polizeibeamten Gehorſam zu ſchaffen. Victor und Adolph ſind nebſt mehreren andren Männern von Einſicht eben dort noch beſchäftigt, durch gütliches Zureden den Volksſtrom abzuleiten oder zu theilen. Es möchte ihnen vielleicht gelingen,

wenn nicht ein unvorsichtiges Einschreiten der Gensdarmen die Gemüther aufs Neue erbittert.“

Man hatte diesen Bericht angehört, ohne etwas zu erwiedern. Desormery ging hastig auf und nieder; seinen Bewegungen konnte man die große Unruhe seines Gemüths ansehen, wiewohl es fast schon zu dunkel geworden war, um seine Züge zu erkennen.

„Worte,“ so brach er endlich das Schweigen, „Worte sind jetzt vergeblich, das seh' ich wohl. Der Strom schwillt höher und höher gegen die Ufer hinan; es ist verlorne Mühe, ihn einzudämmen, man verdoppelt nur seine Kraft und Wuth und setzt sich dem ersten, furchtbarsten Grimme desselben aus. — Geh, geh, mein Sohn,“ er legte dabei die Hand auf Eduards Schulter, „geh, und rufe unsere Freunde zurück. Wir können dem Unheil nicht mehr wehren, so wollen wir es wenigstens gemeinsam, und dadurch leichter, ertragen.“

Eben wollte Eduard das Zimmer verlassen, als sich aufs Neue ein dumpfes Brausen ferner Stimmen auf der Gasse hören ließ. Es war eine schwarze Masse andringenden Volks, die sich von der Seite des Pont neuf her näher und näher heranwälzte. Zu gleicher Zeit kam von der andren Seite der Straße

her ein düsterer Schwarm heran, muthmaßlich Leute aus der Vorstadt St. Antoine, welche erst jetzt Kunde von den unruhigen Bewegungen erhalten hatten, und nun, theils aus Neugier, theils aus Antheil an der Sache, sich in den Mittelpunkt der Stadt begaben. Noch ehe beide Massen einander begegnen konnten, strömten aus den Häusern und Quergassen von allen Seiten so viele Neugierige herbei, daß in wenigen Augenblicken die Straße Montmartre, so weit der Blick reichte, von Bürgern wimmelte. Ein Schwirren, ein Brausen, verworrenes Getöse, murmelnde und laut rufende Stimmen erfüllten die Luft. Es war schon fast dunkel geworden, der Himmel bewölkt, die Hitze wie vor einem Gewitter drückend und beklemmend; eine dichte Staubwolke stieg über der wogenden Masse empor. Aus einzelnen beleuchteten Fenstern, und von einigen bereits angezündeten Laternen fiel ein seltsames Licht auf die Gruppen. Plötzlich erscholl eine furchtbare Stimme mitten aus dem Gebrause und rief: „Auf nach Polignac's Hotel! Nieder mit dem Verräther!“ Sogleich gerieth die dumpf murmelnde, Verderben brütende Menge in eine tobende Bewegung. „Nieder mit Polignac! Nieder mit den Ministern!“ tönte der tausendfache Ruf, und scholl mit furchtbarem

Getöse durch die Luft. „Laternen aus!“ rief eine Stimme, als das Gebrüll einen Augenblick schwieg, und zugleich flog ein Stein in die über Lormeuil's Hausthür brennende Laterne. Ein lauter Schrei des Schreckens ertönte plötzlich im Zimmer selbst; es war Louiſon, die, von dem Fenſter über der Thür zurücktaumelnd, ohnmächtig zu Boden ſank.

„Hülfe, Hülfe!“ rief Marie wie außer ſich, und ſprang auf die Schweſter zu.

„Iſt ſie getroffen?“ rief Deſormery zugleich und eilte der Niedergeſunkenen zu Hülfe, während Edward raſch nach dem Vorſaal ſtürzte, um Licht herbei zu ſchaffen.

Die Frauen, welche im Fenſter gelegen hatten, umringten die Bewußtloſe.

„Bringt ſie in ihr Zimmer,“ gebot Deſormery nach einigen Augenblicken des Beſinnens. „Wir dürfen unmöglich die vorderen Gemächer erleuchten. Die raſende Menge ſcheint ſich zügelloſen Ausſchweifungen hingeben zu wollen. Alles was den Uebermuth oder gar die von der Verwirrung Nutzen ziehende Habſucht reizt, muß vermieden werden.“

Louiſon, die aus begreiflichen Gründen nur ſehr heftig erſchreckt war, wurde, da ſie ſich zu erholen begann, von Marien und Leontinen in ihr Gemach geführt;

Betty, Eugenie und Frau von Clermont folgten. Während dessen hörte man auf der ganzen Straße das Klirren der Laternen, die von dem Volke zerschmettert wurden. Deformery blieb allein mit dem wieder ins Zimmer zurückgekehrten Eduard.

„Wo nur Victor und Adolph bleiben! Sie in dem Getümmel aufsuchen ist so thöricht als vergeblich; sonst würde ich darauf dringen, daß wir es zusammen versuchten," sprach er zu Eduard.

Dieser erwiederte: „Wir haben für den Fall, wo wir uns verfehlen sollten, die Verabredung getroffen, daß, wenn ich nicht in einer Stunde wieder bei ihnen bin, sie hieher zurückkehren wollen. Es kann daher nicht mehr lange dauern, bis sie eintreffen."

„Ja, wenn der Tumult des Pöbels es ihnen nicht unmöglich macht."

„Er scheint sich schon zu verziehn," sprach Eduard, indem er ans Fenster trat. „Ueberdies hat ja niemand etwas zu befürchten, der nicht in der Function eines Gensdarmen oder Polizeibeamten steht."

„Sie kennen die losgelassene Wuth des Volkes nicht! Sie haben sie nie erlebt. Es zertrümmert, was es erreichen kann. Mit den Laternen beginnt es, dann

folgen die Fenster, die Hausthüren, endlich ist Alles Preis gegeben.“

„Lieber Oheim, ich glaube, Sie irren sich,“ entgegnete Eduard bescheiden; „die Volksmenge unsrer Tage ist besser über ihr eignes Interesse belehrt, als die des Jahres 1789, wo sie, an Schmach und Ketten gewöhnt, die Freiheit nur zur Zügellosigkeit zu benutzen wußte.“

„Wir haben die Proben schon gesehn,“ erwiederte Desormery etwas bitter, „die klirrenden Laternen waren das Vorspiel zu der Zerstörung, die Sie bald erleben werden.“

„Es war der Unfug Einzelner. Zudem vielleicht eine Art von Nothwehr, weil die verkappten Polizeispione überall umher schleichen, und sich, wo sie ihre Gewalt nicht sogleich geltend machen können, wenigstens diejenigen merken, die man später zur Verantwortung zu ziehn denkt.“

„Alle Unheilstifter lieben das Dunkel, die Nacht, die Verborgenheit. — Wie gern möchte ich Unrecht haben!“

Frau von Clermont unterbrach eintretend das Gespräch, indem sie berichtete, daß Louison sich bereits wieder erholt habe. Die plötzliche Zerschmetterung der

Laterne, deren Glassplitter bis zu ihr herauf flogen, hatte sie, in der überdies so gereizten und gespannten Verfassung ihres Gemüths, so heftig erschreckt. — „Das Getümmel scheint sich verzogen zu haben," sprach Frau von Clermont, indem sie ans Fenster trat und in die halbdunkle Straße hinabblickte. Desormery und Eduard hatten in dem Eifer ihres Gesprächs nicht mehr darauf geachtet; der Zurückkehrenden, die mehrere Minuten entfernt gewesen war, mußte die Veränderung auffallen.

„Gott sey Dank," rief sie, „eben treten Victor und Adolph ins Haus!"

Man hörte sie bereits auf der Treppe; Eduard eilte ihnen entgegen.

„Nun, Freunde, wie steht's?" rief Desormery den Eintretenden zu.

„Wir müssen hoffen," antwortete Victor, „daß die Nacht die Bewegungen einigermaßen beruhige. Es scheint als sey man der Zusammenrottung bereits müde geworden. Indeß ist es doch zu einigen Händeln gekommen. Die Gensdarmen sprengten mehrere Volkshaufen auf dem Platz des Palais-Royal auseinander. Es fielen einige flache Säbelhiebe, die mit Geschrei, Schimpfreden, und sogar mit Steinwürfen

erwiedert wurden. Indessen scheint die Masse zu fühlen, daß sie nichts gewinnt, indem sie ihren Zorn gegen die Handlanger der Behörden richtet. Auch dürfte, wenn Truppen hinzugezogen werden, der Kampf zu ungleich seyn. Wir haben gethan, was möglich war, eine andre Art des Widerstandes zu organisiren. Morgen um neun Uhr früh werden eine Menge von Corporationen bevollmächtigte Deputirte absenden, die sich in dem Saal des Vendanges de Bourgogne versammeln, damit daselbst eine Vorstellung aufgesetzt und dem Könige unmittelbar eingereicht werde. Vielleicht aber wird dies nicht einmal nöthig seyn, denn wie ich höre, sollen sich die angesehensten Pairs vereinigt haben und nach St. Cloud geeilt seyn, um dem Könige eine dringende Schilderung von der wahren Lage der Dinge zu machen. Unmöglich kann er so verblendet seyn, diese unbeachtet zu lassen, und vielleicht lesen wir schon morgen den Widerruf der Ordonnanzen im Moniteur, und übermorgen die Ernennung eines neuen Ministeriums."

„Gott gebe, [illegible] Sie wahr reden," rief Desormery und Thränen [illegible] Freude drangen ihm ins Auge. „Unendlicher Dank würde denen gebühren, die den

König zu einem weisen Entschluß bestimmt hätten! Wie glückliche Tage kann Frankreich noch sehn, wenn die Eröffnung der Kammern am dritten August wirklich statt findet, und ein Ministerium vor die Schranken tritt, dem die edle, kühne Mehrheit der Abgeordneten zugethan ist! Dreimal Heil und Segen über die Minute, in der der König diesen Entschluß faßt. O wüßte er, wie sich die Liebe seines Volkes für ihn entflammen würde, wenn er es mit diesen segensvollen Wohlthaten beglücken wollte!"

Eine stille, tiefe Rührung bemächtigte sich der Gemüther. Desormery umarmte in dem glücklichen Traum der Hoffnung die Jünglinge mit liebevoller Innigkeit. — „Laßt uns Muth fassen," rief er, „wir wollen den Ueberrest des Abends in froher Hoffnung zubringen. Ach es knüpft sich ja noch so vieles Andre daran! Liebe Leontine, geh, sieh wie sich Louison befindet. Kommt Alle herüber, laßt uns die letzten Stunden des unruhigen Tags in herzlicher Vertraulichkeit zubringen."

Frau von Clermont ging.

Desormery's schneller Uebergang von seinen Hoffnungen zu der Erinnerung an Louison war sehr na-

türlich. Er gedachte ihres ſtummen Verhältniſſes zu Lormeuil, und knüpfte an die glückliche Wendung der öffentlichen Ereigniſſe die Hoffnung, der Hauptmann werde den Moment, wo er es mit Ehren thun könne, benutzen, um ſeinen Abſchied zu fordern und ſich ein andres Lebens-Verhältniß zu geſtalten. Wie gern hätte er dann, bei der Achtung vor Lormeuil's Perſönlichkeit, in die Verbindung Louiſen's mit ihm gewilligt! — In der Freude ſeines bewegten Herzens empfand er das Bedürfniß, auch die Seinigen glücklich zu ſehn, mit doppelter Stärke.

Die Frauen kehrten wieder. Louiſen war etwas matt und blaß, doch ſonſt ganz wohl. Der Vater küßte ſie mild auf die Stirn und ſtreichelte ſie ſanft; es war ihm, als habe er ſie lange entbehrt und nun endlich wiedergefunden. Welche Schmerzen aber litt ihr geängſtigtes Herz während der ungewohnten, ſeltenen Freundlichkeit des Vaters, da ſie in ihrer Bruſt Entſchlüſſe wägte, die einen herben Gegenſatz zu dem trauten, liebevollen Verhältniß herbeizuführen drohten. Doch trieb ein dunkles Pflichtgefühl ſie an, begangenes Unrecht an einem Herzen wieder gut zu machen, und ſie vermochte es nicht anders als durch neues Unrecht.

Der traute Familienkreis blieb, da die Straßen immer stiller und leerer wurden, in ungestörter Einigkeit noch bis gegen Mitternacht beisammen. Endlich trennte man sich mit der Hoffnung, daß der Morgen die schönsten, reinsten Freuden mit sich bringen werde.

Als Marie und Louison allein in ihrem Schlafgemach waren, machte die Unglückliche endlich ihrer stummen Qual durch einen freien Ausbruch ihrer Schmerzen Luft. „Schwester!“ rief sie, „noch ein solcher Tag und ich bin dahin. Meine Brust erträgt es nicht, meine Kraft erliegt. Erhalte ich morgen nicht die Gewißheit, daß Lormeuil meinen Brief empfangen hat, daß er mir, die ihn so schwer gekränkt, vergiebt, so muß ich zu ihm und wäre es mitten durch das empörte Volk!“

„Liebe, Du wirst gewiß eine Antwort empfangen,“ erwiederte Marie tröstend; „lege Dich aber jetzt zur Ruhe, Dein erschöpfter Körper bedarf der Stärkung.“

Louison sank matt auf das Lager nieder. Marie löschte das Licht; sanftes Dunkel der Sommernacht umfing Beide; bald sanken sie in Schlummer. Aber Mariens Lager umschwebten holde Traumbil-

der, die aus ihrem mit neuen seligen Wundern erfüllten Herzen emporstiegen; doch um Louison's Haupt schwirrten und flatterten bleiche Gestalten der Angst, der Sorge, der Schmerzen, und verwirrten und umdüsterten ihre leidende Seele.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

„Wie mag das kleine Oertchen dort unten am Fuße des Berges heißen?“ fragte Forbin, der neben dem Postillon auf dem Bock saß, weil er gern schwatzte und doch zu bescheiden war, um seine Gedanken und Meinungen fortwährend mit dem Obrist Clermont auszutauschen.

„Hier, gleich vor uns? — Das heißt Monplaisir. Es hat nur zwei ordentliche Häuser und etliche kleine Hütten. Aber dennoch übernachten die meisten Fremden hier, weil es das beste Gasthaus auf der ganzen Straße ist. Und der Wirth, das muß man sagen, hat einen trefflichen Wein.“

„Hm, so klein ist das Ding?“ erwiederte Forbin. „In der Abenddämmerung schien es mir ein ansehnliches Städtchen zu seyn.“

„Das machen die vielen Scheunendächer und weil die meisten Fenster hier hinaus liegen, so daß man Wunder meint, wie viel erleuchtete Häuser man sehe," antwortete der Postillon.

Der Obrist hörte das Gespräch mit an. Er war nunmehr zwei Nächte und zwei Tage gefahren, zudem hatte die außerordentliche Hitze, verbunden mit der heftigen Bewegung seines Gemüths, ihn bis zur Entkräftung ermüdet. Er beschloß daher, in dem Gasthause des Oertchens zu übernachten. Die Erwägung, daß er alsdann Paris bequem am andren Abende erreichen könne, trug ebenfalls dazu bei, ihn in diesem Entschlusse zu bestärken. Denn am hellen, lebhaften Vormittage wollte er doch nicht in eine Stadt einfahren, in der diejenigen an der Spitze der Macht standen, deren Hand sein Todesurtheil unterzeichnet hatte.

„Wir wollen in dem Gasthause die Nacht bleiben!" rief er daher dem Postillon zu.

Forbin, der die Strapazen einer Courier-Reise in seinen alten Tagen auch nicht ganz leicht ertrug, und sich überdies auf ein gutes Nachtessen und den gerühmten Wein Hoffnung machte, war sehr erfreut über diese Bestimmung.

„Fahr zu, Freund!“ rief er, wir wollen jetzt sehn, ob Du gelogen hast. Ist der Wein schlecht, so nimm Dich in Acht.“

„Seyd ohne Sorgen. Wenn Ihr mich zu einer Flasche zu Gast laden wollt, so werdet Ihr sehn, daß ich gut Bescheid thue, und ich bin nicht an schlechten Wein gewöhnt, denn, wie Ihr mich hier vor Euch seht, so bin ich in Epernay geboren.“

„Topp! Wir trinken eins zusammen!“ entgegnete Forbin und schlug ein. „Aber Freund, gebrauche Deine Peitsche ein wenig. Denn aufrichtig gestanden ist mein Hunger sehr groß, und mein Durst bei dieser Hitze natürlich noch größer.“

„Ich sollte eigentlich einhemmen,“ antwortete der Postillon, indem er eine bedenkliche Miene machte; „indeß es mag drum seyn, wir wollen es einmal mit der Schnelligkeit versuchen.“

Der Wagen rasselte die Chaussee hinab; in wenigen Minuten hielt er vor dem Wirthshause. Dreimal ertönte der Knall der Peitsche, aber es sprang niemand vor die Thür, um die Reisenden zu empfangen.

„Alle Teufel! Was ist denn das?“ fluchte der Postillon. „Heda! Ist denn niemand da? Holla! he! Herbei! An den Wagen!“

Plötzlich stürzten, mit dem sichtlichen Bestreben, das Versehen wieder gut zu machen, der Kellner, ein zierliches Kellnermädchen, ein Hausknecht und der Herr selbst herbei, und beeilten sich, den Schlag zu öffnen und das Gepäck in Empfang zu nehmen.

„Entschuldigen Sie nur, mein Herr," begann der Wirth, „daß wir Sie nicht bemerkten. Aber so eben ist einer unsrer Nachbarn mit einer Nachricht von Paris hier eingetroffen, über die man wohl wichtigere Dinge vergessen könnte."

„So? Giebt es Neuigkeiten von Wichtigkeit?" fragte Obrist Clermont.

„Allerdings! Wenn sie nur alle so gut als wichtig wären! — Aber befehlen Sie ins Gastzimmer zu treten? Dort sind mehrere Personen versammelt um die Vorlesung des Moniteur mit anzuhören."

„Ich danke. Die Reise hat mich sehr ermüdet, ich wünsche daher sogleich ein eignes Zimmer zu haben."

„Zu Befehl. Louis! Leuchte dem Herrn hinauf! — Im Augenblick werde ich selbst nach Ihren Bedürfnissen fragen."

Mit diesen Worten verschwand der höfliche Wirth.

Der Obriſt betrat ſein Zimmer. Der Kellner ſetzte die Lichter auf den Tiſch, und empfahl ſich, um für das Nachteſſen Sorge zu tragen.

Wenige Minuten ſpäter erſchien der Wirth wieder und brachte ein Zeitungsblatt mit.

„Wenn Ihnen gefällig iſt, mein Herr, ſo leſen Sie ſelbſt dieſes betrübende Blatt für Frankreich; es wird Ihnen, ich will nicht gerade ſagen, Unterhaltung gewähren, aber Sie doch wohl bis zum Abendeſſen hinlänglich beſchäftigen. Nachher erbitte ich es mir zurück, da ſich vermuthlich noch mehrere Gäſte aus der Gegend zuſammen finden werden, um die Nachrichten genau zu erfahren, denn ſie verbreiten ſich bereits wie ein Lauffeuer.“

„Aber was betreffen ſie eigentlich?“

„Kleinigkeiten! Die Aufhebung der Preßfreiheit. Den Umſturz der Charte. Kleinigkeiten! Eine Unterhaltung in den Mußeſtunden des Herrn von Polignac.“

Der Obriſt ſtand wie eine Bildſäule, ſtarr, unbeweglich und blickte den Sprechenden an. Sein kriegeriſcher Sinn hatte ſich ſchwer an den Gedanken gewöhnt, daß kein Cäſar mehr auf Frankreichs Thron ſitze; indeß die herrlichen Inſtitutionen, die jedem

Bürger ein Heiligthum des Rechts und der Freiheit ſicherten, die das Geſetz an die Stelle der Willkühr zum Herrſcher erhoben, hatten ihn in wenigen Tagen zum eifrigſten Freunde dieſer neuen Ordnung der Dinge gemacht. Sein edler, kühner Sinn hatte nicht ohne innren Kampf den Glanz und Ruhm ſeines Vaterlandes dem Glück und dem Recht zum Opfer gebracht. Zwar ſeufzte er im Stillen darüber, daß diejenigen, die ihr Leben hindurch nur den erbittertſten Kampf gegen die Rechte der Menſchheit geführt hatten, ſich jetzt mit dem falſchen Glanz ſchmücken durften, als Beſchützer dieſer Rechte aufzutreten, während ſie doch nichts wollten, als unter dieſer ſcheinheiligen Larve einige Trümmer ihrer vormaligen hohlen Herrlichkeit zuſammenraffen; allein er hatte in der tiefen Ueberzeugung, daß Frankreichs Heil es fordre, auch dieſen Groll ſeines Herzens unterdrückt. Jetzt aber erfüllte ſich ſeine Bruſt mit einem furchtbaren Grimme. Er blickte den, der ihm dieſe Botſchaft in der bittren Hülle des Spotts mittheilte, mit rollenden Augen an; ſeine Stirn zog ſich in drohende Falten, unwillkührlich ballte ſich ſeine Rechte, er ſtreckte ſie aus, und plötzlich rief er mit mächtiger Stimme: „Das ſollen ſie bereuen!“

Der Wirth erschrack fast und trat einen Schritt zurück. Als aber die kühnen, kraftvollen Züge des Obristen plötzlich den Ausdruck des tiefsten Grams annahmen, als in den wild rollenden Augen eine Thräne des heiligsten Zorns glänzte: da ergriff ihn ein unnennbares Gefühl der Ehrfurcht und des Vertrauens. Mit einer raschen Bewegung faßte er seine Hand und rief: „Ja! Ich denke, sie werden es bereuen müssen! Wenn Frankreich viele Männer zählt, die gleich Ihnen denken, so wird es diese Schmach nicht dulden.“

Clermont setzte sich und stützte das Haupt in die Hand. Der Schlag, der ihn im ersten Augenblick in eine ungeheure Spannung der Wuth versetzte, schien ihn jetzt ganz gelähmt zu haben. Er fühlte sich wie zerschmettert.

Noch immer hielt er das Zeitungsblatt, es war der Moniteur, in der linken Hand. — „Ich werde lesen,“ sprach er langsam, „kommen Sie in einiger Zeit wieder.“

Der Wirth zog sich mit Ehrerbietung zurück. Es lag etwas in Clermonts Wesen, das ihm die Herzen augenblicklich in Ehrfurcht und Liebe unterwarf.

Er war allein. Er las.

Zorn, Schmerz, bisweilen eine Art von Schauder, oft stolze Verachtung, erfüllten abwechselnd seine Seele. Die Leidenschaften jagten sich in seiner Brust. Er bebte, ein kalter Fieberfrost schüttelte seine Glieder.

Heftig ging er, nachdem er gelesen, auf und ab.

Der Wirth trat mit Schüchternheit wieder ein; er bat um das Blatt. Clermont hatte sich wieder gesammelt und gefaßt; er pflegte sich dann mit energischer Kürze auszudrücken. Indem er den Moniteur zurückgab, sagte er nur die Worte: „Der Eingang ist dumm. Die Ordonnanzen feig, wahnsinnig und verbrecherisch. Frankreich duldet sie nicht! — Lassen Sie das Nachtessen bringen. — Um drei Uhr früh wünsche ich Postpferde zu haben.“

Der Wirth verbeugte sich; Der Obrist reichte ihm die Hand zum Zeichen, daß seine Kürze nicht aus Verdruß oder Hochmuth entspringe. Schon hatte der Wirth die Thür in der Hand, als Clermont ihn nochmals zurückrief: „Haben Sie keine Nachricht über die Wirkung dieser Ordonnanzen in Paris?“

„Der Reisende, welcher den Moniteur mitgebracht hat, war schon um neun Uhr früh abgereist. Indessen war Alles in Bewegung, man versammelte sich auf den Kaffeehäusern, das Volk stand an den

Straßenecken und ließ sich von den Eckſteinen herab die Ordonnanzen vorleſen.“

„Es kann nicht fehlen! — — Sollte dieſe Nacht eine Nachricht von Wichtigkeit, etwa von einem Aufruhr in Paris, eintreffen, ſo bitte ich Sie, mir dieſelbe ſogleich mitzutheilen, und keinen Anſtand zu nehmen, mich wecken zu laſſen.“

Der Wirth ging.

Der Kellner brachte das Nachteſſen. Clermont genoß wenig, ſprach gar nicht. Forbin hatte ſich die Erlaubniß erbeten, im untren Geſchoß ſeine Flaſche bei einem politiſchen Geſpräch leeren zu dürfen.

Gleich nach Tiſche legte ſich Clermont zur Ruhe, und die übergroße Abſpannung bewirkte, daß er in feſten, ſüßen Schlaf fiel.

Mit der Morgendämmerung weckte ihn Forbin. Der Wagen ſtand angeſpannt vor der Thür. In wenigen Minuten ſaßen die Reiſenden ein und rollten der Hauptſtadt zu.

Zwiſchen vier und ſechs Uhr konnte man ſie erreicht haben. Der Obriſt hatte es anfangs ſo einrichten wollen, daß er mit der Nacht daſelbſt einträfe, allein jetzt trieb eine unerklärliche Unruhe ihn vorwärts. Es war ihm, als verſäume er mit jeder Mi-

nute die Gelegenheit zu einer wichtigen That für das Vaterland. Jede Besorgniß vor der Gefahr einer Entdeckung war verschwunden; er mußte sich darauf besinnen, daß er Vorsichtsmaaßregeln zu treffen habe, so ganz war sein Gemüth von dem Geschehenen eingenommen.

Forbin saß neben ihm. Er hätte gern gesprochen, allein die ernste Miene des Obristen hielt ihn zurück. Endlich, als er die Hast sah, mit welcher derselbe die Reise betrieb, mußte er doch seine Gedanken laut werden lassen.

„Ich glaube," mein Obrist, fing er an, „wir erleben in Paris einige Teufeleien. Ich kenne das Volk. Die Leute aus der Vorstadt St. Antoine lassen nicht mit sich spaßen. Die Kerle dort haben Arme wie die Hufschmiede und Köpfe so hart wie ein Amboß. Und, das glaubt mir nur, sie setzen beides daran, um die Minister los zu werden. Auch soll's mich nicht verwundern, wenn wir in Paris hineinfahren und hören, sie haben die alte Mode von der Laterne wieder aufgebracht."

„Möglich!"

Die kurze Erwiederung, obwohl sie auf die Ansicht Forbins einging, machte diesem doch keine sen-

derliche Luſt, weiter zu ſprechen. Er blieb daher ſtumm an der Seite des Obriſten ſitzen, und freute ſich jedesmal, wenn er auf einer Station ankam, daß er doch wegen des Wechſels der Pferde und der Berichtigung des Poſtgeldes einige Worte mit dem Poſtmeiſter reden konnte.

Es war Mittag geworden. Von weitem kam ein Reiſewagen, wie es ſchien mit Courierpferden, die Chauſſee herab. Der Obriſt wurde aufmerkſam.

„Mein Freund!“ rief er dem Poſtillon zu, „winke doch dort Deinem Kameraden, daß er einen Augenblick anhalte, wenn wir herankommen.“

Es geſchah.

Im Wagen ſaßen zwei Herren. „Um Vergebung,“ fragte der Obriſt, „Sie kommen von Paris? Was giebt es Neues dort?“

„Die Lage der Dinge wird ſehr bedenklich,“ entgegnete der Fremde, ein ältlicher Mann. „Als wir die Stadt verließen, fanden große Zuſammenrottungen ſtatt. Man ſagte, die Polizei laſſe die Büreaus der Journale ſchließen. Alle Blätter, welche erſchienen, wurden confiſcirt. Indeß verbreiteten ſie ſich doch mit reißender Schnelligkeit unter das Publikum, denn ſie wurden unentgeltlich ausgegeben und unter

das zusammenströmende Volk vertheilt. Fünfundvierzig Redacteure haben eine Protestation unterzeichnet, in der sie erklären, den Ordonnanzen als gesetzwidrig durchaus keinen Gehorsam schuldig zu seyn. Terneaux, Vassal, Laffitte, Périer, alle großen Fabrikanten wollen heut ihre Fabriken schliessen; zum Theil ist dies schon geschehn. In wenigem Stunden kann die Stadt mit vielen tausend arbeitslosen Menschen überschwemmt seyn!"

„Haben Sie Journale des heutigen Tages bei sich?"

„Es ist uns nicht gelungen, eines zu bekommen."

„Haben Sie Dank. — Leben Sie wohl!"

Die Wagen rollten vorwärts.

Jetzt tauchte der Thurm von Nôtre-Dame aus dem bläulichen Dunst der Ferne auf. Dem Obristen schlug das Herz mächtig, als er Paris nach so langer Zeit wiedersah. Erst jetzt vermochte er wieder mit Sehnsucht einen Augenblick der Theuren zu gedenken, die er dort zu umarmen hoffte. Bis dahin hatten die öffentlichen Begebenheiten alles Uebrige verschlungen. Plötzlich aber gerieth er auf den Gedanken: Wie? Wenn die drohende Unruhe sie bewegen sollte, zu flüchten? Wenn Du aber-

mals an eine verschlossene Thür pochen müßtest?“ Eine heftige Angst bemeisterte sich seiner Brust. Mit spähendem Auge blickte er auf jeden aus der Ferne herankommenden Wagen, in welchem er die Seinigen vermuthen konnte. Er mußte den Gedanken, sie zu verfehlen, mit Gewalt bekämpfen, so unabweisbar hatte er sich ihm aufgedrängt. Je näher er der Hauptstadt kam, je häufiger begegneten ihm Wagen mit Reisenden; doch waren es meist nur Männer. In Aller Gesichtszügen, aber las man deutlich eine außerordentliche Bewegung; offenbar mußte der Zustand von Paris mit jeder Stunde gefährlicher werden.

Die Eile, welche ihn forttrieb, gestattete dem Obristen nicht, jeden Reisenden nach Neuigkeiten zu fragen. Doch sammelte er deren stets beim Wechseln der Pferde ein; sie lauteten übereinstimmend, nur von Station zu Station bedenklicher. —

Endlich hatte er die letzte Post erreicht. Kaum eine halbe Stunde hinter derselben traf er auf einen Wagen, der, da er ein Rad verloren hatte, auf der Chaussee lag. Die Reisenden waren ausgestiegen, bis die leichte Herstellung des Unfalls erfolgt seyn würde. Clermont ließ halten und forschte abermals nach dem Zustande in der Stadt.

„Wenn Sie nicht nach Paris müssen, so thun Sie gewiß besser, nicht hineinzufahren," antwortete der Eine der Reisenden, welchen man an der Sprache sogleich für einen Ausländer erkennen mußte.

„Ich muß!"

„Das thut mir leid, denn Sie richten ihren Weg muthmaßlich nach einem Schlachtfelde. Als wir mit großer Mühe endlich das Ende der Straße St. Jacques erreicht hatten, wo eine ungeheure Volksmenge versammelt war, hörten wir hinter uns Schüsse fallen. Sogleich stürzte das Volk mit furchtbarem Geschrei nach der Gegend hin. — Die Schüsse wiederholten sich. Ein dumpfes Schrecken hatte sich aller Gemüther bemeistert. Wir eilten, diesen traurigen Aufenthalt, der vielleicht bald mit Blut überschwemmt wird, zu verlassen. — Es leidet keinen Zweifel, daß Volk und Truppen schon jetzt handgemein sind."

„Haben viele Einwohner die Stadt verlassen?"

„Bisher nur Fremde, gleich uns. Auch wird dies schwer zu bewerkstelligen seyn, da schon alle Mittel des Fortkommens fehlen. Die Diligencen sind bis auf die letzten Plätze sämmtlich besetzt. Die meisten Reisenden nehmen ihren Weg nach Brüssel. Schon

gestern hatten sich viele Personen einschreiben lassen, heut aber, nachdem die Unruhen in den Büreaus des Temps und des National vorgefallen sind, wurden die Messagerieen förmlich erstürmt. Wenn Sie daher, ich wiederhole es, nicht hinein nach Paris müssen, so thun Sie in der That besser, sogleich umzukehren, da es schwer seyn möchte, in der Stadt die Mittel dazu zu finden.

„Ich muß nach Paris!" rief der Obrist mit funkelnden Augen. „Vorwärts! — Leben Sie wohl!" —

In einer Stunde hatten sie die Barriere Ivry erreicht.

Auf den ersten Blick konnte man sehn, daß Unruhen in der Stadt seyn mußten. Denn selbst vor den äußersten Häusern hatten sich Gruppen der Hausgenossen, zumeist der Weiber, Kinder und Greise gebildet, die im eifrigsten Gespräch mit einander waren. Man bemerkte nur wenige Männer, und diejenigen, welche man sah, eilten der Mitte der Stadt zu.

Der Wagen hielt einen Augenblick, weil ein Riemen am Geschirr aufgegangen war. In dieser Pause hörte man deutlich mehrere Flintenschüsse, die jedoch, der Stärke des Schalls nach zu urtheilen, aus einer entfernten Gegend der Stadt, wenigstens jenseit der

Seine her, kommen mußte. Doch war es ein förmliches Pelotonfeuer, so daß man nicht daran zweifeln konnte, es finde bereits ein Gefecht statt.

„Forbin! Wie viel Pulver haben wir?"

„Um etliche male unsere Terzerole zu laden. Eine Lumpen-Kleinigkeit!"

„Du hast gar keine Waffen?"

„Wenn ein Stock nicht eine Büchse oder einen Säbel vorstellen kann, keine."

„Postillon! Wohnt hier ein Waffenschmidt in der Nähe?"

„Ja wohl, mein Herr, gleich hier nahe bei in der Straße Ste. Genevieve."

„So fahr' dorthin."

Der Wagen hielt vor dem Hause.

Der Obrist sprang heraus, trat in den Laden, und suchte zwei Paar Pistolen, zwei Büchsen und zwei Säbel aus, die er für sich und Forbin kaufte. In dem Augenblick, wo er das Magazin wieder verlassen wollte, drang eine Anzahl junger Männer mit dem lauten Rufe:

„Waffen! Waffen! Man mordet die Bürger von Paris!" in die Hausthür ein.

„Um Gottes Willen, man plündert mein Haus! Ich bin ein verlorner Mann! Dieſes Magazin iſt mein ganzes Eigenthum!“ rief der Beſitzer aus.

Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, als ſich auch ſchon das Gewölbe mit jungen Leuten füllte, welche die Schränke aufriſſen und ſich der Gewehre, Piſtolen, Säbel, Hirſchfänger, Dolche, kurz aller Waffen, die ſie vorfanden, bemächtigten, ohne auf die Proteſtation des Eigenthümers zu hören.

Obriſt Clermont faßte einen ſchnellen Entſchluß.

„Freunde!“ rief er, „ich komme in dieſem Augenblick aus der Provinz. Noch hält mein Wagen vor der Thür dieſes Hauſes. Ich weiß nicht, wie es in Paris ſteht; die Noth des Vaterlandes ſcheint Euren Einbruch in die Rechte des Eigenthums zu gebieten. Aber dennoch muß ſelbſt hier das Geſetz geachtet werden. In der Vorahnung, daß wir der Waffen bedürfen möchten, habe ich ſo eben diejenigen gekauft, die Ihr in meinen Händen ſeht. Gewiß wird dieſer wackere Bürger ſeinen ganzen Vorrath hergeben, um die Freunde des Vaterlandes zu waffnen. Eure Pflicht iſt es dagegen, ihm ſein Eigenthum ſo viel als möglich zu ſichern. Es liſte ſich daher jeder hier aus, ſo gut er kann; aber er beſcheinige dem Eigenthümer den

Empfang der Waffen und gebe sie ihm, wenn das Schicksal ihn nicht dahinrafft, nach dem Gebrauch redlich zurück. So handeln rechtliche Bürger!"

Ein lauter Beifall erscholl von allen Seiten. Jeder wollte der erste seyn, seinen Namen zu nennen.

Obrist Clermont griff nach einem Bogen Papier, nahm eine Feder und setzte sich.

„Sie sind der erste. Was haben Sie genommen?"

„Eine Kugelbüchse und einen Säbel."

„Ihr Stand und Name?"

„Dubois, Schriftsteller und Redacteur des Globe."

Der Obrist zeichnete dies auf und fragte weiter: „Und Sie?"

„Darmaing, Redacteur der Gazette des Tribunaux. Ich quittire über eine Doppelflinte und einen Hirschfänger."

„Sie heißen?" fragte der Obrist einen Dritten, indem er schrieb.

„Adolph Nourrit, Opernsänger, — empfing einen Karabiner und einen Säbel." — „Ich nahm eine Jagdflinte und einen Säbel, ich heiße Chollet, gleichfalls Opernsänger," meldete sich ein Vierter.

Die Anwesenden riefen den beiden muthigen Künstlern, die so oft die Freude der Pariser gewesen waren, und jetzt ihre Gefahr theilen wollten, lauten Beifall zu.

Dem Obrist traten Thränen der Rührung ins Auge. Er schrieb die Namen auf. Es folgten noch mehrere andere, die er gleichfalls einzeichnete. Indessen entstand draußen Getümmel.

Man hörte abermals eine Gewehrsalve.

„Dies dauert zu lange, Freunde," rief Clermont, indem er aufsprang, „wir könnten zu spät kommen. Wer ein Stückchen Papier und eine Bleifeder hat, verzeichne seinen Namen und die Waffen, die er genommen, und gebe diese Bescheinigung dem Eigenthümer. Die andern mögen sich eiligst selbst hier unterzeichnen. Gegen Männer, die so für die gute Sache aufstehn, findet kein Verdacht statt. Die übrigen müssen sich, damit wir uns nicht als Einzelne zersplittern, draußen vor der Thür versammeln. — Ich sehe, Ihr seyd tapfer, aber unerfahren in den Waffen, meine Freunde. Habt Ihr Vertrauen auf mich, so will ich Euch führen; ich war Obrist in des Kaisers Heer!"

Ein stürmischer Jubelruf beantwortete diese Frage.

„Wohl denn, so folgt mir! Hinaus!"

Der Obriſt hatte den Säbel und den Gurt mit den Piſtolen umgeſchnallt. Er ergriff die Büchſe und machte ſich Bahn durch das gedrängt mit Menſchen angefüllte Magazin. Als er das Freie erreichte, rief er Forbin zu, das Gepäck aus dem Wagen ins Haus zu werfen, und hieß den Poſtillon wegfahren. Vor dem Hauſe ließ er die muthigen Kämpfer in Reihen antreten. Sie mehrten ſich mit jedem Augenblick. Einer nach dem andern kam mit den erbeuteten Waffen aus dem Magazin. Aus andren Häuſern ſtrömten ebenfalls Männer aller Stände herbei. Kaufleute, alte Soldaten, Laſtträger, Handwerker, der mit einer Axt, jener mit einer Pike, viele nur mit Knütteln bewaffnet. Bald waren ihrer gegen zweihundert beiſammen. Sie traten in drei Gliedern an, wie der Zufall ſie zu einander fügte.

„Jetzt, Freunde," rief Clermont, „bilden wir eine Schaar, die etwas vermag. In der Breite einer Straße ſind wir jedem Feinde gewachſen. Forbin, Du führſt den zweiten Zug, ich den erſten." — Der alte Sergeant begab ſich mit militairiſchem Ernſt und Gehorſam auf ſeinen Poſten und ordnete ſeine Leute. Der Obriſt trat jetzt vor die Front und nahm abermals das Wort:

„Freunde! Es gilt die Freiheit, es gilt das Recht! Schon habt Ihr den Tod theurer Mitbürger zu rächen! Hört Ihr die dumpfen Trommeln, die die gedungenen Knechte zum Mord Eurer Brüder rufen? Knirscht Ihr nicht bei dem Gedanken an die Schmach, daß Frankreichs Söhne auf Frankreichs Boden durch fremde Schergen fallen sollen? — Fünf und zwanzig Jahre erfüllte unser Kriegsruhm die Welt! Was soll ich Euch noch sagen? Ihr seyd Franzosen! Dort ist der Feind! Auf!"

„Allons enfans de la patrie!"

Und der vaterländische Gesang drang mächtig hervor aus der schwellenden Brust. Die Tapfern, von dem ergrauten Helden geführt, drangen, eilten, stürmten in geschlossenen Reihen vorwärts, und muthiger Schlachtruf erscholl aus ihrer Mitte empor in die Lüfte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Louison hatte eine düstre, angstvolle Nacht zugebracht. Der früheste Morgen fand sie schon wieder wach: sie sehnte sich nach dem Trost der Schwester, doch da sie dieselbe so sanft schlummern sah, und holde Träume um ihre lächelnden Wangen zu spielen schienen, wollte sie sie nicht wecken, sondern blieb in einsamen Thränen auf ihrem Lager sitzen.

Da hörte sie plötzlich Schritte auf dem Corridor und unterschied deutlich, daß Lormeuil's Thür geöffnet werde. Sie gerieth in heftige Beklemmung. Sollte er es seyn? Und wenn er es war, sollte sie den Augenblick ergreifen, ihm ihr reuiges, versöhnendes Herz zu zeigen! Sie mußte es; eine innere Gewalt trieb sie dazu an. Schnell warf sie einen weiten Mantel über und leise, auf den Zehen, verließ sie das

Gemach. Auf dem Corridor traf sie niemand an; mit pochendem Herzen ging sie behutsam bis an die Thür von Lorneuil's Zimmer. Sie war nur angelehnt; inwendig hörte sie jemand auf und niedergehn, es wurden Kasten geöffnet, Stühle gerückt. Sie wagte es, durch die Spalte zu blicken, ob Lorneuil es selbst sey, der sich in seinem Zimmer befinde; aber in demselben Augenblicke öffnete sich die Thür, und sein Diener stand vor ihr. Louison verlor vor Schaam und Bestürzung fast die Besinnung; sie glühte bis an die Stirn hinan. Gautier war ebenfalls betroffen; da indessen die Verhältnisse der Schicklichkeit für ihn nicht so zart waren, rührte seine Verwirrung nicht von dem Begegnen überhaupt, sondern nur von der Plötzlichkeit desselben her. Er selbst war es, der Louison aus der Verlegenheit riß, denn er begann nach einigen Augenblicken:

„Ach, mein Fräulein, es ist mir recht lieb, daß ich Sie so unvermuthet treffe, denn ich muß sogleich wieder fort. Fräulein Marie gab mir gestern einen Brief an den Herrn Hauptmann mit, aber ich habe ihn unmöglich bestellen können, denn das Volk hielt das Hotel des Fürsten Polignac so belagert, daß ich bis Mitternacht nicht zu dem Herrn hinein konnte.

Ich habe darauf die Nacht auf einer Schweizerwache in der Nähe zugebracht, und als ich mit Anbruch des Tages einen neuen Versuch machte, hörte ich, daß der Herr Hauptmann plötzlich abberufen und zum Obristen beschieden worden sey. Ich ging gleich dorthin, aber er war auch da nicht mehr zu treffen, sondern hatte schon die Wache in den Tuilerien mit einer Verstärkung beziehen müssen. Dort will ich so eben hin; ich suche nur einiges Nothwenige für ihn zusammen, da er mit nichts versehn ist."

Louison, die sich während dieser Erzählung und Entschuldigung einigermaßen gefaßt hatte, antwortete nur: „So bestelle den Brief ja jetzt gleich, und wenn es seyn kann, bringe mit eine Antwort, Du sollst gut dafür belohnt werden."

Diese letzten Worte, wodurch sie verrieth, wie wichtig ihr der Brief sey, sprach sie mit schüchterner Hast, und schlüpfte gleich darauf zurück in ihr Zimmer.

— Endlich wurde es allgemach auch im Hause Tag. — Desormery fragte nach den Zeitungen, — es war keine einzige gekommen. Dies brachte ihn in eine sehr düstre Stimmung. Langsam ging er in seinem Gemach auf und ab, und gewann sich kaum eine Antwort auf den freundlichen Morgengruß seiner Töch-

ter ab. Diese setzten sich schweigend, Marie den Kaffee bereitend, und Louison mit einer Handarbeit beschäftigt, an den Frühstückstisch, während der Vater fortwährend auf und nieder ging, ohne die eingeschenkte Tasse zu berühren.

Es klopfte. — „Herein!"

Es waren Adolph, Victor und Eduard. In ihren Zügen las man tiefe Betrübniß.

„Nun? Was bringt Ihr, Freunde?"

„Alles ist verloren," begann Eduard, „wenn nicht Alles mit Gewalt erkämpft wird. — Von allen Pairs, die gestern nach St. Cloud geeilt sind, ist kein einziger vorgelassen worden. Der König hat am Vormittag nur den Fürsten Polignac gesehn, und nach Tisch mit dem Erzbischof Triktak gespielt. Der Herzog von Duras ist nicht zu bewegen gewesen, für einen einzigen der Pairs eine Audienz zu erbitten. Selbst der Herzog von Ragusa, der höchst bestürzt über die Ordonnanzen seyn soll, ist nicht vorgelassen worden. Ein Offizier von der Schloßwache, der heute früh herein gekommen ist, und dem ich zufällig hier in der Straße begegnete, hat mir diese Nachrichten mitgetheilt."

„Und was geschieht in Paris?" fragte Desormery.

„Es herrscht eine dumpfe Todesstille. Die meisten Zeitungen sind heut nicht erschienen. Einige, weil ihre Drucker ihnen den Dienst verweigerten, aus Furcht, in Strafe genommen zu werden, andre, weil sie erst einen gesetzlichen Widerstand gegen die Ordonnanzen einleiten wollen; und so eben höre ich gar, daß man die Pressen des Figaro, des National und des Temps in Beschlag nehmen will.“

„Gott schütze Frankreich!“ rief Desormery mit einem tiefen Seufzer.

Marie sah ihren Vater mit einem feuchten Blick, Eduard mit einem flüchtigen, verwirrten an, und bedeckte dann ihr schönes Auge mit dem Tuch, um sich die hervordringenden Thränen abzutrocknen.

„Ich schlage vor,“ rief Victor, „daß wir, um doch etwas zu thun, uns persönlich überzeugen, ob das Gerücht von der gewaltsamen Wegnahme der Pressen jener Journale gegründet ist.“

Eduard und Adolph waren einverstanden. Die drei Freunde gingen.

Als sie den Platz der Italiener erreichten, wo die Offizinen des National sich befinden, sahen sie einen ungeheuren Volksauflauf. Ueber die Menge ragte eine Anzahl behelmter Häupter hervor; es war eine Ab-

theilung der Gensdarmerie zu Pferde, welche den Platz besetzt hielt. Aber auch eine starke Abtheilung von Gensdarmen zu Fuß hatten Spaliere formirt, um das Volk zurückzuhalten, und namentlich stand ein starkes Piquet an dem Hause aufgepflanzt, in welchem sich die Pressen des berühmten Journals befanden.

„Was geschieht hier?" fragte Eduard, indem er sich an einen ältlichen Mann im Volke wendete.

„Was geschieht?" antwortete dieser mit einem bittern Lachen. „Was geschieht? Die Polizei, welche die Pflicht hat, uns vor Dieben und Räubern zu schützen, vereinigt sich mit ihnen. Sie begeht so eben einen Diebstahl mit Einbruch! Denn ich wüßte nicht, wie ich es anders nennen sollte, wenn Gensdarmen und Polizeibeamte in das friedliche Eigenthum des Bürgers, der sich, unter dem Schutze der Gesetze, dem edlen Geschäft widmet, die Freiheiten und Rechte des Volkes zu vertheidigen, einbrechen, und alles Gesetz und Recht verhöhnend, die Werkzeuge seiner Thätigkeit, seines Lebensunterhalts zerstören!"

„Abscheulich! Empörend!" rief Eduard voll Unwillen aus. — „Und duldet man diese Mißhandlung, diesen Raub?"

„Er iſt noch nicht vollbracht. Die muthigen Eigenthümer haben ihre Thür verſchloſſen, und verwehren den Handlangern der Gewalt den Eingang. Schon drei Schloſſermeiſter hat man aus dem Viertel herbeigeholt, aber ſo wie ſie Hand ans Werk legen wollten, trat dort ein Herr an das Fenſter, erklärte ihnen, was der Zweck des Ueberfalls ſey, und las ihnen aus dem Geſetzbuch die Strafbeſtimmungen über Einbruch und Diebſtahl vor. Die wackren Leute hörten, trotz des Scheltens und Drohens der Polizeibeamten, aufmerkſam an, was ihnen geſagt wurde, und als ſie einſahen, welches das wahre Verhältniß der Sache ſey, verweigerten ſie ihre Hülfe bei dem verbrecheriſchen Unternehmen, packten ihre Werkzeuge wieder zuſammen, und gingen unter dem Jubel des Volkes nach Hauſe.“

„Wackre Leute! Brave Bürger!“

„Eben hat man nach dem vierten geſchickt; ich glaube, dort unten wird er ſchon herbeigebracht!“

„Dort her, wo ſich der Volksſchwarm von der Straße Richelieu heranwälzt?“ fragte Victor.

„Ganz recht,“ erwiederte der Bürger; „ich erkenne die beiden Gensdarmen und den Polizeiſergeanten, den man abgeſandt hat.“

Alle wandten ihre Blicke nach der Gegend hin, aus welcher der Haufe heranzog. Ein dumpfes Gemurmel erhob ſich unter der verſammelten Volksmenge; es war unentſchieden, ob ſich der Unwille ſo äußerte, oder ob nur einer den andren auf die neu beginnende Scene des Schauſpiels aufmerkſam machen wollte. Das murmelnde Getöſe der Stimmen lief, einem Strome ähnlich, über den Platz dahin, und verhallte endlich an der entgegengeſetzten Seite deſſelben.

Die erwarteten Leute waren jetzt näher gekommen. Der Menſch, welcher anſcheinend die Thür des Hauſes öffnen ſollte, ſah ſchon aus der Ferne ſehr abentheuerlich aus und mehr einem Räuber als einem Handwerker ähnlich. Bald unterſchied man ſeine Züge und Kleidung deutlicher, und ſie beſtärkten den widerlichen Eindruck. Aus einem mit Ruß bedeckten Geſicht ſchielten ein Paar kleine Augen hervor, braunröthliches, ſtruppiges Haar ſtand und hing ihm wüſt um den Kopf herum, er hatte breite, aufgeworfene Lippen, eine widerliche Stumpfnaſe. Uebrigens war er lang und hager; um den ſchmutzigen kahlen Hals hatte er ein rothes Tuch unordentlich geknotet, das offen ſtehende Hemd zeigte eine rauhe Bruſt, ſeine Kleidung war zerlumpt.

„Ein ſchöner Spießgeſell!“ rief ein Bürger und deutete hohnlachend mit dem Finger auf ihn.

„Ein guter Kamerad für Herrn Mangin,“ ſchrie ein Andrer, und erregte ein ſchallendes Gelächter des verſammelten Volkes.

Die Gensdarmen, welche den Schloſſer, der einen Eiſenring mit Dietrichen, einige Brecheiſen und Feilen bei ſich trug, begleiteten, ſahen ergrimmt vor ſich hin, und thaten als hörten und ſähen ſie nicht, was um ſie her vorging.

„Der ſieht nicht aus, als würde er ſich durch die Vorleſung eines Artikels aus dem Criminal-Codex von ſeiner Arbeit abhalten laſſen,“ bemerkte Eduard zu dem Bürger, mit dem er ſich in ein Geſpräch eingelaſſen hatte.

„Nein, wahrlich nicht,“ entgegnete dieſer mit trauriger Miene.

„Ei, Meiſter Griffon! Guter Kamerad, was habt denn Ihr hier zu thun?“ rief plötzlich ein Kerl aus der Menge, und ſchlug ein helles, faſt höhniſches Gelächter auf, indem er ſich vordrängte und den Schloſſer, trotz des abwehrenden Gensdarmen, auf die Schulter ſchlug.

„Ins Teufels Namen, laßt mich ungeschoren!“ erwiederte dieser rauh; „Ihr werdet zeitig genug wieder mit mir zu thun bekommen.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht,“ rief der Andre. „Aber hier giebt's doch wohl keine Armbänder zu machen? Was habt denn Ihr hier zu schaffen?“

„Pest! Scheert Euch an den Galgen, sag' ich, und kümmert Euch nichts um mich und meine Handthierungen!“ rief der Schlosser erbost. — Zugleich schob der Gensdarm den zudringlichen Frager zurück.

„Was Teufel!“ rief dieser, „geht man so mit alten Bekannten um? Ei so muß ich den Herrn doch dem Publikum vorstellen. Das ist der Meister Grisson,“ rief der Zurückgewiesene laut, indem er lachend auf den Schlosser deutete, „er ist der Hof-Juwelier aller armen Teufel, die zum Bagno geschickt werden, denn er hat die Ehre, ihnen die Armbänder und Spangen zu verfertigen und anzulegen. Niemand ist darin geschickter als er, denn seiner Zeit wußte kein Galeerensklave in ganz Toulon so gewandt ein Paar Handschellen abzustreifen, als der jetzt hochgeehrte Meister Griffon, darum versteht er diesen Schmuck auch besonders gut zu verfertigen und anzulegen. Wem

er hier diese Ehre erweisen will, muß man für jetzt noch errathen.“

Der Kerl schrie diese höhnische Bekanntmachung des Standes und der Lebensverhältnisse des Schlossers so laut aus, daß sie rings umher gehört wurde. Sogleich erhob sich ein lautes Zischen und Pfeifen, und Alles deutete mit Fingern nach dem Ehrenmanne, dessen sich Herr Mangin jetzt bediente, um die Ausführung der Ordonnanzen zu unterstützen. — Ungestört durch diesen Ausbruch des Unwillens, an den er schon gewöhnt zu seyn schien, schritt der Schlosser zwischen seinen Begleitern vorwärts auf das Haus zu. So wie er sich der Thür mit Brecheisen und Dietrichen näherte, öffnete ein Herr, dessen Gesichtszüge man jedoch wegen der Ferne nicht deutlich unterscheiden konnte, das Fenster, und versuchte den Schlosser anzureden. Doch dieser sah starr vor sich hin, und legte Hand ans Werk. Das Fenster wurde darauf sofort geschlossen. In wenigen Minuten sprang die Thür auf, und die Gensdarmen und Polizeikommissarien drangen in das Haus ein.

Bei diesem Anblick erhob die versammelte Volksmenge ein furchtbares Geschrei.

„Nieder mit den Gensdarmen! Zu Boden mit der Polizei! Schlagt Mangin und seine Handlanger nieder!“ Dieser Ruf erscholl verworren, aber tausendstimmig durcheinander.

Das Volk drängte im Tumult gegen die Reihen der Gensdarmen an. Diese schlossen sich dichter und die Reiterei zog die Säbel. — Es trat ein Augenblick der Stille ein; jeder glaubte, die andre Parthei werde den Kampf beginnen. Da sah man die Polizeigehülfen mit den Trümmern zerbrochener Druckerpressen aus dem Thorwege des aufgebrochenen Hauses hervorschreiten. Ihnen folgten andre, die starke Ballen Druckpapier trugen, vermuthlich die weggenommene Auflage des National.

Der Unwille des Volks stieg aufs Aeußerste, und jetzt wäre der Kampf ausgebrochen, wenn nicht ein neues Ereigniß plötzlich ableitend gewirkt hätte. Man sah nämlich mit einem male, ohne sich die Ursache davon erklären zu können, einen dichten Strom des Volkes nach der kleinen Straße Amboise eilen.

Ueberzeugt, daß dort etwas von Wichtigkeit vorgehen müsse, nahmen auch Adolph, Victor und Eduard sogleich ihren Weg dahin; fast hätten sie auch nicht

anders gekennt, da der drängende Zug der Masse sie schon fortzureißen begann.

Als sie die Ecke erreichten sah man von weitem, daß aus den Fenstern eines Hauses, welches das Hintergebäude der Offizin des National zu seyn schien, zahllose Pakete und einzelne Blätter ausgeworfen und zerstreut wurden. Es war die Auflage des National, welche man auf diese Art der Polizei entzog; jene Ballen, welche die Polizeigehülfen fortgeschleppt hatten, bestanden aus älteren Exemplaren, die man den begierigen Händen der Plündrer untergeschoben hatte. Wer von den zunächst stehenden ein Blatt empfing, gab es rasch weiter, und so verbreiteten sich dieselben sogleich durch die ganze Menge des versammelten Volkes. Die Entfernteren eilten, sobald sie eines Exemplars habhaft geworden waren, damit hinweg, um es im nächsten Kaffeehause zu lesen, und an jeden Einzelnen von diesen schlossen sich wenigstens zehn andre an, die durch ihn Kunde von dem Inhalt des Blattes zu empfangen hofften. Auf diese Art zerstreute sich die versammelte Volksmenge mit unglaublicher Schnelligkeit nach allen Seiten. Die entschlossenen, muthigen Eigenthümer des National mußten freilich den Mißbrauch der rohen Gewalt duldend ertragen.

Ihre Lage erfüllte alle Bürger mit edlem Schmerz und Unwillen; aber schon regte sich die Hoffnung, daß die Nemesis nicht ausbleiben werde.

Adolph erhaschte ein Exemplar der Zeitung; sogleich eilte er, von seinen Gefährten begleitet, damit hinweg, um es zu lesen, um es Desormery mitzutheilen.

Dieser sah, aus dem Fenster gelehnt, die jungen Männer, seine jugendlichen Freunde, schon von weitem herkommen, und da Adolph das Zeitungsblatt winkend hoch empor hielt, glaubte er, es sey eine freudige Botschaft, vielleicht der Widerruf der Ordonnanzen, darin enthalten. Hastig eilte er daher den Kommenden entgegen. Ihre ersten Worte, später ihre ausführliche Erzählung, enttäuschten ihn freilich bald, jedoch war wenigstens das ein Trost, daß die muthigen Vertheidiger der Volksrechte sich nicht einschüchtern ließen, sondern die mächtige Stimme der Wahrheit laut, und lauter als je, erhoben.

Mit jugendlichem Feuer, mit wahrhafter Begeisterung las Adolph das Blatt vor, das die Ordonnanzen durch eine Betrachtung einleitete, die mit Flammenworten den edlen Zorn der Nation gegen diejenigen entzündete, die ihre Rechte so verbrecherisch ver-

nichten wollten, und zugleich die feste Verheißung gab, daß die Männer, die bisher die Sache des Volks geführt, sich durch keine Drohung, durch keine Gewalt hindern lassen würden, den muthigen Kampf für Recht und Wahrheit fortzusetzen, so lange noch ein Tropfen französischen Bluts in ihren Adern walle. — Weiterhin fand man das energische Dokument, wodurch die in Paris anwesenden Deputirten förmlich gegen die Ordonnanzen protestirten, und sich durch Pflicht und Ehre verbunden erklärten, ihren Schwur als Vertreter des Volks unverbrüchlich zu halten, gesetzwidrigen Maaßregeln in keiner Weise Folge zu leisten, noch sie anzuerkennen, sondern dagegen zu kämpfen bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens.

Desormery glühte vor Begeisterung, als er diese hochherzigen Worte vernahm. „Daran erkenne ich Euch, edle Vertreter des französischen Volks!" rief er aus. „Daran erkenne ich das würdige Haupt des unerschütterlichen Helden in der Schlacht und auf der Rednerbühne, des Nestors der Kammer, Labbey de Pompières! Daran erkenne ich den muthigen Sebastiani, den edlen Périer, Guizot, Laffitte! Daran den feurigen Benjamin Constant, der die Reihe als der Trefflichste beschließt! Freunde! Noch ist nichts

verloren! Wenn uns dieſe Männer nicht verlaſſen, ſo iſt Frankreich ſtark! Dieſes Blatt iſt ein Heer! Es iſt ein flatterndes Banner der Freiheit, dem Tauſende muthig folgen werden!"

„Und wir als die Erſten!" rief Eduard freudig aus und ergriff Victors und Adolphs Hand. „Ich betheure es Euch, Freunde, daß ich, kommt es zu einem Kampf, auf der Seite des Volks fechten will, bis wir geſiegt haben, oder der Tod uns Alle vernichtet!"

„So denke ich auch!" — „Auch ich!" riefen Adolph und Victor, und die Freunde umſchlangen ſich in begeiſterter Umarmung. —

Wogende Schwärme von Arbeitern, die aus dem Dienſt der Fabriken entlaſſen waren, zogen durch die Straße Montmartre. Das Gedränge wurde ſchon ſo groß, daß man Mühe hatte, hindurch zu kommen; denn wer nur irgend Muße hatte und einigen Antheil an den öffentlichen Begebenheiten nahm (wer aber hätte dies nicht gethan!) ſchloß ſich den Zügen dieſer Art an. Für jetzt wohl freilich noch ohne eine beſtimmte Vorſtellung deſſen, was daraus werden möchte.

Henry, Desormery's Diener, kam so eben von weiten Gängen in der Stadt zurück, die man ihn gesendet hatte. Auf die Frage, was er gesehen und erfahren, erzählte er: „O mein Herr, in Kurzem muß es zu einem Gefecht in Paris kommen. So wie hier in der Straße sieht es in der ganzen Stadt aus. Tausende von entlassenen Arbeitern schwärmen auf den Boulevards umher, wälzen sich in dichten Massen die Quais entlang. Man hört den Ruf: „„Fort mit den Ministern, die uns unsren Lebensunterhalt rauben! Nieder mit Polignac!““ — Wo sich Gensdarmen, Schweizer, oder Polizeibeamte zeigen, werden sie beschimpft, verspottet, gestoßen. Sind sie in Trupps, in größeren Massen beisammen, so zischt man hinter ihnen her. Wenn sich nur ein Einziger in der Wuth so weit vergäße, einen Säbelhieb nach einem Bürger zu führen, so bräche auf der Stelle der Kampf los.“

„Was ist das?“ rief plötzlich Eduard und sprang auf ein wildes Geschrei, das sich vernehmen ließ, ans Fenster. Das Volk drängte sich um einen einzelnen Menschen her, stieß ihn, riß an seinen Kleidern, mißhandelte ihn auf alle Weise. Der Unglückliche eilte so schnell er konnte vorwärts, allein er fand überall

neue Feinde, überall fiel der Haß des Volkes ihn an. Was eigentlich den Zorn desselben reizte, war nicht zu entdecken; vielleicht wußte die Menge es selbst nicht, sondern ahmte nur das nach, was man sah, in der Ueberzeugung, es müsse eine Ursach haben.

Der Verfolgte hielt sich die Hände vor's Gesicht, um die Faustschläge, die er empfing, wenigstens dort abzuwehren. Er blutete, seine Kleidung war fast heruntergerissen und hing in Lumpen um ihn her.

So groß die Empörung der Gemüther gegen die Gewaltsamkeit der Regierung war, so mußte doch diese Mißhandlung eines einzelnen Wehrlosen dem Gebildeten als eine Rohheit erscheinen, die man nicht dulden dürfe. Mit gleichmäßigem Entschlusse wollten daher Eduard, Adolph und Victor eben hinuntereilen, um den Mißhandlungen ein Ende zu machen, als der Verfolgte gerade auf die Thür des Hauses zustürzte, und man, da er jetzt die Hände vom Gesicht nahm, mit Erstaunen in ihm Lormeuil's Diener erkannte.

Mit zwei Sprüngen waren die drei Freunde jetzt hinunter, um ihn aufzunehmen und eine fernere Verfolgung desselben zu hindern. In dem Augenblicke, wo sie die Hausflur erreichten, öffnete sich die Thür, Gautier stürzte athem-

los herein und ein Schwarm von Verfolgern drang ihm nach.

„Um Gotteswillen, retten Sie mich!“ rief er, als er die drei Hülfsgenoſſen erblickte; „man ermordet mich und ich bin ganz unſchuldig!“

„Halt, Freunde!“ rief Adolph, der der nächſte an der Thür war, den Eindringenden entgegen, „ehrt das Heiligthum des Hauſes. Was wollt Ihr von dieſem Unglücklichen, der gewiß nichts verſchuldet hat!“

Die Eindringenden ſtutzten einen Augenblick, als ſie auf dieſe Art Widerſtand fanden. Keiner derſelben wußte etwas zu ſagen.

„Nun? Sprecht gerade heraus, Freunde! Haltet Ihr dieſen Menſchen, der nichts mehr und nicht weniger iſt, als ein ſchuldloſer Dienſtbote aus dieſem Hauſe, etwa für einen Eurer Feinde, für einen Diener der Polizei, oder des Fürſten Polignac? — Ich verſichere Euch mit dem Worte eines Patrioten, daß er nichts anders iſt, als was ich Euch geſagt habe.“

„Man ſchrie ihm aber doch nach, er ſey ein verlappter Schweizer, ein Schurke und Spitzbube, der das Volk unglücklich machen wolle,“ antwortete ein ehrlicher Arbeitsmann aus dem eingedrungenen Schwarm.

„Ein blinder Lärm, ein tolles Geſchrei, das ſich, gewiß auf einem Irrthum beruhend, in der Maſſe vergrößert hat. — Geht, Kinder, Ihr ſeyd brave Franzoſen, Ihr werdet keinen Unſchuldigen mißhandeln wollen. Und ſelbſt wenn er ſchuldig wäre, müßtet Ihr Euch doch nicht Eurer Uebermacht auf dieſe Art gegen einen Einzelnen, Wehrloſen bedienen. Ihr müßtet ihn wie einen beſiegten Feind, wie einen Kriegsgefangenen, mit Schonung behandeln. So haben die wackren Krieger Frankreichs immer gedacht. Wolltet Ihr den güten Ruf derſelben verderben? Gewiß nicht. Geht daher, verlaßt dieſes Haus, damit der immer wachſende Andrang es Euch nicht am Ende unmöglich mache. Euer Muth wird vielleicht bald ein beſſres Ziel finden, als dieſen wehrloſen Mann.“

Die Menge hatte ſich während dieſer Worte ſchon beſänftigt und gegen die Thür zurückgezogen. Victor und Eduard leiſteten Adolph nach Kräften Beiſtand, begütigten das Volk und bewogen es, das Haus zu verlaſſen Die Leute waren auch ſchnell beruhigt und gingen, indem ſie den drei jungen Männern treuherzig die Hände ſchüttelten und ſie brave Patrioten nannten, denen kein Bürger in Paris etwas zu leide thun werde.

Gautier hatte sich indessen von seinem Schreck erholt. Einige blaue Flecke, eine leichte Verletzung des Kopfes und die zerrissenen Kleidungsstücke abgerechnet, war ihm nichts weiter geschehn.

Er erzählte jetzt, daß er, um seinem Herrn, der seit zwei Tagen nicht nach Hause gekommen war, einige nöthige Kleidungsstücke zu bringen, nach der Wache des Palais-Royal gegangen sey. „Indeß die Menge," berichtete er, „hatte das ganze Palais so umlagert, und auf der andren Seite hielten die königliche Garde und mehrere Abtheilungen Gensdarmen die Eingänge so besetzt, daß es unmöglich war, durchzudringen. Ich versuchte mehrere Stunden lang von allen Seiten, mir einen Zugang zu verschaffen, allein das Gedränge war überall so dicht, daß es unmöglich war. Indem ich noch bei mir überlegte, was ich thun solle, wurde plötzlich der Strom des Volks gewaltsam zurückgedrängt, wie ich hörte, weil auf Befehl des Polizei-Präfekten das Palais-Royal geschlossen wurde.

Indem begegnete mir der Reitknecht des Hauptmann Sinner, der mich fragte, was ich hier zu thun habe. Ich erwiederte, ich wolle meinen Herrn im Palais-Royal aufsuchen, wo er die Wache habe. Da

lachte er mich aus, und antwortete: „Das Palais ist von Linientruppen besetzt, die Schweizer haben die einzelnen Wachthäuser bezogen und Dein Herr hat die Wache an der Bank, am Platz Victoires.“ Sogleich eilte ich dahin. Allein auch dort fand ich eine Masse Volks beisammen, welche ich durchaus nicht zu theilen vermochte. Ich versuchte es auf alle Weise, und bat, man möge mich zu dem Offizier auf der Wache lassen, denn ich sey sein Diener. Da rief plötzlich eine Stimme: „Der Kerl ist ein Betrüger! Am Palais-Royal gab er auch vor, der Hauptmann der Wache sey sein Herr. Er ist ein Schuft, ein Spion!“ Kaum hatte der Mensch diese Worte gerufen, als ich von allen Seiten die Schimpfworte „Schuft, Spion“ erklingen hörte. Ich merkte nun wohl, daß meines Bleibens nicht länger sey. Im Gedränge dachte ich mich unbemerkt zu verlieren und wollte mich ganz allmählig zurückziehn. Doch der wüthende Schreier verfolgte mich, deutete mit den Fingern nach mir, stieß mich endlich, ich wurde bös, da stießen mich auch Andre und nun mußte ich mein Heil in schneller Flucht suchen. Wie wäre diese aber unter den auf- und abwogenden Massen möglich gewesen? Ich wurde mit Fußtritten und Faustschlägen fort-

getrieben, man riß mir, was ich trug, aus den Händen, zuletzt warf ich's selbst fort, um nur meinen Kopf vor Stockschlägen zu schützen; da riß und zerrte man an meinen Kleidern und, wie Sie sehn, hat man mir statt meines Rocks kaum noch einige Lumpen gelassen!"

Gautier war von der ausgestandenen Angst und den Mißhandlungen so erschöpft, daß er blaß wurde und heftig zitterte. Da er den Bericht auf der Hausflur abstattete, führte man ihn jetzt hinauf, und Desormery rief schon auf dem Corridor nach seinen Töchtern, damit sie dem armen Teufel etwas zur Erquickung herbeiholen sollten. Zufällig kam Louison, die noch von dem ganzen Vorfall nichts wußte, aus dem Zimmer. Als sie Gautier gewahr wurde, erschrack sie heftig, denn sie ahnte sogleich einen Vorfall in Betreff ihres Briefes. Der Diener sah sie auch kaum, als er ihr schon zurief: „Ach, mein Fräulein, Sie werden sehr böse seyn, aber ich kann nichts dafür; der Brief ist bei der unglücklichen Geschichte auch verloren gegangen."

„Welcher Brief?" fragte Desormery erstaunt.

„Ein Brief, den mir das Fräulein an den Herrn Hauptmann mitgegeben," antwortete Gautier.

Louiſon glaubte vor Schaam und Schreck zu Boden ſinken zu müſſen. Deſormery maß ſie mit einem heftigen, durchdringenden Blicke; indeß faßte er ſich ſchnell, und um ſeine Tochter nicht vor dem Diener preis zu geben, ſagte er trocken: „An dem Briefe wird nicht viel verloren ſeyn. Das iſt das Geringſte bei dem ganzen Unfall. — Indeß geh' in die Küche, mein Sohn, und laß' Dich erquicken, und falls Du keinen andren Oberrock haſt, mag Dir Henry einen von den ſeinigen geben."

Gautier dankte und ging.

Victor, Adolph und Eduard waren in großer Verlegenheit; Louiſon mußte ihre ganze Kraft zuſammenraffen, um nicht zu Boden zu ſinken. Sie ſtand mit geſenktem, vor Scham glühendem Antlitz da und ſtützte ſich auf die Lehne eines Seſſels.

„Ich muß um Erklärung dieſes ſonderbaren Falls bitten," ſprach Deſormery nicht ohne bittre Ironie; „was für ein Brief war es, den Du an Herrn von Lormeuil zu ſchicken hatteſt?"

„Beſter Vater," erwiederte Louiſon bebend, „ich ſelbſt ſchrieb ihm, — es war eine Antwort auf einige Zeilen von ihm, — eine Antwort, die ich ihm unmöglich verſagen konnte. Marie kennt ihren Inhalt."

„Marie! Und warum nicht ich? Verdient der Vater weniger Vertrauen als die Schweſter?“

Louiſon brach in Thränen aus, und antwortete nicht. Eduard, der durch Victor und Adolph mit der Natur dieſer Verhältniſſe bekannt geworden war, näherte ſich dem heftig auf und nieder gehenden Deformery und ſprach: „Lieber Oheim! Sie ſelbſt wiſſen, daß ſich das Schickſal hier feindlich zwiſchen das Glück zweier Herzen ſtellt. Warum den Schmerz durch Härte mehren?“

„Ich darf Vertrauen von meiner Tochter fordern,“ rief Deformery entrüſtet.

„Es giebt Empfindungen,“ erwiederte Eduard beſcheiden, „die ein weibliches Herz nur dem weiblichen anvertraut. Hätte Louiſon eine Mutter, — ihr würde ſie das entdeckt haben, was ſie aus Schlichternheit dem Vater nicht zu enthüllen wagte.“

„Was enthielt der Brief?“ fragte Deformery, der über ſich ſelbſt heftig zu werden begann, weil er ſeine Tochter in Gegenwart dreier junger Männer einem vieldeutigen Verdacht preis gegeben ſah, und ſich dabei nicht ganz ohne Schuld fühlte. — Er legte aber einen ſo ſtrengen, ſo erbitterten Ton in die Frage,

daß Louiſon nicht zu antworten gewagt haben würde, ſelbſt wenn ſie es vor heftigem Schluchzen vermocht hätte. „Ich will wiſſen, was der Brief enthielt?“ wiederholte er noch heftiger.

Louiſon warf einen Hülfe ſuchenden Blick auf Eduard, und faltete in äußerſter Angſt die Hände wie bittend über der Bruſt; ſie zitterte, ihr Buſen flog, es war ihr unmöglich, auch nur ein Wort hervorzubringen.

„Laſſen Sie ſich den Inhalt von der Schweſter erzählen, lieber Oheim,“ ſprach Eduard bittend. „Ueberdies nicht in unſrer Gegenwart —“

„Gerade in Eurer Gegenwart!“ rief der Vater in äußerſter Aufwallung. „In Eurer Gegenwart iſt ein kränkender Verdacht auf das geziemende Betragen Louiſon's gefallen, in Eurer Gegenwart muß ſie ſich rechtfertigen!“

„O Gott im Himmel!“ rief Louiſon in krampfhafter Aufwallung, und rang ſchluchzend die Hände.

Die drei jungen Männer umringten den erzürnten Deſormery, und hielten ihn, der heftig auf die Tochter zuſchreiten wollte, zurück.

„Nicht der Schatten eines kränkenden Verdachts,“ rief Adolph, der durch des unglücklichen Mädchens

Lage tief erschüttert war, und überdies von Allen ihr Verhältniß zu Lormeuil am genauesten kannte, „nicht die leiseste Spur einer unwürdigen Muthmaßung kann Ihre Tochter treffen. Aber es giebt dennoch Geständnisse, die kein Dritter zu hören befugt ist.“

„Ja, wie es scheint, nicht einmal der Vater!“ rief Deformery bitter. „Allein ich durchschaue Alles, ich weiß zuvor, was ich hören soll. Niemals jedoch, das beschwöre ich, werde ich in die Verbindung meines Kindes mit einem Manne willigen, der sich zum Lictoren der Gewalt verdungen hat, dessen Geschäft es ist — —“

Der dumpfe lang fortrollende Donner einer Gewehrsalve, ein lauter durchdringender Schrei des Schreckens aus den vorderen Zimmern des Hauses, brausendes Getöse auf der Gasse, wirbelnde Trommeln, Trompetengeschmetter, — dieser ganze tobende Strom kriegerischen Getümmels brauste plötzlich auf und verschlang jedes andere Gefühl, jeden Gedanken in seiner betäubenden Fluth.

Das Wort war dem zürnenden Vater wie von den Lippen gerissen, die drei jungen Männer standen gefesselt von Entsetzen, Louisen glich in ihrer zitternden Todesblässe einer bebenden Bildsäule. — — —

Der Würfel iſt gefallen! Das letzte Band der Geſetze, der Ordnung geſprengt. Das Blut des Volkes ſtrömt, der Mord tobt losgelaſſen in den Gaſſen von Paris! — Gleich einem düſtren Geſpenſt tritt die ſchwarz verſchleierte Schreckensgeſtalt der Zukunft mit verſteinernder Gewalt der Meduſa vor die Seele, und ſenkt eiſiges Erſtarren in die lebenswarme Bruſt. Aus tiefem, nächtlichen Grunde tauchen blaſſe Gebilde des Entſetzens auf, und ſchwirren verworren durcheinander! Der hellſte Blick iſt verſchleiert, der klarſte Sinn betäubt. — —

Marie riß die Thür auf; bleich und athemlos ſtürzte ſie heraus und rief: „Mord, Blut — allgütiger Himmel!“ — Mit dieſen Worten umſchlang ſie den Nacken des Vaters, und ſank wie betäubt in die Knie vor ihm nieder.

Louiſon lehnte ſich erſchöpft gegen einen Pfeiler des Corridors; ſie vermochte nicht zu gehn, und kaum ſich aufrecht zu halten. Die drei jungen Freunde flogen in das Vorderzimmer an die Fenſter, um zu ſehn was geſchehn war. In demſelben Augenblick ertönte eine neue Gewehrſalve, brach das Volk in neues furchtbares Getöſe aus. „Rache! Waffen! Mord! Tod den Mördern! Bürgerkrieg!“ Dieſe Worte, deren je-

des eine Welt von Entsetzen enthielt, schallten noch über das allgemeine Wehgeschrei des Jammers und das Toben der Wuth empor. Der untre Theil der Straße lag in dichten Dampf gehüllt, der wolkig und schwer liegen blieb, weil kein Lüftchen sich regte, ihn zu verwehen. Ueber der durcheinander stürzenden Menge, deren einer Theil, Frauen, Kinder, Greise, flüchtete, der andre in wüthender Erbitterung sich vorwärts drängte, erhob sich ein dichter Staub. Für das Auge war fast nichts mehr zu unterscheiden. Doch das Wirbeln der Trommeln, das Geschmetter der Trompeten, durch den Wiederhall der engen, hohen Mauern gräßlich verstärkt und vervielfacht, drang mit betäubendem Getöse ins Ohr, und kündigte das Anrücken der Truppen in geschlossenen Reihen an.

Schmerz und Zorn kämpften in der Brust der drei Freunde. Eduard wandte sich, beide Hände vor die Stirn drückend, ab von dem furchtbaren Schauspiel. Aber ein nicht minder erschütterndes hatte er jetzt vor Augen. Seine Mutter lag, vom Schrecken niedergestürzt, auf dem Sopha; Leontine und Eugenie, ihr zu Füßen knieend, verbargen das Haupt in ihrem Schooß. Eugenie hatte mit der Rechten die Hand Betty's er-

griffen, welche bleich in einen Seſſel geſunken war, und kaum noch zu athmen vermochte.

Durch die offene Thür ſchwankte Deſormery herein, blaß, zitternd; er hielt mit dem linken Arm Marieen umfaßt. Man wußte nicht, unterſtützte er ſie, oder ſie den Vater.

Victor und Adolph hefteten den ſtarren Blick auf den Boden.

Trotz des Getöſes auf der Gaſſe, fühlte man doch, daß eine Todesſtille in dem Gemach herrſche, die niemand durch ein Wort zu unterbrechen wagte.

Henry, der Diener, ſtürzte einige Augenblicke darauf außer Athem herein. Er hatte ſich neugierig auf der Gaſſe befunden, und war ſo der nächſte Augenzeuge des ſchrecklichen Ereigniſſes geweſen.

„O mein Gott, was habe ich ſehen müſſen!“ rief er, nachdem er tief Athem geſchöpft hatte. „Die Gaſſe iſt mit Blut bedeckt, gegen dreißig Menſchen ſtürzten getroffen nieder. Eben ſchleppt man die Leichen fort. Es iſt ein Kind von kaum zehn Jahren, und ein junges blühendes Mädchen dabei.“

„Wer gab Feuer auf die Bürger von Paris?“ rief Victor mit zornglühender Stirn und doch im

Ausdruck des zerreißendsten Schmerzes. „Konnten Brüder so unnatürlich gegen Brüder wüthen?“

„Es war ein Bataillon der Schweizer.“

„O Gott!“ rief Desormery und riß sich aus Marieen's Armen, indem er sich das greise Haupt mit beiden Händen hielt. „Und mein eignes Kind!! — — O Gott!“

Eben mußte die unglückliche Louison die Thür des Gemachs erreichen, um Victors Frage, die Antwort und des Vaters Ausruf zu hören. Das war zu viel für das gemarterte Herz, sie seufzte tief auf, ein halb erstickter Ruf der Angst drang aus ihrer Brust hervor, und bewußtlos lag sie auf der Schwelle.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die geschlossenen Reihen der Tapfren, welche sich der Führung Clermonts anvertraut hatten, drangen im Sturmschritt die Straße Sainte Genevieve herauf, gegen das Pantheon vor. Dort zeigte sich ein starkes Piquet Gensdarmerie zu Fuß. Da dieses auf dem geräumigen Platze eine sehr unvortheilhafte Stellung zum Gefecht hatte, zog es sich bei Annäherung der Schaar, welche so geordnet und so wohl bewaffnet vorrückte, zurück in die Oeffnung der Straße St. Etienne des Grès, welche nach der geraden, breiten Straße St. Jacques führt. Die jungen Männer wollten feurig vor und jenen nachdringen, doch der Obrist rief ihnen ein donnerndes Halt entgegen, und sie standen gefesselt, starr wie eherne Mauern. Das kriegerische Uebergewicht des alten Helden empfand

ſich ſo mächtig, daß auch der kriegeriſche Gehorſam ſich von ſelbſt einſtellte; man fühlte, er war das Haupt, ihm kam das Recht zu, zu gebieten.

„Freunde,“ ſprach er, „auf offnem Platze, wo wir uns ſogleich theilen und von allen Seiten in den Feind eindringen konnten, hätte ich das Gefecht angenommen. Doch in der engen Mündung einer Gaſſe würde ich Euch, die Ihr zwar Waffen, aber keine Munition habt, zwecklos aufopfern. Indeß ſehe ich nicht, daß der Feind irgend einen Stützpunkt habe, iſt daher das ganze Volk von Paris erbittert gegen ihn geſinnt, ſo zweifle ich nicht, er werde ſich unangegriffen zurückziehn, um ſich an das Hauptcorps, welches jenſeit der Seine in den Tuilerien ſteht, anzuſchließen. Nutzen wir indeſſen die Zeit. Er wird nicht wagen, uns hier anzugreifen. Forbin! Nimm acht Mann mit Dir, und ſuche, wo es irgend möglich iſt, Pulver und Blei anzuſchaffen.“

Die junge Schaar gewann durch dieſen kleinen Umſtand, der eben ſo die Umſicht und Ruhe des Führers andeutete, als er vorher begeiſterten Muth gezeigt hatte, ein unbegränztes Vertrauen.

Indeß hatten ſich auch neugierige Frauen, Mädchen, Knaben, Greiſe verſammelt, um die Bewegungen

des kleinen Corps zu beobachten. Dieſe hörten kaum, daß es an Pulver und Blei mangle, als ſie ſelbſt davon ſtürzten, um herbeizuſchaffen, was aufzubringen war. Eine Hausfrau brachte zuerſt eine Anzahl zinnerner Teller und Schüſſeln herbei. Ein alter Grenadier, der gegen ſiebzig Jahre zählte, aber doch noch auf einem Bein rüſtig daherſchritt, rief: „Ich will wenigſtens Kugeln gießen. Kohlen her! Wer hat eine Kugelform?“ Im Augenblick waren die Hausflure, die Küchen zu Werkſtätten eingerichtet. Jeder trug herbei, was er hatte; der brachte ein Gefäß, der eine bleierne Leitrinne, jener alte Fenſter-Einfaſſungen, ein Krämer ſeine Gewichte, ein Knabe von zehn Jahren ſeine ſchöne tapfre Armee von Zinn! — Ein größrer Keſſel wurde in einem der nächſten Höfe aufgeſetzt, der alte Grenadier ließ Alles hineinwerfen, was ihm zugebracht wurde, und rührte ſelbſt eifrig mit einem alten Ladeſtocke den Brei um, der bald im vollen Schmelzen war.

Der Obriſt hatte indeſſen auf eine Anſtalt gedacht, ſeinen Truppen einige Zeit einen ſichreren Schutz zu gewähren, als ihnen die muthmaßliche Unentſchloſſenheit der Gensdarmen, ſie anzugreifen, gab. Er ſah zwei Omnibus über den Platz fahren. Sogleich

gab er Befehl, ſie anzuhalten, ließ die Pferde ausſpannen, die Räder abnehmen und beide ungeheure Wagenkaſten queer vor die Ausmündung der Straße ſchleppen, ſo daß nur ein ganz ſchmaler Durchgang übrig blieb.

Bald darauf kehrte Forbin mit einem anſehnlichen Vorrath an Pulver zurück. Er hatte von einem Krämer deſſen ganzes Lager zum Geſchenk erhalten, und ließ es jetzt auf Tragbahren in Fäßchen herbeibringen. Da ſich eine Menge alter Soldaten unter dem kleinen bewaffneten Heere befanden, ſo waren dieſe auch mit raſcher, geübter Gewandtheit ſogleich bereit, Patronen anzufertigen. Das ganze untre Stockwerk eines Hauſes wurde von einem Buchbinder, der es inne hatte, geräumt. Seine Geſellen halfen die Papiere ſchneiden, andere rollten die Hülſen, noch andere würgten und banden ſie, kurz die Arbeit war wie durch einen Zauberſchlag in der beſten Ordnung, weil jeder ſeine Kräfte auf das nützlichſte geltend machte, und der Unerfahrne ſofort dem Rath und der Anordnung des Geübteren gehorchte.

Clermont ließ einige Patrouillen durch die nächſten Seitengaſſen gehn, und ſtellte Poſten aus, damit er nicht unvermuthet überfallen würde. In dieſer

Stellung, wo er wahrlich nicht unthätig war, hielt er ſich gegen zwei Stunden. Da kam der Bericht, daß die Gensdarmen ſich zurückzögen; vermuthlich auf Befehl. Das Pulver war vertheilt, jeder hatte ſich mit Kugeln und Patronen verſehn, ſo gut es in der Eile möglich geweſen war, und ſo wurde die ganze Mannſchaft durch ein feſtes Vertrauen zu ihrer Kraft beſeelt.

„Räumt die Barrikade weg!“ ertönte der Befehl des Obriſten.

In zwei Minuten war die Bahn offen; die Schaar rückte vorwärts.

Es mochte jetzt etwa halb acht Uhr Abends ſeyn. Außer jenen erſten Schüſſen in den Nachmittagsſtunden hatte man weiter kein kriegeriſches Geräuſch vernommen, denn das Volk war an dieſem Nachmittage der angegriffne Theil, und hatte ſich in der Nähe des Palais-Royal, der Tuilerien, auf dem Platz Vendôme und auf dem Platz Victoires nur durch Steinwürfe und einzelne Angriffe auf zu weit vorgeſprengte Gensdarmen gegen die Maſſen vertheidigt, welche es auseinander jagen wollten.

Ohne Widerſtand zu finden, erreichte Obriſt Clermont mit den Seinigen, indem er die Straße St.

Jacques hinaufmarſchirte, die Seine, und beſchloß, da er hörte, daß jenſeits derſelben ein viel heftigeres Getümmel ſtatt finde, über die Inſel der Cité, dem älteſten Theile der Stadt, an der ehrwürdigen Kathedrale Nôtres Dames vorbei, ſich auf das rechte Ufer des Stromes zu ziehn.

Dort gewann Alles eine andre Geſtalt. Gleich auf den Quais fand man ungeheure Volkshaufen beiſammen, die in einer ſtets drohenden Stellung den einzelnen Heerabtheilungen gegenüberſtanden. Clermont urtheilte richtig, daß es hier darauf ankomme, den Maſſen einen Hauptpunkt, eine Stütze zu geben, um ſie zu vereinigen. Eben ſann er darüber nach, wie er dies am beſten ausführen könne, als ihm der Zufall einen Gedanken eingab, der entſcheidend für den Erfolg wurde. Bisher war der Widerſtand nur ein ganz allgemeiner geweſen. Noch hatte ſich keine andre beſtimmte Geſinnung des Volks ausgeſprochen, als der Widerwille gegen die ungeſetzlichen Befehle.

Ein blaues und ein rothes Band, welche Obriſt Clermont zufällig nebeneinander an einem Fenſter flattern ſah, gaben ihm den Gedanken ein, der ihn ſelbſt mit Begeiſterung hinriß, die alten Farben der Nation

aufzupflanzen. Augenblicklich führte er ihn aus. Einer ſeiner Leute, ein alter Grenadier von der Garde Napoleons, war mit einer Pike bewaffnet; dieſen rief er herbei und flüſterte ihm einige Worte ins Ohr, worauf derſelbe ſofort in den freudigen Ruf ausbrach: „Ja das ſoll geſchehn!“ und ſodann in dem nächſten Hauſe verſchwand.

Die Schaar war theils durch das Gedränge, theils durch eine Abtheilung Linien-Truppen aufgehalten, welche mit dem Auftrage, das Volk auseinander zu ſprengen, am Eingang der Straße St. Denys hielt, aber die Gewalt der Waffen nicht brauchen wollte, um nicht das Blut ihrer eignen Mitbürger zu vergießen. Dieſes Verhältniß gab zu einem rührenden Schauſpiel Anlaß. Die Offiziere des Regiments hatten Thränen in den Augen; die Soldaten ſtanden blaß, mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes unter den Waffen. Mitten in dem brauſenden Volksgetümmel herrſchte in ihren Reihen die Stille des Todes. Da ſprengte ein Adjutant von der Garde heran, und rief dem Major, welcher das Bataillon kommandirte, den Befehl zu, augenblicks mit gefälltem Bajonett auf die Bürger einzudringen, ſie auseinander zu trei-

ben, und, wenn der geringste Widerstand sich zeigte, Feuer geben zu lassen.

Der alte Krieger vernahm den Befehl mit düsterem Schweigen. Ohne ein Wort zu erwiedern, beugte er sich dem eisernen Joch des kriegerischen Gehorsams und rief: „Soldaten! Fällt das Gewehr! Marsch!" Da aber warfen sich junge Mädchen, die vorn in den Reihen des Volkes standen, warfen sich Frauen und Kinder vor den Kriegern nieder, fielen ihnen in die Arme und riefen: „Wollt Ihr Eure Brüder, Eure Väter umbringen? Wollt Ihr auf Eure eignen Söhne feuern?"

Ein junges Mädchen, die Braut eines Unteroffiziers, drängte sich mit begeisterter Kühnheit mitten in die Reihen, fiel ihrem Geliebten um den Hals, und beschwor ihn mit Thränen, dem grausamen Befehl nicht zu gehorchen. „Dort," rief sie, und deutete mit dem Finger unter das Volk, „dort steht mein Vater, dort mein Bruder! Glaubst Du, daß ich je den Mörder von Vater und Bruder umarmen werde? Nein! Lieber beginne die blutige That mit mir! Ich will das erste Opfer seyn!"

Die Soldaten standen unschlüssig, man sah, es kostete ihnen einen furchtbaren Kampf, ihrem hoch-

verehrten Führer den Gehorsam zu verweigern, und doch vermochte keiner vorzudringen, das Eisen auf die Brust des Bruders und Freundes zu setzen.

Jenes feurige junge Mädchen zog ihren Geliebten mit unwiderstehlicher Gewalt der Bitte und der Thränen aus den Reihen hervor, und rief: „Bruder! Vater! Kommt her! François wird nicht seine Waffen gegen Euch führen! Kommt her! Eilt in seine Arme!“ Und so führte sie den Geliebten dem Bruder entgegen, dieser breitete die Arme aus, jenem entsanken die Waffen, sie lagen einander am Herzen. Dies war die Losung für Alle. Die Krieger stießen unwillig ihre Waffen auf den Boden, die Bürger stürzten auf sie zu, ergriffen ihre Hände, umarmten sie — die Versöhnung war geschehn, die Möglichkeit, Landsleute gegen Landsleute zu führen, verschwunden.

In diesem Augenblick trat jener alte Grenadier, den Clermont in das nächste Haus gesendet hatte, wieder heraus. An der Spitze seiner Lanze wehten drei flatternde Tücher in den Allen theuren Farben der Nation, blau, weiß, roth.

Clermont ergriff die Fahne, schwenkte sie hoch empor und rief: „Brüder! Kriegsgefährten! Unter diesen Farben sah Frankreich fünfundzwanzig Jahre des

Glanzes und des Ruhms! Dieſe Fahne pflanzte es in den Eisfeldern Rußlands, in den ſyriſchen Wüſten, an den Pyramiden, am Tajo auf! Sie trägt die wahren Farben der Nation! Auf, Freunde! Ihr folgt aufs Neue, ſie wird Euch neuen Ruhm und Glanz bringen!"

Wie tobender Donner ſchallte der Ruf des ausbrechenden Jubels in die Lüfte, als das Volk dieſe Worte vernahm, die heilige Fahne ſeiner großen Vergangenheit erblickte!

Sie jauchzten auf, ſie warfen ſich aufs Knie nieder vor dem wallenden Banner der Freiheit und des Ruhms, ſie drängten ſich heran, es zu faſſen, zu berühren.

„Du wackrer Held, trage es uns vor!" rief der Obriſt dem Grenadier zu. Mit funkelnden Augen, aus denen die Begeiſterung vergangener Jahre flammte, ergriff der graue Kriegsheld das heilige Feldzeichen. „Vorwärts!" tönte Clermonts Befehl, und unwiderſtehlich brauſte der Strom der tapfren, begeiſterten Schaar die Gaſſe hinunter.

Als die Krieger das altverehrte Banner flattern ſahen, da hielt kein Befehl, keine Drohung ſie mehr in ihren Reihen. Jubelnd drängten ſie ſich heran,

schritten mit vorwärts, und derselbe Trommelschlag, der sie eben gegen Mitbürger und Landsleute geführt hatte, vereinte jetzt Volk und Heer, und die freudigen Wirbel dröhnten vor dem alten Zeichen des Sieges her.

Das Zujauchzen, der Jubelruf der Zuschauer an den gedrängt angefüllten Fenstern, mischten sich mit dem kriegerischen Klang der Trommeln. Die Frauen wehten mit weißen Tüchern und Schleiern, sie warfen Rosen auf die Tapfren herab; bald sah man sie auch Bänder von den drei Farben in den Händen halten, die sie, gleich Lustwimpeln, freudig im Abendwinde flattern ließen. Die sinkende Sonne brach eben gerade in der Verlängerung der Straße durch eine Wolkenöffnung, und ihre Strahlen fielen auf das neu erstandene Banner und überglänzten es mit glühendem Abendgolde.

Da wurde der Jubel noch stürmischer, heilige Thränen der Freude strömten unwiderstehlich aus jedem Auge, Freunde sanken einander in die Arme, Feinde hielten sich versöhnt umschlungen. Plötzlich verstummte der Ruf des Jubels; er brach und erstickte sich selbst in dem Gefühl der wallend überdrängten

Brust, und es trat ein Augenblick hehrer, feierlicher Stille ein.

Da schlug der Klang der Sturmglocken, die das Volk in Paris und in den Vorstädten von allen Thürmen zu läuten begann, mit furchtbar mahnendem Aufruf an das Ohr. Edler Grimm drang in die Herzen der Tapfren, daß das glänzende, heilige Bild des vaterländischen Paniers nur als ferner Preis des Muthes vor ihnen schwebe; sie gedachten daran, daß sie durch den blutigen Strom der Schlacht hinüberdringen müßten, um die heilige Insel der Freiheit zu erreichen. Und donnernd hallte der Kriegsruf durch die Gassen, und brausend drang der Strom vorwärts. Was sich ihm entgegenstellte riß er in unaufhaltsamem Drange mit sich fort.

Der Theil der Krieger, der nicht zu dem Volke übergegangen war, focht wenigstens nicht gegen dasselbe, und der Führer hatte große Mühe, den Rückzug mit Ordnung anzutreten.

Die Hauptmassen der Truppen waren auf dem Carousselplatz, an den Tuilerien, auf dem Platz Vendôme, am Louvre aufgestellt. Außerdem hatten sie vorzüglich die Straßen St. Honoré, St. Denys und St. Martin besetzt. Aus der letztren waren sie so

eben vertrieben worden und zogen sich nun gegen die Straße St. Denys zurück, wo starke Piquets Garden und Schweizer standen.

Es war dem Obristen unmöglich, mit seiner kleinen Schaar von Bewaffneten aus den engen Gassen, deren Zugänge besetzt gehalten wurden, und die noch außerdem durch eine Masse unbewaffneten Volks gesperrt waren, in die Straße St. Honoré vorzudringen, die man aber durchaus gewinnen mußte, um die größeren Truppenabtheilungen angreifen zu können.

Die Kavallerie machte daher, ohne daß Clermont es hindern konnte, einige heftige Angriffe auf die Bürger und metzelte viele derselben nieder. Er konnte nicht einmal feuern lassen, in der Besorgniß, mehr Bürger, als feindliche Soldaten niederzuschießen. Die einzige Waffe, deren sich das hart verfolgte Volk bediente, waren Steine, indem es an einigen Stellen das Straßenpflaster aufriß. Dies gab Clermont den Gedanken ein, zuvörderst nur einen Vertheidigungskrieg zu führen, und sich zu verbarrikadiren, wie zuvor am Platz des Pantheon. Es bedurfte nur eines Worts, um diesem Gedanken einen Grad der Ausführung zu geben, der alle Erwartungen überstieg. Die Kavallerie hatte so eben einen dichten

Volkshaufen, der bei den Getreidehallen verſammelt war, auseinandergeſprengt, ſo daß die Vertriebenen nach verſchiedenen Seiten flüchteten, und ſich endlich in die kleinen Gaſſen ſtürzten, die nach der Straße St. Denys führen; aus dieſer breiten Straße fiel den Flüchtigen ein andrer Trupp Kavallerie gewiſſermaßen in die Flanke. Dieſen konnte Clermont jedoch durch eine Salve, die er auf denſelben abfeuern ließ, empfangen, worauf die meiſten Pferde umkehrten und die ganze Schaar der Reiter ungeordnet flüchtete. Eine offene Hausthür, durch welche man einen auf der Hausflur ſtehenden Leiterwagen bemerkte, gab dem Obriſten den erſten Anlaß, ſeinen Gedanken wegen der Barrikaden auszuführen.

„Fahrt mir den Wagen quer vor die Straße!“ rief er aus, „daß uns die unwillkommnen Gäſte nicht von dieſer Seite wiederkehren! Und nun reißt hier das Steinpflaſter auf und thürmt einen Wall empor! Stopft jede Lücke ſo ſchnell als möglich mit Geräthen! Wir wollen uns hier eine Feſtung bauen.“

In einem Augenblick waren hunderte von unbewaffneten Händen bereit, hier ihre nützliche Thätigkeit zu zeigen. Der Wagen wurde quer über die Straße geſchoben, und gleich darauf noch ein Karren,

den man von einem der nächſten Höfe holte. Aus den Häuſern ſchleppte man altes Gerümpel herbei, warf Matratzen, Stroh und Erde darüber, um eine Deckung gegen Flintenſchüſſe zu haben, riß dann hinter dieſem erſten Wall das Steinpflaſter auf, und mit Schaufeln, Spaten, Meſſern, ja mit den bloßen Händen und Nägeln arbeitete man ſich in den Boden hinein, um eine flüchtige Schanze aufzuwerfen.

Clermont war überall; er rieth hier, er half dort, er befahl, er ordnete an, er bat, er ermunterte. Es dauerte keine Viertelſtunde, ſo war eine Barrikade fertig, die man wie einen Feſtungswall vertheidigen konnte.

Aber die Menge war auch von einer Begeiſterung durchdrungen, die ihr eine Art von höherer Erleuchtung und Einſicht in dieſen kriegeriſchen Dingen, denen doch die meiſten völlig fremd waren, verlieh.

Was ſonſt nur bei der pünktlichſten Ordnung des Dienſtes, bei der genaueſten Eintheilung der Kräfte möglich iſt, das geſchah hier, wie durch göttliche Eingebung, faſt von ſelbſt.

Kaum ſtand dieſes erſte Bollwerk, als der Obriſt rief: „So müſſen wir uns von allen Seiten decken, damit wir eine ruhige Nacht haben, um unſere Kräfte

zu sammeln, zu ordnen und uns auf den morgenden Kampf vorzubereiten.

Begleitet von seiner auserlesenen mit Waffen versehenen Schaar, drang er jetzt gegen die Getreidehalle vor, um auch von dort her Anstalten zu treffen, den Feind von neuen Angriffen abzuhalten. Allein wie erstaunte er, als ihm berichtet wurde, daß dort schon Alles in voller Thätigkeit sey, Barrikaden zu errichten. Denn gleich einem Lauffeuer hatte sich die Erfindung dieses Mittels durch das Volk verbreitet, und während man in der Straße St. Denys noch baute, begann man schon, alle Zugänge zu den Quergassen zu verrammeln, welche von den Hallen her nach der Straße St. Denys führten.

Als Clermont voll freudigen Erstaunens sah, wie rasch und zweckmäßig das Volk auf den Plan der Vertheidigung, den er entworfen, einging, beschloß er, demselben sogleich eine größere Ausdehnung zu geben. Da er im Geiste schon ganz andre Entwürfe und Gedanken hegte, als sich bis jetzt in den Gemüthern des Volks regten, da er mit sichrem Ueberblick des Feldherrn, im Gefühl des für Freiheit und Recht begeisterten Bürgers, vorzüglich aber in dem des eingewurzelten Hasses gegen die Bourbons, bereits ahnte,

daß dieſer Kampf nicht bloß um die Zurücknahme einzelner ungeſetzlicher Befehle geführt werde, ſondern daß er ſich weiter fort und fort entzünden und die fällende Axt an den Stamm des Herrſcherhauſes legen würde: ſo führte er von dieſem Augenblicke an den Krieg nach einem weiter hinaus greifenden Plane. Er gedachte ſchon daran, den Feind im Herzen ſeiner Macht anzugreifen; deshalb kam ihm Alles darauf an, ſo viel als möglich an Terrain zu gewinnen, um den Punkten, wo der Gegner ſeine Hauptſtreitkräfte beiſammen hatte, möglichſt nahe zu kommen. Die wie es ſchien unnehmbaren Feſtungen deſſelben waren das Louvre, die Tuilerien, die größeren Plätze, auf denen er mit Kavallerie am meiſten wirken konnte, und deren Zugänge ſich durch Artillerie vertheidigen ließen. Jeder Schritt, den man daher auf den Quais bis zum Pont des arts und in den Straßen St. Honoré bis an die Straße des Poulies vordrang, war offenbar gewonnenes Terrain; man konnte ſo gewiſſermaßen gleich den Belagerungskrieg auf dem Glacis der Feſtung beginnen, ſtatt entfernte Parallelen zu eröffnen.

Die Gegner ſchienen bis jetzt durchaus noch nicht durch eine Einheit der Befehle geleitet zu werden; ſie

löſten vor der Hand noch keine andre Aufgabe, als die, große Volkshaufen auseinander zu ſprengen und dabei wehrloſe Bürger grauſam niederzumetzeln. Welch' einen Vortheil errang Clermont daher, indem er mit ſcharfem Blick in die Ferne das Auge ſchon auf den nothwendigen Entwickelungspunkt richtete, und ſich auf das vorbereitete, was dort noth ſeyn würde. Er konnte dieſen Plan und ſeine tiefen, geheimen Gründe bis jetzt niemandem auseinanderſetzen; doch hatte er ſo das Vertrauen Aller gewonnen, daß man ihm unbedingt, auch zu einem ſchwierigen Unternehmen, Folge leiſtete. Er nahm daher ſeine Schaar zuſammen, theilte ſie in zwei Hälften, und gebot der einen, auf den Quais vorwärts zu dringen, ſo weit ſie vermöchte, und dann eine Barrikade zu errichten, während er ſelbſt in der Straße St. Honoré, wo muthmaßlich die größere Macht concentrirt war, den Feind angreifen wolle. Auf den Fall, daß man ſich zurückziehn müſſe, gab er die Barrikade in der Straße St. Denys als Verſammlungspunkt an. — „Theilt die Trommeln!" rief er. „Forbin! Zeige Dich des Vertrauens Deines alten Führers werth! Auf, Freunde! Wir wollen wetteifern, wer ſein Werk zuerſt vollbringt! — Und Ihr, die Ihr noch nicht bewaffnet ſeyd! So wie

wir dem Feinde hundert Schritt Boden abgewonnen, werft gleich hinter uns einen Wall auf! Nur ein ganz schmaler Raum auf jeder Seite, der beim Angriff im Augenblick verstopft werden kann, bleibe zum Durchgang offen und gestatte uns die Möglichkeit des Rückzugs. Sturmschritt! Vorwärts!"

Die Trommeln rasselten, daß die Gassen rings erdröhnten. Der tobende Ruf der Schlacht schallte gegen den Himmel. Wie die empörten Wellen durch den Bruch eines Damms, brausten die feurigen Söhne Frankreichs vorwärts zum Kampfe. Clermont schritt den Seinigen voran; neben ihm der Grenadier mit der dreifarbigen Fahne. Er nahm seinen Weg gerade aus durch die Straße La Feronnerie, während Forbin sich links wendete und, die Straße St. Denys verfolgend, nach dem Quai de la Megisserie und von da nach dem Quai de l'Ecole vordrang.

In der Straße La Feronnerie fand Clermont kein Hinderniß. Als er jedoch die Ausmündung der Straße St. Honoré erreichte, wo sich die Reihe der Häuser bedeutend erweitert, sah er einen starken Trupp Gensdarmen zu Pferde halten, und auch eine Compagnie der Schweizergarden seitwärts aufgestellt. Sogleich ließ er seine Mannschaft sich in breiterer Front ent-

wickeln, um nicht umringt und in Flanke und Rükken genommen zu werden. Da seine Leute keine Bajonette auf den Gewehren hatten, auch die Dämmerung schon stark eingetreten war, hielten die Gensdarmen den andringenden Trupp, obwohl er einer Fahne folgte, nur für einen gar nicht, oder höchstens mit Knitteln und Steinen bewaffneten Volkshaufen, und glaubten, ihn durch bloßes Hineinsprengen und unregelmäßiges Einhauen mit dem Säbel auseinander treiben zu können.

Clermont bemerkte sogleich diesen für ihn sehr glücklichen Irrthum, da man die Schweizercompagnieen nicht feuern und mit gefälltem Bajonet anrükken ließ.

„Sie glauben, wir sind unbewaffnet," rief er rückwärts, „laßt sie bis auf funfzig Schritt heran, und dann nehme sich jeder seinen Mann aufs Korn!"

Die Anfangs im Trott heranreitenden Gensdarmen setzten sich, als sie etwa noch hundert Schritt von dem Zuge Clermonts entfernt waren, in Galopp. Dieser ließ sie kaltblütig bis dicht heran kommen, dann legte er plötzlich an, und indem er selbst den ersten Schuß that, rief er zugleich: „Feuer!"

Die Schüsse prasselten und verursachten in dem engen Raum der Straße ein furchtbares Getöse; die Gensdarmen, auf diesen Empfang nicht vorbereitet, stutzten plötzlich. Die Pferde der Vordersten wollten umkehren, oder prallten zurück, die der Nachfolgenden jedoch brausten im vollen Laufe vorwärts. So wurde der Angriff in sich gehemmt, die Reiter geriethen ineinander, die Vordersten wurden von den Nächstfolgenden niedergeritten, und diese stürzten mit ihren Pferden über das unvermuthete Hinderniß. Die verwundeten Rosse bäumten sich auf, überschlugen, wälzten sich; eine Anzahl Reiter war ebenfalls getroffen worden, kurz in einem einzigen Augenblick war der Feind in die vollständigste Verwirrung gerathen, hatte eine gänzliche Niederlage erlitten.

„Frisch noch einmal, so rasch als möglich geladen!" rief Clermont, „wir werden fertig, ehe sie flüchten, oder sich wieder sammeln können."

So war es. Eine zweite Salve brachte vollends Verwirrung und Muthlosigkeit unter den schon in die größte Unordnung gerathenen Trupp. Einige, die noch im Sattel saßen, kehrten um und flüchteten in bestürzter Eile; die Flucht der Ersten riß sogleich die Folgenden mit fort, und in weniger als einer Minute

sprengte, was sich im Bügel halten konnte, in so völliger Verwirrung davon, daß sogar die Compagnie der Schweizer, die den Reitern als Stützpunkt dienen konnte, von denselben zum Theil überritten wurde. Ein panischer Schrecken hatte sie bei dem unvermutheten Widerstande ergriffen. Man glaubte, es sey ein zum Volke übergegangenes Linienregiment, welches in völliger Rüstung und Bewaffnung herandringe, und die Flüchtigen schrieen dies auch den Schweizern zu, indem sie riefen: „Verrath! Verrath! Es rücken geordnete Truppen gegen uns an!“

So wie die Schaar der Reiter flüchtete, stürzte Clermont mit den Seinigen in unaufhaltsamer Schnelle vorwärts auf die Verwundeten oder Gebliebenen, welche am Boden lagen.

„Nehmt ihre Waffen, aber schont die Leute!“ rief er, indem er zugleich selbst das Pferd des Führes am Zügel ergriff und sich mit gewandter Schnelligkeit in den Sattel schwang. „Vorwärts! Vorwärts!“ ertönte sein Ruf, als er zu Roß saß, und nun bei weitem besser diejenigen, die er führte, überschauen und leiten konnte. Er warf seine Büchse einem jungen Manne, der ohne Waffen herbeigestürzt war, mit den Worten zu: „Schließt Euch uns an, junger

Freund! Auf! Wer seine Waffen hat, mir nach!" Er ritt rasch vorauf; einige junge Männer hatten sich ebenfalls der ohne Reiter stehen gebliebenen Pferde bemächtigt, und folgten ihm zunächst. Die Andren stürzten ohne Aufenthalt im vollen Laufe nach. Da die wenigen Schweizer, welche Stand halten wollten, auch Reiter auf sich eindringen sahen, glaubten sie sich vollends verloren, und flüchteten in möglichster Eile. So drang Clermont mit den Seinigen, ohne weiter einen Schuß thun zu dürfen, bis an die Querstraße de l'arbre sec vor. Hier rief er: „Halt!" Denn weiter durfte er, ohne Alles preis zu geben, zumal bei einbrechender Nacht, nicht vorzudringen wagen. „Jetzt werft Barrikaden auf, daß man uns nicht angreifen könne!"

Was nur Hände zu regen vermochte, stürzte auf dieses Wort heran, um den Befehl zu vollziehen. Ganze Schaaren drangen in die Häuser ein, um Material zu holen. Man schleppte Schränke, Tische, Bettstellen heraus und thürmte sie übereinander. Als die Bewohner der Häuser sahen, was geschehn solle, brachten sie selbst herbei, was das Werk irgend fördern konnte. Es bedurfte weniger Minuten, und schon war der Wall so hoch gestiegen, daß Kavallerie

ihn nicht mehr durchbrechen konnte, und Schützen hinter demselben Deckung genug fanden, um sich mit Glück zu vertheidigen. Nichts aber befeuerte das Vertrauen und den Muth der Bürger so, als der Umstand, daß ihnen die Nützlichkeit der Anordnung sofort durch die That dargethan wurde; denn jene flüchtigen Gensdarmen und Schweizer hatten sich am Louvre, wo eine bedeutende Anzahl Truppen stand, wieder gesammelt, und kehrten nun verstärkt, und auf bewaffneten Widerstand gefaßt, zurück. Allein schon war der Kavallerie die Straße gesperrt, und die Schützen konnten hinter dem Walle ruhig laden und feuern, ohne von dem Pelotonfeuer der Schweizer zu leiden. Dreimal rückten diese im Sturmschritt heran, aber dreimal wurden sie mit solchen Salven empfangen, daß sie nicht weiter vorzudringen wagten. Zugleich schleuderte man aus den obren Stockwerken der Häuser zunächst an der Barrikade große Steine auf die Anrückenden herab, so daß der Angriff fast unmöglich wurde.

Als Clermont einige Minuten lang das Ergebniß des Kampfes, der schon fast bei einbrechender Nacht geführt wurde, beobachtet und sich überzeugt hatte, die Stellung sey fest genug, ritt er durch die Straße

de l'Arbre sec eiligst nach dem Quai de l'Ecole, um zu sehen, wie weit Forbin mit seinen Leuten vorgedrungen sey. Zu seiner Freude fand er dort Alles schon so weit, wie in der Straße St. Honoré, denn Forbin hatte diesen Theil des Quais ganz von Truppen entblößt gefunden, und war daher ohne Widerstand bis zu dem bezeichneten Punkte vorgerückt, wo er sogleich die Barrikade aufwerfen ließ.

Clermont lobte ihn; er befahl, daß der Bau der Barrikade noch verstärkt und erhöht werden solle, und bestimmte eine regelmäßige Wache und Ablösung für dieselbe. Alsdann ritt er nach der Straße St. Honoré zurück, wo er sein Hauptquartier bei der Barrikade nahm. Nach allen Seiten hin in den Querstraßen, hatte jetzt das Volk schon ohne weitren Befehl Barrikaden aufgeworfen, so daß der Theil von Paris, in welchem sich Clermont mit den Seinigen befand, einer völligen Festung glich. Er nahm nunmehr alle diejenigen zusammen, welche bisher unter seiner Führung gekämpft hatten, trat in ihre Mitte und sprach: „Freunde! Euer Vertrauen auf mich macht mich stolz, rührt mich tief; noch mehr aber Eure Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit, des Vaterlandes. Bis jetzt haben wir gefochten, um unser Leben

gegen den Angriff besoldeter Miethlinge zu vertheidigen; von nun an müssen wir kämpfen, um unsre Rechte und Freiheiten wieder zu erringen. Die Schlacht wird morgen heißer seyn, als heut; aber auch Euer Muth wird mit dem höheren Preise wachsen. Denn was ist das Leben gegen die Freiheit, gegen das Recht? — Die Mittel unsrer Feinde sind groß, wir bedürfen unsrer ganzen Anstrengung, um zu siegen, und wir müssen siegen, denn sonst ist das Beil des Henkers oder die Kette des Galeerensklaven unser Loos. Heut haben wir den Tiger verwundet; wenn wir ihn nicht erlegen, so zerreißt er uns morgen in seiner Wuth. Nur die eine Nacht bleibt uns! Sie werde angewendet, uns für morgen zu rüsten. Erobert Euch Waffen, wo Ihr sie findet; schafft Pulver von allen Seiten herbei. Reißt das Straßenpflaster von ganz Paris auf, und thürmt Walle an Walle empor, daß jeder Schritt unsrer Feinde gegen uns ihnen Tausende von Opfern koste. Schleppt Massen von Steinen bis in die höchsten Stockwerke, damit Eure unmündigen Kinder zu furchtbaren Mitkämpfern werden, wenn sie von oben herab das freche Haupt der blutdürstigen Söldner zerschmettern. Sagt Euren Weibern, daß sie Labsal für die ermatteten Streiter,

daß ſie ihren Wunden Wartung und Pflege bereit halten. Der Greis mit bleicher Scheitel, der Knabe mit lockigem Haupt, die Mutter mit dem Säugling an der Bruſt, die roſenwangige Jungfrau — ſie Alle müſſen kämpfen für das Vaterland, für das Heiligthum der Freiheit, des Rechts. Keine Hand iſt zu zart, eine Waffe zu führen, kein Arm zu ſchwach, einen Stein herabzuwälzen. Das Auge der ſchüchternſten Jungfrau darf den Anblick blutiger Todeswunden nicht ſcheuen. Die Mutter muß den Sohn, die Schweſter den Bruder, die Braut den Bräutigam in den Kampf ſenden! Schande und Schmach dem, der zurückbleibt, der den Ruf des Vaterlandes nicht hört, der nicht herbeiſtürzt zu ſeiner Rettung! Darum eilt! Durchſtürmt Paris! Sucht Euch Waffen! Werbt Euch Genoſſen! Entflammt die Gemüther mit kühner Geſinnung! Und morgen, wenn die Sturmglocken tönen, wenn das erſte Roth den Himmel ſaumt, dann eilt herbei, den Feind zu empfangen, und Ihr werdet mich wieder an Eurer Spitze finden!“

Clermont hielt dieſe Rede vom Roß herab zu den Seinigen, zu den rings dicht heran gedrängten Bürgern, zu Frauen und Kindern. Der begeiſterte Ruf:

„Es lebe die Freiheit, Tod den Tyrannen!“ war ihre Antwort. Und auseinander brauste die Masse, um die Gassen von Paris bis in die äußersten Vorstädte zu durchstürmen und Alles zum Kampf für den nächsten Morgen herbei zu rufen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Mit dem Donner der Gewehrsalven, welcher die Hausgenossen Desormery's und alle Bewohner der Straße Montmartre so mit Schrecken und Schmerz erfüllte, hatten in der That die ersten Versuche begonnen, die gährenden Elemente des Volkswiderstandes durch blutige Gewalt zu vernichten.

In diesem ersten schreckenvollen Augenblick mußte freilich die unbewaffnete, unvorbereitete Menge dadurch in bestürzte Flucht getrieben werden. Der Mord hatte begonnen. Wer wußte, ob er nicht rastlos fortwüthen sollte, so lange sich seiner grimmigen Verwüstung ein Gegenstand darbot? Wer wußte, ob man nicht mit Feuer und Schwerdt Alles zu vertilgen entschlossen war, was der Willkühr rasender Reichsverwalter einen Damm in den Weg zu thürmen vermochte?

Auch die tapferste Brust wurde daher zuerst mit dumpfem, betäubendem Entsetzen erfüllt; der nächste Gedanke aber war Grimm, war Rache!

Selbst das Ereigniß, welches in Desormery's Hause alle Herzen mit tiefem Mitleid bewegte, vermochte in der Brust der drei jugendlichen Helden nicht das männlichere Gefühl der Erbitterung, den kraftvollen Entschluß der Rache, des Widerstandes zu unterdrücken.

Eduard hatte die niedergesunkene Louison emporgerafft und legte sie in die Arme seiner Schwester. Dann aber rief er: „Hinunter, Freunde! Hinunter! Sollen wir hier müßig zuschauen, wenn unsre Brüder erwürgt werden?"

Victor und Adolph stürzten ihm nach; alle drei eilten hinab auf die Gasse, wo das Volk in hastiger Flucht vor den anrückenden Schweizertruppen entfloh.

„Wir müssen Waffen haben!" rief Victor und eilte in das Nebenhaus, wo er mit Eduard und seinem Bruder wohnte. In größter Hast griffen sie alle drei nach ihren Säbeln, und stürzten so wieder auf die Gasse hinunter. Der Strom der Volksmenge riß sie eine Zeit lang mit sich hinweg, und führte sie bis an die Straße du Mail.

Gleich an der Ecke derſelben befand ſich ein Wachthaus, welches mit Linientruppen beſetzt war. Dieſe hatte der Offizier unters Gewehr treten laſſen. Ihre ernſte ſtille Haltung drückte den Kampf ihres Gemüths aus, den ſie bei dem Gedanken empfinden mußten, die Waffen gegen ihre eignen Mitbürger zu wenden. Der Strom der Volksmaſſen warf ſich in die Straße hinein; um die Truppen auf der Wache bildete ſich ein dichter Kreis. Man war, ſo ſchien es, geſpannt darauf, ob ſie in ihrer unbeweglichen Stellung beharren, oder ihre Waffen gegen die Bürger gebrauchen würden. Der Offizier ſtand mit an den Boden gehefteten Blicken; er ſchien von Verzweiflung gefoltert zu werden. Da erhob ſich im Volke ein Geſchrei des Jammers, eine Bewegung, die näher und näher drang. Man ſah, daß ein Einzelner ſich mitten durch die Maſſe drängte. Plötzlich theilte ein herkuliſch gebauter, junger Menſch, mit nackten Armen und bloßen Füßen, das Volk. Er hielt vor der Bruſt den Leichnam eines jungen Mädchens, die von den Kugeln der Schweizer getroffen war. Mit dem Ausdruck des Zorns und der Wuth, zugleich aber mit ſtrömenden Thränen trug er das gefallene Opfer mitten vor die Reihen der Soldaten, legte die Leiche in ſeinem Arm

gleichsam zur Schau aus, und rief: „So gehn Eure Kameraden mit den Töchtern von Paris um! Wollt Ihr sie auch morden?“

In dem Ton der Stimme, in den einfachen, aber entsetzlichen Worten, lag eine Gewalt des Jammers, die sich aller Herzen bemächtigte. Ein gepreßter Schrei drängte sich aus jeder Brust; unbeweglich starrte jedes Auge die schöne, jugendliche Leiche an, der das Haar aufgelöst über die Schultern herabwallte, deren bleiches Antlitz auf die Brust niedersank!

„Seht her! Seht hieher!“ rief der Athleth, der sie in den Armen hielt, mit einer Stimme, die schneidend in das innerste Mark eindrang. Und zugleich zerriß er mit verzweifelnder Heftigkeit das mit Blut gefärbte Gewand über der Brust des Mädchens, so daß der weiße Busen hervorwallte. „Nein! Tiefer, tiefer!“ rief er wild, und zerriß das Gewand weiter. Da drang ein dunkler Blutstrom hervor, und man erblickte die tiefe Todeswunde, welche die Kugel in die junge Brust gerissen hatte!

„Wer eine Schwester hat, der blicke hieher! Sie ist meine Schwester! Wer eine Schwester hat, der rufe Wehe, Rache über die Mörder bei dieser blutenden Wunde!“

Eduard ſtand dem verzweifelnden jungen Manne ganz nahe. Dieſe furchtbaren Worte, der Ausdruck des halben Wahnſinns in den edlen Zügen des Unglücklichen, das blaſſe, ſchöne Antlitz des Mädchens, der dunkle Blutſtrom, der von ihrem Herzen herabquoll, das Bild ſeiner eignen Schweſtern, — Alles drängte ſich mit Gewalt vor ſeine Seele. Er war ſeiner nicht mehr mächtig; mit ſtrömenden Thränen ſprang er hervor, ergriff die Hand des Verzweifelnden, zog mit der rechten den Säbel und rief: „Bei dieſem Leichname ſchwöre ich Rache den Mördern!“

„Rache! Rache!“ tobte die Menge. „Fort! Nach Hauſe! Zu den Waffen!“ So brauſte das Geſchrei durcheinander, und die Maſſen des Volkes zerſtoben nach allen Seiten.

Der Offizier der Wache rief Eduard, der, von der Gewalt ſeiner Empfindungen wie betäubt, noch immer bei dem Leichname des Mädchens und dem zur Bildſäule erſtarrten Bruder ſtand, die Worte zu: „Stoßen Sie mir den Säbel ins Herz. Endigen Sie meine furchtbare Lage!“

Eduard ſah ihn ſtarr an; „unglückſeliges Vaterland!“ rief er ſtatt der Antwort aus; „unglückli-

ches Frankreich! Deine Söhne werden gezwungen, einander zu erwürgen!“

Victor und Adolph ergriffen den zu heftig Erschütterten, und rissen ihn mit sich hinweg. Das Volk umringte den Unglücklichen, der neben seiner todten Schwester auf die Kniee gesunken war. Man nahm die Leiche auf die Schultern und trug sie mit Wehklagen hinweg. Betaubt, ganz ermattet vor Wuth und Schmerz, folgte der Unglückliche, während der Strom der nachdringenden Menge ihn führte.

Eduard, Adolph und Victor erreichten bald einen freieren Ort, wo das Volk sich schon verloren hatte.

„Ich begreife nicht,“ sprach Eduard, „daß mich das heftige Gefühl so furchtbar hinreißen konnte. Aber das Bild Eugeniens und Leontinens, wenn die mörderische Kugel sie getroffen hätte, trat mit so entsetzlicher Lebendigkeit vor meine Seele, daß ich ganz außer mir gerieth. Ich würde in diesem Augenblicke allein in ein ganzes feindliches Heer gestürzt seyn und in seinen Reihen gewüthet haben!“

Die Freunde standen einige Minuten schweigend, düster sinnend nebeneinander.

„Der Augenblick des Handelns ist da,“ entgegnete Victor. „Ganz Paris muß sich waffnen. Nicht

einzeln, mit voller Macht muß man angreifen, damit halbe Maaßregeln nicht gar verderblich werden. Wir müssen nach verschiedenen Seiten die Kräfte des Volks in Bewegung bringen. Ich will hinaus in die Vorstadt St. Antoine zu meinen redlichen Handwerkern; noch vor Abend hoffe ich an der Spitze einer tapfren Schaar zu stehn."

„So will ich in die Vorstadt Montmartre und dort Leute werben," rief Adolph.

„Und ich in die polytechnische Schule," fiel Eduard ein. „Dort habe ich noch einige Freunde. Ich weiß, daß Frankreichs Jugend mit Begeisterung zu den Waffen greifen wird."

„Wo treffen wir uns wieder?"

„Wer mag das bestimmen?" rief Victor aus. „Vielleicht im Kampf, wenn wir noch heute unsren Zweck erreichen."

„Das halte ich kaum für möglich," entgegnete Adolph. „Ehe wir Leute mit Waffen und Munition sammeln, und deren bedürfen wir, muß die Nacht hereinbrechen. Verständigung ist durchaus nothwendig. Ich schlage daher vor, uns, wenn es uns möglich bleibt, um zehn Uhr bei den Unsrigen einzufinden."

„Gut.“

Die Jünglinge trennten sich.

Eduard, dessen Weg ihn wieder vor Defermery's Haus vorbeiführte, eilte einen Augenblick hinauf, um diesem anzuzeigen, welche Entschlüsse von ihnen dreien gefaßt worden waren. Auf der Treppe bedachte er, daß dies vielleicht bei den schon sehr bewegten Gemüthern der Frauen eine Abschiedsscene veranlassen würde, die er ihnen ersparen konnte; er beschloß daher, nur dem Diener, Henry, anzuzeigen, daß sowohl er als Victor und Adolph erst um zehn Uhr nach Haus kommen würden. Leise ging er den Corridor hinunter, nach dem Bedientenzimmer; allein indem er vor Louisen's Gemach vorbeiging, öffnete sich die Thür und Marie stand unvermuthet vor ihm.

Sie sah so bleich aus, Thränen erfüllten ihr schönes blaues Auge, es mußte sie so tiefer Kummer bewegen, daß Eduard sie unmöglich an sich vorübergehn lassen konnte, ohne sie anzureden.,

„Was ist Ihnen, Marie?“ fragte er theilnehmend, fast erschrocken.

„Können Sie fragen? Sie waren Zeuge von dem, was zwischen dem Vater und Louisen vorgegangen ist. Die Arme ist außer sich, ich fürchte —“

Hier brach ſie in Thränen aus. Eduard nahm ſie ſanft bei der Hand.

„Nein, Marie! — Fürchten Sie nichts Schlimmeres, als was geſchehen iſt. Wir ſind auf dem Gipfel des Schmerzlichen, und gehn von nun an der Hoffnung und Freude wieder entgegen.“

Marie hatte ſich an ihn gelehnt und weinte ſanft. — Er vermochte nicht zu ſprechen; tiefer Schmerz und überdrängende Seligkeit durchwallten zu gleicher Zeit ſeine Bruſt. Endlich brach ſie zuerſt das Schweigen.

„O dieſe Tage des Unglücks! Wie vernichten ſie Alles, was unſer Herz hoffte! Wie zertreten ſie mit ehernem Fuß ſo plötzlich die Blüthen unſres ſtillen Glücks!“

„Marie!“ rief Eduard tief bewegt, „Marie! Ich kann dieſe Tage nicht ſo hart anklagen; mitten aus ihren Stürmen und düſtren Gewölken ſchwebt ein holder, ſanfter Genius mir entgegen. Nur wenn er ſich von mir wendete, würde ich überall Nacht und Schrecken ſehn!“

Marie ſchlug das Auge nieder. Ihr Herz verſtand jedes Wort, doch ſie wagte noch nicht, an ihr eignes Glück zu glauben, ja es ſchien ihr faſt frevel-

haft, daran zu denken, in der Zeit der Trübsal für Alle. — — „Wollen wir nicht hinein?“ erwiederte sie nach einigen Augenblicken des Schweigens mit banger Schüchternheit.

Eduard wurde dadurch an das erinnert, weshalb er gekommen war. Plötzlich erschien es ihm als ein Wink des Schicksals, daß gerade Marie ihm allein entgegengetreten war.

„Nein, Marie! Ich kam, um zu gehn. Theure Marie, vielleicht kehre ich nicht zurück! Entsetzliche Thaten sind geschehn, die furchtbare Sühne fordern. Wer noch ein Schwerdt führen kann, ist berufen, es zu ziehn. Victor, Adolph und ich gaben uns das heilige Wort darauf. Wir werden bewaffnete Männer sammeln, sie gegen die Söldlinge der Tyrannen führen! Vielleicht finden wir keinen Augenblick der Muße mehr, um zu den Unsren zurückzukehren, bevor der Kampf beendigt ist. Und wenn das blutige Spiel der Waffen erst begonnen hat, wer weiß — fallen die Würfel des Todes nicht auch für unser Haupt! — Marie! Diese Minute ist vielleicht — hoffen will ich es nicht — aber sie ist doch vielleicht die letzte, in der wir uns sehn; ihrer flüchtigen Eile muß ich ein Geheimniß anvertrauen, daß ich gern einer süßen, fried-

lich verweilenden Stunde übergeben hätte! Marie! Muß ich es aussprechen? Wenn Dein Herz es erräth, so ist es mein seligstes Glück, — versteht es diese Sprache nicht — —"

Er hatte ihre beiden Hände gefaßt, drückte sie heftig, zog die Zitternde, Verstummende sanft an sich, sie widerstrebte nicht und sank in heiliger, seliger Liebe an seine Brust.

„Noch halte ich Dich in meinen Armen! Noch bist Du mein!" sprach er leise aber mit inniger Zärtlichkeit, „vielleicht wenn ich diese Arme öffne, umschließen sie Dich niemals wieder!" Er zog sie heftiger an sich.

„Nein, theurer Freund," antwortete sie, indem sie sich mit einem Blick des gläubigen Vertrauens halb zu ihm, halb gen Himmel wandte, „nein, Gott wird diesen Bund nicht schließen, um ihn grausam zu zerreißen. Mein Herz schlagt in gläubiger Zuversicht." Sie entzog sich seinen Armen und sprach emporgerichtet mit edlem Feuer: „Geh, das Vaterland fordert Dich! Gehorche seinem Ruf! Ist meine Liebe Dein Glück, so sey sie auch Dein Stolz! Nie könnte ich Dir gehören, wenn Du Dich dem Vaterlande verweigertest, um Deiner Liebe willen!"

Und jetzt duldete sie seine Umarmung nicht nur, sie erwiederte sie aus voller Seele, und im edlen Selbstgefühl erröthete sie nicht, ihre ganze Liebe in heißen Küssen zu enthüllen. Denn schon fühlte ihr groß schlagendes Herz Pflichten ihres Glücks, da sie kaum die ersten Blüthen seiner Gaben pflückte.

Eduard riß sich endlich los.

„Lebe wohl! Tröste die Mutter, die Schwestern!“ rief er ihr zu.

„Lebe wohl!“ hauchte sie ihm mit sanfter Innigkeit der Liebe nach, — und jetzt brach ihr weiches Herz fast in Thränen.

„Ist es denn wahr?“ fragte sie sich. „So schnell hat mich das höchste Glück in seine Arme genommen? Und eben so schnell droht mir das herzzerreißendste Weh? — Nein, nein! So grausam prüft der Gott der ewigen Liebe und Gnade nicht!“

Mit sanfter Fassung trat sie in die vordren Zimmer ein, um zu den Frauen zurückzukehren, welche, nachdem man die erkrankte Louison auf ihr Gemach geführt hatte, zu Desormery ins Zimmer gegangen waren, und ihn tröstend umgaben.

Der Vater saß auf dem Sopha und hatte das Haupt schwermüthig in die Hand gestützt. Er schien

jetzt selbst das unruhige Treiben auf der Gasse, den entfernten Lärm der Trommeln, das Geräusch der Waffen, das Anrufen der Patrouillen, nicht zu vernehmen.

Als Marie eintrat, fühlte sie die Nothwendigkeit, ohne Säumen ihr ganzes Herz dem Vater zu eröffnen. Weswegen sollte sie hier auch ein Geheimniß hegen? Dem Vater war sie das Geständniß schuldig; der Mutter des Geliebten, die sie gleich einer eignen ehrte, seinen Schwestern, an denen ihr ganzes Herz hing, — hätte sie ihnen ihr Glück verschweigen sollen?

„Theurer Vater!" sprach sie sanft, „ich weiß, mein Glück ist Dein eignes. — Und wenn es sich nun wunderbar gefügt hätte, daß in der düstren Stunde des allgemeinen, schweren Unglücks mir das heiligste, seligste Glück erblühen sollte — würde Dir das nicht ein Zeichen seyn, daß Gottes Gnade und Liebe noch sichtlich über uns waltet, und uns nach langer Prüfung glückselige Tage vorbehält?"

„Marie!" sprach Desormery wie aus einem Traum erwachend, „rede, sprich!"

„Liebe Mutter, es geht auch Dich an," wandte sich Marie mit gerührter Stimme zu Frau von Cler-

ment, die bei dem Worte „Mutter“ schon in freudiger Ahnung zitterte.

„Ja, liebe Mutter!“ wiederholte Marie. „Denn Du wirst es mir seyn. In diesem Augenblick ist mein Herz gewählt worden und hat gewählt. Ich bin Eduards Verlobte! Werdet Ihr das Band zerreißen wollen?“

Sie reichte die linke Hand zu Frau von Clermont hinüber, die rechte ihrem Vater entgegen. Dieser sprang auf und drückte die Tochter in freudiger Bewegung sprachlos ans Herz.

„Meine Tochter! Meine theure Tochter!“ rief Frau von Clermont und legte ihr die Hand segnend auf das Haupt.

„Aber wo ist mein Sohn?“

„Unser Finden war unser Scheiden,“ sprach Marie; „er ist, wohin das Vaterland ihn ruft. Auch Victor, Adolph; es bedarf der tapfren Arme, der Waffen. Sie werden sie führen!“

Leontine und Eugenie hatten, Anfangs nur freudig bewegt, bang die letzten Worte vernommen, und drängten sich ängstlich näher zu Marieen heran. Diese reichte Beiden die Hand. „Hier stehn wir drei verlassene und doch drei glückliche Bräute! O, meine

Schwestern! Frevelt nicht durch Verzagen an Eurem Glück! Denkt, wie schwer und schmerzlich manches Herz dulden muß!"

Sie dachte an Louison.

Eine stille, feierliche Rührung herrschte in dem Gemach unter den liebenden Menschen, denen namenloses Glück und schneidender Schmerz so seltsam zugleich in dem Becher des Lebens gemischt wurde.

Wenige Minuten später trat Betty ein, welche pflegend und wartend bei der in heftiger Fieberwallung zu Bett geführten Louison zurückgeblieben war. Sie berichtete, daß die Kranke sanft eingeschlummert sey. Marie theilte auch ihr das beglückende Ereigniß mit. „O, wie schön!" rief das treue Herz, und ein rosiger Schimmer der Freude flog über ihr blasses, kummervolles Antlitz.

Die Stunden vergingen rasch, aber bang und fortwährend mit düstren Ereignissen drohend. Mehr und mehr erfuhr man, daß die ganze Volksmenge von Paris aufstehe und zu den Waffen greife, um den Kampf mit der Gewalt zu versuchen. Von Zeit zu Zeit hörte man noch in einiger Entfernung schießen; doch war die Straße Montmartre, durch starke Piquets und Patrouillen besetzt, von eigentlichen Unru-

hen und Kämpfen jetzt frei. Um so besorgter wurde man jedoch für das Schicksal der drei jungen Helden, und fing an, es zu bezweifeln, daß sie mit der Nacht zurückkehren würden.

Die Dämmerung des Abends brach an. Gegen neun Uhr hörte man ein zweimaliges heftiges Schießen und bemerkte eine große Bewegung unter den aufgestellten Truppen. Es war das Gefecht in der Straße St. Honoré. O, hätten sie ahnen können, wer dort der Führer im Kampfe war!

Es wurde ganz dunkel; denn der Himmel hatte sich mit düstrem Gewölk bezogen, und alle Laternen in der ganzen Straße waren zerschmettert. Die Piquets der Truppen schienen die tiefe Finsterniß zu fürchten und zogen sich auf die Hauptmasse nach dem Louvre und den Tuilerien zurück.

Zehn Uhr war vorbei. In der Straße herrschte eine um diese Zeit ungewohnte, auffallende Stille.

Aengstlich horchten die Frauen auf jeden Schritt, der sich hören ließ, in der Hoffnung, es werde Eduard oder Victor seyn. — Jetzt pochte es am Hause, und zugleich hörte man Victors Stimme. Freudig athmete man auf. So war doch einer der Theuren zurückgekehrt. Hastigen Schrittes trat er ein. „Eduard

und Adolph sind noch nicht hier?" war seine erste Frage. Und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als man schon Beide im Vorsaal hörte.

Welche Umarmungen! Welche Ergüsse der Liebe, der Zärtlichkeit, der schwesterlichen Anhänglichkeit!

„Nun? Und was geschieht, oder was ist geschehn?" fragte Desormery.

„Morgen beginnt ein furchtbarer Kampf," sprach Victor. „Die ganze Vorstadt St. Antoine rüstet sich. Man hat mehrere tausend Gewehre aufgebracht. Eine Menge ehemaliger Offiziere stehen an der Spitze der Bürger. Auch ich habe ein Commando übernommen."

„Eben so ist es in den Vorstädten St. Martin, St. Denys, La Poissonniere und Montmartre," antwortete Adolph. „Auf dem Boulevard Montmartre ist eine Anzahl von vielen tausend Bürgern versammelt. Dort werde ich die Nacht im Bivouac zubringen. Mit dem frühsten greifen wir die Kasernen an; es ist Hoffnung, daß alle Linientruppen zum Volke übergehn."

„Zum Theil ist es schon geschehn!" rief Eduard. „Ich war in der polytechnischen Schule. Dort rüstet sich Alles, so viel man vermag. Ein früherer Schüler kam noch so eben hinaus, und forderte gleich mir die jungen Leute auf, die Waffen zu ergreifen.

Er erzählte, daß ein ehemaliger Obriſt ſich bereits an die Spitze des Volks geſtellt und in der Straße St. Honoré bedeutende Vortheile über die Truppen errungen habe. Auf ſeinen Rath iſt die ganze Gegend dort mit Barrikaden geſperrt. Auf einem groſſen Umwege haben ſich Männer in die Theile der Stadt jenſeit des Louvre begeben, um dort ebenfalls zur Errichtung von Barrikaden aufzufordern. Schon iſt man in voller Thätigkeit. Alle Straßen ſind finſter, die Patrouillen wagen ſich nicht hinein, weil aus den Fenſtern mehrerer Häuſer Schüſſe auf ſie gefallen ſind und Steine herabgeworfen werden. Ueberall wird das Pflaſter aufgeriſſen, und man verbaut alle Eingänge der Querſtraßen. Mit Tagesanbruch ruft die Sturmglocke die Bewohner der ganzen Stadt unter Waffen. Uebrigens iſt der Befehl von St. Cloud gekommen, Paris in Belagerungszuſtand zu erklären, und Marſchall Marmont iſt zum Commandanten ernannt. Man muß daher erwarten, daß morgen bedeutende Streitkräfte zum Angriff auf das Volk entwickelt werden. Sind wir auch noch nicht im Stande, ſelbſt anzugreifen, ſo wird ſich durch die Barrikaden wenigſtens ein furchtbares Syſtem der Vertheidigung bilden, an welchem die Kräfte der in Pa-

ris verſammelten Truppenmacht durchaus ſcheitern müſſen. Der Sieg muß auf der Seite des Volkes ſeyn!"

„Gott gebe es! Aber es wird große Opfer koſten!" ſprach Deſormery.

„Fallen iſt rühmlich!" entgegnete Eduard feſt. — „Freunde! Wir müſſen fort auf unſre Poſten. Kein wackrer Bürger von Paris darf dieſe Nacht in müßiger Ruhe zubringen. — Mutter! Vater! Marie! — Meine Schweſtern! Lebt wohl!" — Er umarmte raſch die Seinigen und eilte hinaus. Victor und Adolph folgten ihm.

Frau von Clermont und ihre beiden Töchter, eben ſo Betty, blieben dieſe Nacht in Deſormery's Haus. Er wollte nicht, daß ſie in ſo gefahrvoller Zeit allein in ihrer Wohnung bleiben ſollten.

Trotz der ängſtlichen Spannung des Gemüths fühlten ſich Alle erſchöpft. Deſormery drang darauf, daß man zur Ruhe gehen ſolle. — Es geſchah. Aber kaum hatten die Frauen das Gemach verlaſſen, als Marie athemlos wieder hereinſtürzte und rief: „Um Gottes Willen, Vater! Louiſon iſt entflohen!"

Dieſer Ruf erſchallte mit fürchterlichem Klang durch die ſtillen Gemächer des Hauſes; die Frauen, welche ſich eben erſt getrennt hatten, ſtürzten herein

und umringten Marien, die, bebend in einen Sessel gesunken, in heftiger Wallung kein Wort hervorzubringen vermochte. In ihren zitternden Händen hielt sie ein Papier, welches der Vater, der zuerst darauf aufmerksam wurde, ihr entnahm und las. Es enthielt die Worte:

„Schwester! Ich muß ihn sehn, ihn sprechen. Ich habe zu schwer an ihm gefrevelt, versöhne ich ihn nicht, so kann ich mein Leben nicht mehr ertragen. Vielleicht rafft ihn der Kampf schon morgen hinweg, dann ist es für ewig zu spät, ihm ein reuiges Herz zu zeigen. Ach, ich will ihm ja nicht mehr gehören, nur überzeugen will ich ihn, daß ich ihn liebe, daß die tiefste Reue meine Brust zerreißt. Darum muß ich ihn aufsuchen und wäre ganz Paris in Waffen. — Schwester! Sage dem Vater Alles, flehe ihn an, daß er mir nicht fluche, mich nicht verstoße! Lebe wohl!

Deine Louison."

Ein tiefes, banges Schweigen herrschte, als Desormery diese Worte vorgelesen hatte.

Marie, die noch immer nicht zu sprechen vermochte, ergriff seine Hand und sah ihn bittend an.

„Nein! Ich werde ihr nicht fluchen," sprach der Vater erschüttert; „sie ist eine Unglückselige! — Ach,

und bin ich selbst denn nicht schuldig? — Verworren war ihr Sinn stets, selbst in ihrer Liebe. Mag sie den Versuch, sich zu heilen, unternehmen! Ich will den Himmel bitten, daß er ihre Schritte beschütze."

Man saß schweigend beisammen. Endlich fragte Desormery:

„Aber wie verließ sie das Haus? Allein oder begleitet. — O, fragt doch nach!"

Henry wurde herbeigerufen. Er berichtete, daß, nachdem er zuvor Victor die Pforte des Hauses geöffnet, ihm beim Hinaufgehen auf der Treppe ein junger Mensch mit einer tief ins Gesicht gedrückten Mütze und im umgeschlagenen Regenmantel begegnet sey. Möglich sey es, daß Fräulein Louison diese Verkleidung gewählt habe, um auszugehen.

„Begleitete sie jemand?"

„Ich habe niemand gesehn."

„Nicht vielleicht Gautier?"

„Der hat das Haus schon wieder verlassen, so wie das Volk zerstreut war und nur Soldaten die Gasse besetzt hielten."

„Kanntest Du die Kleidung?"

„Ich möchte es nicht mit Gewißheit behaupten, doch glaube ich, daß der Hauptmann Lormeuil einen

Mantel dieſer Art beſitzt, den ſein jüngerer Bruder, als er das letztemal zum Beſuch hier war, bei ihm zurückgelaſſen hat.“

„Es iſt richtig. Ich habe den jungen Menſchen ſelbſt in dieſer Kleidung geſehen. Es iſt ein dunkelblauer, leichter Regenmantel von engliſchem Zeuge.“

„Ganz recht.“

„Iſt das Zimmer des Hauptmanns offen?“

Henry ging nachzuſehn; er fand es verſchloſſen. Doch erinnerte er ſich, daſſelbe in der Dämmerung, als Gautier noch zu Hauſe war, offen geſehn zu haben.

„Was iſt zu thun?“ fragte Deſormery. „Ich muß ſie ihrem Schickſal überlaſſen. O Gott, in welche Gefahren kann die Unglückliche ſich geſtürzt haben!“

Nach dieſem Ereigniß war es natürlich, daß der Schlaf die ſchon ſo heftig aufgeregten Gemüther floh. Und um ſo mehr, als es nach und nach auf der Gaſſe wieder anfing unruhig zu werden. Dieſe Bewegung nahm zu, und noch vor Mitternacht waren die Bewohner des Viertels in voller Thätigkeit, Barrikaden aufzuwerfen. Der Ruf: „Licht an die Fenſter!“ erſcholl von der Straße herauf. In Kurzem waren alle Häu-

ser hell erleuchtet und die Gasse mithin deutlich zu übersehn. Aller Hände regten sich in voller Thätigkeit. Kleine Mädchen und Knaben rissen das Steinpflaster auf, Frauen trugen in Körben die Steine als Waffe in die Häuser.

Da erhob Frau von Clermont zuerst ihre Stimme. „Lieber Oheim," sprach sie, „in Zeiten des Unglücks, wie wir sie tragen müssen, ist eifrige Thätigkeit die festeste Stütze, die heilsamste Arznei der Seele. Ich sehe Frauen gebildeter Stände auf der Gasse beschäftigt. Auch wir wollen nicht müßig seyn. Ich entsinne mich, daß ich als kleines Mädchen in Toulon während der Belagerung hülfreiche Hand bei der Pflege der Verwundeten leisten mußte. Dürfen wir wähnen, daß der morgende Tag ohne Opfer seyn werde? Lassen wir das Werk der rauhen Thätigkeit auf der Gasse den Männern oder stärkeren Händen. Wir Frauen aber wollen uns darauf bereiten, denjenigen Pflege und Labung zu gewähren, die morgen für uns bluten müssen."

Ein edles Feuer belebte das Antlitz der würdigen Frau bei diesen Worten; sie richtete ihren Blick in die große, thatenreiche Vergangenheit Frankreichs, in der ihre Seele zu festen, männlichen Entschlüssen, zu

der Kraft, ein großes Geſchick würdig zu tragen, gereift war.

Deformery unterſtützte ihren Vorſchlag mit Lebhaftigkeit. Sogleich gebot er, drei Zimmer für die Aufnahme Verwundeter einzurichten. Der ganze Vorrath des Hauſes an Linnen wurde herbeigeholt; die Frauen ergriffen Nadel und Scheere, und bereiteten alle Hülfsmittel des Verbandes. So waren auch ſie bald in voller Thätigkeit bei weiblichen Werken der Pflege und Sorge, während draußen auf der beleuchteten Gaſſe die rauheren, männlichen Kriegsarbeiten vollendet wurden. In dieſer Regſamkeit ſchwanden ihnen die Stunden der bangen, ſchmerzlichen Nacht ſchnell dahin.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Louiſon, die unmittelbar nach jenem bewußtloſen Niederſinken in heftiges Fieber gefallen und zu Bett gebracht worden war, ſank endlich in einen Schlaf der Ermattung und Erquickung zugleich. Betty hatte bis dahin als Wärterin an ihrem Lager geſeſſen; ſie verließ ſie nunmehr, um ſie ganz der Ruhe zu überlaſſen. Mehrmals noch war die wohlwollende Pflegerin zurückgekehrt, hatte das Ohr lauſchend an die Thür gelegt, dieſe leiſe geöffnet, den Namen der Schlummernden halblaut gerufen, und ſich ſo überzeugt, daß ſie in den ſtärkenden Armen eines feſten Schlafes ruhe.

Und ſo war es. Erſt mit der ſinkenden Sonne, als der Widerſchein des Abendroths in das dämmernde Gemach fiel, erwachte Louiſon und fühlte ſich körper-

lich völlig wohl und ſtark. Aber auf ihre Seele ſank das ganze Gewicht ihrer Schmerzen mit verdoppelter Laſt herab. Jetzt erſt vermochte ſie ruhig zu überblicken, was ſeit dem Morgen geſchehn war.

Sie entſann ſich, den Vater gebeten zu haben, ſich das Geheimniß des Briefes von der Schweſter enthüllen zu laſſen, und durfte überzeugt ſeyn, daß es geſchehn war. Vor dieſem alſo mußte ſie ſich für gerechtfertigt halten. Nur Lormeuil, gegen deſſen treues Herz ſie ſich ſo ſchwer vergangen hatte, war der Einzige, dem ſie nicht nur in der alten, ſondern in viel vergrößerter Schuld durch gleichgültiges Schweigen auf ſeinen Brief erſcheinen mußte.

Sie hörte in ihr ſtilles Gemach hinein das ferne dumpfe Kriegsgeräuſch, die Trommeln, die Trompeten, endlich das Schießen in der Straße St. Honoré.

Der Kampf war alſo ausgebrochen. Vielleicht ſah Lormeuil das Licht des nächſten Tags nicht mehr; er ſollte dieſe Erde verlaſſen, ohne das ſchmerzlich bereuende Herz derjenigen geſehen zu haben, die ihm vielleicht die letzten Augenblicke des Lebens mit bittrem Gift erfüllt hatte!

Dieſer Gedanke laſtete mit den Schrecken der ewigen Strafen auf ihrer Seele. Da faßte ſie den

Entschluß, und wir dürfen ihn den edelsten, frei sittlichsten ihres bisherigen Lebens nennen, Alles zu wagen, um ihr Vergehn zu sühnen. — Sie entsann sich, daß in Lormeuil's Zimmer einige Kleidungsstücke seines Bruders, eines jungen Menschen von sechszehn Jahren, der bei Paris auf dem Lande erzogen wurde, und ihn bisweilen besuchte, befindlich seyn mußten. Sie wußte von einer früheren Verwechselung her, daß der Schlüssel des Speisezimmers auch Lormeuil's Thür schließe. Dies gab ihr den verwegnen Plan ein, in jenen Kleidern bis zu ihm zu dringen.

Leise schlich sie an die Thür des Speisezimmers, zog den Schlüssel aus, öffnete Lormeuil's Gemach, fand die gesuchten Kleidungsstücke, und schlüpfte mit diesem kostbaren Raub wieder in ihr Zimmer zurück. Hier sah sie, daß sie in der Dunkelheit nichts weiter bedürfe, als den Mantel überzuwerfen, und sich die Mütze tief in das Gesicht zu drücken. Schnell ordnete sie ihr Haar, schrieb die Abschiedsworte an Marieen, und erwartete nun mit bangem, pochendem Herzen die völlige Dunkelheit. Jetzt verließ sie das Gemach, gelangte bis an die Hausthür, fand sie aber verschlossen, da Desormery dies wegen der Unruhen auf der Gasse zu ungewohnter Zeit befohlen hatte. Noch sann

sie darüber nach, wie sie dieses Hinderniß beslegen könne, als des anpochenden Victors Stimme ertönte; bestürzt eilte sie hinauf, als schon Henry die Treppe herab kam. Voller Angst drückte sie sich in eine Nische der Wand und ließ den Diener an sich vorübergehn. Sie hörte, daß er die Thür in der Eil nicht wieder verschloß; diesen Augenblick mußte sie benutzen. Dicht in den Mantel gehüllt, und mit dem Anschein, als komme sie aus den oberen Stockwerken des Hauses, ging sie daher an Victor und Henry vorüber, und erreichte glücklich das Freie.

Jetzt athmete sie leichter. Allein kaum war sie wenige Schritte gegangen, als sie von neuem heftig erschreckt wurde; es kamen nämlich zwei im eifrigen Gespräch begriffene junge Männer raschen Schritts auf sie zu, die sie sofort an dem Ton ihrer Stimme für Adolph und Eduard erkannte. Beide gingen indeß an ihr vorüber, ohne auch nur zu ahnen, wer in der Hülle des Mantels verborgen sey.

Mit pochender Brust verfolgte die zitternde Verwegne jetzt die Straße Montmartre bis an die Straße du Mail, um durch diese nach der Straße la Vrillière zu gehn, wo sich die Bank befindet, deren Wache Lormeuil bezogen haben sollte.

Allein an der Ecke der Straße du Mail ſtand ein Piquet Soldaten, welches jedem den Durchgang zu verwehren ſchien. Louiſon wagte es nicht, den Verſuch zu machen, ſondern ging weiter bis an die Straße la Fossée Montmartre, die jedoch ebenfalls mit Soldaten beſetzt war.

Zitternd ging ſie auch hier weiter und beſchloß, den Verſuch bei der Straße der alten Auguſtiner zu machen. Da hörte ſie plötzlich ein dumpfes Geräuſch und gleich darauf einen lauten Schrei. Sie fuhr zuſammen; das Geräuſch, welches deutlich dem Fall ſchwerer hoch herabgeworfener Körper glich, erneuerte ſich, und in demſelben Augenblick ertönte auch wieder der Schrei einiger Getroffenen. Die Soldaten kamen in Bewegung, denn man warf in der Finſterniß Steine und ſchwere Blumentöpfe aus den obern Stockwerken auf ſie herab. Einige ſtürzten die Straße hinunter, andre riefen: „Legt Feuer an die Häuſer der Verräther!“ Urplötzlich drang dicht vor Louiſon ein Schwarm Soldaten aus der Straße der Auguſtiner, und ein gleicher dicht hinter ihr aus der Straße Fossé Montmartre hervor, die beide vollen Laufs die Straße in der Richtung nach der Seine zu hinabeilten, ſo daß die Erſchreckte, ehe ſie noch wußte, ob ſie flüchten ſollte, ſich

mitten unter ihnen befand. Da sauste es pfeifend durch die Lüfte, und prasselnd fuhr ein dichter Hagel von Steinen herab, die zum Theil dicht neben Louison niederschlugen. Voll Schrecken stand sie still. Die Soldaten stürzten an ihr vorbei und riefen: „Wir sind verrathen, rettet Euch!“ Der Schwarm flüchtete aufs eiligste, doch hinter ihm her fielen mehrere Schüsse.

Eben so schnell, wie sich Louison von den Kriegern umringt gesehen hatte, fand sie sich auch jetzt wieder allein auf der Gasse. Athemlos erreichte sie die Ecke der Augustiner-Straße, und sah sie zu ihrer großen Freude jetzt ganz unbesetzt von Truppen. Eilig wandte sie ihre Schritte in dieselbe hinein. Da stieß ihr Fuß an etwas, das im Wege lag, sie strauchelte, fiel und fand sich zu ihrem grausenden Entsetzen dicht an der Seite eines sterbenden Soldaten, der eben die letzten Athemzüge aus der von einem schweren Stein zerschmetterten Brust ausröchelte.

Sie hatte halb auf dem Körper des Sterbenden gelegen, und konnte es nicht vermeiden, ihn beim Aufrichten zu berühren. Schaudernd fühlte sie die letzten krampfhaften Zuckungen des schwer Verwundeten; ein dumpfer Laut der Qual preßte sich aus der zerschmet-

terten Bruſt des Unglücklichen hervor, er krümmte ſich noch einmal convulſiviſch zuſammen, faſt als wolle er ſich aufrichten, und fiel dann regungslos, mit ſchlaff herabſinkenden Armen zurück.

Louiſon ſtand wie angewurzelt; die Füße verſagten ihr den Dienſt, ſie vermochte keinen Schritt vorwärts zu thun. Da hörte ſie wieder verworrene Stimmen vieler Männer, die von der Straße Montmartre herankamen; jetzt trieb die Angſt ſie gewaltſam fort, und ſinnlos ſtürzte ſie die dunkle Gaſſe hinunter. Sie ſah und hörte nicht, was um ſie her vorging, eine Art von Betäubung hatte ſich ihrer bemächtigt. Da donnerte ein rauhes „Qui vive!" ihr ins Ohr, und als ſie erſchrocken empor fuhr, ſah ſie drei Bajonettſpitzen vor ſich. In der erſten Beſtürzung verſagte ihr die Sprache, da ſie aber aus dem fremden Franzöſiſchen Accent des Soldaten, der ſie fragte, wer ſie ſey und wohin ſie wolle, hörte, daß es ein Schweizer war, ſchlug ihr das Herz in neuer Hoffnung.

„Ich wünſche den Hauptmann Lormeuil auf der Wache an der Bank zu ſprechen," antwortete ſie mit möglichſt gefaßter Stimme.

„Was wollt Ihr von dem Hauptmann? Wer ſeyd Ihr?"

„Ich bin sein Bruder. Vor zwei Stunden bin ich in Paris angekommen und habe ihn dringend zu sprechen.“

„Wir können Euch nicht so hindurch lassen, und haben nicht Zeit, Euch auf die Wache zu geleiten —“

„Um des Himmels Willen,“ fiel Louison flehend ein, „ich muß den Hauptmann sprechen. Ich bitte Euch dringend, gebt mir einen Eurer Leute mit.“

„Geht nicht an,“ sprach der Unteroffizier rauh, „wir müssen erst die Patrouille vollenden. Wenn Ihr uns dabei begleiten wollt, so wollen wir Euch nachher zum Hauptmann führen.“

Louison mußte sich entschließen zu folgen. Man nahm sie gleich einem Gefangenen in die Mitte und schritt vorwärts; sie folgte zitternd, fast bewußtlos, aber entschlossen, nun Alles über sich ergehen zu lassen.

Die Patrouille, im Ganzen etwa zwölf Mann stark, nahm den Weg zurück, den Louison eben gekommen war. Nach wenigen Minuten stieß sie daher auch auf jenen Haufen von Leuten, deren lärmendes Herankommen die bestürzte Flucht Louison's verursacht hatte. Der Unteroffizier rief an: „Wer da!“ Alles verstummte. „Antwort! oder ich gebe Feuer!“ — Kein Laut ließ sich vernehmen. — „Legt an! Feuer!“

Die Schüsse krachten. Ein furchtbares Geschrei der Wuth erhob sich hierauf und eine dichte Wolke von Steinen umschwirrte die Köpfe der Schweizer. Sie wollten flüchten, der Unteroffizier aber rief: „Fällt's Gewehr!“ und drang mit seinen wenigen Leuten gegen den Haufen vor. Jetzt aber fielen Schüsse aus den Fenstern, Steine wurden von oben herabgeschleudert, und die Patrouille sah sich daher genöthigt, ihren Rückzug anzutreten. Zum Glück für Louison war einer der Leute in der Schulter verwundet worden, und man mußte daher sofort den Weg nach der Wache nehmen, um den schwer verletzten Mann durch einen andern zu vertauschen. Da der Unteroffizier seinen Rückzug kaltblütig, mit geladenem Gewehr antrat, wurde er auch nicht weiter von der Menge beunruhigt.

Jetzt stand man vor der Wache. — Ein düstres Feuerbecken beleuchtete den Platz vor derselben. Einige Schweizer saßen auf dem Boden, andre standen am Feuer. Der Unteroffizier ging nebst dem Verwundeten hinein, seinen Bericht abzustatten. Louison harrte zwischen der übrigen Mannschaft mit angstvoll pochendem Herzen. Endlich trat ein Schweizer heraus und rief: „Der Bruder des Capitains soll eintreten.“

Louison folgte dem Führer.

„Hat der Hauptmann ein eignes Zimmer?“ fragte ſie ſchüchtern.

„Ja, aber jetzt eben ſind mehrere ſeiner Kameraden darin, und er hat Dienſtgeſchäfte in der Wachtſtube der Leute.“

Noch ehe Louiſon ſich beſinnen konnte, was ſie thun ſolle, öffnete der Schweizer die Thür der Wachtſtube, wo Lormeuil beim düſtren Schein einer Lampe ſaß und Rapporte unterzeichnete.

„Euer Bruder, Capitain!“ ſprach der Schweizer.

Lormeuil ſtand auf, ging auf Louiſon, die in einer dunklen Ecke des Gemachs ſtehen geblieben war, zu, und ſprach mit dem Ausdruck des Erſtaunens: „René, es iſt mir lieb, Dich zu ſehen, aber wie kommſt Du mitten in der Nacht hierher! — Tritt doch näher!“

Louiſon that einen furchtſamen Schritt vorwärts.

„Ich glaube, Du fürchteſt Dich unter Soldaten!“

Voller Angſt trat Louiſon näher, reichte dem Hauptmann die dargebotne Hand hin, und ſprach leiſe: „Ich bin nicht Ihr Bruder! Aber um Gottes Willen verrathen Sie mich nicht hier!“

Lormeuil ſtutzte, er blickte näher hin, halb erkannte er Louiſon's Züge, halb ſchien ihm ihre Ge-

genwart unmöglich. Leiſe, aber voll äußerſten Erſtaunens, fragte er: „Louiſon? Sind Sie's!“

„Ich bin's, ich muß Sie allein ſprechen.“

Die ſeltſame Art, wie der Hauptmann mit ſeinem Bruder ſprach, fing an, Aufmerkſamkeit bei den Leuten auf der Wache zu erregen. Lormeuil bemerkte es, und ſchnell gefaßt ſprach er: „Dieſer junge Mann, Unteroffizier, iſt zwar nicht mein Bruder, aber mir doch ſehr wohl bekannt. Ihm blieb für dieſe unruhige Nacht keine andere Zuflucht, als zu uns. Ich danke Ihnen, daß Sie ihn hieher gebracht haben.“ — „Kommen Sie, Eduard,“ fuhr er verſtellt fort, „begleiten Sie mich auf mein Zimmer.“

Dabei nahm er Louiſon an die Hand, und ging mit ihr über den dunklen Raum eines ſchmalen Ganges auf ſein Zimmer hinüber, wo drei Offiziere ſaßen und auf Lormeuil warteten.

„Freunde!“ rief der Hauptmann im Eintreten, „es thut mir leid, daß ich Euch verjagen muß; allein dieſer junge Mann hat mir Entdeckungen von der größten Wichtigkeit zu machen, bei denen ich für den Augenblick jeden Zeugen zu entfernen gezwungen bin.“

„Wir werden draußen auf und abgehn,“ ſprach einer der drei Offiziere, und Alle verließen ſofort das Gemach.

„Louiſon! Träume ich, oder iſt es Wahrheit! Sind Sie's ſelbſt!“

„O Lormeuil! Ich bin's! Allein mich vernichten Schaam, Reue und Schmerz, da jetzt der Augenblick gekommen iſt, wo ich Ihnen geſtehn ſoll, was mich herführt. — Sie haben mir geſchrieben! — Ich kränkte Sie oft! O daß ich dieſen Vorwurf abweiſen könnte! Lormeuil, ich muß mich ſchwer anklagen! Mein eitles Herz ſpielte mit den heiligſten Gefühlen! Jetzt, da ein furchtbares Schickſal alle Bande zwiſchen uns zerreißt, jetzt erſt erwache ich aus meinem Traum, und ſtehe vernichtet von meiner Schuld. Lormeuil, können Sie mir jemals vergeben! Ich mußte reuig vor Sie treten, ehe vielleicht ein ehernes Geſchick zwiſchen uns und das Leben tritt, und ruft: „„Zu ſpät!““ — Vergeben Sie mir!“

Lormeuil vermochte anfangs den Sinn dieſer Worte kaum zu faſſen; er ſtarrte Louiſon an, als ob ein Wunder ſich vor ſeinen Augen begeben. Träumte er, — hatte Wahnſinn ſein Gehirn zerrüttet — er vermochte nicht zu antworten — große Thränen rollten über das männliche Antlitz — er hielt Louiſon's Hände krampfhaft in die ſeinigen gepreßt, und mühſam rang ſich ihr Name von ſeinen Lippen: „Louiſon!“

Sie ſtanden zitternd einander gegenüber. Es war ein Augenblick, in dem ſie den Becher der Seligkeit und der Verzweiflung zugleich erſchöpften; ſie hatten ſich gefunden, die Scheidewand zwiſchen beiden Herzen war geſunken, das Entzücken reiner, geläuterter Liebe durchbebte ihre Bruſt, ſie öffneten die Arme zum ſeligen Umfangen, — da erhob das Verhängniß ſein kaltes, ſcharfes Schwerdt, und mit einem Schlage zerriß es auf ewig die heiligen Bande.

„O Gott!“ rief Lormeuil und lehnte abgewendet das Haupt verzweifelnd gegen einen Pfeiler. „O Gott! — Das iſt zu viel!“

Louiſon ſchwankte, der übergeworfene Mantel entſank ihr, ſie erreichte mühſam einen Seſſel.

In dieſem Augenblick riß ein Offizier die Thür auf, drang ein und rief: „Lormeuil! Das Volk —“ Ehe er vollenden konnte, erblickte er Louiſon, fuhr zurück und ſtammelte die Worte: „Ha, was iſt das!“

„Unglückſeliger! Zurück! Was haſt Du gewagt!“ rief ihn Lormeuil wie ſinnlos an.

Louiſon war aufgeſprungen, wollte den Mantel überwerfen, ſich verhüllen, doch es gelang ihr nicht; ſie ſank daher erſchöpft in den Seſſel zurück, und in-

dem ſie ſich die Augen bedeckte, rief ſie: „Ich bin verloren!“

„Bei Gott, nicht durch mich,“ ſprach der Offizier, welcher ſie, die er in dem Hauſe ihres Vaters mehrmals geſehn, erkannte. „Ich mußte eindringen. Von allen Seiten erfüllt Volk die Gaſſen. In wenig Augenblicken ſind wir hier vielleicht ganz abgeſchnitten und verloren, wenn wir nicht Verſtärkung erhalten.“

Louiſon hatte indeß den Mantel wieder übergeworfen.

„Armand! Du biſt mein Freund!“ ſprach Lormeuil feſt. „Nimm einige Leute mit Dir, eile nach dem Palais-Royal, melde dem Obriſten, wie es um uns ſteht. Doch bei Deiner Ehre! Kein Wort von dem, was Du hier geſehn, darf über Deine Lippen kommen!“

„Du kennſt mich!“ antwortete der Offizier und ging.

„Louiſon!“ rief jetzt Lormeuil, „was haſt Du gethan! Was haſt Du gewagt! Unſelige! Du biſt verloren! Wie ſoll ich Dich zurück zu Deinem Vater ſchaffen!“

Louiſon ſaß bleich und ermattet da.

„Ich fühle, daß ich nicht Unrecht gethan habe,“ antwortete ſie mit ſchwacher Stimme; „Gott wird mich ſchützen.“

„Du biſt ein Engel des Himmels!“ rief Lormeuil außer ſich und rang die Hände, „Du haſt Worte der Seligkeit für mein Herz geſprochen. Aber Du zerreißeſt es mit namenloſen Qualen. Wie ſoll ich Dich retten? Entweder muß ich Deine Ehre oder Dein Leben preis geben!“

„So ſey's mein Leben. — Aber was fürchteſt Du? Ich werde zurückkehren, wie ich kam.“

„Es iſt zu ſpät! Von allen Seiten wirft das Volk Verſchanzungen auf. Man läßt niemand hindurch, wer ſich nähert, auf den wird geſchoſſen. Eben als Du kamſt, erhielt ich dieſe Berichte aus drei Straßen zugleich. Gefahr droht auf jedem Schritt.“

Die Thür wurde abermals aufgeriſſen; Armand trat haſtig ein.

„Es iſt nicht mehr möglich, nach dem Palais-Royal durchzudringen. Das Volk hat alle Gaſſen beſetzt. Wir ſind auf uns ſelbſt angewieſen.“

Lormeuil kämpfte einen furchtbaren innren Kampf. „Wir wollen verſuchen, uns durchzuſchlagen,“ ſprach er endlich.

„Das iſt unmöglich! Ueberall ſind Barrikaden aufgeworfen, man zerſchmettert uns durch Steinwürfe aus den Fenſtern!“

„So müssen wir uns hier vertheidigen bis auf den letzten Mann!“ erwiederte Lormeuil mit einem Ton der Stimme, vor dem das Blut erstarrte.

Sein Freund hatte ihn verstanden. „Lormeuil,“ erwiederte er, „unser Leben ist nichts, aber dieses Wesen, das Dir theuer ist!“

„Ich vermag es nicht zu retten!“ sagte er so schauerlich kalt wie zuvor.

„Kann die Erbitterung der Menge so roh seyn, daß sie die heiligen Rechte des unbewaffneten Geschlechts nicht verschonen sollte?“

„Ich sterbe, eh' ich mich entdecke!“ rief Louison.

„Das wußte ich,“ sprach Lormeuil in demselben dumpfen Tone.

„Nein, es ist unmöglich, es ist unerhört!“ rief Armand. „Ich finde Mittel der Rettung. List, Verkleidung, ich wage Alles für Sie, für meinen Freund!“

Louison's Schönheit und ihre furchtbare Lage hatten ihn bis in die tiefste Seele ergriffen.

„Nein,“ erwiederte diese, indem sie sich mit Hoheit emporrichtete, „jetzt verlasse ich diesen Ort nicht mehr. Frei darf ich's gestehn. Das heilige Gebot der Liebe führte mich her. Wähnen Sie, ich würde den Mann, für den ich meine Ehre wagte, verlassen,

um mein Leben zu retten? Sie haben nie geliebt! Ich bleibe! Keine Gewalt der Erde soll mich jetzt von hier hinweg treiben; nur an Lormeuil's Seite verlasse ich diese Stelle, oder erwarte hier mit ihm den Tod."

Lormeuil, der starr und kalt wie Eis, finster wie eine Wetterwolke, unbeweglich da gestanden hatte, warf sich jetzt plötzlich vor Louison nieder: „Wenn Rettung möglich ist, wenn Armand irgend ein Mittel weiß, so beschwöre ich Dich, folge ihm, fliehe!"

„Lormeuil!" rief Louison in Thränen ausbrechend, „würdest Du denn mich verlassen, wenn ich hier sterben müßte? Würde denn Dir das Leben noch etwas gelten, wenn Du Dich ohne mich retten könntest? — O, Du weißt nicht, was Liebe ist!"

Lormeuil umfaßte ihre Knie. „Du mußt Dich retten! Ich ertrage Deinen Tod nicht! Denk' an Deinen Vater, Deine Schwester! Louison, Du mußt Dich retten!"

„Gott des Erbarmens, welche Qualen zerreißen meine Brust!" rief Louison und sank in Lormeuil's Arme.

Draußen entstand ein dumpfes, verworrenes Gemurmel von Stimmen.

„Was iſt das?“ rief Armand und eilte hinaus. Mit dröhnendem Wirbel erſcholl die Trommel vor der Wache, die Leute eilten ins Gewehr.

Lormeuil hielt Louiſen in ſeinem Arm und preßte ſie heftiger und heftiger an die Bruſt. Er hörte nicht, was um ihn her vorging.

„Hauptmann! Hauptmann!“ tönte draußen der Ruf der Soldaten.

Armand ſtürzte mit gezogenem Säbel herein und rief: „Es iſt zu ſpät! Das Volk rückt auf uns an! Jetzt gilt es zu fechten und ehrenvoll zu ſterben.“

Louiſen hatte das Bewußtſeyn verloren; Lormeuil ließ ſie ſanft auf ein Ruhebett niedergleiten, zog dann den Säbel und ſchritt mit kalter Faſſung hinaus.

Dreißigstes Kapitel.

Vor dem Wachtgebäude befand sich ein Raum von etwa achtzig bis hundert Schritt Breite, in den sich mehrere Straßen öffneten. In allen hatte man Barrikaden aufgeworfen; große Massen kampfbegierigen Volks waren versammelt. Denn obwohl es eben erst Mitternacht vorüber war, begann man doch hier das Gefecht, weil der Besitz dieses Wachtgebäudes und eines andren auf dem Platz der Hallen dem Volke unumgänglich nöthig war, um nicht fortwährend den Feind im Rücken zu haben.

Es geschah auf Obrist Clermonts Anordnung, der rastlos die ganze Nacht hindurch die Gassen von Paris durchritten hatte, daß man diesen Angriff noch vor Tagesanbruch unternahm. Er befand sich selbst an der Spitze der Angreifenden, welche aus einer

Schaar tapfrer Männer bestand, die sich auf dem Boulevard Montmartre versammelt hatten, wo Adolph eine Abtheilung führte.

Clermont hielt zu Pferde hinter einer Barrikade, welche gerade der Wache gegenüber war. Die Schützen, welche man hatte, es waren ihrer jedoch nur wenige, lagen im Anschlag hinter der Verschanzung. Andre waren in den Fenstern der Häuser postirt, welche der Wache gegenüber lagen. Außerdem hatte Clermont über eine große Anzahl von Leuten zu bestimmen, die mit blanken Waffen den Angriff zu thun bereit waren. Der Erfolg war also keinesweges zweifelhaft; die Schweizer mußten unterliegen.

Auf der andren Seite jedoch überlegte der Obrist wohl, daß der Feind mit Schießbedarf hinlänglich versehn seyn müsse, daß bei den andringenden Massen kein Schuß verloren gehn, und daher der Sturm zahllose Opfer kosten würde. Deshalb beschloß er, die Wache aufzufordern, sich zu ergeben. Seinem Alter, seiner Einsicht hatten sich Alle, die sich dem Kampfe anschlossen, so unbedingt unterworfen, daß er als völlig anerkannter Befehlshaber den pünktlichsten Gehorsam fand, daß ihm Anfragen gethan, Meldungen gemacht, kurz alle Formen des strengen Dienstes beob-

achtet wurden. So eben war Adolph mit einer ausgewählten Zahl junger Leute angerückt, trat an den Obristen heran, und meldete ihm mit militairischer Form und Bestimmtheit, daß er eine Verstärkung von funfzig bewaffneten Leuten herangeführt habe.

Auf einen Blick erkannte Clermont in dem jungen Offizier einen Mann, wie er ihn eben suchte, um ihn als Parlamentair an die Schweizer abzusenden.

„Ich danke Ihnen für Ihre frohe Meldung," erwiederte er, „und habe sogleich einen Auftrag für Sie. Wir können Bürgerblut sparen; wollen Sie es übernehmen, die Wache aufzufordern, sich in Gutem zu ergeben?"

„Mit Freuden!"

„So gestehn Sie den Leuten freien, sichren Abzug, jedoch ohne Waffen, zu; die Offiziere behalten ihre Säbel. Sie verpflichten sich, nicht wieder gegen die Bürger von Paris zu fechten. — Machen Sie sie darauf aufmerksam, daß, wenn sie diese Unterwerfung ausschlagen, keiner das Licht des Morgens mehr erblickt."

„Wohl! Ich hoffe, es werde uns um so eher gelingen, die Unterhandlung zu Stande zu bringen, als ich den Hauptmann der Wache zu kennen glaube." —

Lormeuil war unterdessen an die Spitze seiner Leute getreten. Er hatte sie in zwei Gliedern vor der Wache aufgestellt, fest entschlossen, beim ersten Anrücken von Seiten des Volks Feuer geben zu lassen, und dann den Kampf bis aufs Aeußerste fortzusetzen.

„Kameraden!“ redete er sie an; „Ihr wißt, welch' ein Beispiel der Tapferkeit und Treue Euch Eure Vorfahren in dieser selben Stadt gegeben haben. Ich hoffe, Ihr denkt gleich ihnen.“

Ein lauter, kriegerischer Ausruf begleitete diese Worte.

„Wohl denn! So laßt uns das aufrührerische Volk, welches Treue und Gehorsam gegen seinen König freventlich verletzt, festen Fußes erwarten. So wie der erste Schuß von ihrer Seite fällt, oder so wie sie auf uns anrücken, ist der offene Krieg erklärt und wir fechten bis auf den letzten Mann. — Unteroffizier Veltlin! Nehmen Sie vier Mann und verrammeln Sie die Fenster der Wachtstube bis zur Brusthöhe, daß wir uns, wenn wir uns zurückziehn müssen, dahinter vertheidigen können.“ — Der Unteroffizier ging mit den Leuten hinein.

In diesem Augenblick wurden vor der Barrikade drei Männer mit Fackeln sichtbar, in deren Mitte

einer ſtand, der zum Zeichen, daß er zu friedlicher Unterredung komme, mit einem weißen Tuche winkte.

„Man will mit uns unterhandeln," bemerkte Armand.

„Vergebene Mühe," antwortete Lormeuil finſter, „meine Pflicht läßt mir nur einen Weg."

„Bedenke das Schickſal Deiner Geliebten," flüſterte Armand.

„Ich ſehe nichts, was ſie retten könnte. Doch will ich hören, was man zu ſagen hat."

Er ließ das Zeichen erwiedern. Adolph, von den drei Fackelträgern begleitet, näherte ſich. Das Herz ſchlug ihm gewaltig in der Bruſt, indem er gedachte, daß nun wirklich die ſchwere Stunde gekommen ſey, wo er zum blutigen Kampfe gerüſtet dem Manne gegenüber treten ſollte, mit dem er vor Kurzem den ernſten Kampf des Worts verſucht hatte, zwar ohne ihn zu überzeugen, doch auch ohne ihm hohe Achtung verſagen zu dürfen. Er ahnte, daß es ihm jetzt ebenfalls mißlingen werde.

Ernſten, aber raſchen Schritts ging er bis dicht an die Soldaten heran; ſein Auge ſuchte den Führer; trotz des unſichren, düſtren Fackelſcheins erkannte

er Lormeuil auf den erſten Blick an ſeiner hohen, edlen Geſtalt.

„Hauptmann Lormeuil!“ redete er ihn an.

„Gott, wer ſteht vor mir!“ rief dieſer, als er Adolph erkannte, in welchem er jetzt außer dem wohlbekannten Hausgenoſſen auch den Verwandten Louiſen's ſah. Doch ſchnell gefaßt, trat er ihm mit dienſtlicher Haltung gegenüber, und ſprach: „Was haben Sie mir zu ſagen?“

„Im Namen des franzöſiſchen Volks, das ſich in Maſſen gegen die eidbrüchige Regierung erhebt, trage ich Ihnen einen Vergleich an. Verlaſſen Sie mit Ihren Leuten einen Platz, auf den Sie kein Recht haben. Legen Sie die Waffen ab, die Frankreich Ihnen nicht zum Morde ſeiner eignen Bürger gab. Ich bin ermächtigt, Ihnen und Ihrer Mannſchaft Freiheit und Sicherheit zu verſprechen, gegen das Ehrenwort der Offiziere und den Schwur der Soldaten, nicht ferner gegen die Bürger von Paris zu fechten.“

Lormeuil antwortete mit Ruhe: „Ich erkenne nur dem Könige Karl dem Zehnten von Frankreich, niemandem ſonſt in der Welt die Berechtigung zu, mich meiner Pflichten zu entbinden. Nur auf ſeinen Be-

fehl kann ich handeln. Er lautet dahin, dieſen Poſten zu behaupten. Ich werde es bis auf den letzten Mann thun!"

„Selbſt der König wird es Ihnen Dank wiſſen, wenn Sie den Antrag des Friedens, den ich Ihnen bringe, annehmen. Sie erſparen das Blut vieler Bürger, das Leben der Ihnen anvertrauten Mannſchaft."

„Ich weiß nur von einem mir anvertrauten Poſten, den die Mannſchaft bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen beſtimmt iſt. Das fordert ihre Pflicht und ihre Ehre; ſie würde es thun, ohne mein Gebot abzuwarten. Schweizer! Wollt Ihr mich Lügen ſtrafen? Wer unter Euch es nicht für Pflicht und Ehre hält, auf dem Poſten zu ſterben, wohin ihn das Geheiß des Königs, dem er Treue geſchworen, geſtellt hat, der trete vor. Er mag den angebotenen Frieden annehmen; ich will keinen hindern. Aber wenn Ihr mich auch Alle verlaßt, ich bleibe hier. Ihr mögt dann in der Heimath erzählen, wie es Eurem Hauptmann in Paris ergangen iſt."

Die Reihen der Schweizer ſtanden im ernſten Schweigen, unbeweglich wie die Mauern.

„Sie ſehen," fuhr Lormeuil fort, „Ihre Mühe iſt vergeblich."

„Soldaten!“ rief Adolph, indem er ſich zu den Schweizern wandte, „auch wir wiſſen, was Pflicht und Ehre iſt. Sie gebieten Euch nicht, die Mörder eines freien Volks zu werden, das für ſeine heiligſten Rechte in den Kampf tritt. Noch einmal biete ich Euch Leben und Freiheit an. Kommt es zum Kampf, ſo iſt Euer Verderben unvermeidlich. Von allen Seiten ſeyd Ihr umringt; ſelbſt in einem ehrenvollen Kriege dürftet Ihr der Uebermacht ohne Schande weichen. Wollt Ihr Euch hier als Raſende für die Sache des Meineids opfern? Und wißt, wenn erſt Blut gefloſſen iſt, ſo habt Ihr keine Schonung zu hoffen. Nicht als beſiegte, als kriegsgefangene Soldaten können Euch die Bürger von Paris betrachten, wenn Ihr in ihre Gewalt gerathet, ſondern ſie werden Euch richten wie ergriffene Mörder. Es iſt kein Kampf, in dem Ihr Ruhm erwerben könnt; auf den blutigen Thaten, die Ihr verübt, wird der Fluch der Nachwelt, der Geſchichte laſten. Selbſt wenn Ihr ſiegen könntet, wäret Ihr ewig gebrandmarkt vor Allen, die edel, frei, gerecht denken. Wählt jetzt zwiſchen Tod und Schande, oder ehrenvoller Freiheit.“

Die Reihen ſtanden ſo ſtumm und unbeweglich wie zuvor.

„Schweizer!“ rief Lormeuil, „kaum wenige Tage iſt es her, daß Ihr den Gedächtnißtag Eurer Brüder feiertet, die beim Sturm der Baſtille vom raſenden Volke gemordet wurden. Wird ihre Aſche in der Heimath geehrt? Habt Ihr zu Luzern das Denkmal geſehn, das der königliche Löwe ernſt behüthet? Aus ſeinen heiligen Gränzen wird das Vaterland Euch ſtoßen, wenn Ihr heimkehrt als Feige, wenn Ihr den Namen Eurer Väter brandmarkt, den Ruhm ſchweizeriſcher Treue verrathet. — Wer iſt der Erſte, der ſeinen Schwur bricht?“

Tiefe Todesſtille in den Reihen.

„Nicht ſchweigend, deutlich redend ſollt Ihr antworten. Wer mit mir fallen will, der rufe mit mir: „„Es lebe der König!““

„Es lebe der König!“ donnerte der Ruf der unerſchütterlichen Krieger.

„Jetzt erkenne ich Euch, tapfre Gefährten. — Ihr Auftrag iſt zu Ende. Gehn Sie mit ſichrem Geleit.“

„Halt!“ rief Armand vorſpringend, „bleiben Sie einen Augenblick!“

Ein Murren erhob ſich unter den Schweizern.

„Kameraden! Ich sterbe mit Euch!“ rief Armand. „Was hier noch zu thun ist, betrifft nicht Euch.“

Lormeuil wußte, was Armand wollte. Er hatte in sich schon längst den furchtbaren Kampf gekämpft, ob er Louison durch Adolph retten solle. Doch der Gedanke, daß sie vielleicht gerade diesem ihre nächtliche Wanderung am tiefsten verbergen möchte, hielt ihn mit bangen, quälenden Fesseln zurück.

Armand trat zu Lormeuil heran und sprach leise: „Rette sie; jetzt ist es noch möglich.“

Lormeuil schwieg.

„Ich beschwöre Dich! Rede, oder ich selbst muß handeln!“

Lormeuil blieb stumm wie das Grab. Er hatte über Ehre oder Leben des theuersten Wesens auf der Welt zu entscheiden. Die Wage seiner Entschlüsse schwankte in einem furchtbar bangen Gleichgewicht.

Armand's junges, glühendes Herz war in rasche Flammen für Louison aufgeschlagen; er hatte sich's geschworen, sie zu retten, und sollte er sie auf seinen Armen zu dem Feinde hinüber tragen. Er beschloß daher, jetzt auch gegen Lormeuil's Willen zu handeln.

„Sie sind ein Mann von Ehre,“ sprach er leise, aber dringend und so, daß Lormeuil es hören konnte,

zu Adolph. „In der Minute, wo ich dem sichren Tode entgegen gehe, werden Sie meinen Worten Glauben schenken. Durch eine unbegreifliche Verkettung der Ereignisse befindet sich ein junges Mädchen, unbescholten wie die Sonne, in der entsetzlichsten Lage. Ihr Leben ist verloren, wenn Sie sie nicht retten, ehe es zum Kampf kommt, ihre Ehre, wenn Sie das Geheimniß der That nicht bewahren. Diesen Dienst fordre ich von Ihnen; wollen Sie ihn leisten, so will ich Sie sterbend segnen, und wenn ich durch Ihre eigne Hand fallen sollte."

„Mein Ehrenwort, ich thue, was ich vermag, und schweige!" erwiederte Adolph.

„So folgen Sie mir!"

„Halt!" rief Lormeuil. „Auch ich gebe Ihnen, hier dicht an der Pforte des Todes, mein heiligstes Wort, das Mädchen ist rein, wie ein Engel des Himmels, und die That, die sie in den schwärzesten Verdacht stürzt, erhebt sie zu den Heiligen! Können Sie mir Glauben schenken, können Sie mir Ihr Wort geben, daß Sie nie den mindesten Zweifel an der Ehre derjenigen hegen werden, die Sie zu retten im Begriff sind? Bedenken Sie, was ich fordre. Aber

ehe Sie mir diese Versicherung nicht geben, dulde ich nicht, daß Sie folgen!"

„Ihr Wort, Lormeuil," sprach Adolph, der zu ahnen begann, wem es hier gelte, tief bewegt, „Ihr Wort in dieser Stunde wiegt mir das Zeugniß der ganzen Welt auf. Hier meine Hand! Und wenn es meine Braut wäre, die ich fände, ich würde nicht an ihr zweifeln."

Lormeuil stürzte ihm an die Brust, und drückte ihn mit Heftigkeit an sein Herz; seine Thränen strömten: „Gott vergelte Ihnen!" rief er mit gedämpftem aber tief gerührten Ton der Stimme und hastig. „Es ist Louison, die Sie retten! — Nun sterbe ich freudig."

Armand und Adolph eilten in das Zimmer. Louison lag bewußlos noch auf derselben Stelle, wo Lormeuil sie gelassen. Adolph verschleierte sie mit einem weißen Tuch, das sie übergeworfen hatte, nahm sie in die Arme, und trug sie hinaus. Indem Armand die Thür öffnete, stand Lormeuil vor ihnen.

„Laßt sie mich noch einmal sehn!" rief er bewegt.

Adolph senkte die schone Bürde nieder, ließ sie jedoch in seinen Armen ruhen. Lormeuil hob den Schleier leise auf, hauchte einen Kuß auf die blassen Lippen, und flüsterte — „Lebewohl!"

Armand stand heftig bebend daneben. In seinem Herzen loderten die Flammen heißer, schmerzlicher Liebe mächtiger und mächtiger empor. Der Unglückselige! In dem Augenblick, wo er das Leben verlassen sollte, empfand er zum erstenmal, welche Seligkeiten es biete. „Lormeuil" rief er, „in wenigen Augenblicken umgiebt uns die ewige Nacht. Mein Herz bleibt auf dieser Erde zurück! Ich will Dir zu Füßen sinken, aber nur einmal gestatte mir, daß auch ich diese heilige Lippe berühre. Dann will ich, zur Seligkeit geweiht, jauchzend in den Tod stürzen!"

„Am Rande der Gruft versagt man keinem eine Bitte. Du liebst sie? Küsse die leblose Braut zweier Todten — nur die Lebendigen kennen ein Eigenthum!"

Zitternd beugte sich der Jüngling über die Ohnmächtige, drückte seine lebenswarmen Lippen auf den bleichen Mund, sog den Hauch ihres leisen Athemzugs mit seliger Beklemmung ein — dann stürzte er an Lormeuil's Brust und rief: „Fort, fort! Zum Tode! Keine Stunde länger vermag ich zu leben."

In seinen Armen trug Adolph die bewußtlose Louison über den Platz. Noch einmal wandte er sich zu Lormeuil, der wieder an die Spitze seiner Leute getreten war, und rief ihm zu:

„Leb wohl! Gebe Gott, daß wir uns nun nicht mehr sehn!“

Dann schritt er rasch zu den Seinigen zurück.

Mit Erstaunen sah ihn Oberst Clermont kommen. Adolph trat vor ihn, indem er Louisen wie zuvor an seine Brust gelehnt im Arme hielt.

„Der Hauptmann,“ sprach er, „weis't jede gütliche Unterhandlung entschieden zurück. Es muß sich blutig entscheiden. Ich aber habe eine Bitte. Der Hauptmann war einst mein Freund! Diese Unglückliche ist seine Geliebte, die ihn in der Stunde des Todes noch einmal sehn wollte. Ich habe ihm geschworen, sie zu retten, ohne sie zu verrathen. Gestatten Sie mir dies, und erlassen Sie mir den Antheil an diesem einen Kampf. In einer Stunde kehre ich wieder! Dann fordern Sie mein Blut bis auf den letzten Tropfen.“

„Junger Freund,“ sprach Clermont bewegt, „wir fechten hier für die Heiligthümer der Menschheit. Auch die Freundschaft, die Ehre gehören dazu. Gehn Sie, vollführen Sie, was Ihr Wort versprach. Sie werden noch Gegner genug zu bekämpfen finden; fern sey

es von mir, die blutige Entscheidung durch unmenschliche Grausamkeit noch gräßlicher zu machen!“

Adolph hob Louison wieder empor, die Menge wich ihnen ehrfurchtsvoll aus; schnell trug er sie die kurze Strecke bis zum Hause ihres Vaters zurück.

Einunddreißigstes Kapitel.

„Der Gegner will Kampf!“ rief Clermont. „Wohlan denn, es sey! Feuer!“

Die Schüsse krachten. — „Jetzt vorwärts, zum Sturm!“

Er sprengte zuerst mit dem Roß an der Seitenöffnung der Barrikade hindurch, indem er eine Fackel in die Luft warf, zum Zeichen, daß das Schießen aus den Fenstern aufhören müsse. Wie die Windsbraut folgte ihm die Schaar der Tapfren mit Jubelgeschrei nach!

Die Schweizer standen wie eherne Mauern. Es waren einige verwundet worden. Als die schwarze Masse sich auf sie heranwälzte, rief Lormeuil: „Erstes Glied! Feuer!“

Die Salve donnerte in den dichten Haufen der Bürger hinein. Viele stürzten.

„Rafft die Gewehre der Gefallenen auf," rief Clermont, der mit kaltem Blute mitten im Kugelschwarm gehalten hatte.

„Zweites Glied vorgetreten! Feuer!" erscholl Lormeuil's Commando.

Mehr als sechszig Getroffene lagen nach dieser zweiten Salve auf dem Platze hingestreckt; keine Kugel war vergeblich abgesendet worden. Die gräßliche Verheerung, welche die eine halbe Minute angerichtet hatte, erfüllte die begeisterten, aber der Schrecken des Kampfes nicht gewohnten Schaaren doch mit einigem Grausen, und wenn sie nicht wichen, so stutzten sie doch.

Clermont war durch eine Kugel am linken Arm getroffen. Doch kaltblütig, ohne nur durch ein Zeichen zu verrathen, daß er verwundet sey, commandirte er: „Sturmschritt! Drauf! Mir nach! Schnell heran, bevor sie wieder laden. Auf, auf! Jetzt habt Ihr gesiegt." So sprengte er selbst vor, und die Muthigsten folgten ihm sogleich.

Lormeuil hoffte, das erste Glied würde wieder geladen haben, noch ehe die Masse heran käme; doch die feurige Jugend von Paris war zu schnell gewesen.

Er ließ daher das zweite Glied das Gewehr fällen, und erwartete in geschlossener Reihe den heranbrausenden Strom mit dem Bajonett.

„Das erste Glied zieht sich in das Wachthaus zurück und besetzt die Fenster.“ befahl er. „Armand! Führe die Leute.“

Um den Rückzug dieses Theils seiner Mannschaft besser zu decken, drang er mit dem zweiten Gliede angreifend einige Schritte gegen das Volk vor, was er um so leichter konnte, als er schon zuvor Sorge getragen hatte, sich beide Flanken auf etwa dreißig Schritt durch einige aufgefahrne Wagen einigermaßen gegen den ersten Andrang zu decken.

Als die Schweizer, meist herkulische Gestalten von ungeheurer Kraft, geschlossen, mit vorgestrecktem Bajonett andrangen, wichen die Stürmenden einen Augenblick zurück. Kaum aber bemerkte es Clermont, als er der erste mit dem Pferde mitten in die geschlossne Reihe hineinsprengte, den nächsten durch einen Säbelhieb niederstreckte, und einen zweiten, der ihn vom Pferde reißen wollte, mit rasch gezogenem Pistol durch den Kopf schoß. Wie der Strom durch den Riß des Dammes, drang ihm die Menge nach.

Als Lormeuil dieſe Lücke bemerkte, und ſogleich ſah, daß er jetzt einen andern Kampf beginnen müſſe, rief er ſeinen Leuten zu: „Zieht Euch nach der Thür zurück. Sammelt Euch um mich!“ Mit Beſonnenheit führten die Schweizer den Befehl aus, indem ſie auf den Flanken wichen, und ſich ſo gegen die Mitte hin verſtärkten. Einzelne Abgeſchnittene machten ſich durch furchtbare Kolbenſchläge wieder Bahn zu ihren Kameraden.

Armand, der ſeinerſeits jede Wendung des Gefechts beobachtete, ſah, daß die äußerſten Fenſter des Wachthauſes jetzt frei von den davor ſtehenden Schweizern geworden waren. Er benutzte den Augenblick, und ließ feuern. Die Wirkung dieſer Schüſſe, denen das Ziel dicht vor der Gewehrmündung lag, war fürchterlich. Die Stürmenden hatten meiſtentheils nicht bemerkt, woher dieſe Salve kam, und glaubte ſich daher im erſten Augenblick durch eine Verſtärkungsmannſchaft von der Seite angegriffen, und wichen zurück. Nacht und Rauch verhüllte Alles in gräßliches Dunkel, denn natürlich waren die Feuerbecken längſt verlöſcht und im Innern des Gebäudes brannte nur eine Lampe, um den darin Verſammelten das nothdürftigſte Licht zu geben.

Dieſen Augenblick allgemeiner Verwirrung nutzte Lormeuil; es gelang ihm, ſich mit ſeinen Leuten in das Thor der Wache zu werfen. Einige verwegene Angreifer drangen zwar zugleich mit hinein, allein ſie fielen unter Kolbenſchlägen und Bajonettſtichen, die Thür wurde zugeworfen und ſogleich mit Balken verrammelt.

Obriſt Clermont, deſſen Adlerblick überall hindrang, hatte die Bewegung des Gefechts keinen Augenblick außer Acht gelaſſen. Er erwartete, daß es dieſe Wendung nehmen müſſe, und hatte ſchon früher einen Boten zurückgeſandt, der Fackeln herbeiſchaffen ſollte.

Dieſer kam eben mit einem flammenden Brande in der Hand zurück, während er zugleich den ganzen Arm voll unangezündeter herbei ſchleppte. Clermont ſprengte auf ihn zu, ergriff eine Fackel, zündete ſie an, ritt dann vor und rief: „Mir nach, Kinder! Feuer ins Dach!“ Mit dieſen Worten ſchleuderte er den Brand auf das Dach des Wachthauſes, und ſo glücklich, daß derſelbe in einer Luke liegen blieb, wo die Flamme ſogleich Nahrung an dem dürren Holz des Fenſterkreuzes und der nächſten Dachſplinte fand. In einem Augenblick wurden noch zwanzig Fackeln eben dahin geſchleudert, und in weniger als zwei Minuten war

das ganze Dach mit glühend herabfließendem Pech bedeckt. Während dessen drangen andre mit Aexten gegen das Thor der Wache heran, und suchten es einzuschlagen. Vergeblich rief Clermont ihnen zu, sich zurückzuziehen, da der Feind in wenigen Minuten durch die Flammen aus seiner Verschanzung getrieben werden müsse; allein die Wuth des Kampfes war zu heftig entflammt. Jeder wollte nur vordringen, an Schonung seines Lebens dachte niemand mehr.

Lormeuil hatte indessen alle Gewehre laden lassen. Kaum ein Drittheil seiner Leute fand an den Fenstern Platz; diese blieben jedoch in fortwährendem Feuern, und reichten die abgeschossenen Gewehre zurück, wofür sie von ihren Kameraden frisch geladene erhielten. Bald erfüllte der schwarze Pulverdampf die inneren Räume so dicht, daß man kaum zu athmen und fast nichts mehr zu sehen vermochte. Die angezündeten Lampen brannten düsterroth, und drohten jeden Augenblick zu verlöschen. Armand und Lormeuil standen in der Mitte des Gemachs, und ermunterten die Leute zur muthigen Gegenwehr. „Wir müssen uns so theuer verkaufen als möglich!“ rief Lormeuil. Zwar kann ich Euch weder Rettung noch Sieg verheißen,

aber in der Heimath wird man sagen, daß wir mit Ehren gefallen sind.“

Die wackren Soldaten luden und schossen unverdrossen fort. Doch auch manche Kugel wurde hineingesandt, und schon lagen Leichen und Verwundete umher. Blut bedeckte den Boden. Die Schläge der Aexte krachten furchtbar gegen das Thor.

„Wenn ich nur den Zimmerleuten dort in die Rippen schießen könnte!“ rief ein Soldat. „Aber man kommt nicht so weit herum mit dem Gewehr.“

„Laß sie arbeiten,“ antwortete ein andrer; „es wird manche Axt stumpf werden, ehe die eisernen Beschläge durchgehauen sind.“

„Das Feuer vom Dach, glaub ich, kommt eher zu uns herein als sie,“ sprach der Unteroffizier Veltlin, indem er ein Gewehr lud; „es riecht schon brandig durch den Pulverdampf hindurch.“

„Verbrennen werden wir nicht,“ antwortete sein Kamerad, „fallen uns erst die glühenden Sparren ins Nest, so fliegen wir aus, wie die Adler, wenn das Wetter in den Felsen schlägt.“

„Und draußen wollen wir noch eine Jagd anstellen, wie die Geier, wenn sie in eine Flucht Tauben stoßen,“ antwortete Veltlin.

Tiefe Rührung bewegte Lormeuil's Seele bei diesen Ausbrüchen treuen, unerschütterlichen Muthes seiner Kameraden. Wie manchen Helden, dachte er, werden diese einstürzenden Balken begraben, und die Wuth des Volkes hinwegraffen, und kein Denkstein wird seiner treuen Tapferkeit Erwähnung thun.

Ein Windstoß, der sich erhob, und den Strom der Luft gegen das Wachtgebäude herantrieb, war doppelt verderblich. Denn er setzte plötzlich das Dach in helle Flammen, und drückte zugleich den Pulverdampf von den Fenstern gewaltsam in das Gemach zurück, so daß man fast darin zu ersticken vermeinte. Da Lormeuil jedoch alle Oeffnungen, Fenster und Thüren auf der entgegengesetzten Seite hin, wo ein schmaler Hofraum befindlich war, aufreißen ließ, so entstand wieder eine gereinigtere Luft, die das Athmen verstattete.

Hell schlugen jetzt die Flammen aus dem Dach hervor, und ihr rother Widerschein beleuchtete den Platz vor der Wache und die Gebäude gegenüber. Es war ein erhebender und furchtbarer Anblick zugleich. Der Platz wimmelte von Menschen; im rothen Glanz des Feuers schimmerten Waffen, flatterten Fahnen; in den Fenstern sah man Frauen, die mit weißen Tü-

chern den muthig Stürmenden zuwinkten; schwarze Rauchwolken wälzten sich über der wogenden Menge dahin; ein Funkenregen stob aus den Lüften herab; auf der Höhe der Barrikaden hatten sich Kinder und Weiber um die überall aufgepflanzten dreifarbigen Fahnen versammelt; Jauchzen, Wuthgeschrei, dumpfes Getöse der Trommeln, krachende Schüsse erschollen durch die Lüfte; der klare Sternenhimmel der Juliusnacht spannte sich mit ruhigem Blau über dem furchtbar bewegten, verworrenen Schreckensbilde auf der Erde aus. —

Ein Mann ragte hoch über der Menge hervor. Es war Clermont.

„Das brennende Dach ist unsre Sonne," rief ein Schweizer, indem er sein Gewehr anschlug, „jetzt wissen wir doch, wohin wir zu zielen haben. Der Reiter soll uns, denk' ich, nun nicht mehr entwischen." Er feuerte; aber in demselben Augenblicke stürzte er mit zerschmettertem Gehirn rücklings in das Gemach hinab. Eine feindliche Kugel hatte ihn getroffen. Clermont saß hoch, unversehrt zu Pferde, und blieb in fortwährender Thätigkeit, indem er sich bemühte, die Andringenden zurückzuhalten, damit sie sich nicht zu sehr Preis gäben.

„Hinter die Wagen, was Feuergewehr hat," rief er. „Laßt Euch nicht muthwillig tödten. Das Vaterland bedarf Eurer!"

„Richtet Eure Gewehre alle auf den Reiter," rief Weltlin und sprang in die Lücke, die der gefallene Kamerad gelassen hatte; „das ist der Anführer, fällt er, so schlagen wir uns vielleicht durch Alle durch!"

Eine Salve von wenigstens zwanzig Schüssen, wurde auf Clermont gerichtet.

„Verflucht! Der Pulverdampf nimmt alle Aussicht," schrie Weltlin. „Aber beim Teufel, der Kerl sitzt noch zu Pferde. Frisches Futter her!" Damit griff er rückwärts nach einem neu geladenen Gewehr. Er legte an, ein Schütz wie er war, fehlte sein Ziel selten. Der Schuß fiel. „Er liegt!" rief er jubelnd. Clermont, man sah es deutlich bei dem tageshellen Schein der Flammen, stürzte vom Pferde; ungeheurer Tumult erhob sich um ihn her. Die Schweizer brachen in ein jauchzendes Geschrei aus.

Da krachte es dumpf über ihrem Haupt. Eine Masse von Steinen und Schutt stürzte von der Decke herab, ein glühender Balken fiel in das Gemach, Kohlen und Asche prasselten nach.

„Jetzt folgt mir hinaus! Hier ist unsres Bleibens länger nicht!“ rief Lormeuil. „Nach dem Louvre müssen wir uns durchschlagen. Haltet Euch Mann an Mann.“

Mit geschwungenem Säbel stürzte er sich gegen das Thor, Armand an seiner Seite. Die krachenden Axtschläge donnerten von außen dagegen; es waren schon tiefe Spalten gehauen, in wenigen Minuten wäre das Thor gesprengt gewesen.

„Wir wollen Euch nicht abwarten,“ rief Lormeuil. „Riegel zurück! — So wie die Pforte aufspringt, giebt Feuer, wer geladen hat!“

Weltlin riß den starken Eisenriegel zurück. Auf sprang das Thor, die Schaar der Stürmenden brauste hinein. Eine donnerde Salve empfing sie, sie prallten zurück. Mächtig wie der Kriegsgott drang Lormeuil durch die schwarze Rauchwolke hinaus in die Menge, und hieb sich Bahn; Armand ihm nach. Wie die Lawine vom Felsen in den Abgrund prasselt, stürzten die helvetischen Helden aus der schwarzen Mündung des Thors hervor, mitten in die Feinde. Doch gleich jungen Löwen warf sich die erbitterte Jugend von Paris auf sie, um den Tod ihrer Freunde und Brüder zu rächen. Furchtbar tobte der Kampf. Rauch,

Dampf, Staub und Nacht verhüllten ihn. — Mit dumpfem Krachen stürzte das brennende Dach in sich zusammen. — Kriegsruf und Wehgeschrei hallte durcheinander.

Endlich ward es still; der letzte Mann war gefallen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Frauen in Desormery's Hause suchten die bangen Schrecken, die quälende Angst der Nacht durch eifrige Thätigkeit zu mildern. Es wurden Binden geschnitten und genäht, Wundfäden in Menge bereitet; Betty und Eugenie kochten, eine Geschicklichkeit, die sie unter den Arabern erworben, heilende Kräutertränke.

So mochte etwa eine Stunde vergangen seyn, während welcher die Unruhe auf der Straße fortwährend zugenommen hatte; einzelne Schüsse waren noch immer von Zeit zu Zeit gehört worden. Indeß hatte man sich, wie der Mensch sich denn leicht in das Außerordentlichste findet, bald daran gewöhnt.

Henry wurde durch Desormery von Zeit zu Zeit ausgesendet, um Nachricht von den Bewegungen auf

der Gasse zu bringen. Er berichtete, daß sich gegen die Bank zu ein starker Trupp bewaffneter Leute hinziehe, wie man sage, um die Schweizerwache anzugreifen. Diese Nachricht mußte Desormery in die äußerste Bestürzung versetzen; denn nicht allein, daß er für Louison zitterte, sondern auch selbst Lormeuil's Schicksal konnte ihn nicht unbewegt lassen.

Er ging mit großen Schritten auf und nieder, und überlegte, was zu thun sey. Es schien ihm das Beste, vor der Hand von der ganzen Nachricht nichts gegen die Frauen zu erwähnen; namentlich würde Marie außer sich gewesen seyn. Henry bekam den bestimmtesten Auftrag, zu schweigen, wie er denn auch schon zuvor die Weisung erhalten hatte, gegen niemand im Hause etwas über Louison's Verschwinden zu erwähnen, das zum Glück bisher nur denen bekannt war, die es im ersten Augenblick erfahren hatten. Selbst die Mägde des Hauses wußten es nicht anders, als daß sie krank auf ihrem Zimmer liege.

Henry stand mit Theilnahme vor seinem tief erschütterten und gebeugten Herrn. Der Vater bebte jetzt für das Leben seiner Tochter; ihre Schuld, wenn es eine zu nennen war, hatte er längst vergessen.

„Was soll ich thun?“ fragte der treue Diener mit sichtlicher Rührung, da er den Kampf der Angst und Schmerzen in Desormery's Zügen las.

„Ich weiß Dir nichts zu gebieten,“ sprach Desormery; „unsre Kräfte sind am Ende, wir müssen uns auf Gottes Hülfe verlassen. Das Einzige wäre, daß Du etwa ein Stück die Straße hinaufgingest, um zu sehn, ob sie vielleicht zurückkehrt. — O Gott, wenn es der Unglücklichen nur noch möglich ist! Wenn das Verderben sie nicht schon ereilt hat!“

Große Thränen vergießend und die Hände ringend, ging der alte Mann auf und ab.

„Ich werde gehn, lieber Herr,“ sprach Henry, „aber weiter, wie bis an die Straße du Mail, darf ich mich nicht wagen, sonst möchte ich sie verfehlen. Zum Unglück führen so viele, alle fast gleich nahe Straßen von hier nach der Bank.“

„Hörst Du?“ fragte Desormery aufhorchend. „Das war kein einzelner Schuß! Schon wieder! Das ist ein Gefecht!“

Es waren in der That die ersten Gewehrsalven von dem Kampfe an der Wache, die man jetzt vernahm.

„Eile, eile, Henry! Doch halt, ich will Dich begleiten. Gieb mir den Hut!“

„Nein, gnädiger Herr," rief der Diener, „das gebe ich nicht zu. Wenn Ihnen ein Unglück begegnete, so wäre unser ganzes Haus zu Grunde gerichtet. Und was könnten Sie helfen? Treffen wir das Fräulein nicht, so sind wir beide vergeblich gegangen; treffe ich sie, so bin ich allein hinreichend, sie sicher zurückzuführen."

Mit diesen Worten hatte er schon das Zimmer verlassen, ohne auf Desormery's ferneres Nachrufen zu hören. Hastig riß er das Hausthor auf und wollte auf die Straße hinaus; aber eben so schnell blieb er vor freudigem Schreck wie erstarrt stehn, da er Adolph, der Louison auf seinen Armen trug und sie eben herablassen wollte, um die Hausthür zu öffnen, vor sich sah.

„Um Gottes willen, gnädiger Herr, sind Sie es?" rief er aus, „bringen Sie unser Fräulein zurück? Sie lebt doch?"

„Still," rief Adolph, „daß kein Aufsehen entstehe! Weiß man im Hause, daß sich das Fräulein entfernt hat?"

„Freilich! Aber nur der Herr, die Damen und ich."

„So laß sie uns so still als möglich hinaufbringen, denn sie ist ohne Bewußtseyn!"

Der alte Diener zitterte vor Freuden, daß das Ereigniß ſich ſo glücklich gewendet hatte, und half mit behutſamer Sorgfalt die Ohnmächtige hinauftragen. Zum Glück begegnete ihnen niemand auf der Treppe, und ſie konnten ſie in ihr Schlafzimmer bringen, ſelbſt bevor Deſormery eine Ahnung davon hatte. Jetzt eilten ſie zu dieſem hinüber und theilten ihm die Nachricht mit. Der erſchütterte Greis preßte Adolph in heftiger Freude an's Herz und drückte auch den redlichen Diener an die Bruſt."

„O! Ihr glaubt nicht, was ein Vater für Angſt und Schmerzen empfindet!" ſprach er. — „Aber führt mich hinüber zu ihr."

Er trat ins Gemach ein, wo Louiſon, noch immer ohnmächtig, verſchleiert auf dem Ruhebette lag. Leiſe hob er die Hülle von ihrem Antlitz, betrachtete ängſtlich die blaſſen Züge, forſchte, ob ſie athme, ob noch Lebenswärme in dem bewegungsloſen Körper ſey. „Ja, ja, ſie lebt," rief er endlich aus, „aber wie mag die Arme gelitten haben! O, rufe die Schweſter herüber!"

Henry ging, und kam gleich darauf mit Marieen zurück. Als dieſe die Schweſter ohnmächtig liegen ſah, glaubte ſie im erſten Augenblick, ſie ſey todt, und

ſtieß einen lauten Schrei aus. Doch als der Vater ſie von ihrem Irrthum heilte, vergoß ſie einen Strom heller Freudenthränen. Adolph verkündete jetzt die Nachricht auch den übrigen Frauen, und nun kamen auch dieſe herüber, und theilten die Freude des Vaters und der Schweſter.

Indeſſen dauerte das heftige Schießen anhaltend fort und erfüllte die Frauen mit ängſtlicher Sorge.

„Wo mag der Kampf ſtatt finden?“ fragte Frau von Clermont.

„Ich fürchte, es zu wiſſen,“ entgegnete Adolph. „Er betrifft uns näher, als wir ahnen. Ein Mann, den wir achten, dem wir Freundſchaft nicht verſagt haben, wird in dieſem Augenblick ein Opfer ſeiner Verblendung. Er fällt edel für eine unſelige Sache. Es iſt Lormeuil, den man auf ſeinem Poſten angreift, der jede gütliche Ausgleichung verſchmäht hat, der jetzt ſein Leben theuer gegen das vieler unſrer Mitbürger verkauft.“

Alle ſchwiegen erſchüttert. Marie rief in tiefſter Bewegung aus: „O, die unglückliche Schweſter!“

Deſormery fragte erſt jetzt, wie Adolph mit Louiſon zuſammengetroffen ſey. — Er erzählte es mit wenigen Worten. Welche Bruſt wäre ungerührt geblie-

ben bei der Kunde von diesem edlen Wettkampf grosser, aufopfernder Gesinnungen!

Doch die Zeit drängte. Adolph glaubte nicht länger verweilen zu dürfen; er hoffte, vielleicht noch etwas für Lormeuil's Schicksal thun zu können, und eilte daher so rasch als möglich nach dem Kampfplatz zurück.

Indem er in die Straße du Mail einbog, rief ihn eine wohlbekannte Stimme an. Es war Victor, der auf die Nachricht von einem beginnenden Gefecht mit allen denjenigen herbeieilte, die in der Schaar, zu welcher er sich gesellt hatte, im Besitz von Feuergewehr waren.

„Adolph! Du ganz allein?“ rief Victor. „Wo kommst Du her? Wo ist das Gefecht?“

„Bruder!“ entgegnete Adolph freudig überrascht, und reichte ihm die Hand, „ich komme von Hause; doch mein Weg geht nach dem Kampfplatz. Folge mir, und Du sollst ihn schnell erreicht haben. — Aber weißt Du, wem es gilt?“ fragte er leiser, indem sie vorwärts schritten und dem nachfolgenden Zuge ein wenig vorauseilten. „Es ist Lormeuil, der sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen beschlossen hat.“

„Sieh, sieh!“ rief Victor. „Das ist Feuer! Siehst Du, wie hell dort die Schornsteine in der Gluth leuchten? Und drüben die kleine Thurmspitze ist gleichfalls geröthet wie in der glühendsten Abendsonne. Wo mag es brennen?“

„Ich fürchte, es ist das Wachtgebäude! Noch wenige Schritte vorwärts und wir müssen es sehn.“

Sie eilten.

Bald lag das brennende Gebäude vor ihnen. — Plötzlich verschwand die helle Gluth, und nur eine dunkle Rauchwolke mit rothen Streifen und einzelnen Funkengarben blieb übrig; es wurde sogleich bedeutend finsterer.

„Das Dach ist in sich zusammengestürzt!“ rief Adolph; „jetzt wird die Mannschaft der Wache wohl heraus müssen.“

Eben erreichten sie die letzte Barrikade, auf der sich eine Menge von Frauen versammelt hatte, um dem Schauspiel zuzusehn. Adolph machte sich Bahn und schwang sich auf die Höhe des Walles. Victor folgte ihm nach. Sie konnten den ganzen Platz übersehn. Clermont hielt im düsterrothen Widerschein der Flammen und ragte hoch über die Menge hervor.

„Das ist der Obrist, der hier Alles befehligt,“ sprach Adolph und zeigte ihn seinem Bruder; „ein Held unsres alten Siegerheeres, ein Mann, dessen Blick und Wort mit Ehrfurcht und Vertrauen erfüllt.

„Wie heißt er?“

„Den Namen weiß weder ich, noch sonst jemand. Er ist heut von einer Reise in Paris eingetroffen, und gleich aus dem Reisewagen an die Spitze des Volks getreten. — Heiliger Gott! Er stürzt!“

Es war der Augenblick, in welchem Veltlins Schuß seines Ziels nicht verfehlt hatte. — Voller Bestürzung schwang sich Adolph hinunter von der Barrikade und drängte sich durch die Menge hindurch, um über das Schicksal des Führers schnelle Gewißheit zu erhalten. Victor folgte ihm auf dem Fuße.

Da jetzt aber der Hauptkampf begann, indem die Schweizer Mann für Mann ihr Leben theuer verkauften, wurde das Gedränge so furchtbar, daß es bald unmöglich war, weiter vorzudringen.

Mitten in dem tobenden Geschrei der wüthenden Menge hörte man den durchdringenden Jammerruf schwer Verwundeter. Adolph und Victor wurden durch die Menge dicht an einander gepreßt, und mußten mehrere Minuten in dieser peinlichen Lage aus-

harren, wo ſie, kaum zwanzig Schritte von den Käm-pfenden, doch völlig müßig blieben und nicht einmal zur Milderung der Wuth gegen die Uebermannten etwas thun konnten. Endlich ſpaltete ſich der Strom der Volksmenge, und ſie gewannen Luft. Adolph ſchloß aus einem ſtärkeren Gewühl unweit von ihnen, daß dort etwas vorgehn müſſe, was die Neugier be-ſonders reize. Es gelang endlich beiden Brüdern, ſich dahin durchzuarbeiten, und mit ſchmerzlichem Schrecken ſah Adolph, daß der Obriſt, auf einer Bahre liegend, wie es ſchien todt, über den Platz ge-tragen wurde. Haſtig drängte er ſich hinzu, forſchte, fragte, erhielt widerſprechende Antworten, wurde rauh zurückgewieſen, wie es denn in Fällen dieſer Art zu gehn pflegt. Endlich gewann der Zug einen freien Raum in der Straße du Mail, da das Volk ſich we-niger um den unbekannten Todten bekümmerte, als um die Ergebniſſe des Kampfs gegen die Schweizer, und ſich daher dorthin drängte. „Hier ins Haus!“ rief ein junger Menſch, der denen, welche den Kör-per trugen, Befehle zu geben ſchien; „man muß uns ein Zimmer einräumen.“ Sogleich wurde im untren Geſchoß das nächſte Zimmer an der Hausflur geöff-

net, und der Obriſt auf ein Ruhebett gelegt. Adolph und Victor traten in das Gemach ein.

„Um Gottes willen,“ ſprach Adolph den jungen Mann an, „iſt der Obriſt todt?“

„Gott ſey Dank, nein,“ entgegnete dieſer, „nur betäubt von einer Kugel, die ihn dicht am Herzen getroffen hat, deren tödtliche Kraft aber durch das Taſchenbuch gebrochen wurde. Auch hat wohl Blutverluſt den Kranken etwas ermattet, da er am linken Arm durch einen etwas tiefen Streifſchuß verletzt iſt. Ich denke, ihn bald wieder zu ſich zu bringen.“

Der junge Mann war Arzt, und beſchäftigte ſich jetzt damit, den Ohnmächtigen ins Leben zurückzurufen.

Victor ſtand ohne zu ſprechen in tiefes Sinnen verſunken da und betrachtete die Züge des Obriſten mit geſpannter Aufmerkſamkeit. „Es iſt mir unerklärlich,“ ſprach er endlich zu Adolph, „allein ich muß dieſen wackren Mann kennen. Sein Bild lebt in der Tiefe meiner Bruſt, doch vermag ich keinen Namen dazu aufzufinden. Noch niemals hat mich aber eine ähnliche Ungewißheit ſo wunderbar bewegt.“

„Du haſt Recht,“ entgegnete der Bruder, „ich empfinde etwas Aehnliches. Doch wirkt auf mich

die Würde, der Adel ſeines Weſens ſtärker, beſonders die klare Hoheit, die Strenge und Güte zugleich, mit der er befiehlt und anordnet. Vielleicht iſt Deine Empfindung unbewußt darauf gegründet, und die geheime Macht dieſer Züge, welche Dich zur Ehrfurcht nöthigt, ſcheint Dir aus alten Erinnerungen zu entſpringen, während doch nur unmittelbare Gewalt einer höheren geiſtigen Natur auf Dich wirkt."

Victor blieb noch immer in düſtres Sinnen verloren.

Clermont erholte ſich, ſchlug die Augen auf, blickte aufmerkſam umher, ſammelte ſeine Gedanken, und fragte jetzt mit dem Ausdrucke völliger Beſonnenheit: „Wo bin ich?"

Man ſagte es ihm.

Er ſchwieg. Sein Blick fiel auf Adolph. Ein Zug auf ſeinem Geſicht verrieth, daß er ihn zwar erkenne, ſich jedoch nicht deutlich des Zuſammenhangs erinnere, in dem er ihn geſprochen hatte. Plötzlich ſchien ihm derſelbe klar zu werden. Sein Antlitz erheiterte ſich augenſcheinlich, und ſprach: „Es iſt mir lieb, Sie hier zu treffen. Wollten Sie mir Adjutantendienſte thun? Es bleibt noch Vieles anzuordnen."

„Mit Freuden!“ rief Adolph lebhaft. „Auch ich bitte darum!“ fiel Victor ein.

„Mein Bruder,“ stellte Adolph ihn vor.

Der Obrist betrachtete beide Jünglinge mit Wohlgefallen. Er richtete sich ganz auf, und blieb, indem er auch die Füße von dem Ruhebett auf den Boden herabsinken ließ, in der gewöhnlichen Stellung eines Sitzenden.

„Mir ist wieder ganz wohl,“ begann er, „nur etwas müde bin ich. Allein wir haben keine Zeit zu verlieren. — Haben Sie eine Schreibtafel?“

Adolph bejahte es und zog sie hervor. Clermont forderte auch Victor auf zu schreiben und diktirte Beiden. „Die äußersten Barrikaden gegen den Louvre und das Palais-Royal hin, ferner die an dem Eingange bedeutender Querstraßen gelegenen, sollen durch eine starke Wache, die mit Schießgewehren versehen ist, besetzt gehalten werden. — Die Mannschaft soll sich, da Alle sehr ermüdet sind, von Stunde zu Stunde ablösen. Die Uebrigen bivouacquiren, bis das Zeichen zum Angriff gegeben wird. — Die Einwohner der von den Bürgern besetzten Straßen werden aufgefordert, den Vertheidigern der Freiheit Erfrischungen bereit zu halten und sich auf die Aufnahme der

Verwundeten einzurichten. — Unabläſſig ſoll man an Schießbedarf anfertigen, was nur möglich iſt, und jeder, der Waffen beſitzt, ſie den Kämpfenden übergeben. — Die Mannſchaften, welche von den Ufern der Seine bis zu den Straßen du Mail, Montmartre und den Boulevards de la Poiſonnière die äußerſten Barrikaden beſetzen, und ſich meiner Führung anvertraut haben, ſollen nicht eher angreifen, bis ich den Befehl dazu gebe; man muß die Stunde des Kampfes morgen ſo weit hinausſchieben als möglich, da unſre Kräfte und Mittel mit jedem Augenblicke wachſen, die des Feindes, der, wie ich weiß, nicht hinreichend mit Lebensmitteln und Munition verſehen iſt, abnehmen. Auch iſt Ruhe den Unſrigen nöthig, da ſie meiſt ſchon den halben Tag und die Nacht gefochten haben. Ich empfehle daher allen denen, die nicht beſondre Dienſtaufträge haben, an, bis zur Stunde des Kampfes der Ruhe zu pflegen, und ſich durch Speiſe und Trank zu erquicken. — Wenn die Sturmglocke zu den Waffen ruft, ſo iſt damit noch nicht das Signal zum Kampfe gegeben. Sie ſoll nur ein Zeichen für die Bürger ſeyn, die ſich morgen mit uns vereinigen wollen.“

„Mit diesen Befehlen gehen Sie," fuhr Clermont fort, „die Postenkette von dem Pont neuf bis an den Boulevard de la Poissonnière hindurch; dort habe ich überall Befehlshaber ernannt, die eine dreifarbige Binde um den Arm tragen. Machen sie diesen meine Anordnungen bekannt, und fordern Sie sie auf, dieselben so weit unter den Bürgern und Kampflustigen zu verbreiten als möglich. Alle Meldungen und Anfragen treffen mich hier in diesem Hause. Doch mit dem Schlag vier Uhr, wenn kein außerordentliches Ereigniß eintritt, werde ich aufsitzen, und mich an die Hauptbarrikade in der Straße St. Honoré begeben, von wo ich alle weitern Befehle ertheilen will. Um diese Stunde sollen sich daher alle von mir ernannten Unterbefehlshaber daselbst einfinden, und indessen ihre Posten ihren Stellvertretern bis auf Weiteres übergeben. — Sie Beide ersuche ich, sich nach Vollendung Ihres Auftrags wieder hier einzufinden, und mir, falls ein außerordentlicher Vorfall es fordert, Bericht abzustatten, wo nicht, mir einige Stunden der Ruhe, deren ich bedarf, zu gönnen und deren selbst zu pflegen."

Beide Brüder eilten, die erhaltenen Aufträge pünktlich zu vollziehen. Die Gassen von Paris boten jetzt einen durchaus andren Anblick dar, als zuvor.

Von der Anſtrengung überwältigt und aufs Aeußerſte ermüdet, lagen die Kämpfer in langen Reihen auf dem Boden, und erquickten ſich durch einen ſüßen Schlummer, zum Theil auf dem harten Stein. Vielen hatten die Einwohner der nächſten Häuſer jedoch Decken, Matratzen oder Stroh gebracht. Auch lagen viele auf den Hausfluren.

Victor übernahm die Poſtenkette nach der Seite der Seine zu, Adolph die nach den Boulevards. Ueberall fanden ſie wachſame, muthige, kundige Leute, die mit großer Umſicht gewählt waren; ein Zeichen von der Erfahrung und dem ſchnell beurtheilenden Blick des Obriſten.

Nachdem Victor alle Befehle pünktlich vollzogen hatte, kehrte er über den Kampfplatz, wo Lormeuil gefochten hatte, zurück; die glühenden, rauchenden Trümmer des Wachtgebäudes beleuchteten ihn ſchauerlich düſter. Auch dort war jetzt die Ruhe zurückgekehrt, denn rings an den Häuſern lagen die Kämpfer und ſchliefen. Noch kannte Victor das Ergebniß des Gefechts nicht; bald aber wurde es ihm auf erſchütternde Weiſe klar. Er ſah einen Bürger auf eine Hellebarde gelehnt, gleich einer Schildwacht ſtehn. „Wen bewacht Ihr hier, mein Freund?“ fragte er ihn.

„Die man am wenigſten zu bewachen braucht, die Leichen.“

Victor ſah nach der Seite hin, wohin der Finger des Bürgers deutete; eine lange Reihe todter Körper, die er in der Dunkelheit für Schlafende gehalten, lag neben einander.

„Sind das Alles Bürger? fragte er mit dem Ausdruck des Schmerzes.

„Hier vorn, ja. Es hat zwei und ſechszig Todte gekoſtet. — Morgen wird wohl jeder die ſeinigen holen und ſie beſtatten.“

Der dumpfe Ton der Schildwacht hatte etwas Schauerliches.

„Beweint auch Ihr einen unter den Todten, Freund?“ fragte Victor.

„Ich weine nicht. Aber hier neben mir liegen meine beiden Brüder.“

Von tiefem Schmerz ergriffen legte Victor, ſich abwendend, die linke Hand an die Stirn und reichte die rechte dem Unglücklichen theilnehmend dar.

„Dieſe Nacht bewache ich die Leichen. Morgen wird die Mutter ſie abholen und beſtatten, und ich — werde ſie rächen!“

Victor ſchwieg; es war ihm, als müſſe die Bruſt ihm ſpringen im tiefen Schmerz. Unbeweglich ſtand er da und betrachtete den Unglücklichen, der, auf die Hellebarde gelehnt, düſter zur Erde blickte.

Es hallten Schritte über den Platz durch die Stille der Nacht. Jemand kam gerade auf ſie zu — es war Adolph. In ſtummer, unbeſchreiblicher Rührung drückte Victor den Bruder an das Herz. Noch lebte er, noch hielt er ihn in ſeinen Armen! Der Unglückliche vor ihnen blickte troſtlos auf zwei Leichen hinab! Dieſer ſchroffe Gegenſatz machte, daß die Liebe zu dem Bruder in hellen Flammen verdoppelt emporſchlug. Es war ihm, als ſey er ihm niemals ſo theuer geweſen.

Adolph war durch einen beſondern Grund hergeführt worden. Er wollte ſich von Lormeuil's Geſchick überzeugen. Daß kein Schweizer gefangen worden war, daß ſie Alle das Leben eingebüßt hatten, wußte er bereits. Er wollte jetzt unter den Leichen die des unglücklichen Freundes — denn trotz der widerſtrebenden Geſinnungen mußte er ihn ſo nennen — aufſuchen, und, wäre es auch nur zu Louiſon's Troſt, für die Beſtattung Sorge tragen.

„Biſt Du, Freund,“ fragte er die Schildwacht, „beauftragt, dieſe Leichen zu bewachen?“

„Nur zwei davon! Für die übrigen trage ich nicht Sorge. Man wird ſie ſchon erkennen, wenn die Sonne aufgeht; dann mag jeder die Seinen nehmen. — Leichname entwendet keiner; deshalb iſt keine Sorge!“

„Liegen die gefallenen Schweizer auch hier?“

„Nein, dort drüben!“

„So laß uns hinüber,“ ſprach Adolph, und zog Victor mit ſich.

Sie ſchritten zwiſchen den Leichen der Bürger hindurch, bis zu der bezeichneten Stelle. Dort fanden ſie die Leichname in wilder Verworrenheit übereinander geworfen; gräßliche Wunden klafften auf, der Platz war mit Blut überſchwemmt. Die Gluth leuchtete hell genug, um die Züge derjenigen, die nicht zu verſtümmelt waren, zu unterſcheiden.

„Sieh, das iſt Gautier, Lormeuil's Diener,“ ſprach Victor bewegt, und zeigte auf einen ſtarr hingeſtreckten Leichnam mit tiefer Bruſtwunde.“

Adolph betrachtete ihn gerührt. Einige Schritt davon lagen zwei Leichen übereinander, ſo daß die eine das Antlitz der andern verdeckte.

„Das sind Offiziersuniformen," rief Adolph; er hob den oben liegenden Körper empor und wandte ihn um. — Es war Armand; der, auf dem er gelegen, Lormeuil.

Gerade hier war der Kampf am heftigsten gewesen; die meisten Schweizer lagen auf dem Fleck, wo sie gefallen waren; nur die entfernteren Leichname hatte man näher geschleppt und zu den andren geworfen. So schien es nicht unwahrscheinlich, daß Lormeuil, Armand und der treue Diener Gautier hier den Tod beisammen gefunden hatten. Gleichsam beschirmend hatte Armand den Freund noch zuletzt mit seinem Körper gedeckt. Lormeuil war durch einen Lanzenstich gefallen, Armand hatte einen tiefen Hieb in den Hinterkopf.

Adolph ging zu einer unfern gelagerten Gruppe von Bürgern, und bat sie, ihm die drei Leichen fortschaffen zu helfen. Sie schienen unwillig. Adolph sprach ernst und mit Wärme: „Mitbürger! Der besiegte, der erschlagene Feind ist keiner mehr. Die Ehre des Begräbnisses gebührt jedem Tapfern, jedem der Mensch ist. Entweiht Euren schönen, theuren Sieg nicht durch eine rohe That."

Die wenigen Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Bürger. Sie schafften einige Tragbahren herbei und folgten der Führung Adolph's, der die Leichname nach Desormery's Hause bringen ließ. Schweigend bewegte sich der düstre Zug dahin. Henry öffnete das Hausthor. Still wurden die Ueberreste der drei getreuen Kämpfer für eine unselige Sache hinaufgetragen, und in Lormeuil's Gemach abgesetzt.

Hierauf gingen Adolph und Victor zu Desormery, und erzählten ihm den ganzen Hergang, dem Adolph noch den Bericht über Armand's muthiges, edles Unternehmen zu Louison's Rettung hinzufügte. Dann verließen beide das Haus wieder, ohne eine der Frauen gesehen zu haben, damit der Schmerz und die bange Sorge des Abschieds sich nicht erneuern möchten. Sie kehrten zu dem Obristen zurück, wo sie den Ueberrest der Nacht in der Hausflur, vor der Thür seines Gemachs auf ein Strohlager hingestreckt, zubrachten, um gleich in der Frühe bei der Hand und nicht ganz entkräftet zu seyn.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Als Louiſon endlich aus ihrer langen ſtarren Betäubung erwachte, kehrte ihr jedoch mit den Zeichen des Lebens nicht die Klarheit der Beſinnung zurück. Sie blieb in fieberhaften Träumen, erkannte die Schweſter nicht, die vor ihrem Bette ſaß, wußte nicht, wo ſie ſey, nicht was mit ihr geſchehn war. Verworren nannte ſie Lormeuil's, nannte ſie des Vaters Namen; bald ſprach ſie von Flucht und Rettung, dann wieder von treuer Liebe und gemeinſamem Tode. Die düſtren Schrecken ihrer nächtlichen Wanderung, beſonders aber die Erinnerung an den ſchauerlichen Fall über die Leiche, den ſie gethan, kehrten ihrem Bewußtſeyn zurück, und ängſtigten ſie mit tauſend verworrenen Schreckbildern. — „Rettet mich!“ rief ſie, „rettet mich aus den Armen der Leiche! — Halt, Schweſter, geh' nicht

weiter! Flüchte, ſie dringen ein, ſiehſt Du die blinkenden Säbel! — Geſchwind rette Dich, die Dächer ſtürzen ein, und erſchlagen uns Alle — ach, ich kann nicht mehr weiter! Die Leiche hält mich grauſenvoll mit kalten Armen umklammert. Sieh nur, wie das Blut über mich herunterſtrömt. Weh mir, ich bin die Todtenbraut! Im Sarge iſt mein Hochzeitbett! — Marie! Sey ſtill! Verrathe mich nicht! Ich kehre bald wieder — aber ſprechen muß ich ihn noch einmal! Gute Marie Ach, Du weißt nicht, was Liebe iſt — Du weißt nicht, was Reue iſt! Wie die Natter ſich um meine Bruſt ringelt, und mich mit der glühenden Zunge gerade ins Herz ſticht! — Cormeuil! Ich ſterbe mit Dir! Ich verlaſſe Dich nicht, ich will Dich decken im Kampf, durch mein Herz muß der Stahl dringen, der Dich durchbohren ſoll!“ — —

So phantaſirte ſie in furchtbarer Aufregung ununterbrochen fort. Marie ſaß an ihrem Bette und vergoß unendliche Thränen. — Der herbeigerufene Arzt erſchien. — Er fand die Kranke ſehr bedenklich. Um den Sturm der aufgeregten Natur einigermaßen zu ſtillen, verordnete er ihr Alles, was die Kunſt Beruhigendes und Kühlendes kennt. — Seinen fortgeſetzten Bemühungen gelang es endlich, ſie in einen

tiefen Schlaf zu verſenken. — Jetzt entfernte er ſich mit dem warnenden Gebot, den Schlummer ja nicht zu ſtören. Marie blieb in dem einſamen Gemach bei der Kranken, und behütete und bewachte jede leiſe Bewegung derſelben.

Welch eine Nacht!

Draußen auf der Gaſſe ein dumpfes Getöſe, ein fortwährendes Treiben und Drängen, wodurch das furchtbare Ausbrechen des Vulkans verkündet wurde, der jetzt die Erde unter den Füßen der Menſchen bang erzittern machte. Im Gemach dagegen tiefe Einſamkeit und Todesſtille, ſo daß man das Summen eines Inſekts hörte, das, durch den Schimmer des Lichts angelockt, aus der Nachtſchwüle ſich in das Zimmer verirrte.

Marie zählte den Sekundenſchlag der Uhr. — Die Nacht ſchien ihr unendlich lang. — Eugenie und Betty waren am Heerde, Leontine und ihre Mutter mit der Nadel und den Anordnungen in den zur Aufnahme der Verwundeten einzurichtenden Gemächern beſchäftigt. Ihr blieb die ſchweſterliche Sorge um die Kranke. Nur von Zeit zu Zeit kam der Vater in das Gemach, fragte nach dem Befinden Louiſen's, und ſuchte Marieens bange Seele zu tröſten.

Doch vergeblich! Mit düſtrer, unwiderſtehlicher Gewalt hatte die Ahnung eines ſchreckenvollen Ausgangs ſich ihrer bemächtigt. Für die Schweſter hoffte ſie nicht mehr.

Deſormery ſagte Marieen nicht, daß Lormeuil todt ſey, daß die Leiche nur wenige Schritt von dem Gemach entfernt auf der Bahre liege. Er täuſchte ſie mit der Nachricht, daß er ſchwer verwundet und gefangen ſey, Adolph aber ſich bemühen wolle, ihn in Freiheit zu ſetzen. Indeß manche Wahrheiten dringen durch alle Hüllen, mit denen man ſie verſchleiert, hindurch; ſo war es auch hier. Marie ſah nur eine düſtre Zukunft, eine ſchreckenvolle Löſung des verworrenen Gewebes dieſer ſchmerzlichen Ereigniſſe herannahen. Sie hörte des Vaters Worte, doch, ohne zu vermuthen, daß er ſie abſichtlich täuſche, glaubte ſie nicht daran; auch würde ihr Herz durch dieſe Hoffnung nicht beruhigt worden ſeyn. Mochte es doch wahr ſeyn, daß er lebe, was konnte das helfen? Eine Ahnung, die ihr mit furchtbarer Unwiderruflichkeit ins Herz drang, rief ihr zu — es iſt doch Alles vergeblich. Und wenn er lebt, wenn Louiſon geſund und heiter erwacht — das Unheil geſchieht dennoch, denn es ſtand zu beſtimmt in ihrer Seele.

Endlich dämmerte der Tag herauf. In den leiſe bewegten Gebüſchen des kleinen Gartens wurden einige Vögel wach; ein friſcher Morgenhauch drang durch das geöffnete Fenſter. Sanft röthete ſich der klare Aether und warf einen roſigen Schein herab auf das noch im Schatten der Dämmerung zwiſchen hohen Mauern liegende Gärtchen. Marie lehnte ſich hinaus und warf einen frommen Blick nach dem Gewölbe des Himmels hinauf. Da drang ihr der Troſt mit ſanfter Gewalt in die Seele. Es war, als riefe eine innere Stimme ihr zu: „Ueber Gräbern wachſen Roſen. Keine Wunde iſt ſo tief, ſo ſchmerzlich, daß die Hand der ewigen Güte ſie nicht zu heilen vermöchte. Ein Opfer wird der Himmel fordern, aber, im Schmerz veredelt, wird Eure Seele das Glück ernſter betrachten und genießen, und ſeiner ſeligen Gaben würdiger ſeyn.“

Wunderbar getröſtet wandte ſie ſich um und blickte in das Gemach zurück. Da ſaß Louiſon aufrecht auf ihrem Lager, blickte ſie mit matten, aber freundlichen Augen an und ſprach ſanft:

„Schweſter! Du haſt bei mir gewacht?“

„Louiſon,“ rief Marie, „lebſt Du, iſt Dir beſſer?“

„Um Vieles! — Ach, ich hatte einen ſchweren, ſchrecklichen und doch ſchönen Traum. — Oder nein, es war nicht ein Traum, wie Ihr es nennt; aber einer wie das ganze Leben ſich hinträumt. — Ich weiß recht gut, was ich gethan habe, aber nicht, wie ich hieher zurück komme.“

Plötzlich ſah die Kranke mit ſtarrem Blicke umher. „Ja,“ rief ſie, „nun weiß ich's! O Gott, wo iſt Lormeuil! Iſt er todt, haben ſie ihn gemordet? Schweſter, habe Erbarmen mit mir — ſage mir Alles, Alles!“ Bei dieſen Worten ſchlang ſie die Arme heftig um den Hals der liebreich über ſie gebeugten Marie, küßte ſie, weinte, bat — allein ſo heftig, ſo ſtürmiſch, daß es unmöglich war, ihr zu antworten.

„Seh ruhig, liebſte Louiſon, ſey ruhig. Du ſollſt Alles wiſſen, aber höre mich an! Lormeuil iſt verwundet, iſt gefangen —“

„Nein! Nein! Nein! Du kannſt mich nicht täuſchen! Er iſt todt! Ich weiß es, er iſt todt! — Verwundet? das ſagſt Du jetzt, und dann ſchwer verwundet, dann ohne Hoffnung — ich weiß es — dieſe langſame Marter nennt Ihr ſchonen, vorbereiten. Das iſt Alles vergeblich! Wollt Ihr ein liebendes Herz täuſchen? Hinweg, hinweg! Ich ſehe ſeine Leiche vor

mir, — er ist blutig verstümmelt, gemißhandelt! — O mein Himmel!“

„Louison,“ sprach Marie sanft, „welche entsetzliche Bilder. Nein —“

„Nein, nein! Sag ich Dir selbst! Er ist todt. Aus Barmherzigkeit gestehe mir's, daß die Angst mich nicht vernichte. Wir sind einmal rasende Sterbliche, die Hoffnung klammert sich an das Herz, auch wenn wir sie von uns stoßen, wenn die schaudervolle Wahrheit gräßlich, unläugbar vor unsren Augen steht. Schwester, selbst an seiner Gruft, an seiner entseelten Hülle könnte ich die Hoffnung nicht ganz ersticken, so hoffnungslos ich bin! Sie regt sich noch, wie das Leben eines Zerschmetterten, gegen seinen Willen. Marie! Es ist das einzige Glück, das ich noch kenne, ganz, ganz ohne Hoffnung zu seyn! Ersticke den letzten Funken, ich flehe Dich auf meinen Knieen darum an!“

Hier machte sie eine heftige Bewegung, als wollte sie vom Lager aufspringen und sich der Schwester zu Füßen werfen. Diese hielt sie in sanfter, zärtlicher Umarmung zurück.

„Bei dem gnädigen Gott, Louison, ich sage Dir, was ich weiß,“ rief Marie, „und ich weiß nichts andres, als ich Dir sage.“

„Verwundet? Und wo? Ich will zu ihm. Bewacht man ihn in seinem Zimmer? O laß mich hinüber.“

„Er ist nicht dort, meine Schwester. Gewiß nicht.“

„Aber wo ist er denn?“

„Bei Gott, ich weiß es nicht, Louison!“

„Ach, Marie, Du bist grausam gegen mich! Ich weiß, er ist auf seinem Zimmer. Seine Leiche hat man dorthin gebracht, aber Ihr wollt mir's verschweigen. Glaubst Du denn, ich hätte nicht gehört, als ich schlummerte? Da trug man den Sarg hinein; ich hörte schwere Schritte, und die Thür öffnete sich und schloß sich wieder. Kranke haben einen leisen Schlummer! Ich wäre auch aufgesprungen, aber die Macht der Krankheit hielt mich regungslos gefesselt. — Du weißt das Alles, und willst mir's doch verschweigen? O, Marie, das ist nicht gut. Ich bin wohl oft unfreundlich gegen Dich gewesen, aber ich dachte, Du hättest mir's vergeben, um meines Elends willen!“

Marie zerfloß in Thränen. — Sie betheuerte, sie schwur, vergeblich! Louison weinte, bat, flehte die Schwester an, sie hinüberzuführen. Umsonst stellte Marie ihr vor, daß Fieberträume sie täuschten; sie ge-

rieth endlich so außer sich, daß die Schwester besorgt wurde, eine längere Weigerung könne ihr den Tod bringen.

„Gut denn," sprach sie, „ich will mit Dir hinübergehn, dann aber versprich mir auch, daß Du ruhig seyn willst. Aber Du wirst zu schwach seyn, Du kannst Dich nicht aufrecht erhalten!"

„Zu schwach? — Und müßte ich ihn durch ganz Paris aufsuchen, ich fühle die Kraft dazu!"

Sie sprang vom Lager auf; ihre Wangen glühten; kaum duldete sie es, daß Marie ihr einen Mantel besorglich umwarf. Mit hastigen Schritten eilte sie hinaus, so daß die Schwester Mühe hatte, ihr zu folgen, sie zu stützen. — Beide eilten den Corridor hinunter; als sie die Thür von Lormeuil's Zimmer fast erreicht hatten, fiel es Marieen selbst auf, daß dieselbe offen stand. Eine Ahnung, als könne Louison dennoch Recht haben, bemächtigte sich in diesem Augenblick ihrer Seele. Aber schon hatten sie das Gemach erreicht, Louison öffnete die Thür vollends, — und sie standen vor Lormeuil's, nur mit einem weißen Tuch halb bedeckter Leiche. Mit einem Schrei des Entsetzens sank Marie zu Boden; Louison schien nicht überrascht. Sie sprach mit seltsamer Stimme: „Siehst Du, daß

ich es wußte? Aber fürchteſt Du Dich vor Leichen, Marie?"

Die heftig Erſchreckte war in die Kniee geſunken; ſie bebte, ihr Buſen flog, ſie konnte die Sprache nicht wieder finden. Mühſam hob ſie ſich endlich an Louiſon's Hand, die ſie nicht los gelaſſen hatte, empor, und ſchwankte gegen das Ruhebett zu, auf welchem Lormeuil lag. Dort mußte ſie ſich vor Ermattung zu Füßen des Todten niederſetzen.

Louiſon war der entſeelten Hülle näher getreten. Mit einem unbeſchreiblichen Blick, der aus einem irren Wahn der Freude und tiefſtem Jammer zugleich gemiſcht war, blieb ſie unbeweglich vor dem Todten ſtehn. Sie legte ihre Hand langſam an ſein Herz und ſprach:

„Es ſchlägt nicht mehr!"

Dann trat ſie näher gegen das Haupt hin, ſtrich dem Todten das Haar ein wenig aus der Stirn, und ſagte mit einem herzzerreißenden Lächeln:

„Er ſieht noch immer mild und freundlich aus. Nicht wahr, Marie?"

Dieſe vermochte nicht zu antworten.

„Ja, Du ſitzeſt zu ſeinen Füßen. Das ſollte mein Platz ſeyn. Aber ich werde bald treu an ſeiner Seite liegen.“

Erſt jetzt fiel ihr Blick auch auf die andren Leichen, die in einiger Entfernung im Hintergrunde des Zimmers lagen. „Sieh, dort iſt auch der treue Diener, und hier der treue Freund. Ein ſchöner Jüngling! Ein edles Herz! Sie ſind mit ihm geſtorben, Marie; — das will ich nun auch!“

Sie ſeufzte leiſe auf, legte die Hand auf die Bruſt und blickte mit jenem irr' träumenden Lächeln gen Himmel auf.

Marie hatte ſich einigermaßen wieder erholt. Mit banger Ahnung ſah ſie Louiſon's ſcheinbare Ruhe und Ergebung; ſie empfand es wohl, daß ihre Seele ſchon halb jenſeit war. Sanft legte ſie den Arm um die Schweſter; kaum vermochte dieſe noch einen Fuß zu heben. Halb getragen von Marieen gelangte ſie wieder bis an die Thür ihres Zimmers. Dort ſank ſie ganz in ſich zuſammen, und mühſam brachte die Schweſter ſie wieder auf das Lager zurück. Hier entſchlummerte ſie ſogleich; bald aber athmete ſie ängſtlich, öffnete das Auge halb, ſah bewußtlos umher, ſprach jedoch keine Sylbe. Marie betrachtete ſie mit unausſprech-

licher Angſt; jeden Augenblick ſchien ihr der Zuſtand gefahrvoller, endlich vermochte ſie es nicht mehr, allein zu bleiben, ſondern eilte hinüber, den Vater zu rufen.

Sie fand den Greis in einem Lehnſeſſel, ermattet, halb entſchlummert; auf dem redlichen Antlitz ſchwebte ein Zug der Sorge und des Grams. Tief gerührt trat Marie vor ihn. „Soll ich ihn wecken," dachte ſie, „und zu welchem Schmerz! Aber würde er mir's je vergeben, wenn er ſein ſterbendes Kind nicht noch einmal geſehn hätte?" Leiſe berührte ſie ſeine Hand, und flüſterte: „Vater!"

Er erwachte.

„Louiſon iſt ſehr krank, ich ängſtige mich, o komm einen Augenblick hinüber!"

Er folgte der Tochter eilig. Als ſie in das Gemach der Kranken eintraten, fanden ſie dieſe im heftigſten Todeskampf; die Bruſt flog, der Blick ſtarrte irr vor ſich hin.

„Gott, ſie ſtirbt!" rief Deſormery und rang die Hände. „Henry!" rief er hinaus, „eile zum Arzt, aufs ſchnellſte!"

Dieſen Ruf hörte Frau von Clermont, die allein noch unermüdet thätig, in einem der Vorderzimmer

war. Sie schreckte heftig zusammen, und eilte hinüber in das Krankenzimmer. Als sie eintrat, sah sie den Vater und Marieen trostlos am Bette stehn; sie ging näher, sah die Kranke und ein Blick reichte hin, sie zu überzeugen, daß hier keine Hülfe mehr zu erwarten sey. „Lieber Desormery," sprach sie sanft, „ergeben Sie sich in das Nothwendige; der Arzt kommt vielleicht schon zu spät. Das Auge ist dem Brechen nahe!"

Desormery sah sie mit einem Blick voller Thränen an, und erwiederte: „O daß ich nur noch ein Wort der Liebe zu ihr sprechen könnte! Daß unsre Herzen nicht im Zwiespalt von einander gerissen würden!"

„Diese Hoffnung kann ich Ihnen geben; der letzte Augenblick wird hell und heiter seyn — er ist nicht mehr fern."

Desormery setzte sich neben das Lager der Tochter, Marie zu den Füßen des Betts nieder. Frau von Clermont ging hinüber zu Eugenien und Leontinen, die Arm in Arm, Herz an Herz in einem Sessel schlummerten. Sie weckte sie sanft und sprach: „Kinder, wollt Ihr von Eurer Freundin Abschied nehmen? Sie wird bald von dieser Erde scheiden." Erschreckt

und erschüttert folgten die jungen Mädchen der Mutter, die auch Betty aus dem Nebenzimmer abrief. Leise traten sie an das Lager der Sterbenden und betrachteten sie in tiefer Rührung, die so jung ihr Geschick vollendete. Ihr Athem war ruhiger, das Auge geschlossen; plötzlich schlug sie es auf, und blickte matt, doch hell und freundlich umher. Sie lächelte, aber sprach nicht. Der Vater ergriff ihre Hand; sie sah ihm mit zärtlicher Wehmuth ins Auge, rührte die Lippen, aber kein Laut entfloh ihnen. Marie trat von der andren Seite heran, legte ihr sanft den Arm unter das Haupt, so daß es nun ganz erhoben wurde, und faßte ihre Linke. Die Sterbende fand sich in dieser Stellung offenbar erleichtert; sie schien Kräfte zu sammeln. Nach einigen Minuten sprach sie: „Vater, Marie, — ich kenne Euch Alle!"

Eine tiefe Stille herrschte in dem Gemach; jeder fesselte die Ausbrüche des Schmerzes in der heiligen Minute des letzten Abschieds.

Mit seligem Lächeln blickte Louison noch einmal rings umher; sie schlug das schöne Auge groß auf, blickte den Vater an und hauchte:

„Ihr müßt mich neben ihn begraben."

Dann athmete ſie tief auf, das Augenlied ſank müde herab, — ſie lächelte, — verſchied.

Rings herrſchte heilige Stille des Morgens; der Himmel warf einen leiſen Purpurſchimmer in das Gemach; — die Zurückgebliebenen hielten einander in ſtummer Umarmung.

Da ertönte plötzlich der fürchterliche Klang der Sturmglocke, die den dröhnenden Ruf zum Kampf aus hohen Lüften herab erſchallen ließ. Von der ſtillen Friedensſtätte der Entſchlummerten riß die gewaltige Hand des Geſchicks die Trauernden wieder mitten hinein in die brandenden Wogen des Lebens.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Mit dem Schlag der vierten Stunde ſaß Clermont wieder zu Pferde. Adolph und Victor waren ihm ſchon vorausgeeilt und harrten ſeiner an der Barrikade in der Straße St. Honoré. Hier waren alle die Befehlshaber zuſammengekommen, welche Clermont eingeſetzt hatte. Als er herangeſprengt kam, wurde er mit jubelndem Ruf begrüßt. „Freunde,“ redete er die Krieger an, „unſre geſtrigen Kämpfe und Siege waren nur das Vorſpiel zu denen, die uns jetzt bevorſtehn. Ich habe Nachricht, daß der Feind uns angreifen wird. Erwarten wir ihn ruhig. Seine Uebermacht an Leuten, die mit Schießgewehren bewaffnet ſind, kann uns einen Augenblick gefährlich werden; er wird ſogar Artillerie gegen uns auffahren. — Hier in dieſer Straße und in allen engeren Gaſſen,

wo wir Barrikaden errichtet haben, wird es ihm unmöglich ſeyn, vorzudringen. Aber ſchwerlich dürften wir ihm in den breiteren Straßen du Mail und Foſſée Montmartre offnen Widerſtand leiſten, ohne großen Nachtheil zu erfahren. Ich werde dort den Oberbefehl übernehmen. Gelingt mir mein Plan, ſo verführe ich den Feind, uns auf dem Platz des Victoires anzugreifen. Ich werde mich dann durch die breiten Querſtraßen bis in die Straße Montmartre zurückziehn. Ihr werft Euch in alle Seitengaſſen, in die Häuſer, beſetzt die obren Stockwerke, in denen Ihr ſo viel als möglich Steine zuſammenhäuft. Mit der Hauptmacht unſrer Bewaffneten biete ich dem Feinde fortwährend, obwohl immer zurückgehend, die Spitze; ſo wie ich die Ecke der Straße du Croiſſant erreicht habe, mache ich Halt. Dort ziehe ich die in der Straße Notre Dames des Victoires aufgeſtellte Verſtärkung an mich, und werfe mich dann mit ganzer Macht auf den Feind. Ich werde in dieſem Augenblick aus den Fenſtern des Eckhauſes der Straße St. Marc, das die ganze Länge der Straße Montmartre zu ſehen iſt, ein Zeichen durch das Schwingen einer dreifarbigen Fahne geben laſſen. Daſſelbe wird aus allen Dachfenſtern der Eckhäuſer in der Straße

Montmartre weiter gegeben werden. Und in dieſem Augenblick brecht Ihr Alle zugleich aus den Quergaſſen hervor, feuert aus den Fenſtern, werft Steine herab, kurz, greift den Feind mit allen Waffen an. Dann muß er flüchten; oder er wird vernichtet. Ihr verfolgt ihn nicht; ſondern mir, mit dem Kern unſrer Macht überlaßt es dann, ihn für ſeine Verwegenheit zu züchtigen. Ich begebe mich jetzt nach dem Platz des Victoires. Dorthin ſendet mir jeder von Euch dreißig ſeiner beſten mit Schießgewehr bewaffneten Leute, denn wir werden den heißeſten Kampf zu beſtehn haben. Ihr Andren haltet Euch nur wacker hinter Euren Barrikaden, daß man uns nicht in die Flanken fallen kann, ſondern da angreifen muß, wo ich es haben will. — Jeder verbreite unter ſeinen Leuten, unter den Bürgern, den Hausbewohnern der Straßen, kurz ſo weit als möglich dieſen Plan des Kampfes, damit jeder möglichſt dazu mitwirke. Wäret Ihr ein geordnetes Heer, ſo würde ich ihn geheim halten, und nur den nächſten Befehlshabern mittheilen, was ihnen zu wiſſen nöthig wäre. Hier aber muß uns der allgemeine redliche Wille zum Erſatz für den unbedingten Gehorſam, die künſtlich geordnete Zuſammenſetzung eines Heeres dienen, das, ſo ungeheuer

es ſey, doch bis in die entfernteſten Theile durch den Wink des Feldherrn geleitet wird. In Paris iſt kein Verräther. Ich erfahre zwar, was der Feind will, was er fürchtet, was er leidet, allein ich weiß, in dieſer ungeheuren Menge befindet ſich niemand, der uns an ihn verräth."

Ein lauter Ruf der Begeiſterung folgte dieſen Worten.

„Begebt Euch jetzt auf Eure Poſten; niemand greife an; es thut uns nicht Noth zu fechten, wohl aber dem Feinde."

„Ihr, meine jungen Freunde," ſprach Clermont zu Adolph und Victor, „werdet mir folgen. — Forbin, Du mußt Deinen Quai vertheidigen; er iſt ein wichtiger Punkt. Laß mir keinen Feind in den Rükken kommen!"

„Sorgt nicht, mein Obriſt!" rief der Alte, „keine Maus ſoll Euch ſtören, ſo lange ich Wache halte. Am liebſten ſtünde ich freilich dicht neben Euch im Gefecht, aber Gehorſam iſt des Soldaten Pflicht, und ich werde auf meinem Poſten leben und ſterben."

Damit ging der wackre Graukopf ab, um zu den Seinigen zurückzukehren.

Clermont ritt nach dem Platz des Victoires. Hier kamen bald alle die Mannschaften, die er gefordert hatte, zusammen. Sie bildeten doch ein Corps von nahe an sechshundert Mann, und da einzelne Bewaffnete aus den Stadtvierteln noch fortwährend hinzuströmten, so vergrößerte sich die Zahl noch bedeutend. — Er gab einem jungen Offizier des alten Heeres, der nur einen Arm hatte, aber doch zum Kampfe geeilt war, den Oberbefehl über das Reserve-Corps, welches in der Straße Notre Dames des Victoires aufgestellt wurde. Adolph und Victor behielt er zunächst bei sich, doch erhielt Adolph den Befehl, so lange der verstellte Rückzug dauern würde, diejenigen anzuführen, die sich durch die Straße du Mail in die Straße Montmartre ziehen sollten, wo dann die Corps wieder zusammenstoßen mußten. Die schlecht oder gar nicht Bewaffneten mußten sich in die Häuser vertheilen und Steine in die oberen Stockwerke tragen. Doch bestimmte Clermont auch eine Anzahl Schützen, die während des Rückzuges einzeln in die Häuser entweichen und dann nach gegebenem Zeichen aus den Fenstern feuern sollten.

Nachdem auf diese Weise alle Vorbereitungen getroffen waren, lagerten die Kämpfer sich, bis der

Ruf zur Schlacht erfolgen würde. Die Bewohnerinnen der Häuser in allen anliegenden Straßen wetteiferten, die Krieger mit Speisen und Wein zu erquicken, damit sie desto freudiger und stärker in den Kampf gehen könnten.

Diese Waffenruhe dauerte mehrere Stunden; indessen hörte man von Zeit zu Zeit schießen, und erhielt die Nachricht, daß auf den Boulevards, auf den Quais, an der Kaserne Babylone, kurz an allen Punkten von Paris gefochten wurde. In den Tuilerien waren die Minister und der Marschall Marmont mit seinem Generalstabe versammelt, um über die Maaßregeln, die man zu treffen habe, zu rathschlagen. Es verlautete, Paris sey in Belagerungszustand erklärt und Marmont zum Commandanten ernannt. Dies ließ etwas Entscheidendes erwarten.

„Wir müssen uns auf einen nachdrücklichen, mit Umsicht und Tapferkeit geleiteten Angriff gefaßt machen," sprach Clermont. „Denn Marmont hat Talent, Erfahrung und Muth. Wäre er dem Vaterlande so getreu gewesen, als er ihm nützlich war und noch seyn könnte, er müßte der Stolz der Nation seyn. Ihn hat die Verschwendung verderbt."

Gegen neun Uhr entſtand plötzlich eine lebhafte Bewegung unter den gelagerten Truppen. Clermont ſchickte Victor hin, um die Urſach zu erfragen Indeſſen ſah man von weitem, daß ſich das Volk mit Lebhaftigkeit um einige Männer in Uniform drängte und von Zeit zu Zeit einen Freudenruf erhob. Victor kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß es mehrere Deputirte ſeyen, die ſich zum Marſchall Marmont begeben wollten, um den Verſuch zu machen, dem Blutvergießen ein Ziel zu ſtecken.

„Wer ſind die Deputirten?“

„Ich erkannte nur Laſitte, Caſimir Périer und den Grafen Lobau.“

„Lobau!“ rief Clermont freudig erſchüttert. „Und unter welchen Bedingungen will man Frieden ſchließen?“

„Zurücknahme der Ordonnanzen, Wechſel der Miniſter, — —“

„Nimmermehr! O die Verblendeten! Glauben Sie denn, daß jemals mit dieſem Fürſten ein Bund der Treue und Aufrichtigkeit geknüpft werden kann? Wie lange werden wir andre Miniſter haben? Welche Schritte wird die Camarilla ihnen geſtatten? Nichts! Nichts! Man würde nur einen günſtigen Zeitpunkt

erwarten, um uns das Joch desto sichrer überzuwerfen. — Auch Lobau ist dabei? Freilich, ein funfzehnjähriger Friede, der uns alle Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens bereitet und uns daran gewöhnt, lehrt diese Güter hoch schätzen. — Aber nein! Dennoch! Ich mag keinen Frieden, der nicht Frankreichs Heil auf immer sichert. Dieser Boden ist geröthet vom Blut der Bürger! Das muß gesühnt werden. Die bloße Zurücknahme verbrecherischer Befehle, die man niemals geben durfte, ist noch kein Unterpfand für die Freiheit des Vaterlandes. Jetzt ist Krieg. Ich fechte, siege oder falle. Das Loos der Waffen entscheide. Inter arma silent leges. Wer will mir den Frieden vorschreiben. Lobau? Lafitte? Périer? — Ehrenwerthe Männer; aber ich denke, ich weiche ihnen nicht an Vaterlandsliebe. Und wer gab ihnen Vollmacht? Nein, der Schritt, den sie thun, bleibt weit hinter der Macht der Ereigniſſe zurück. Bedingen sie uns nichts Beſſres, so verwerfe ich die Bedingungen!"

Clermont sprach dies mit der Entschiedenheit eines Mannes, der die Macht in Händen hat. Und er hatte sie, denn er empfand die wahrhafte Gesinnung derer, die unter ihm kämpften. Der Augenblick, wo endlich das leere Gaukelspiel der Verehrung eines ge-

haßten Monarchen vor der lang verhüllten und gefeſſelten, jetzt aber, ihre Banden mächtig ſprengend, unbeſiegbar einherſtürmenden Wahrheit in ſein Nichts zuſammenſtürzen mußte, war da.

„Wir wollen die Antwort erwarten," ſprach er ruhiger. „Alsdann iſt es noch Zeit, das Volk zu hören."

Ein zweites Zuſammenſtrömen, ein erneutes freudiges Jauchzen und Jubeln der Menge erregte abermals die Aufmerkſamkeit des Obriſten. Das Getümmel kam näher und näher. Bald erkannte man einen kleinen, ältlichen Mann mit ſilberweißem Haar, der, in einem Seſſel ſitzend, mit zwei Krücken im Arm, von dem Volke getragen und mit liebender Emſigkeit umringt wurde. Sein lebhaftes Auge blitzte feurig, er ſprach mit freundlichem Ernſt rings zu allen Bürgern.

„Wer iſt das?" fragte Clerment.

Victor wußte es nicht. Adolph aber hatte Thränen in den Augen und ſprach mit bewegter Stimme: „Das iſt der treuſte Freund des Volks, der unerſchrokkenſte Kämpfer für die Freiheit, der edelſinnigſte Bürger Frankreichs — es iſt Benjamin Conſtant! — Krank, vielleicht dem Tode nahe, läßt er ſich von ſeinem Schmerzenslager auf die Stelle der Gefahr tra-

gen, wohin die Noth des Vaterlandes ihn ruft. Aber, Ihr ſeht es, die Bürger tragen ihn auf ihren Händen.“

Clermont blickte mit Ehrfurcht auf das Haupt des alten, kränklichen Mannes, dem in der ſterbenden Bruſt das Herz eines Löwen ſchlug, unter deſſen bleicher Scheitel das ewige Feuer der Wahrheit, das glänzende Licht der Freiheit ſtrahlend glühte.

Er trat dicht heran. Als der Zug einen Augenblick anhielt, ſchritt er mit dem edlen Selbſtgefühl eines Mannes, der berechtigt iſt, auf eignen Werth zu bauen, dem großen Fechter für die heilige Sache der Freiheit entgegen. Er reichte ihm die Hand dar; Conſtant ergriff ſie mit Wohlwollen, und blickte den Obriſten mit einer Miſchung des Erſtaunens und der Ehrfurcht, die ſein hohes Weſen gebot, an.

„Sie haben,“ ſprach dieſer, „funfzehn Jahre für Frankreichs Freiheit gefochten, ich jetzt kaum funfzehn Stunden. Dennoch faſſe ich mit Zutrauen Ihre Hand; denn ich glaube, mein Herz ſchlägt ſo warm für die Freiheit, als das Ihrige, wenn gleich Sie mächtigere Waffen zu ihrer Vertheidigung führen, als ich.“

„Es iſt die Zeit, wo Biedermänner ſich die Hand reichen müſſen,“ entgegnete der berühmte Redner mit bewegtem Ton der Stimme. „Möge der Himmel

Ihre Waffen ſegnen, wie er die meinigen, denke ich, ſeit funfzehn Jahren geſegnet hat; dann werden wir uns vielleicht in wenigen Tagen in der erfüllten Freude des heiligſten Sieges umarmen, wie wir es jetzt in der Hoffnung darauf thun."

Edle Seelen erkennen ſich im erſten Augenblick; denn ihre leiſeſte Berührung giebt, wie die zweier edlen Metalle, einen reinen Wohlklang.

Beide Männer umarmten einander in ſtummer Rührung, und ſchieden, ohne weiter ein Wort zu ſprechen.

Eine Stunde war verfloſſen. Da ſah man die Deputirten, welche mit dem Herzoge von Raguſa unterhandelt hatten, zurückkehren. Es verbreitete ſich das Gerücht, daß ihre Schritte vergeblich geweſen ſeyen.

„Wohl uns!" rief Clermont, „ich denke, die unſrigen werden es nicht ſeyn."

Da der Obriſt mit allen Theilen der Stadt Verbindung unterhielt, und eine eigne Anzahl gewandter Leute ausgeſucht hatte, um ihm ſchnell und häufig über den Zuſtand der Dinge Nachricht zu bringen, ſo wußte er auch mit Zuverläſſigkeit, daß die Schweizer und Garden im Louvre und in den Tuilerien, wo

ſie in den größten Maſſen beiſammen ſtanden, von allen Lebensmitteln abgeſchnitten waren, und daher bald einen entſcheidenden Schritt wagen mußten, um ſich aus dieſer Lage zu retten. Deshalb wiederholte er die ſtrengſten Befehle, durchaus nicht anzugreifen.

Endlich, Mittags gegen zwei Uhr, brachte ein junger Menſch die Nachricht, daß die Truppen auf dem Carouſſel-Platz geordnet würden und Marmont an ihrer Spitze einen Angriff machen werde. Die Gewißheit, daß die Nationalgarden von Paris zuſammenzutreten anfingen, und daß die polytechniſche Schule ſich zu einem eignen erfahrungs- und kenntnißreichen Corps gebildet habe, das wohl bewaffnet und ſogar mit einiger Artillerie verſehen ſey, hatte den Marſchall beſtimmt, ſeinen Angriff zu beginnen, noch ehe ein näherer Befehl des Königs ihn dazu ermächtigte.

Es dauerte nicht lange, ſo wurde die Colonne des Schweizer-Regiments am Ende der beiden ſenkrecht auf einander ſtoßenden Straßen croix des petits champs und rue neuve des petits champs ſichtbar. — Die Bürger traten unter Waffen. Die Sonne ſtand hoch am Himmel; es war eine glühende, erſtickende Hitze. Rings herrſchte die tiefſte Stille. So groß die Be-

geiſterung war, ſo bemächtigte ſich doch im Augenblick der furchtbaren Entſcheidung aller Gemüther eine ernſte, faſt beklommene Stimmung. Clermont beſtieg ſein Pferd; er überſah ruhig, mit klarem Auge ſeine Streitkräfte, und prägte der Mannſchaft nochmals pünktliche Befolgung der gegebenen Befehle ein. Er zog den Säbel nicht, da er den linken, verwundeten Arm in einer Binde trug, und deshalb die Zügel mit der rechten Hand führen mußte. Victor bat ihn, lieber zu Fuß zu commandiren, da er ſich auf dem Roß der Gefahr zu ſehr ausſetze, indem jeder Schütze auf ihn anlegen werde. Er erwiederte: „Ich weiß das und habe es genau überlegt. Allein ich muß zu Pferde ſitzen, um Alles zu überſehen, ſogleich ſelbſt überall hineilen zu können. Jeder Befehlshaber nach mir zu Pferde, wird ſo gut ſeyn wie ich zu Fuß. Deshalb darf ich die Gefahr nicht in Anſchlag bringen.“

Die Schweizer rückten an; dumpfe Trommelwirbel erſchollen; Staub wirbelte hoch über den vordringenden Colonnen. Clermont ließ ſie bis auf bequeme Schußweite herankommen. Dann commandirte er: „Feuer!“

Das Getöſe war furchtbar in den engen Gaſſen. Der Boden dröhnte, alle Fenſter bebten und klirrten.

Die Rauchwolken, die kein Lüftchen verjagte, ſtanden blau und ſchwer über den Kämpfenden. — Im gleichen Augenblick erwiederten die Schweizer das Feuer durch eine Generalſalve. Die Kugeln ſchwirrten meiſt über den Köpfen der Bürger hin. Doch war es einen Augenblick, als ob tauſend Schlangen in der Luft ziſchten und züngelten, ſo nahe und ſo zahllos ſchwirrten die Todespfeile dahin.

Durch die Hauptbarrikade der Straßen Foſſée Montmartre und du Mail hatte Clermont einen Durchbruch machen laſſen. Gleich nach der erſten Salve gebot er dem einem Theil der Leute, ſich durch dieſe Oeffnung abzuziehen, während er mit dem übrigen das Feuer noch mehrmals erwiederte. Da die königlichen Truppen durch zwei Straßen anrückten, die ſenkrecht auf einander ſtoßen, ſo entſtand auf dem Platze ſelbſt ein furchtbares Kreuzfeuer, das jedoch den Leuten Clermonts wenig Schaden that, da er Sorge getragen hatte, ſie außerhalb des gefährlichen Punkts aufzuſtellen.

Mit dröhnendem Trommelſchlag und lautem Feldgeſchrei rückten die Schweizer und Garden im Sturmſchritt auf den Platz an. So wie ſie aus den Mündungen der Straßen hervorquollen, empfing ſie ein

furchtbares Feuer der zum größten Theil hinter den Barrikaden aufgestellten Schützen, und richtete eine grauenhafte Verheerung unter ihnen an. Jede Kugel traf, zahllose Verwundete bedeckten in einem Augenblicke den Boden. Mitten in den andringenden Massen ritt der Marschall Marmont; doch konnte man in dem Qualm und Rauch, der Alles umhüllte, seine Gestalt nur dunkel unterscheiden. Er spornte den Gaul, sprengte mit seinen Adjutanten auf den Platz, ordnete trotz des heftigsten Gewehrfeuers die einen Augenblick ins Wanken gekommenen Colonnen mit der Kaltblütigkeit des alten, in Schlachten ergrauten Feldherrn, und winkte ihnen, sich vorwärts auf die Barrikade zu stürzen. Mit gefälltem Bajonett rückten sie an; eine Salve empfing sie und riß weite Lücken in die Reihen. Doch sie schlossen sich wieder und drangen mit lautem Feldgeschrei über die Leichname ihrer Brüder vorwärts; dreißig Schritt vor der Barrikade feuerten sie, und stürmten dann im vollen Laufe dagegen an.

Der Obrist hatte seine Leute schon gesammelt und gegen hundert Schritt zurückgeführt. Als eine Anzahl von Schweizern durch und über die Barrikade herein gedrungen waren, ließ er Feuer geben und der Ku-

gelschwarm schlug verheerend in die Massen ein. Doch weder die Truppen, noch ihr Führer wankten, sondern drangen in geschlossenen Reihen unter fortwährendem Feldgeschrei und rasselnden Trommeln durch Rauch und Dampf, über Leichen und Verwundete unerschrocken vorwärts.

An der Ecke der Straße Montmartre war die zweite Barrikade aufgeworfen. Die Bürger zogen sich an beiden Seiten derselben, wo man einen schmalen Raum offen gelassen hatte, in lange Reihen aufgelöst hindurch, stellten sich dahinter auf und richteten ein mörderisches Feuer auf die anrückenden Truppen. Da öffneten sich diese plötzlich, drängten sich eng an beide Häuserreihen und gaben so zweien, am Eingange der Straße aufgefahrenen Kanonen freien Spielraum. Zu gleicher Zeit krachten beide Feuerschlünde, und die zermalmenden Eisenmassen fuhren schmetternd durch die leicht aufgeworfene Barrikade hindurch und rissen die Reihen dahinter zu Boden. Die eine Kugel schlug dicht neben Clermonts Pferd in den durch das Aufreißen des Pflasters zum Glück lockren Boden ein, und warf eine ungeheure Erdgarbe empor, die den Obristen fast ganz überschüttete. Das Roß bäumte sich, die zunächst stehenden Bürger, des furchtbaren

Anblicks ſolcher zerſchmetternden Kräfte unkundig, ſtieſſen einen Schrei des Entſetzens aus und wichen zurück. Clermont ſchüttelte ſich ruhig den Sand ab, wiſchte die Augen aus, und befahl: „Zieht Euch hinter die Häuſer in die Straße Montmartre zurück.“ Es geſchah.

Im gleichen Augenblick war auch Adolph mit der ihm anvertrauten Mannſchaft auf ſeinem Rückzuge bis in die Straße Montmartre gelangt. Er mußte, um zu Clermont zu ſtoßen, mit allen ſeinen Leuten durch das Kreuzfeuer der Artillerie hindurch. Der Obriſt ſprengte ihm daher entgegen, und befahl, die Leute hinter den Häuſern in Maſſen zu ſammeln. So warteten ſie jedesmal den Schuß ab, und unmittelbar nach demſelben ſtürzten ſie vollen Laufs über die Straße hinweg. Trotz des ſchnellen, ununterbrochen fortgeſetzten Kartätſchfeuers, denn nur die erſten, mehr gegen die Barrikade gerichteten Schüſſe waren mit Kugeln geſchehn, verlor man auf dieſe Weiſe nur wenige Leute.

Der Donner der Kanonen verſtummte endlich. Die wieder geſammelten Schweizer rückten mit gefälltem Bajonett vor. Langſam zog ſich Clermont mit

den Seinigen zurück, indem er fortwährend feuerte und dem Feinde furchtbaren Schaden that.

Der Herzog von Ragusa, der nicht ahnte, welcher besonnene Feind ihm gegenüber stand, sondern nur mit zusammengerottetem Volke zu thun zu haben glaubte, rückte unablässig vor, und wähnte schon, das Haupt der Hyder tödtlich getroffen zu haben und dem Kampfe in kurzem ein völliges Ende zu machen.

Jetzt hatte Clermont den Punkt der Straße Montmartre erreicht, bis zu dem er sich zurückziehen wollte. Er fand die Reserve in der Straße Nôtre Dames des Victoires bereit; der Augenblick, den großen Schlag auszuführen, war gekommen. Auf ein verabredetes Zeichen wurde jetzt am Eckhause der Straße du Marc, welches gerade auf die Straße Montmartre stößt, die dreifarbige Fahne hoch aus den Fenstern des obersten Stockwerks geschwungen, und in weniger als einer Minute wehte sie aus den Dachfenstern der ganzen Straße.

„Jetzt drauf, Freunde!“ rief Clermont und sprengte vor. „Nun wollen wir unsere gefallenen Brüder rächen!“

Eine donnernde Gewehrsalve verbreitete Tod und Schrecken unter den Feinden; im gleichen Augenblick schmetterten aus allen Fenstern schwere Steine auf ihn

herab, von allen Dächern brachen Knaben und Weiber die Ziegel los und schleuderten sie hinunter. Zugleich fielen wohlgezielte Schüsse aus den Fenstern, die im ersten Augenblick schon zwei Adjutanten des Herzogs vom Pferde stürzten. Marmont ist wie vom Donner gerührt; er sieht sich um, er sucht den unsichtbaren Feind, der ihn überall zugleich, selbst aus den Lüften, angreift: er will Befehle geben, — aber schon hat ein unbesiegbarer Schrecken sich der Seinigen bemeistert. Sie stürzen flüchtend zurück, werfen die Gewehre, die Säbel weg und dringen, einer den andren niederrennend, um sich nur selbst am schnellsten zu retten, in verworrenen Massen auf die Eingänge der Straßen du Mail und Fossée Montmartre zu. Mit Ingrimm sieht sich der Führer alles Ansehns beraubt; die mächtigere Gebieterin des Schreckens hat ihn seines Amts entsetzt, er findet nirgend Gehorsam, nirgend Gehör.

Clermont dringt mit den Massen an; die dreifarbige Fahne weht vorauf. So weit ihre Herrschaft sich erstreckt, hört das Schießen aus den Fenstern, das Herabschleudern der Steine auf. Desto entsetzlicher aber wüthet die Zerstörung vor ihr her und ebnet ihr die Bahn über zahllose Leichen.

Der Herzog knirscht, er weint vor Grimm und Verzweiflung; es bleibt ihm keine Wahl, er ist zum schimpflichsten Rückzuge gezwungen. Wüthend giebt er endlich dem Roß die Sporen und sprengt mit verhängtem Zügel die Gassen zurück, durch die er als Sieger vorzudringen geglaubt hatte.

Er erreicht den Platz des Victoires. Dort will er die Seinigen sammeln, dem andringenden Strom einen Damm entgegensetzen; er hofft, durch die zermalmende Gewalt der Kanonen zu siegen. Doch vergeblich! Aus den kleinen Seitengassen, die auf den Platz führen, brechen neue begeisterte Schaaren hervor, die ihm fast den Rückzug abschneiden. Ein junger Mensch, ein Knabe von sechszehn Jahren, es war ein Zögling der polytechnischen Schule, stürzt, allen andren voraus, auf die eine beider Kanonen zu, schlägt den Artilleristen, der eben abfeuern will, mit der Kolbe seines Gewehrs zu Boden und tritt die Lunte aus. Man fällt über ihn her, er reißt sich los, springt zu dem zweiten Geschütz hinüber, das eben gefeuert hat, und wirft sich, mit beiden Händen das Rohr umklammernd, über die Mündung, so daß es unmöglich ist, es zu laden, ehe man ihn nicht herunter gerissen hat. Alles stürzt über den jugendlichen Helden her. Sä-

belhiebe fallen auf Arm, Bruſt und Stirn; er weicht ihnen nicht. Mit fühlloſer Wuth führt ein Schweizer einen Kolbenſchlag auf das jugendliche, blondlockige Haupt und zerſchmettert es; da ſinkt der holde Knabe mit ausgebreiteten Armen bewußtlos zurück, und das brechende Auge ſtarrt gen Himmel. Doch das Ziel ſeiner That iſt erreicht, die furchtbaren Augenblicke, in denen die zerſchmetternde Kraft der Feuerſchlünde vielen Bürgern das Leben gekoſtet hätte, ſind gewonnen, es iſt unmöglich, nochmals zu feuern, unmöglich, die Geſchütze zu retten. Die kämpfenden Bürger dringen nach, die Artilleriſten jagen mit den Pferden davon, die Schweizer wagen keinen Widerſtand mehr, die ſchreckenvolle Waffe iſt jetzt in der Hand der Bürger.

Clermont ſprengt wie der Gott des Krieges mit Feuer werfenden Augen mitten auf den Platz. „Vorwärts!“ ruft er. „Mir nach! Jeder Schritt weiter vor erſpart uns hier tauſend Leben.“

Immer an der Spitze dringt er mit den Tapfren vor. Adolph und Victor fechten ihm zur Seite. Sie finden nur noch einzelnen Widerſtand. Der Feind wirft ſich ins Palais-Royal, ins Louvre, in die Tuilerien. Clermont folgt ihm nicht dahin, ſondern be-

dacht, ihn ganz einzuschließen, dringt er in die Straße St. Honoré vor bis an den Platz Vendôme. Dort endlich unter der erhabenen Säule, die Frankreichs Siege über Europa verewigt, macht er Halt und pflanzt die dreifarbige Fahne am Fuß des Denkmals auf, das den Schlachten geweiht ist, die unter diesem Banner des Ruhms gefochten wurden.

Drei Stunden hatte der heiße Kampf gedauert. Viele Tapfren waren dahin gerafft; viele bluteten aus schweren Wunden. Doch wer noch einen Athemzug empfand, der fühlte die erhabene Freude des Sieges und weinte heilige Thränen der Freude. Clermont blickte vom Pferde herab unter den Seinigen umher: das schnell auffassende Auge des Feldherrn vermißte manchen. Mit tiefer Rührung betrachtete er die wakkren Kämpfer; mit Staub, Schweiß und Blut bedeckt, das Gesicht schwarz vom Pulverdampf, das Haar versengt, und doch Alle so redlich, so treu, so fröhlich blickend. — Er warf sich vom Pferde, stürzte an Victors Brust, zog Adolph an's Herz, reichte den Umstehenden die Hände, küßte, umarmte sie, und rief endlich mit Thränen in den Augen: „Das ist der schönste Sieg, den Frankreich je erfochten!“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Indessen war man auf andren Punkten von Paris nicht unthätig gewesen. An vielen Orten war der Feind angegriffen worden, an vielen hatte er bedeutende Verluste erlitten. Die Kaserne Babylone war genommen worden; auf den Boulevards hatten sich die Garden zurückziehen müssen. Ein Linien-Regiment ging zu den Bürgern über. Diesem war es gelungen, sich der Waffen- und Rüstkammer und eines Zeughauses in der Vorstadt St. Antoine zu bemächtigen.

Die Zöglinge der polytechnischen Schule hatten sich auf vielen Punkten der Stadt mit glühender Begeisterung geschlagen; funfzehnjährige Knaben waren wie Helden in die Schlacht gestürmt. Zu der Tapferkeit fügte diese von edler Begeisterung entzündete Jugend die Einsicht, die Uebung in den Waffen, und

unterrichtete die unkundigeren Bürger im Gebrauch derselben.

Da von Seiten der königlichen Truppen kein weiterer Angriff auf Clermonts Schaaren gethan wurde, beschloß auch dieser, den Seinigen die in der That nöthige Rast zu gönnen. So viel es die Umstände irgend gestatteten, suchte er sie zu ordnen, Uebereinstimmung in alle Maaßregeln zu bringen, die Thätigkeit jedes Einzelnen zum gemeinsamen Ziel zu leiten. Besonders fehlte es jetzt an Munition, und schon deshalb wäre an diesem Abende kein dauernder Kampf mehr zu bestehen gewesen. Indessen wurde doch an einzelnen Punkten bis zur späten Nacht gefochten.

Allen eingezogenen Nachrichten zufolge, war Paris einmüthig entschlossen, am nächsten Tage aus dem Zustande der Vertheidigung in den des offnen Angriffs überzugehn, und die Truppen aus den festen Punkten des Louvre und der Tuilerien, die sie, nebst den Gärten, den elysäischen Feldern (Räume, die eine große Massenentwickelung und Vertheidigung durch Artillerie gestatteten), noch inne hatten, zu vertreiben.

Clermont suchte sich das der Stellung seiner Mannschaften zunächst gelegene Louvre als Hauptangriffspunkt aus. Er sandte die nöthigen Befehle dazu an

alle ſeine Unterbefehlshaber aus; beſonders empfahl er ihnen Sorge zu tragen, ſich ſo viel als möglich mit Munition zu verſehn. Daher wurden die ganze Nacht Patronen gerollt und Kugeln gegoſſen. In allen Häuſern herrſchte eine unabläſſige Thätigkeit: theils in dieſer Art, theils durch die Sorge für die Verwundeten, und das Beſtreben, die Kämpfenden zu erquikken, ihre angeſtrengten Kräfte zu ſtärken.

Adolph und Victor erhielten von Clermont ſo viele oder doch ſo dringend nothwendige Aufträge, daß ſie an dieſem ganzen Tage ſo wenig wie in der Nacht die Zeit fanden, einen Augenblick zu den Ihrigen zu gehn. Nur durch einen Diener ließen ſie melden, daß ſie ſich wohl und unverſehrt befänden. Die Trauerbotſchaft von Louiſon's Tode erfuhren ſie jedoch nicht, da Deſormery ihnen durch dieſe Nachricht den fröhlichen Muth zum begeiſterten Kampfe nicht rauben wollte.

Erſt in der ſpäten Stunde [illegible] Mitternacht gewannen die beſchäftigten Führer ſo viel Muße, daß ſie einige Stunden dem erquickenden Schlafe widmen konnten. Doch dauerten die ganze Nacht hindurch die Rüſtungen, ja ſelbſt kleine Gefechte fort, und keine Minute verging, in der man nicht Schüſſe fallen hörte.

Endlich brach der Morgen an, und mit ihm der größeste Tag, den Frankreichs Geschichte gesehn. In der Stunde des Sonnenaufgangs herrschte eine heilige Stille. Man sah die Giebel der Dächer, die ehrwürdigen Zinnen des Doms von Nötres Dames mit goldenem Schimmer überflossen; der ganze Himmel brannte in dunkler Purpurgluth. Die Glocken ertönten mit hehrem Klange; die Krieger griffen zu den Waffen, die im Strahl der Morgensonne funkelten. Der klar anbrechende Tag war Allen ein göttliches Zeichen des Sieges; durch diese goldenen Thore des Morgens zog die Freiheit ein, dieser reine blaue Aether wölbte sich über der heiligen, geretteten Erde Frankreichs!

Ein Kanonenschuß, der in der Morgenstille durch ganz Paris donnernd wiederhallte, gab das Zeichen des Aufbruchs zum letzten Kampfe. Es war der erste Gebrauch, den Clermont von den eroberten Geschützen machte. Von allen Seiten setzten sich jetzt die Seinigen, den erhaltenen Befehlen gemäß, gegen das Louvre hin in Bewegung. Nicht vom Platze Vendôme aus, sondern von dem Platze des Victoires brach er mit der Hauptmacht durch die Straße Coquilliere gegen das Ziel seines Unternehmens auf. Den rechten Flügel befehligte Adolph; Victor blieb als Adju-

tant bei ihm. Den linken Flügel hatte er dem erfahrnen, in der Schlacht kaltblütigen, unverbrüchlich gehorsamen Forbin anvertraut, doch mit der Weisung, sobald sich ein höhrer Offizier bei seinem Corps einfände, diesem den Befehl zu übertragen. Denn schon seit gestern hatten sich viele Offiziere der alten Armee an die Spitze des Volks gestellt, und unter ihnen sogar der Marschall Gérard, der jedoch hauptsächlich im entgegengesetzten Theile der Stadt befehligte, und welchem sich viele Offiziere von Rang, als die Obristen Girardin, Navry, St. Etienne angeschlossen hatten.

Die Erstürmung des Louvre sollte an drei Punkten geschehn. Da die nächsten dahin führenden Straßen noch nicht ganz in der Gewalt des Volkes waren, hatte man zuvor noch starke, anhaltende Gefechte zu bestehn.

Adolph hatte den Auftrag, auf geradem Wege durch die Straße Croix des petits Champs vorzudringen. — Clermont nahm seine Hauptrichtung durch die Straße Coquilliere, von da in die Straße Grenoble, und durch die kleine Straße Orleans, um so den nordöstlichen Flügel des Gebäudes anzugreifen, während Adolph den nordwestlichen stürmte. Auf Clermonts Wege gab es aber so viele Nebengassen, in denen man

zu fechten hatte, daß er Victors Hülfe zur Führung der Truppen durchaus nicht entbehren konnte.

Den nächsten Weg hatte Forbin, der noch immer hinter seiner Barrikade auf dem Quai de la Megisserie stand, wo er sich mit unerschütterlichem Muthe nun schon anderthalb Tage oft gegen eine große Uebermacht vertheidigt hatte. Jetzt sollte er seine Stellung der Vertheidigung aufgeben, auf dem Quai vordringen und den gegen die Wasserseite gelegenen Flügel des Louvre angreifen.

So wie der Kanonenschuß, der als verabredetes Zeichen des Angriffs diente, durch die Morgenstille erscholl, kommandirte er:

„Zusammengetreten! Gewehr auf!“

Er musterte seine Schaar. Es waren achtzig Mann mit Schießgewehren. Jeder hatte vierzig Patronen. Die übrigen, gegen zweihundert, waren mit Säbeln, Piken, Dolchen, zum Theil auch mit Pistolen bewaffnet.

„Es ist sechs Uhr, Freunde,“ rief Forbin lustig, „der Kaffee hier im Freien hat ganz gut geschmeckt. Aber die Cotelette müssen wir unter Dach essen, und ich denke, das Louvre ist dazu ein ganz hübscher Ort. Zwar noch ist nichts von Feinden zu sehn, aber am

Pont neuf hält ein Piquet Garde du Corps, mit dem wir eine Parthie Triktrak ſpielen müſſen. Vorwärts marſch! Es lebe Frankreich!"

Mit fröhlichem Rufe folgten ihm die wackren Leute, meiſtens Handwerker, die er in ſeiner Schaar hatte. Sie zogen luſtig an der Seine hin.

„Noch ſehe ich keine Degenſpitze," ſprach Forbin lachend, „und meinethalben mag es noch zehn Minuten ſo fortdauern, dann kapern wir das Louvre leichter weg, als der Kater eine Maus. Aber ich will nicht Forbin heißen, wenn ſie uns nicht am Pont neuf blaue Bohnen zum Frühſtück anbieten!"

So wie die Heranmarſchirenden um die kleine Biegung des Quais herumkamen, ſahen ſie auch richtig eine Vedette zu Pferde vor ſich, die ſogleich ein Zeichen mit dem Säbel gab.

„Wer eine gute Büchſe hat, macht ſich ſchußfertig. Es ſind etwa drittehalbhundert Schritt, da verſchwenden gute Schützen ihr Pulver gegen Kavallerie gewiß nicht. — Gebt Acht! Gleich werden ſie herausprellen."

Kaum war das Wort geſprochen, als ein Trupp von etwa funfzig Reitern aus der dem Pont neuf gegenüber gelegenen Quergaſſe hervorſprengte, eine

Schwenkung machte, und so in Front Forbin's Leuten gegenüber hielt.

„Die Esel!" rief der alte Sergeant, während die Evolution geschah, „nicht einmal Infanterie haben sie gegen uns! Man kann sich ärgern, wenn einem der Feind das Bischen Ruhm durch seine Dummheit schmälert. — Jetzt stehn sie dicht genug, daß es sich des Schießens verlohnt. — Feuer!"

Etwa zwanzig gute Schützen, die in den vordersten Reihen marschirten, drückten ihre Büchsen ab. Der frische Morgenwind hob den Rauch schnell in die Lüfte, so daß man die Wirkung der Schüsse sogleich sehn konnte.

„Gut! Bravo! Sie fallen gut!" rief Forbin. — „Naher drauf, Freunde."

Der Befehl war kaum nöthig, denn fast unwillkührlich liefen alle diejenigen, die ihre Gewehre noch nicht abgeschossen hatten, dem voraneilenden Forbin nach. Die Reiter waren in eine sichtliche Verwirrung gerathen; viele Pferde wälzten sich am Boden, mehrere Leute waren gleichfalls gestürzt. Der Offizier aber, ein entschlossner Mann, sprengte vor, dem Trupp Forbin's entgegen, und rief seinen Leuten den Befehl, ihm zu folgen, zu. Diese hatten sich schnell wieder

geordnet, und sprengten nun, um einen Angriff zu machen, hervor.

„Hundert Bajonette wären jetzt besser, als ein Wall von sechs Fuß Höhe," sprach Forbin. „Auf achtzig Schritt geben wir Feuer. Dann öffnet Euch nach beiden Seiten, daß sie zwischen uns hindurch prellen, und unsrer Reserve mit blanken Waffen in die Hand fallen."

Die Leute gehorchten pünktlich und kaltblütig wie alte Soldaten. Sie lagen im Anschlag. Forbin schätzte ruhig die Distance ab.

„Feuer!"

Der Offizier stürzte; auch mehrere Leute auf dem linken Flügel. Die andern sprengten im vollen Carriere mit geschwungenen Säbeln heran.

„Oeffnet Euch!" commandirte Forbin.

Die kleine Schaar war wie der Blitz rechts und links auseinander. Die eine Hälfte preßte sich gegen die Häuser, die andre gegen das Eisengitter an der Seine. Sie kehrten die Gewehre um, und standen schlagfertig mit gehobenen Kolben.

Die Reiter brausten heran, daß der Staub wirbelte, und helle Funken aufsprühten. Der Boden erzitterte. Diejenigen, welche an den Häusern standen

waren fast ganz gedeckt, da die Kavalleristen, um nicht gegen die Mauern gequetscht zu werden, oder über die Thürschwellen und Prellsteine zu stürzen, sich nach der Mitte drängten, und überdies den rechten Arm nicht gegen sie gebrauchen konnten. Die Andren dagegen, welche sich auf die Wasserseite geworfen hatten, waren den Säbelhieben viel gefährlicher ausgesetzt. Forbin hatte den Posten am äußersten Flügel eingenommen. Er schwang den Kolben seiner Büchse hoch empor, und so wie der erste Reiter ihm schlagrecht war, führte er mit aller Macht einen schmetternden Hieb gegen die Stirn des Pferdes, so daß dasselbe unfehlbar sich bäumend überschlagen hätte, wenn es nicht im vollsten Lauf gewesen wäre, der ein plötzliches Aufhalten unmöglich machte. Es stürzte daher in die Kniee, schleuderte jedoch, da es im Schuß blieb, Forbin zu Boden, und den Reiter weit vorn hinüber auf das Steinpflaster. Noch zwei Pferde stürzten darüber hin, die andren drängten sich an der Seite hinweg.

Der Kampf wurde jetzt Mann gegen Mann geführt; zuerst durch die mit Schießgewehren bewaffneten Bürger, welche die Kolben gegen die Reiter brauchten, während diese mit furchtbaren Säbelhieben

manchen niederschmetterten, und einige Augenblicke später durch die Masse der übrigen Kämpfenden, die sich mit Säbeln und Piken der Kavallerie entgegen geworfen hatten. Nur der erste Augenblick, wo Alles der Gewalt der anstürmenden Masse unterlag, war mit bedeutendem Verlust für die Bürger verknüpft gewesen. Sobald sich die Reiter erst vereinzelten, mußten sie der Uebermacht des Volkes weichen. Der Kampf hatte daher kaum einige Minuten gedauert, als die ganze Schwadron Kehrt machte, und eben so schnell flüchtete, als sie zuvor angriff. Indessen waren die Schützen nicht unthätig gewesen, hatten wieder geladen, und sendeten den Zurücksprengenden manche Kugel nach.

Forbin, der darauf gefaßt war, niedergerannt zu werden, hatte die Besinnung nicht verloren, sondern die Eisenstäbe des Gitters ergriffen, sich daran festgeklammert, und sich auf den äußersten Rand des Ufers gewälzt, damit die nachfolgenden Pferde ihn nicht zertreten möchten. Zugleich deckten ihn die Eisenstäbe auch ziemlich gut gegen die Hiebe, welche von oben herab fielen. Kaum wurde das Feld wieder frei, als er sich aufraffte, seine Büchse ergriff, und schnell wieder an die Spitze der Seinigen trat.

Er ordnete ſie aufs Neue, um vorzudringen. Mit dem Rücken gegen die Brücke gewandt, ſah er nicht, was hinter ihm vorging. Aber plötzlich wurde es ihm nur zu fürchterlich klar.

So wie nämlich die Nachricht von dem Angriff der Bürger an den Oberbefehlshaber der Gensdarmerie, Herrn von Foucauld, gelangt war, ließ dieſer zwei Kanonen auf dem Quai in dem einſpringenden Winkel des Louvre und der Tuilerien auffahren, ſo daß ſie den ganzen Raum bis weit jenſeits des Pont neuf beſtreichen konnten. Kaum waren daher die Reiter zurückgeſprengt und in die Straße de la Monnaie eingeſchwenkt, als die beiden Feuerſchlünde unter krachendem Donner einen Hagel von Kartätſchen ausſpieen. Sie waren ſo lange maskirt geweſen, daß niemand ſie bemerkt hatte. Erſt bei dem furchtbaren Knall, der mit tauſendfachem Echo, wie der Donner im Gebirge wiederhallte, fuhr Forbin herum, und ſah die ſchwarze, Verderben ſpeiende Rauchwolke in demſelben Augenblick, als er auch ſchon die entſetzliche Wirkung vor ſich hatte. Wie niedergemäht ſtürzten ſeine wackren Kämpfer zu Boden; die Kugeln ziſchten, ſchwärmten und pfiffen um ihn her, ſie praſſelten gegen das Steinpflaſter, das zerſplittert aufſtäubte, die Fenſter vieler

Häuſer ſprangen klirrend entzwei, ganze Maſſen Kalk und Geſtein ſtürzten von den Mauern herab, und ein durchdringendes Angſtgeſchrei der Getroffenen zerriß Ohr und Herz mit ſchneidendem Jammerlaut.

Einen Augenblick ſtand ſelbſt der alte ſchlachtgewohnte Krieger wie betäubt, und hatte die Faſſung verloren. Da krachte es zum zweiten, zum dritten, vierten male unglaublich ſchnell hintereinander; die Kugeln ſauſten heran, wie ein breiter, eherner Höllenſtrom, der alles Lebende verſchlang.

„Rettet Euch in die Gaſſen," ſchrie Forbin laut, „hier iſt nicht an Widerſtand zu denken!"

Er hatte noch nicht vollendet, als die Gewalt der Kugeln ihm den Hut vom Kopfe riß, die Büchſe zerſchmetterte; gleich darauf fuhr ihm eine Kugel durch den Kragen und ſtreifte ihm den Hals.

Zwar waren ſchon, bevor das Gebot Forbin's erſcholl, diejenigen, die ſich den Seitenſtraßen zunächſt befanden, vollen Laufs dahin zurückgeſtürzt; doch in dieſen wenigen Sekunden richtete der dichte Kugelregen eine entſetzliche Verheerung an. Blut ſtrömte über den Boden, hier lagen Leichname mit geborſtenem Haupt, mit halbem Hirnſchädel, dort mit entſetzlich aufgeriſſenem Unterleib. Vielen waren die Schenkel,

Vielen die Arme zerschmettert; ihr jammerndes Aechzen zerriß die Seele.

Als sich diejenigen, die der Tod verschont hatte, in den nächsten Seitengassen beisammen fanden, und Forbin mitten unter sie trat, herrschte ein düstres Schweigen. Schmerz und Ingrimm wechselten in der Brust der Bürger.

„Muth, Kinder, Muth!“ sprach Forbin. „Ich gebe es noch nicht auf, hier vorzudringen, nur kann es nicht so in Massen geschehn. Einzeln müssen wir an den Häusern hinschleichen, jeder muß sich seinen Mann mit der Büchsenkugel vom Geschütz wegholen, und dann brausen wir gleich dem Sturmwind heran, um die Röhre zu vernageln! Ich gehe voran, wer will mir folgen?“

Der Eindruck des Schreckens war noch zu mächtig, niemand trat vor.

„Wahrhaftig, Kinder, es ist so schwer und unglaublich nicht, als es scheint. Und fürchtet Euch nur nicht vor der Kavallerie. Die muß ein andrer Trupp hier durch die kleine Gasse hindurch angreifen, und in Athem erhalten. Ueberdies darf sie sich nicht auf uns herauswagen, weil sie sonst von ihrer eigenen Artillerie niedergeschossen wird. — Freunde! Brüder! Nur

diesmal noch Muth. Ich bin der erſte. Wer folgt, wer ſetzt ſein Leben an die Freiheit?"

Einige kühne Männer traten vor; bald ſchloſſen ſich mehrere an.

„Genug!" rief Forbin, als es etwa zwanzig waren, „wir dürfen unſrer nicht zu viel ſeyn. Jetzt hört mich an. Einzeln, einer hinter dem andren, ſchleichen wir an den Häuſern hinunter. Wir verwenden kein Auge von den Geſchützen; ſo wie der Kanonier mit der Lunte aufhaut, und wir Rauch ſehn, werfen wir uns platt auf den Boden, denn ſo viel Zeit bleibt uns zwiſchen Blitz und Knall. Gebt Acht, es geht manche Kugel vorbei. Heran aber müſſen wir bis auf hundert Schritt; dann nimmt jeder ſeinen Mann aufs Korn. Sind nur zwei Mann bei jedem Geſchütz gefallen, ſo haben wir Zeit genug, drauf los zu ſtürzen, ehe ſie wieder feuern können. — Die Hälfte von Euch Andren hält uns die Kavallerie vom Leibe. Die übrigen merken genau, wenn wir ſchießen. So wie unſre Büchſen knallen, ſtürzt Ihr vollen Laufs zu uns heran, daß uns die Infanterie unſere Beute nicht wieder abnehmen kann. Ein Paar Minuten wollen wir ſchon aushalten."

Forbin marſchirte mit ſeinen verwegenen Schüzzen ab.

Sie drückten und ſchmiegten ſich dicht an den Häuſern hin.

„Wir ſchleichen wie die Katzen," ſprach Forbin, „aber wir wollen anpacken wie die Löwen."

Kein Pfeiler, keine Säule, kein Thürpfoſten, den man nicht als Deckung genutzt hätte. — Bald war man an die Ecke der Straße de la Monnaie gekommen, wo man die Kavallerie vermuthete. Noch hatten die Artilleriſten nicht wieder geſchoſſen. Es ſtand noch viel Rauch und Staub in den Straßen, der ſie hindern mochte, zu ſehn, was gegen ſie unternommen wurde. Als Forbin die Ecke erreicht hatte, gab er mit der Hand rückwärts einen Wink zum Anhalten.

„Laßt mich erſt recognosciren, wir dürfen uns nicht überreiten laſſen!"

Er guckte vorſichtig um die Ecke. Der Trupp der Kavallerie hielt in der Straße; ſchnell fuhr Forbin zurück, und winkte den Seinigen, ſich nicht zu rühren. Ihre Lage war jezt in der That gefährlich; ſie ſtanden vor dem Schuß der Artillerie, und konnten keinen Schritt vorwärts. Forbin ſah aufmerkſam rings umher.

„Was Teufel," rief er, „wer kommt dort über die Brücke. Seht einmal, Freund," raunte er seinem Nachbar zu, „sind das Freunde oder Feinde, die dort über den Pont des arts kommen?"

„Freunde! Sie haben eine dreifarbige Fahne! Seht Ihr nicht?"

„Wahrhaftig, Ihr habt Recht!"

Das Gespräch wurde durch ein lautes Getümmel unterbrochen, das in der Straße de la Monnaie erschallte. Forbin sprang vor, guckte um die Ecke und rief: „Sie sind handgemein! Jetzt haben wir freies Feld." Und so rasch er vermochte, lief er quer über die Gasse hinweg, und drang jenseit am Quai muthig vorwärts. Seine Kameraden folgten ihm.

Man war jetzt der Artillerie etwa auf vierhundert Schritt nahe gekommen, als diese plötzlich aufprotzte, und vorrückte. Forbin vermuthete sogleich, sie werde sich vor der Brücke aufstellen, um die vom jenseitigen Ufer Herüberdringenden zu begrüßen. Er winkte daher den Seinigen zu eilen, und stürzte in voller Hast vorwärts, weil er nunmehr den Artilleristen in die Flanke fallen, und vielleicht eine höchst wichtige Unternehmung völlig zur Entscheidung bringen konnte.

Die Artillerie machte richtig gerade vor dem mittlern Pavillon des Louvre, dem Pont des arts gegenüber, Halt, und setzte ab.

„Wir müssen feuern, ehe sie zum Schuß kommen," rief Forbin im steten Vorwärtslaufen; „nur diesmal gut gezielt. Haltet Alle auf die beiden Leute links an jedem Geschütz, denn das sind die wichtigsten.

Indem die Artilleristen den Laffetenschwanz niederließen, und an ihre Posten zur Bedienung des Geschützes sprangen, schlug Forbin zuerst an, und schoß. Der Artillerist mit dem Kartusch-Tornister am ersten Geschütz stürzte. Gleich darauf feuerten auch die Andren; mehrere Leute sanken getroffen nieder. Die wackren Schützen aber stürmten vollen Laufs auf die Kanonen an, und waren richtig mitten unter den Artilleristen, bevor diese sich wieder ordnen und laden konnten. So überrascht, griffen sie zu den Wischern, Handspeichen und Hebebäumen, um die Angreifenden niederzuschlagen. Forbin's Kolbe aber traf rascher, und streckte den Unteroffizier des ersten Geschützes zu Boden. Wie ein Falk auf seine Beute, warf sich der alte tapfre Kriegsheld auf das Kanonenrohr, riß den Ladestock seiner Büchse heraus, stieß ihn ins Zündloch und schlug ihn mit dem Kolben platt überm Rohr ab.

„Du bist vernagelt und schadest uns nicht mehr!“ rief er frohlockend. Doch in demselben Augenblick wurde aus dem Louvre von den im Thor aufgestellten Schweizern Feuer gegeben und die Kugeln pfiffen unter die Kämpfenden. Forbin, im Rücken getroffen, stürzte nieder. — Die Schweizer drangen jetzt mit gefälltem Bajonett heran. Aber schon war auch der tapfre Trupp mit der dreifarbigen Fahne, der über die Brücke kam, dicht heran, und nutzte den Zeitpunkt, wo die Geschütze außer Thätigkeit waren, um sich mit voller Hast durchzuschlagen. Ein junger Offizier führte ihn an; er eilte mit vielen andren jungen Leuten, es waren Zöglinge der polytechnischen Schule, vorauf. Diese jugendlichen Kämpfer und die Schweizer kamen zugleich bei den Kanonen an. Es entspann sich ein mörderisches Gefecht. Doch nicht lange schwankte die Entscheidung, denn Forbin's Leute waren, so wie die Schüsse gefallen waren, dem erhaltenen Befehle gemäß, angerückt, und fielen den Schweizern in die Flanke, so daß sie die Flucht ergreifen mußten. Der Schwarm der kämpfenden Bürger aber drang nach gegen das Louvre hin.

Nur wenige blieben zurück, um die Verwundeten, die noch auf dem Platze lagen, in Sicherheit zu brin-

gen. Es waren gleich einige junge Chirurgen zur Hand, die Hülfe leiſteten. Dieſe hoben Forbin auf, der nicht die Kräfte hatte, ſich empor zu richten. Als ſie die Wunde ſahen, ſchüttelten ſie bedenklich das Haupt, und der eine ſprach:

„Alter Held, Du biſt ſchlimm getroffen!“

„Ich merk's,“ antwortete er ſchwach, „aber weiß Gott, ich denke, der Poſten hier iſt mit mir altem Kerl nicht zu theuer bezahlt. — Die Brummer konnten uns noch vielen Schaden thun. — Teufel — das ſchmerzt — — nun den einen habe ich zum Schweigen gebracht.“

Indem der Wundarzt noch mit der erſten dringendſten Hülfsleiſtung bei dem Verwundeten beſchäftigt war, den er alsdann ſogleich in das nächſte Haus tragen laſſen wollte, kam ein junger Offizier eiligſt von dem Kampfplatz her zu dem Arzt heran, und rief, indem er ſeinen blutenden Arm zeigte: „Ich bitte Euch, Freund, verbindet mir raſch dieſen Arm, damit ich gleich wieder ins Gefecht kann; an dem Eck-Pavillon geht es ſchon heiß her.“

Forbin wandte die Blicke nach dem Sprechenden, eine freudige Röthe überflog ſein blaſſes Antlitz, er rief matt: „Herr von Clermont, kennt Ihr mich?“

„Iſt's möglich, Alter?“ rief Eduard, denn er war es, „wie kommſt Du hieher? Fechten die Bürger von Toulon in Paris?“

„O mein Gott,“ ſtammelte Forbin zitternd, „Ihr wißt noch nicht? Euer Vater —“

„Vater, mein Vater?“ rief Eduard; „rede, ich beſchwöre Dich um Gottes willen, lebt er denn?“

„Ich bin mit ihm — — der Obriſt, der den Angriff — —“

Hier verſagte dem auf den Tod Verwundeten die Stimme.

Eduard warf ſich aufs Knie und rief: „Gott im Himmel! Nur noch einen Augenblick gönne ihm Kraft, daß er mir das theuerſte Geheimniß entſchleiere. Gott der Gnade, nur dieſes Gebet erhöre!“

Er ſtieß den Wundarzt, der ihm mit dem Verband nahte, heftig zurück, und hielt die Hand Forbin's krampfhaft gefaßt, indem er ſtarre, ängſtliche Blicke auf den Ohnmächtigen heftete, um zu ſehn, ob ſich das Leben nicht auf's Neue regen werde.

„Beruhigen Sie ſich,“ ſprach der Arzt, indem er Forbin's Puls fühlte. „noch iſt Lebenskraft in dem alten Helden. Er wird ſicher bald wieder zu ſich kommen.“

Während dieſer Worte rieb er ihm die Schläfe und Stirn mit ſtärkenden Tropfen.

Nach wenigen Minuten war Forbin wieder bei ſich ſelbſt.

„Mit mir iſt's aus! Sagt Eurem Vater, ich hätte mich gut gehalten —“

„Wo finde ich ihn, ein einziges Wort!“

„Er leitet den Angriff auf das Louvre. Ihr findet ihn, wo die meiſten Kugeln pfeifen, dafür ſteh' ich.“

Eduard wollte fort. Doch der Arzt hielt ihn an, und zwang ihn, ſich erſt verbinden zu laſſen. „Sie verlieren zu viel Blut, in zehn Minuten liegen Sie am Boden.“

„Laßt Euch ruhig verbinden, junger Held,“ ſprach Forbin, „und dann bringt Eurem Vater meinen Abſchiedsgruß. Der alte Forbin ſtirbt als guter Soldat. Sagt ihm, die Kanone hier hätte ich ſelbſt vernagelt.“

„O!“ ſprach Eduard gerührt, „Du biſt ein wackrer Held. Du haſt Vielen das Leben gerettet! Wer weiß, ob ich noch athmete, wenn dieſe Feuerſchlünde nicht durch Dich verſtummt wären. Ich war darauf gefaßt, dieſes Ufer nicht zu erreichen, als ich zuvor die tapfren Jünglinge über dieſe Brücke führte.“

„Wart Ihr das?“ fragte Forbin ſchwach und lächelte. „Ja es war dreiſt, aber wir kamen einander gut zu Hülfe.“

„Ich ſollte leben, um meinen Vater wiederzuſehn! O eilt, eilt mit dem Verband. In jedem Augenblick kann eine Kugel ſein Herz durchbohren, ehe es an der Bruſt ſeines Sohnes geſchlagen hat! — Wo traft Du meinen Vater?“

„In Toulon. An demſelben Abend, wo Ihr abreiſtet. — — O knöpft mir doch die Weſte auf — ich erſticke. — — Er war lange gefangen — in Afrika — ja — in Afrika. — Mir ſchwindelt,“ — fuhr er halb verwirrt und abgeriſſen fort, „es wird mir ſo ſchwarz vor den Augen. — Sollte das die letzte Sonne ſeyn, die mich beſcheint? — — Gut, gut — ſie wird auch auf mein Grab ſcheinen! — — Von meinem alten Obriſten hätte ich gern — — Abſchied genommen! — Grüßt ihn —“

Bei dieſen Worten hörte das muthige, treue Soldatenherz zu ſchlagen auf.

Starr, mit dem Rücken gegen das Rad der Kanone gelehnt, die er erobert hatte, ſaß der alte Krieger da. Die Züge blieben noch im Tode trotzig und redlich. Eduard betrachtete ihn mit ſtiller Rührung.

Nur wenige Augenblicke hatte er ihn in seinem Leben gesehn, und doch war er ihm so lieb geworden! Selbst der Sturm der Freude und Hoffnung, der sein Herz mächtig durchbebte, konnte die heilige Stimme eines tiefen Schmerzes nicht übertäuben.

Der Verband war fertig. Eduard drückte einen Kuß auf die silbern umlockte Stirn des Alten, und stürzte dann hinweg in den Kampf. In seinem Herzen trug er heiße Gebete zu Gott, daß er alle seine Engel aussenden möge, um den Vater zu beschirmen.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

In allen Gaſſen von Paris tobte jetzt der Kampf. Das Volk war in ſeiner ganzen Maſſe aufgeſtanden, um mit ungeheurer, aber letzter Anſtrengung die goldne Frucht des Sieges zu brechen.

Die drei Hauptſchaaren, die Clermont gegen das Louvre heranführte, hatten ſich durch die geſperrten, hartnäckig vertheidigten Gaſſen endlich alle Bahn gemacht, und drangen nun, auf dem Platz der Louvregärten zu einer Maſſe vereinigt, gegen das Schloß ſelbſt heran. Doch nicht allein diejenigen, welche Clermont leitete, ſondern auch die tapfren Schaaren der polytechniſchen Schule, der Nationalgarden, der Bürger aus den höchſten Ständen, ſtrömten von allen Seiten zuſammen, weil man wußte, daß hier der Grundſtein der ganzen Stellung des Feindes ſey. Die Schwei-

zer hatten alle Fenster besetzt, sie standen verdeckt hinter den Säulen der Front und unterhielten ein furchtbar mörderisches Feuer, indem kein Schuß in die dichten Massen hinein verloren ging, sie selbst aber fast in völliger Sicherheit standen. Eine schwarze Rauchwolke überdeckte die Säulenfront des Palastes; unzählige rothe Blitze zuckten daraus hervor, und jeder war ein tödtlicher Donnerkeil. Leichen häuften sich auf Leichen; aber immer neue Schaaren drangen heran, um die Gefallenen zu ersetzen.

Die ganze Luft war mit dem bläulichen Dampf des Pulvers erfüllt, so daß die Sonne nur röthlich trübe Strahlen hindurch warf. Es drückte eine ermattende Hitze auf die Kämpfenden, denen Blut und Schweiß zugleich über das vom Pulverdampf schwarz gefärbte Antlitz rann. Sie warfen Alle die Kleider weg und fochten mit nackten Armen. Athletische Arbeiter schleppten ungeheure Steine heran, und schleuderten sie über die Gitter der Gärten, in denen die Truppen sich aufgestellt hatten. Dort endlich wichen diese zurück; das Volk drang in ungeheurer Masse an und riß die Eisengitter nieder. Unzählige büßten diese That mit dem Leben, doch der begeisterte Muth sah und kannte keine Gefahr mehr.

Clermont ſchien überall zugleich zu ſeyn. Mit dem Adlerauge des Feldherrn überblickte er das Gefecht an allen Punkten; jetzt ordnete er hier den Angriff, jetzt führte er dort eine neue Schaar heran. Sein Pferd ſtürzte, von zwei Kugeln getroffen. Er zog den Säbel und befehligte zu Fuß. Wo die Gefahr am dringendſten war, wo der Tod am verheerendſten wüthete, da ſtand er, den linken, verwundeten Arm im Tuch, den rechten hoch mit geſchwungenem Säbel, und ermuthigte, ordnete, gab leitende Rathſchläge. Adolph und Victor wichen nicht von ſeiner Seite.

Die Gitter ſtürzten nieder, die wogende Menge darüber hin. „Jetzt auf das Thor, Freunde! Mir nach!“ Clermont mit funkelndem Auge und Schwerdt voran. Ein Jüngling, faſt noch ein Knabe, ergriff eine dreifarbige Fahne, und ſchritt kühn neben dem alten Helden her. Die Kugeln fielen dicht wie Hagel in den Haufen; auf beiden Seiten Clermonts ſtreckten ſie die Tapfren zu Boden. Er drang vor. — Der junge Fahnenträger ſank, durch die Bruſt geſchoſſen, mit brechendem Auge nieder. Clermont hob die Fahne auf und drang vor.

Da öffneten die Schweizer selbst beide Thorflügel zugleich; aber im Eingange standen sie in dichten Reihen, einer über den andren erhöht, und sandten einen donnernden Höllenstrom des Todes aus tausend Feuerröhren zugleich in die Anstürmenden. Wie wenn der giftige Sturmwind der Wüste plötzlich alles Lebende vor sich niederstreckt, so stürzten die Schaaren vor diesem offenen Rachen des Verderbens zu Boden. Clermont stand hoch, unversehrt, schwang die Fahne, und drang vor. Neue Kämpfer strömten zu ihm heran. Im stürmenden Anlauf warfen sie sich in das Thor hinein; da schmetterte ihnen ein neuer Donner entgegen, und Alles war begraben in Nacht, Rauch und furchtbarem Getümmel der Andringenden. Man sah nicht mehr, wer gefallen war, oder wer stand. Alles stürzte im Dunkel der Pforte und des Dampfes wogend und drängend über einander hin. — Nur das eine war gewiß, die Freiheit hatte gesiegt, das letzte Bollwerk der Gegner war erstürmt.

Victor, den eine Kugel der ersten Salve in die Schulter getroffen und niedergestürzt hatte, raffte sich jetzt wieder empor. Seine Blicke suchten Adolph, suchten den Obristen. Er sah Beide nicht. Eine du-

ſire Ahnung faßte ſeine Seele, er drängte ſich vor in den Palaſt hinein.

Da wurde eine Bahn von innen heraus durch das Gedränge gemacht; man trug einen ſchwer Verwundeten oder Todten heraus. Es war Clermont! Adolph half ihn tragen; das Haupt des edlen, bleich dahingeſtreckten Führers ruhte an ſeiner Bruſt.

„Um Gotteswillen," rief Victor, „iſt er todt?"

„Wenigſtens hat die Kugel ſeine tapfre Bruſt durchbohrt," ſprach Adolph und Thränen rollten ihm über das blaſſe Antlitz. — „Vielleicht überlebt er den Sieg nur um wenige Minuten! — Vielleicht erfährt er ihn erſt jenſeits!"

„Das verhüte ein gnädiger Gott!" rief Victor ſchmerzlich aus.

Die treuen Kampfgenoſſen trugen den bewußtloſen Führer aus dem Getümmel.

„Wohin nun weiter?" fragte einer der Tragenden, als man die Straße St. Honoré erreicht hatte. „Sollen wir hier in das nächſte Haus?"

„Laß ihn zu uns bringen, Bruder," rief Victor, „vielleicht iſt er durch ſorgſame Pflege zu retten. Wo finden wir dieſe beſſer und treuer, als bei uns? Und rafft ihn der Tod hinweg, ſo ſtirbt er doch in unſren

Armen, die wir unzertrennlich an ſeiner Seite gefochten haben.“

„Es iſt mein Gedanke!“ erwiederte Adolph wehmüthig. — „Nach der Straße Montmartre!“

Eduard war indeſſen mit unaufhaltſamer Eile nach dem Platz des heftigſten Gefechts geſtürzt. Er forſchte und fragte nach dem Obriſt Clermont, doch niemand wußte ihm Anfangs Beſcheid zu geben, da er zuerſt auf eine Schaar von Bürgern traf, die gar nicht unter der Leitung ſeines Vaters gekämpft hatte. Indeſſen riß die Schlacht ihn mit ſich fort. Bei dem ſtürmenden Andrange ſo vieler Tauſende war es unmöglich, frei nach Willkühr unter den Maſſen ſpähend umherzuſchweifen. Man mußte ohne Wahl dahin, wohin der Strom der Menge trieb. Eduard kämpft wie ein Raſender, ohne ſich der Gefahr, ja faſt ohne ſich ſeiner ſelbſt bewußt zu werden. In dem ganzen wilden Schlachtgewühl ſah er nur die Geſtalt des Vaters, wie ſie ſeiner jugendlichen Erinnerung vorſchwebte. Erſt in dem Augenblick, als Oberſt Clermont die Fahne des gefallenen Jünglings emporhob und ſchwang, fiel der Blick des Sohnes auf ihn. „Das iſt er!“ rief ſein Herz, und ſtürmend wollte er ſich zu ihm hinandrängen. Da aber verſchlangen Dampf und Rauch

Alles ringsumher, und der verwerrene Strom der Kämpfenden wogte ſo wild durcheinander, daß es dem Einzelnen unmöglich war, ſich Bahn zu brechen. Erſt nach mehreren Minuten erreichte Eduard die Stelle, wo er den Vater geſehn hatte. Er forſchte und fragte überall nach dem Führer, dem Träger der ſiegenden Fahne.

Da wurde ihm die entſetzliche Antwort: „Er iſt gefallen! Eben hat man ſeine Leiche fortgetragen!“

„Gott der Gnade und Barmherzigkeit! Es iſt unmöglich!“

„Ich habe es mit meinen Augen geſehn, und wahrlich, ich wollte, ich hätte es nicht geſehn,“ antwortete der junge Mann, den Eduard heftig bei der Schulter gefaßt hatte.

„Wohin hat man ihn gebracht? Um Gottes willen, gebt mir Auskunft. Der Gefallene iſt mein Vater!“

„Man trug ihn dorthin nach der Straße St. Honoré zu.“

Eduard ſtürzte nach. Er blickte ſpähend umher; doch in dem Gedränge war es unmöglich, einen Einzelnen herauszufinden. Er fragte überall. Doch man hatte leider viele Todte, viele Verwundete hinweg und

in die nächſten Häuſer tragen ſehn. Endlich blieb ihm nichts Andres übrig, als nach Hauſe zu ſtürzen, um von dort aus alle Mittel aufzubieten, den Verlornen aufzuſuchen.

Victor und Adolph hatten unterdeſſen ihren tapfren Führer in Deſormery's Haus gebracht, und ließen ihn hinauftragen in die Zimmer, welche zur Aufnahme Verwundeter eingerichtet waren.

Die Thür öffnete ſich. Betty und Eugenie waren in dem erſten Zimmer beſchäftigt.

Bei dem Anblick Victors und Adolphs ſtürzten ihm dieſe mit einem freudigen Ausruf entgegen; denn ſeit der Kampf ſo mächtig entbrannt war, hatten ſie ja die Wohnung nicht betreten. — Doch Victor winkte den Andringenden, und ſprach mit einem Stille gebietenden Zeichen: „Wir bringen Euch einen Theuren, ſchwer Verwundeten, vielleicht gar einen Sterbenden. Ihr müßt ihn ſorgſam pflegen.“

Betty trat heran und betrachtete den Kranken, indem er auf ein Ruhebett gelegt wurde, aufmerkſam. Plötzlich ſchrie ſie wie vom Wahnſinn ergriffen auf: „Er iſt's! Eugenie, es iſt Dein Vater!“

Und ehe ihr jemand wehren konnte, ſtürzte ſie hinaus in das anſtoßende Zimmer, wo ſich Frau

von Clermont befand, fiel dieſer zitternd und athemlos an die Bruſt und rief.

„Er iſt da! Er iſt gefunden! Eugeniens Vater! —“

„Allmächtiger Gott!“ rief Frau von Clermont und ſtand wie an den Boden gefeſſelt. Sie erblaßte, bebte, verſuchte zu reden, das Wort verſagte ihr; halb von Betty getragen, ſchwankte ſie mit krampfhaft wallender Bruſt in das andre Zimmer. Kaum aber warf ſie den erſten Blick auf Clermont, der bleich mit geſchloſſenen Augen da lag, als ſie in die Knie ſank und rief:

„Er iſt's! O ew'ger Gott der Gnade!“

Eugenie lag in Victors Armen, halb bewußtlos, Leontine, die im dritten Zimmer Betty's Ruf gehört hatte, ſtürzte eben herein und warf ſich zu der Mutter nieder. Auch Marie und ihr Vater folgten in heftigſter Bewegung. Als Deſormery den Verwundeten erblickte, blieb er wie an den Boden gewurzelt ſtehn und ſprach: „Ja bei Gott, das iſt Clermont! Das iſt keine Täuſchung!“

„Bei der Barmherzigkeit des Himmels!“ rief Frau von Clermont, die Hände ringend, „ſagt mir, iſt er todt? Soll ich nach funfzehn Jahren nur ſeine

Leiche wiederſehn! O, redet! Redet! Laßt mich nicht umkommen in dieſer namenloſen Angſt!“

„Er iſt ſchwer verwundet, ohnmächtig, doch wir hoffen, er werde das Licht wieder erblicken,“ antwortete Adolph, und trat der Jammernden entgegen, um ihr empor zu helfen.

Ein junger Arzt, der ſchon bei dem Kranken thätig war, ſprach tief gerührt: „Er wird ſich gewiß erholen; ich hoffe ihn zu retten.“

Bei dieſen Worten ſprang Frau von Clermont auf, ergriff mit der Rechten heftig Leontinens, mit der Linken Eugeniens Hand, zog ſie Beide an ſich, warf ſich dann wieder auf's Knie und rief: „Kinder! Kinder! Betet, daß Gott Eurem Vater das Auge wieder öffne! Daß Euch ſeine väterliche Stimme nur einmal begrüße! O Gott! O Gott! Wenn Du mir noch Jahre des Lebens zudachteſt, nimm ſie mir, aber vergönne mir eine Stunde, einen Augenblick mit ihm! Nur einmal noch laß mich meinen Namen von der theuern Lippe hören, nur einmal ſchließe er mich an ſeine Bruſt, daß ich ihm ſage, welche namenloſen Schmerzen ich erduldete, wie unverbrüchlich treu mein Herz ihm geblieben! Ach, ich ſtand ja funfzehn Jahre des Elends und des Jammers aus! Gieb mir nur

eine Minute der Freude dafür, und ſie ſind vergeſſen! O, meine Kinder! Betet, betet zu dem Allmächtigen, er wird den Ruf Eurer ſchuldloſen Herzen hören! Ach, Ihr hattet ja niemals einen Vater! Gottes ſtrenge Hand entriß ihn Euch, ehe Eure Lippen ſeinen Namen lallen konnten, Gottes Gnade wird ihn Euch wiederſchenken! Fleht ihn an aus tiefſter Bruſt!“

Die knieende Mutter ſchlang beide Arme um die Töchter und zog ſie heftig an ihre Bruſt, als müßte ſo das Flehen der vereinten Herzen mächtiger zu dem Ewigen emporbringen. Alle vergeſſen ſie heilige Thränen, und ihre Seele ſandte heiße Gebete zum Himmel.

In dieſem Augenblick öffnete Eduard die Thür. Ein Blick ſagte ihm Alles. Wie von höherer Macht bezwungen, warf auch er ſich zu den Füßen der Lagerſtätte ſeines Vaters nieder auf die Kniee und rief die Gnade des Himmels an. Eine heilige Erſchütterung durchdrang jedes Herz. Marie lag in den Armen ihres Vaters; Victor und Adolph blickten mit thränendunklen Augen zum Himmel empor.

Der Arzt ſelbſt war ſo bewegt, daß er ſeine ganze Faſſung zuſammenraffen mußte, um dem Verwundeten die Dienſte zu leiſten, die in dieſem Augenblick

entſcheidend waren. Er unterſuchte die Wunde, fühlte, daß die Kugel nicht tief eingedrungen, daß die Verletzung nicht tödtlich ſey; nur die gewaltſame Erſchütterung hatte die Betäubung verurſacht.

Mit einer Freudenthräne im Auge wandte er ſich zu der ſtumm flehenden Mutter und ſprach: „Er wird leben. Ich darf es vor Gott verſichern, ich rede die Wahrheit nach meiner feſten Ueberzeugung.“

Da brach ein ſeliger Strahl der Freude aus dem Auge der Betenden, aus tiefſter Bruſt entquoll ihr ein hinſterbendes Ach, als ob ſie den letzten Athem verhauchte, und bewußtlos ſank ſie in die Arme ihrer Töchter zurück.

Auf einen Wink des Arztes führte man ſie in das Nebenzimmer auf ein Ruhebett.

Jetzt nahm der Arzt mit einem leichten Schnitt die Kugel aus der Wunde, und dann wurden alle Mittel angewandt, den Betäubten zum Bewußtſeyn zurückzubringen; bald öffnete er das Auge und blickte erſtaunt umher.

Victor und Adolph ſtanden ihm zunächſt; Eduard war im Nebengemach bei der Mutter. „Wo bin ich?“ fragte Clermont verwundert. „Unter treuen Freunden!“ erwiederte Adolph.

„Ich kenne Euch, wackre Kameraden. Haben wir geſiegt?“

„Die Farben Frankreichs wehen von allen Thürmen! Das Vaterland iſt frei!“

„Dank dem Allmächtigen; dieſes Wort füllt meine Bruſt mit neuem Balſam des Lebens. — Nun hat mein Herz nur noch einen Wunſch! O, wäre ich im Schooß der Meinen!“

„Sie ſind nahe!“ antwortete Victor.

„Ihr kennt mich?“

„Obriſt Clermont.“

„Bei Gott, der bin ich. Doch ſprecht, Ihr wißt von den Meinen? Wo iſt meine Gattin? Wo ſind meine Kinder?“

Eduard vermochte kaum noch an ſich zu halten. Die Mutter, welche jedes Wort lauſchend vernahm, ſprang auf von dem Ruhebett und wollte nach der Thür. Nur mit Mühe hielt man ſie zurück; mit bebender Bruſt blieb ſie an der halb geöffneten Thür ſtehn.

„Die Ihrigen leben,“ ſprach der Arzt. „Wenn Ihre Kräfte wiederkehren, wollen wir Sie zu ihnen führen.“

„Kräfte?“ rief Clermont, indem er ſich emporrichtete; „ich bin ſtark wie ein Löwe. Wo ſind die Meinigen? Ich weiß es, ich bin ihnen nahe; doch Ihr haltet mich zurück. Führt ſie zu mir oder das Herz zerſprengt mir die Bruſt. Leontine! Wo biſt Du? Meine Kinder!“

Als dieſe Stimme ertönte — wer hätte die Gattin noch zurückgehalten! „Clermont!“ rief ſie laut und ſtürzte auf ihn zu, „Clermont, hier iſt Deine Gattin!“

„Leontine!“ rief er und breitete die Arme aus und zog ſie an die verwundete Bruſt. „Leontine!“ Seine Stimme erſtickte in Thränen. „Leontine! So iſt es denn endlich wahr geworden! — — Aber wo ſind meine Kinder? Wo iſt mein Sohn?“

Sie umſtanden bebend das Lager des Vaters. Die Mutter wand ſich ſanft aus ſeinen Armen und deutete auf die drei holden Geſtalten; aber Worte hatte ſie nicht.

Der Vater ſtreckte die Hände zu ihnen hinüber, die Kinder ergriffen ſie und netzten ſie mit ihren Thränen. Er zog ſie einzeln heran und küßte ihr theures Antlitz.

Plötzlich aber wurden ſeine Blicke dunkel und ſtarrten irr vor ſich hin.

„Nein!“ sprach er verworren, „es sind Traumbilder! O, wie oft hatte ich schon so grausam süße Träume! Allmächtiger Gott! Laß mich nicht wieder zu der trostlosen Wirklichkeit erwachen!“

Alle schwiegen in tiefer Erschütterung. Da nahte sich ihm die Gattin sanft, drückte einen Kuß auf seine Lippen und sprach:

„Nein, Clermont! Diesmal ist es kein Traum. Fühle den warmen Hauch meiner Lippe, höre den Klang meiner Stimme! Ach, ich glaubte oft zu träumen. Doch wunderbarer als alle Träume ist die Wirklichkeit. — Fasse Dich, raffe die hohe Stärke Deiner Seele zusammen, erkenne uns, erkenne das Leben wieder.“

„Gott der Gnade, laß mich nicht wahnsinnig werden!“ rief Clermont heftig. „Ich sehe zwei Töchter und doch raubte ich Dir die eine selbst. Es muß Alles ein Traum seyn!“

„Der Gott, der Dich zurückgeführt hat, rettete auch Eugenien; er rettete sie durch diese treue Hand,“ sprach die Gattin mit tief in die Seele dringender Stimme, indem sie Betty's Hand ergriff.

Clermont starrte diese lange an. Endlich rief er: „Es wird Tag! Ich erkenne sie! Ich wache, ich lebe!

O, Mutter, lehre einen Vater ſeine Töchter kennen, welche iſt Leontine, welche Eugenie?“

„Siehe hier Leontinen und hier die gerettete Eugenie, die ich ſelbſt erſt ſeit wenigen Wochen gefunden.“

Der Vater ſchloß ſie in die Arme. „Wie ſchön ſie ſind!“ rief er aus, „wie hold, wie lieblich! Gott, iſt es nicht zu viel, zwei ſo holde Töchter zu haben?“

Als Deſormery dieſe Worte hörte, brach er in bittre Thränen aus.

„Nun erkenne ich auch Dich, mein Sohn!“ rief Clermont, der wieder einen Augenblick in träumendes Sinnen verfallen war, aus und zog Eduard zu ſich heran. „Jetzt verſtehe ich mein ahnendes Herz, als ich Dich in Algier kämpfen und fallen ſah! O, ich kenne dieſe ſchöne Narbe! — Du bluteſt? Du haſt auch heute gefochten! — O Gott, Du überſchütteſt uns mit Gaben des Segens!“

Die letzten Worte verklangen matt; Clermont ſank erſchöpft zurück. Ein ehernes Herz wäre überwältigt worden von dieſen Gefühlen.

Es war ein schöner Augustabend. Das Meer brannte im Purpur der Abendröthe. Die Masten im Hafen von Toulon ragten hoch mit fliegenden Wimpeln in den rosigen Aether hinein; goldner Schimmer strahlte von den Zinnen der Dächer und Thürme. Ein sanfter Hauch der Lüfte, vom Meere herüber, bewegte die Wellen, bewegte die Gebüsche.

Auf der Terrasse seines Landhauses saß Clermont an der Seite seiner Gattin. Marie saß neben Eduard, sanft in seinen Arm gelehnt. Victor und Eugenie, Adolph und Leontine hatten sich vertraut umfaßt. — Betty, deren heitre Züge ein zufriedenes Gemüth verriethen, band Blumen zu einem Strauß. Desormery stand in tiefe Gedanken versenkt und stützte sich auf einen Gartensessel.

„Die Sonne sinkt so schön ins Meer! Wer weiß, was sie uns morgen bringt?" sprach er mit bewegter Stimme.

„O, Freund," entgegnete Clermont, „die Sonne dieses Jahres hat so schöne Früchte gereift, daß wir ihr wohl vertrauen dürfen. — Mein Blick streift hinüber nach der Küste, wo sie mir funfzehn Jahre lang nur zum Jammer aufstieg, wo sie noch vor wenigen Monden die Sklavenketten röthete, die ich seufzend in

öder Einſamkeit trug. Und jetzt trifft mich ihr ſanfter Strahl, umgeben von den Liebſten auf der Erde, glücklich, frei, im freien, glücklichen Vaterlande!“

„Sie ſcheint auch auf manches Grab! Die Freiheit hat theure Opfer gefordert!“ erwiederte Deſormery mit ſchmerzlicher Stimme.

„Du mußteſt eine holde Tochter opfern; mir ſank ein treuer, redlicher Freund in die Gruft! — Viele ſahen Brüder, Väter, Kinder fallen! Aber das Heiligthum, das wir errungen, war es ſolcher Opfer nicht werth? — Möge es nun ein Gott vor frevelnder Entweihung ſchützen, daß die reine Opferflamme niemals, von Raſenden zu unnatürlicher Gluth angefacht, verheerend auflodre, und den Tempel in Schutt und Aſche verwandle, in dem ſie nur wärmend leuchten ſoll!“

„Den unſeligen Tag möge Frankreich niemals ſchauen! Das wird der gütige Gott verhüten, der die theuren Opfer von uns forderte!“

Ende des letzten Bändchens.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Herth u. Vkg 1004

Arien und Gesänge

aus:

n Feldlager in Schlesien.

Singspiel in drei Akten,

in Lebensbildern

s der Zeit Friedrich's des Großen

von

L. Rellstab.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

In Musik gesetzt von G. Meyerbeer.

Berlin, 1844.

(Preis: 5 Sgr.)

Personen:

Saldorf, Hauptmann außer Dienſten ..... Hr. Böttcher.
Thereſe, ſeine Nichte ..... Dlle. Marr.
Vielka ..... Dlle. Tuczeck.
Conrad ..... Hr. Mantius.
Tronk, Anführer eines Trupps ungariſcher Reiter ..... Hr. Blume.
Ein ungariſcher Reiter... Hr. Heinrich.
Ein Grenadier-Unteroffizier Hr. Zſchieſche.
Ein Artillerie-Unteroffizier Hr. Krauſe.
Ein Zietenſcher Huſar... Hr. Pfiſter.
Ein ſchwarzer Huſar .... Hr. Mickler.
Braune Huſaren ..... Hr. Bethge ꝛc.
Steffen, ein alter Landmann Hr. Bader.
Ungariſche Reiter.
Preußiſche Soldaten aller Gattungen.
Marketenderinnen. Landleute. Pagen. Diener ꝛc.

Die durch Klammern (:I I:) eingefaßten Stellen im Text bleiben weg.

Eintretende Veränderungen der hier oben abgedruckten Rollen-Beſetzung ergiebt der täglich erſcheinende Schauſpiel-Zettel.

Erſter Akt.

No. 1. Introduktion.

Saldorf.

So geh' getroſt mit Gottes Segen!
Sei fromm und muthig, ſchlicht und treu,
Nichts fürchte auf des Lebens Wegen,
Vor Unrecht einzig trage Scheu.

Vielka. Thereſe.

So ziehe hin mit Gottes Segen,
Und uns bewahre Lieb' und Treu'.

Conrad.

So lebt denn wohl! — In Gottes Segen
Trag' ich vor keinem Unfall Scheu.
Ich zieh' getroſt der Welt entgegen,
Euch Allen — Allen bleib' ich treu!

Saldorf.

So geh' getroſt ꝛc.

Vielka. Thereſe.

So ziehe hin ꝛc.

Conrad.

So lebt denn wohl ꝛc.

Lied.

Thereſe.

Beim Schein der Abendröthe,
Bei Mondes ſanftem Glanz
Ertönte Deine Flöte
Zu unſerm frohen Tanz.

Thereſe und Chor der Landmädchen.

So laſſ' Dich denn beſchenken
Von heit'rer Mädchen Schaar;
Sie reicht zum Angedenken
Hier dieſes Band Dir dar.

Thereſe.

Es ſei von mir gewunden
Um Deinen Wanderhut,
Und nahen trübe Stunden,
So weck' es friſchen Muth.

Thereſe und Chor.

Gedenke nur der Tänze
Bei ſüßer Flöte Klang,
Der Scherze, Sträuße, Kränze
Bei fröhlichem Geſang.

Conrad.

Von dieſem Liebeszeichen,
Wie iſt mein Herz bewegt!
Es ſoll nicht von mir weichen,
So weit mein Fuß mich trägt.

Saldorf.

So geh' getroſt mit Gottes Segen,
Sei fromm und muthig, ſchlicht und treu.

Vielka.

So ziehe hin mit Gottes Segen,
Und Deiner Vielka bleibe treu!

Thereſe.

So zieh' getroſt mit Gottes Segen
Unſrer gedenke in Lieb' und Treu!

Conrad.

So lebt denn wohl, in Gottes Segen
Zieh' ich getroſt der Welt entgegen,
Eurer gedenk' ich in Lieb' und Treu'!

Saldorf.

Auf jetzt und ſcheide!
Es drängt die Zeit.
Schon ſteigt die Sonne,
Dein Weg iſt weit.
Doch höre der Vorſicht
Sorglichen Rath:
Meide die Straße,
Nimm einſamen Pfad!
Streifende Feinde
Durchſchwärmen die Flur:
Hier die Croaten,
Dort der Pandur!

Die Mädchen.

Weh'!

Saldorf.

Bebt nicht ſo thöricht
Bei krieg'riſchem Schall!
Gott iſt uns nahe
All' überall!
Fern vom Gebirge
Schallt es daher;
Dort iſt gelagert
Das preußiſche Heer.
Dort weilt der König
Mit muthiger Schaar. —
Herr Gott, beſchütze
Ihn immerdar!

Alle.

Großer Gott ſchütze
Ihn immerdar!
Hör' unſer Flehen,
Sei gnädig ihm!

Saldorf.

Auf jetzt und ſcheide!
Es muß endlich ſein.
So geh' getroſt ꝛc.

Conrad.

So lebt denn wohl, ꝛc.

Vielka.

Zieh' hin mit Gott,
Und Deiner Vielka bleibe treu!
Leb' wohl!

Chor.

Zieh' hin mit Gott,
Und uns bewahre Lieb' und Treu!
Leb' wohl!

No. 2. Melodram und Romanze.

Vielka.

Wunderbare Geſtalten umſchweben mich — wenn ich an Edles, an Großes denke, wie jetzt an unſern König, — an Sieg und Tod für's Vaterland, — dann überkommt es mich; — das iſt die Gabe der Mutter!

Romanze.

Sterbend legt' ſie mir aufs Haupt die Hand:
„Bete, meine Tochter, bete!
Schon umſtrahlt mich aus des Jenſeit Land
Wunderbare Morgenröthe.
Meine Wandrung habe ich vollbracht,
Goldnes Ziel ſtrahlt mir entgegen,
Aufwärts ſchweb' ich aus der Erdennacht —
Doch Dir bleibt der Mutterſegen."

Thereſe. Saldorf.

Du frommes Kind, Dir bleibt der Mutterſegen.

Vielka.

„Unſer Stamm durchſchweift die weite Welt
Heimathlos in alle Fernen;
Obdach ſuchen wir im Wanderzelt
Oder unter Himmels Sternen.
Doch den Bann, der uns ſo ſchwer verhängt,
Wollte Gnade mildern,
Und der Zukunft Schau ward uns geſchenkt
Klar in Zeichen, Sternenbildern.“

:‖: Reines Herzens, iſt die Gabe Dein;
Nimm ſie hin, jetzt, da ich ſterbe;
Ach! als einz'ge Gabe war ſie mein,
Nimm ſie hin als Mutter-Erbe. ‖:

Und ſo blick' ich durch der Zukunft Nacht;
Goldnes Ziel ſtrahlt mir entgegen.
Sie dort oben hat mich treu bewacht,
Und mir blieb der Mutterſegen.

Thereſe. Saldorf.

Frommes Kind, Dir blieb der Mutterſegen.

No. 3. Arie.

Conrad.

Durch Feld und Au, in ſanften Träumen,
So wandert' ich das Thal entlang,

Und hell hinauf zu Himmels-Räumen
Ertönte meines Liedes Klang.
Stets rückwärts zogen die Gedanken,
Doch vorwärts führte mich mein Fuß;
Aus Herzens wehmuthvollem Schwanken
Sandt' ich zu Euch den Liebesgruß.

Da tönt's von Ferne, hopp, hopp, hopp!
Und Reiter ſeh' ich im Galopp
Durchs Blachfeld ſauſend ſtreichen.
Mit Schrecken füllt mich die Gefahr,
Doch wußte ich der Feindesſchaar
Vorſichtig auszuweichen.

Dicht an der Brücke fand ich mich.
Du birgſt dich drunten, dachte ich,
Die Reiter traben oben.
Doch drunten ſaß ein Offizier,
Zu ſchweigen winkt er ſtrenge mir,
Den Krückſtock hoch gehoben.

Und über uns ging's hopp, hopp, hopp!
Der Reiter ſauſender Galopp.
Ich ſaß mit Angſt und Beben;
Doch er ſprach ruhig: Sind ſie fort,
Sollſt Du nach einem ſichern Ort
Mit mir Dich hinbegeben.

Er ſah mich an — ſcheu blickt' ich nieder.
„Du heißt?" Mir bebten alle Glieder.

„Dein Name?“ Conrad, Euch zu dienen.
„Du wohnſt?“ ſprach er mit ſtrengen Mienen.
Beim Hauptmann Saldorf, dort hinaus. —
„So führe gleich mich in ſein Haus!“

So wandert' ich an ſeiner Seite
Das Thal entlang, zu Euch zurück.
Was ſuchte ich auch in der Weite?
Liegt doch daheim das ſchönſte Glück!
Nun vorwärts eilten die Gedanken
Und vorwärts eilte auch mein Fuß.
Mein Herz, wie ſollt' es jetzt noch ſchwanken —
Hier winkte mir der Liebesgruß.

No. 4. Duett.

Vielka. Conrad.

Ach, in kleiner Hütte
An des Hügels Saum,
Dort an Deiner Seite,
Welch' ein holder Traum!
Welch' ein ſüßes Leben,
Ferne von der Welt,
Wenn mein Arm umfangen
Dich { Geliebter / Geliebte } hält.

Conrad.

Wenn im Abendſtrahle
Glüht der Bergeshang,
Lock' ich aus der Flöte,
Sanfter Töne Klang.

Vielka.

Und zum Klang der Zither
Wecken bange Luſt,
Meiner Heimath Lieder
In bewegter Bruſt!

Beide.

Ach, in kleiner Hütte ꝛc. ꝛc.

Conrad.

Sieh doch, ob nichts in meiner Hand
Von ſolchem Glück geſchrieben iſt.

Vielka.

Nein, nein! da würde mir bekannt,
Daß Du gewiß nicht treu mir biſt.

Conrad.

Nicht treu?

Vielka.

Nicht treu!

Conrad.

Nein, nein!

Vielka.

Ja, ja!

Conrad.

Schelmin, necke nur!
Dich, Dich lieb' ich nur!
Dein, Dein iſt mein Herz,
Treu hier und allerwärts.
Dein ſchwarz Augenpaar
Sind die Sterne klar,
Wo mein Wohl und Weh
Stets ich geſchrieben ſeh!

Vielka.

Gelt! ich necke ihn
Doch, doch lieb' ich ihn.
Treu, treu iſt ſein Herz,
Treu hier und allerwärts.
Mein treu Augenpaar
Sind die Sterne klar,
Wo Dein Wohl und Weh
Stets Dir geſchrieben ſteh'.

Conrad.

Nun willſt Du meine Hand nicht ſchauen?
So kann ich Deiner Kunſt nicht trauen.

Vielka.

Dir droht Gefahr,
Das iſt mir klar!
Du wirſt gefangen,
Vielleicht —

UNIVERSITÄTS LIBRARY

Conrad.

Gehangen!
Nein, nimmermehr!
Das wäre ſehr
Unangenehm
Und unbequem.

Vielka.

So arg, nein, nein,
Wird es nicht ſein;
Doch ſeh' ich Spuren
Von-den —

Conrad.

Panduren?
Vielka, nein, nein!
Das kann nicht ſein!
O ſag' mir klar,
Droht mir Gefahr?

Vielka.

Ja, in der That,
Dir droht Verrath;
Und was Dich liebt
Hat ihn verübt.

Conrad.

Du? Vielka Du?

Vielka.

Ich! ich mag mir ſelbſt nicht glauben,
Was aus dieſen Zeichen ſpricht!

Conrad.

Schelmin, neckſt Du mich?
Doch, doch lieb' ich Dich!
Dein, Dein iſt mein Herz!
Treu hier und allerwärts!

Vielka.

Neckt der Zauber mich?
Dich nur liebe ich!
Dein, Dein iſt mein Herz!
Treu hier und allerwärts!

No. 5. Recitativ und Enſemble.

Saldorf.

O Gott! ich kann nicht daran zweifeln.
Fluch —
Fluch dieſem Haus' und dieſem Haupt,
wenn hier —
Nein, das Entſetzlichſte verhängſt Du
nicht!
Ich weih' Euch ſchnell in das Geheimniß ein.
Zu großer That beruft uns Gottes Wille:
Der Gaſt, den Conrad heimlich herge-
führt —
Der König iſt's!

Thereſe. Vielka.

Der König?!

Saldorf.

lt unſer Herr und Haupt in Feindes Hand,
iſt's geſchehn um unſer Vaterland.
ſollt' es um den Preis des Lebens ſein,
t es uns freudig ſeiner Rettung weihn!

Saldorf. Thereſe. Vielka.

ſollt' es um den Preis des Lebens ſein,
hn wollen wir es ſeiner Rettung weihn!

lo. 6. Scene und Chor der Soldaten.

Mehrere Landmädchen.

rettet! Die Feinde —
Herr! durch den Garten
hon dringen ſie ein.

Vielka.

gariſche Reiter!
zt laſſet nicht länger
Sorge uns ſein.
rwandte unſres Stammes
hören ſie uns an;
e kennen unſre Lieder,
e ſcheu'n den Zauberbann. —
grüße ſie als Gäſte
Deines Hauſes Heerd.

Es wird in ihrem Stamme
Das Gaſtrecht hoch geehrt.
Ich hole meine Zither,
Mein Tambourin herbei;
Ihr bringet Wein und Becher,
Daß Alles fröhlich ſei!

Chor.

Heran! herein!
Zum Fenſter ſteigt ein!
Die Erſten hinein!
Das Gold und der Wein
Muß unſer ſein!

Alle.

Huſſah! Halloh!
Es tobt durch die Lüfte das wüthende Heer!
Wir jagen den Feind, wie Stürme das Meer;
Wir ſauſen und brauſen auf ſchnaubendem Roß,
Wir plündern die Hütte, wir ſtürmen das Schloß!
Und wär' es die Hölle, wir ſtürmen ſie auch,
Durch Feuer und Flammen, durch Qualm und durch Rauch!

Huſſah! Halloh!
Holla heraus!
Zu Saus und Schmaus!
Schafft Gold, ſchafft Wein!
Die Thür ſchlagt ein!

7. Recitativ und Zigeuner-Runde.

Vielka.

ück! Sogleich gehorchet dem Gebot!
ttert, wenn Euch Vielka's Zorn bedroht!
ehrt der Wunderſchweſter heil'ge Macht,
ſt trifft Euch meines Zaubers Bann
und Acht!
ſteht auf heil'ger Stelle:
ſtarb auf dieſer Schwelle
e Mutter mir, die Alle Ihr gekannt;
laſta, die Weiſe, Heilige genannt.

Chor.

on unſerm Stamm, wie wunderbar!

Vielka.

Ehrfurcht vor der Todten ſchweigt,
nicht ihr Geiſt der Gruft entſteigt,
kühnem Frevler rächend zeigt!
Gaſtrechts heil'gen Frieden bricht,
trifft des Bannes ſtreng Gericht;
folget ſeiner Ferſe nach,
jagen Elend, Krankheit, Schmach!
Doch wo der Gaſt
Sitte verehrt,
Da iſt die Freude
Mit eingekehrt;

Da klinget die Schelle,
Da flieget der Tanz,
Da ſchmücket den Becher
Blumiger Kranz.

Runde.

Es ſummt und ſchwirrt und ſingt und klingt
Lalalala — lalalala!
Das Lied aus der Heimath zum Herzen uns dringt,
Lalalala — lalalala!
Vertrauet der Schweſter, die Hand reicht ihr dar:
Die Zukunft enthüllt ſie Euch wunderbar.

Vielka und Chor.

Lalalala — lalalala!

Vielka.

Tapfer, ächten Stammes Blut,
Wohnt in Deiner Bruſt der Muth,
Und Dir lächelt das Geſchick
Ha! mit ungeahntem Glück.
Etwas Großes, ſeh' ich klar,
Bringt die nächſte Zukunft dar.
Reiche Schätze, hoher Ruhm
Werden ſchnell Dein Eigenthum;
Doch von Schuld und Frevel rein
Muß das Herz im Buſen ſein!

Tronk und Soldaten.

ertrauet der Schweſter, die Hand reicht ihr dar.
ie Zukunft enthüllt ſich ihr wunderbar!

Vielka.

s ſummt und ſchwirrt, es ſingt und klingt,
Lalalala — lalalala!
er Tanz Eurer Heimath, er lockt Euch und winkt.
Lalalala — lalalala!
uf, folget der Schweſter auf grünenden Plan,
ie führt zu den Tänzen der Heimath Euch an!

Vielka und Chor.

Lalalala — lalalala!
uf, folget der Schweſter auf grünenden Plan,
ie führt zu den Tänzen der Heimath Euch an!

No. 8. Finale.

Vielka. Thereſe. Saldorf.

r iſt gerettet, iſt geborgen.
er Poſten ließ ihn aus dem Haus;
r nimmt den Weg, Ihr dürft nicht ſorgen,
um Garten jetzt in's Feld hinaus.

Tronk.

He! Schildwach! — das Thor dort!

Bielka. Thereſe. Saldorf.

Dein iſt das Wollen und Vollbringen,
Der in den Sternen droben wacht;
Du ließeſt unſre That gelingen,
Dir, Vater, ſei der Dank gebracht!

Tronk.

So muß es gelingen, doch jetzt wird es Zeit!
He! Holla! Ihr Alter, jetzt macht Euch bereit!

Saldorf.

Noch eins zu trinken
Haben wir Zeit,

Tronk.

Nichts da zu Trinken!
Haltet mir Wort!
Es heißt marſchiren,
Wir müſſen fort
Durch Buſch und Felder
Führt Ihr uns jetzt;
Doch dieſes Haus hier
Halt' ich beſetzt.

Saldorf.

Den Fall, ich hatt' ihn
Im Voraus geſehn.

Vielka. Thereſe.

Wehe! was hör' ich!
Wie wird's uns ergehn!

Tronk.

Ja dieſes Haus hier
Halt' ich beſetzt!

Saldorf.

Mein Freund, das wird nicht nöthig ſein,
Denn was Ihr ſuchet iſt ſchon mein.

Thereſe. Vielka.

O Himmel! Ha! was ſoll das ſein.

Saldorf.

Verborgen iſt der König hier.

Tronk.

Alle Teufel!

Thereſe. Vielka.

Jetzt iſt ſein Plan verſtändlich mir.

Saldorf.

Wir nahmen hier ihn auf ins Haus,
Ich gab für meinen Sohn ihn aus.

Ich handelte nach meiner Pflicht,
Denn was geſchehn war wußt' ich nicht.
Jetzt aber ſpricht das Vaterherz,
Jetzt leiten Rache mich und Schmerz.

Tronk.

Juchhe! Recht ſo! — das iſt mir klar!
Ich bin ein Glückskind, das iſt wahr!

Thereſe. Vielka.

O welch ein edles, treues Herz!
Die Pflicht beſieget unſern Schmerz.

Saldorf.

Dein iſt das Wollen, das Vollbringen,
Der in den Sternen droben wacht!

Tronk.

Ihr da! die Thür dort aufgeſprengt!

Saldorf.

Nein, haltet ein! O Freund, bedenkt:
Es iſt des Königs Majeſtät,
Die uns jetzt gegenüber ſteht.
Und ahnt der König, was ihm droht,
So wählt er ſtatt der Schmach den Tod!

Tronk.

Teufel auch, Ihr habt Recht!

Saldorf.

Du Vielka, beſtes Kind, komm her!
Ruf ihn, als ob es Conrad wär';
Dann öffnet er gewiß die Thür —
Im ſicherſten vertraut er Dir!

Vielka.

O Gott, wie ſchwer iſt dieſe That!
Treu, üb' ich doch an ihm Verrath!

Trunk und Chor.

Nur leiſe — ſtill! Kein Wort — kein Laut!
Damit er ſicher uns vertraut.
Lebendig muß er unſer ſein,
Denn ſo gelingt der Streich allein.

Vielka.

He, Conrad! öffne! komm' heraus!
Ganz ſicher iſt nunmehr das Haus.
Jetzt ſtill — er kommt! Kein Wort, kein Laut! —
Und ich verrath ihn, der er traut!

Conrad.

Da bin ich! Iſt wirklich
Vorbei die Gefahr?
Ihr glaubt nicht, wie ſehr ich
In Aengſten dort war. —

Ha! Panduren, Croaten!
Verloren bin ich!
Ha, ich bin verrathen —
Verrathen durch Dich!

Tronk.

Halt!

Conrad.

Ach, beſchützt mein Leben!

Tronk und Soldaten.

Ihr müßt Euch ergeben!

Bielka.

Gehorche!

Conrad.

Verrätherin!

Tronk.

Vergeblich zürnen Majeſtät;
Sie ſehen, wie die Sache ſteht.

Conrad.

Ja, ja, ich ſehe wie es ſteht!
Den Henker bin ich Majeſtät!
Conrad bin ich, ſein Pflegeſohn.

Tronk.

O Majeſtät — wir wiſſen ſchon!

Conrad.

Mein Vater — warum ſprecht Ihr nicht?

Saldorf.

Beendet, Sire, iſt meine Pflicht.

Conrad.

Und Ihr, den Bruder kennt Ihr nicht?

Vielka. Thereſe.

Sire, jetzt beſtimmt uns andre Pflicht.

Saldorf.

Verſtellung rettet Sie nicht mehr.
Ich führe den Beweis — ſchaut her!
Den Mantel ſeht, den er getragen;
Er kann nicht mehr zu läugnen wagen.

Vielka.

Folg' uns! und Glück und Ruhm ſind Dein!
Wo nicht — ſo wirſt Du niemals mein.

Conrad (für ſich).

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll,
Mir iſt im Kopf wie irr und toll.
Die hängen mich — doch was ſie droht,
Das iſt noch ſchlimmer als der Tod.
Zwar was ſie wahrgeſagt, trifft ein;
Verrathen bin ich, das iſt klar,
Gefangen auch, — jetzt ſoll ich gar
Nach ihrem Willen König ſein?
Ja, ja! ſie prophezeihte mir:
„Es wird die höchſte Ehre dir,

Und glücklich wendet ſich dein Loos.“ —
Das trifft auch zu. Juchhe! drauf los!
Nun iſt mir Alles einerlei —
So bin ich König denn — es ſei!
(zu Tronk.)
Verſtellung üb' ich länger nicht;
Thut denn in Ehrfurcht Eure Pflicht!

Vielka. Thereſe. Saldorf.
Weh! wir ſind verloren;
Man führt ihn zurück!

Tronk.
Was giebt's da für Lärmen?
He, was iſt geſchehn?

Conrad.
Ich zittre, ich bebe —
Wie wird mir's ergehn?

Tronk.
Wie, nicht durch? den Teufel auch!
Und mein Befehl? — Rapport! — Geſchwind denn! —
Schon oben! — Nun was giebt's?

Ein Soldat.
Durch unſre Poſten ſchleichen
Wollt' ein verdächt'ger Mann;
Zwar zeigt er Deinen Namen,
Doch hielten wir ihn an.

Saldorf. Thereſe. Vielka.

Heißt das { mir / uns } Wort gehalten?
Doch man gehorcht Euch nicht!

Soldat.

Soldat nach ſeinen Mienen —

Saldorf.

Nein, er iſt Muſikant!

Soldat.

Ja, Flötenbläſer ſagt er;
Conrad ſei er genannt!

Conrad.

Wie? Flötenbläſer — Conrad —

Saldorf. Thereſe. Vielka.

Still! — Schweig!

Soldat.

Wir nahmen ihm die Flöte
Und dieſe Noten fort.

Saldorf. Thereſe. Vielka.

So habt Ihr die Beweiſe,
Und haltet uns nicht Wort?

Conrad.

Meine Kompoſition! meine Flöte!

Tronk.

Was ließt Ihr ihn nicht blaſen?
So hättet Ihr's geſehn.
Her mit dem Zeug! Ihr unten dort!
Laßt ihn ſogleich dies blaſen hier.
Und kann er's nicht, ſo hängt ihn auf!

Thereſe. Vielka. Salborf.

Weh uns!

Conrad.

Schön!

Tronk.

Doch bläſt ers Euch, ſo laßt ihn fort —
Sonſt ſoll Euch gleich — —

Conrad.

Mein Flötenkonzert! ich glaube, ich bi
behext!
Wahrhaftig! Er bläſt es beſſer wie ich.

Tronk und Chor.

Horch! Horch wie ſüßen Klang
Er aus der Flöte lockt.

Tronk (ſpricht).

Potz Element! Wenn der nicht blaſe
kann, ſo mag's der Teufel können. Hört
Ihr da unten, laßt ihn auf der Stell
fort.

Salborf. Vielka. Thereſe.

Dein iſt das Wollen, das Vollbringen,
Der in den Sternen droben wacht.
Du ließeſt unſre That gelingen,
Dir Vater ſei der Dank gebracht!

Conrad.

Sie hat es wohl vorausgeſehen,
Mich trifft Verrath, Gefangenſchaft.
Kann man dem Schickſal nicht entgehen,
Was hilft uns dann die Wiſſenſchaft!

Tronk.

Es iſt nun Zeit! Wir müſſen reiten,
Gehorſamſt bitt' ich Majeſtät!
Tronk wird voll Ehrfurcht Sie begleiten,
Da Dienſt und Sitte er verſteht.
Achtung! Nicht Euch! Rechts um! Vorwärts Marſch!

Chor.

In Ehrfurcht ſtill geleitet ihn;
Stumm muß ſich ernſter Dienſt vollziehn.
Die Zauberſchweſter ſchaute klar,
Ihr Wort erfüllt ſich wunderbar.
Ein goldnes Loos fiel unſrer Hand,
Doch ſchnell iſt oft das Blatt gewandt.
Drum ſchweigt, und hütet ſtill bedacht
Den Schatz, den Euch das Glück gebracht.

Saldorf. Thereſe. Vielka.

Triumph! Triumph! ſie ziehen fort!
Die Liſt gelang! O welch ein Glück!
Stolz ſchlägt das Herz in Freudendank.
Er iſt gerettet, kehrt zurück,
Zum Lohn wird uns das höchſte Glück!

Tronk und die Soldaten.

In Ehrfurcht ſtill geleitet ihn ꝛc. ꝛc.

Saldorf. Thereſe. Vielka.

Dein iſt das Wollen, das Vollbringen,
Der in den Sternen droben wacht,
Du ließeſt unſre That gelingen,
Dir Vater ſei der Dank gebracht!

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

No. 9. Husarenlied.

Zietenscher Husar.

Rasch wie die Schwalbe schießt und kreuzt
So reiten die Husaren;
Wie sich der Stern am Himmel schneuzt,
So kommen sie gefahren.
Die Zügel los, die Sporen ein!
Sie schlagen wie das Wetter drein,
Und Alles muß zersplittern
Vor ihren Ungewittern.

Chor.

Und Alles muß zersplittern
Vor ihren Ungewittern!

Zietenscher Husar.

Wo Vater Zieten kommandirt,
Da helfen keine Flausen;
Wenn ihn der Feind von ferne spürt,
So faßt ihn schon das Gräusen.
„Attake! Vorwärts! Mann an Mann!“
Die Windsbraut rasselt eisern an;
Krach! das Quarree zersprungen,
Der ganze Feind bezwungen!

Chor.

Krach! das Quarree zersprungen,
Der ganze Feind bezwungen!

Zietenscher Husar.

Vivat Zieten!

Schwarzer Husar.

Vivat Lossow!

Zietenscher Husar.

Was wäre der Krieg ohne Husaren?

Grenadier-Unteroffizier.

Ihr werdet auch die Welt nicht allein erobern! Laßt nun endlich die Infanterie auch zu Worte kommen.

Zietenscher Husar.

Erst mein Schlußvers!

Schwarzer Husar.

Der ist für uns schwarze Husaren, Du weißt, Kamerad!

Zietenscher Husar.

Versteht sich, und ich will ihn auch mitsingen.

Husaren.

Der Todtenkopf blinkt an der Müh',
Da seht Ihr sie erbeben.

ie treffen schärfer als der Blitz;
ie wird Pardon gegeben.
nd wo es Feindes-Schaaren jägt,
Sie wenn der Sturm die Tenne fegt.
a ruft nur ohne Zweifel:
Das sind die schwarzen Teufel."

Husaren und Chor.

a ruft ꝛc. ꝛc.

No. 10. Grenadierlied.

Grenadier-Unteroffizier.

Vor Preußens Grenadieren,
Wenn sie nur aufmarschieren,
Da fährt dem Feind das Zagen
Durch Herz, Gebein und Magen.
Panduren und Kroaten,
Sie sehn sich schlecht berathen,
Sie müssen retiriren,
Sobald wir avanciren.
Trrrum! Trrrum!
Marsch, marsch, marsch, marsch!
Sie müssen retiriren,
Sobald wir aufmarschieren.

Chor.

Trrrum! Trrrum! ꝛc.

Grenadier-Unteroffizier.

Das viele, lange Schießen,
Das kann uns nur verdrießen,

Wir fällen die Gewehre:
Frisch drauf zu Preußens Ehre!
Mit Kolb' und Bajonetten,
Trotz Palliſaden, Ketten,
Durch Gräben, ſpan'ſche Reiter,
Im Sturmſchritt immer weiter.
Trrrum! Trrrum!
Marſch, marſch, marſch, marſch!
Durch Gräben, ſpan'ſche Reiter,
Im Sturmſchritt immer weiter.

Chor.

Trrrum! Trrrum! ꝛc.]:

Grenadier-Unteroffizier.

Und reitet Vater Fritze
Voran an unſrer Spitze,
Der läßt, durch Wall und Schanzen,
Sie noch ganz anders tanzen.
Drum, wenn ſie ihn nur wittern,
Faßt ſie das Gliederzittern;
Und ſchnaubt er nur die Naſen,
So ſind ſie weggeblaſen.
Trrrum! Trrrum!
Marſch, marſch, marſch, marſch!
Und ſchnaubt er nur die Naſen,
So ſind ſie weggeblaſen.

Alle.

Trrrum! Trrrum! ꝛc.

No. 11. Terzett.

Zietenscher Husar.

Und schnaubt Er mit der Nasen,
So sind sie weggeblasen!
Der Vers mir wohlgefällt.
Vor Seinem Hauch, doch nicht vor Euren Thaten,
Erbeben die Panduren und Kroaten.

Grenadier-Unteroffizier.

Ihr schnaubt sie weg mit Euren Pferdenasen!
Nicht wahr? Was sind die Kerle aufgeblasen!

Zietenscher Husar.

Ihr spießt sie wohl mit Euren spitzen Mützen
Und strangulirt sie mit den breiten Litzen?

Grenadier Unteroffizier.

Ja freilich, sehn sie Eure Säbel blinken,
So zittern — in dem Rauchfang Speck und Schinken!

Zietenscher Husar.

Der Donner!

Grenadier-Unteroffizier.

Nur heran!

Artillerie-Unteroffizier.

Still! haltet Frieden!
Mit einem Worte ist der Streit entschieden.
Ihr seid die Hand — Ihr seid der große Zeh';
Wir sind der Grund und Boden der Armee.
Ihr zieht Euch sicher unter die Kanonen,
Der Feind erwürgt an unsern groben Bohnen.
Bum, bam, bum, bam, ritz, ratz!
Da ziehn sie aus, wie Mäuse vor der Katz.

Zietenscher Husar.

Ja, das versteht Ihr, hohlen Lärm zu machen.

Grenadier-Unteroffizier.

Ja, ja! recht weit vom Feinde läßt sich's lachen.

Zietenscher Husar.

Wir wettern mit dem blanken Säbel drein.

Grenadier-Unteroffizier.

Wir dringen mit den Bajonetten ein.

Artillerie-Unteroffizier.

ir lassen sie nach unsern Flöten tanzen,
Da helfen weder Mauer, Wall noch
Schanzen.

Zietenscher Husar.

Mann gegen Mann, so fechten tapfre
Leute.

Grenadier-Unteroffizier.

Die Bombenschmeißer lieben sich das
Weite!

Artillerie-Unteroffizier.

Zum Teufel! Wollt Ihr's Mann an
Mann versuchen?

Zietenscher Husar.

Kommt nur! Wir lassen uns nicht
lange suchen.

Landleute und Soldaten.

Kein Streit! Die Waffen weg! Still!
Ruhe! Frieden!

No. 12. Lied.

Ein greiser Landmann.

Waffen Ruhm — dem Frieden
größ're Ehre!
eicht der Waffenthat den sanften Lohn;

Ihr seid des Königs Schutz und tapfre Wehre,
Wir schmücken ihm mit Gaben reich den Thron.
Ihr führt den Krieg, um Frieden zu erwerben,
Er bringt allein der Welt das Glück und Heil.
Seid Ihr bereit für's Vaterland zu sterben —
Dafür zu leben, das ist unser Theil!]*

* * *

In Liebe wollen wir uns eng verbünden,
Zu fester Eintracht webe sich das Band;
Wie alle Ströme sich im Meere münden,
Sei aller Kräfte Ziel das Vaterland.
So wird es blühen, wachsen und gedeihen,
Giebt unsre Gaben zehnfach uns zurück.
Ihm, unsern Herrn, dem wir das Leben weihen,
Ihm gründen wir das reinste Seelenglück!

Ballet.

ꝛc. ꝛc.

No. 13. Quadrupel-Chor.

fangen — habt Ihr es gehört?
f! tapf're Kameraden, ſchwört,
n zu befrein mit kühnem Muth,
r unſern König unſer Blut!
ch leiſe — hütet Euer Wort!
rbergt den Plan vor Jenen dort!
treffe Rache den Verrath,
ch unſer ſei der Ruhm der That!

ſaren. Küraſſiere. Grenadiere.
Artilleriſten (jedes Korps für ſich).

oran!" iſt unſer Loſungswort.
um auf, Ihr Brüder, ſtürmet fort,
Erſten auf dem Platz zu ſein,
n Vater Friedrich zu befrein.

Grenadiere. Artillerie.

f! Vorwärts!

Schwere Cavallerie.

Was beginnet Ihr?

Grenadiere.

unſern König ſterben wir!

Küraſſiere. Artillerie. Grenadiere.
Huſaren.

Auch wir!

Alle.

Zum Kampfe alleſammt!
Ein Muth hat Alle uns entflammt!

No. 14. Kriegslied.

Alle.

Ein Preußenherz ſchlägt voller Muth
In Tod und in Gefahr.
Ein Preußenherz bringt treu ſein Blut
Dem Vaterlande dar.
Und iſt des Königs Haupt bedroht,
Da glüht es mächtig auf!
Auf Brüder! freudig in den Tod
In Siegers Sturmeslauf!
Die Trommel dröhnt, die Fahnen wehn,
Trompeten ſchmettern drein!
Auf! Vorwärts marſch! mit Sturmes-
Wehn!
Brecht wie das Wetter ein!

Von edler Rache Zorn entbrannt,
Reißt es uns mächtig fort;
Der König und das Vaterland
Sei unſer Loſungswort!

So erbt es von den Vätern her,
So erbt's von Sohn auf Sohn.
reu schaaret stets das Preußenheer
ich um den Königsthron.
Die Trommel dröhnt, die Fahnen wehn,
Trompeten schmettern drein!
Auf, Vorwärts marsch! mit Sturmes-
Wehn!
Brecht wie das Wetter ein! —

No. 15. Finale.

Alle.

Ha, seht den Verräther!
Es treffe den Thäter
Die Strafe sogleich.
Verwirkt ist sein Leben;
Ha, seht ihn erbeben
In Schrecken so bleich!
Ergreift ihn!

Saldorf.

Was wollt Ihr?
Welch rasende Wuth?

Chor.

Verräther, erzittre!
Jetzt fließet Dein Blut!

Saldorf.

Wahnſinnige, weichet,
Sonſt fließt Euer Blut!

Chor.

Der Frevler! Greift ihn! tödtet ihn!
Umringt ihn! laßt ihn nicht entfliehn!

Saldorf.

Zurück! Gehorchet Eurer Pflicht!
Der alte Saldorf zittert nicht!
Wer wagt's und legt die Frevlerhand
An ſeines Führers heilig Haupt?
Ehrt dieſes Kleid, ehrt dieſen Stand;
Ehrt dieſes altergraue Haupt!
Bald ſchließt das Grab mich Schwachen ein,
Und Ihr könnt ſolcher That mich zeih'n!
Hoch ſchlägt — ich bin mir's ſtolz bewußt —
Ein Preußenherz in meiner Bruſt.
Fern iſt's von jeder falſchen That;
Wann übt der Preuße je Verrath!
So ſeh' ich ruhig ſelbſt den Tod;
Denn drüben ſtrahlt das Morgenroth!

Chor.

Der Heuchler! Greift ihn! tödtet ihn!
Ergreift ihn! Laßt ihn nicht entfliehn!

Vielka. Thereſe.

Erbarmen! Halt!

Chor.

Was wollt Ihr hier?

Vielka. Thereſe.

Für unſern Vater ſterben wir!

Vielka. Thereſe. Saldorf.

Den Ihr ſo ſchweren Frevels zeiht,
Er / Ich } war des Königs Retter heut!

Chor.

Sein Retter — er? Glaubt ihnen nicht!

Vielka. Thereſe. Saldorf.

Ich ſchwör's vor Gottes Angeſicht!

Chor.

Nein, glaubt dem frechen Meineid nicht!
Der König iſt in Feindes Hand.

Vielka. Thereſe. Saldorf.

Weh uns! er fiel in Feindes Hand.

Chor.

Und Du verriethſt das Vaterland!

Vielka. Thereſe. Saldorf.

Verloren! — Weh! das Vaterland!

Chor.

Fluch! Fluch dem Verräther!
Es treffe den Thäter
Die Strafe ſogleich.

Verwirkt ist sein Leben,
Ha, seht ihn erbeben
Vor Schrecken so bleich!

Vielka. Therese.

Erbarmen! Erbarmen! Lasset ihn!
Allmächtiger Gott, errette ihn!

Saldorf.

Verräther! Ich? Gott räche nicht,
Was Eure Zunge frevelnd spricht!

Chor.

Heran! Ergreift ihn, zögert nicht!

Saldorf.

Heran! Ihr seht, ich zitt're nicht.

Alle.

Ha! Horch! was ist das?

Grenadier-Unteroffizier.

Sie schießen Victoria!

Ein brauner Husar.

Der König ist gerettet! — Brüder, er ist hier. —
Er reitet durch's Lager! Hört Ihr? Hört Ihr?
Der alte Hauptmann Saldorf hat ihn gerettet!

Chor.

Gerettet! — Ha, was thaten wir!

Saldorf.

Gott! Dir danken meine Zähren!
Ihn, den wir so tief verehren,
Zu erretten vom Verderben —
Diese Wonne gönnst Du mir!
Jetzt mit Freuden will ich sterben,
Herr — jetzt nimm mich auf zu Dir!

Chor.

O Vater — vergieb uns! o zürne uns nicht;
Wir irrten, wir fehlten, wir brachen die Pflicht.
Der Eifer, die Liebe, die Rache, der Schmerz,
Bethörten, verführten das redliche Herz.

Vielka. Therese. Husar und Grenadier.

Zürn', o Vater, nicht länger!

Saldorf.

Gott, jetzt nimm mich auf zu Dir!

Thereſe. Vielka. Huſar.
Hör', o Vater, unſer Flehen!
Ach, verzeihe ihr Vergehen.
Dich verſöhne ihre Reue,
Zürn', o zürne länger nicht!
Ach, ſie fehlten nur aus Treue,
Sie verführte Lieb' und Pflicht.

Saldorf.
Gott, dir danken meine Zähren ꝛc.

Grenadier-Unteroffizier u. Chor.
O Vater vergieb uns, o zürne uns nicht ꝛc.

Recitativ.

Saldorf.
Tief habt Ihr mich beleidigt; doch mich zu verſöhnen,
Es ſteht in Eurer Hand. — Hört Ihr die Klänge?
Sie rufen Euch zur Schlacht. Das Lager iſt
Umringt, o Fremde, von der Feinde Schaar.
Auf denn und ſchwöret mir: Ihr kämpfet treu
Für's Vaterland und für des Königs Haupt.

Chor.
Wir ſchwören!

Schwur.

Saldorf und Ganzer Chor.

Höre den Eid, Gott auf deinem Thron!
In die Tiefe des Herzens hinab
Dringt dein Blick,
Deine Hand, sie waltet über uns!

Saldorf.

So trotzen wir muthig der Feinde Schaar,
Wie der Fels von der Woge umstürmet.

Chor.

Unser muthiges Herz schreckt keine Gefahr,
Wie hoch auch die Woge sich thürmet!

Saldorf.

Auf Brüder, denn es ruft die Schlacht!

Chor.

Wir brausen an mit Sturmes Macht.

Saldorf.

Kein Tapfrer kennt des Feindes Zahl!

Chor.

Wir schmettern ein, wie Wetterstrahl.

Saldorf.

Für König und für Vaterland
Sind wir dem Tod geweiht.
Wir kämpfen, fallen, Hand in Hand:
So bindet uns der Eid!

Chor.

Höre den Eid, Gott auf deinem ꝛc.

Saldorf.

Und die des Todes dunkle Hand
Entführet in das Schattenland,
Sie werden bald von Sternenhöhn
Herab auf diese Erde sehn;
Ihr Geist senkt sich zu uns hernieder,
Es segnen uns die theuren Brüder.
Es führte sie ein schönes Loos
In Gottes sanften Liebesschooß.

Chor.

Und die des Todes dunkle Hand ꝛc.

Bielka. Therese und Chor.

Auf Fremde jetzt zu Kampf und Sieg!
Hoch wehen Eure Fahnen!
Ihr fechtet für den einzigen König und Herrn,
Ihr folget ihm, wohin er ruft, auf ew'gen Ruhmes Bahnen;
Es führt Euch hoch am Himmel sein leuchtender Stern!

Chorus.

Auf Brüder, auf zu Kampf und Sieg!
Hoch wehen Preußens Fahnen!
Wir fechten für den einzigen König und Herrn,
Wir folgen ihm wohin er ruft, auf ew'gen Ruhmes Bahnen!
Es führt uns hoch am Himmel sein leuchtender Stern!

nd griff er auch die ganze Welt mit kühnem Muthe an,
Wir fechten für den König bis auf den letzten Mann.

Chor.

Höre den Eid! ꝛc.

Alle.

Zum Sieg oder Tod! — Für König und Vaterland! — Preußen hoch!

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

No. 16. Duett und Terzett mit Chor.

Vielka.

Glück bedeuten dieſe Töne,
Lauſche mit erſtauntem Ohr!
Silberhell in weicher Schöne,
Lockt ſie hohe Kunſt hervor.

Conrad.

Wach' ich, oder bin von Träumen,
Wunderbar getäuſcht, geneckt?
Sprich, o Theure, ohne Säumen,
Sprich, wer dieſe Töne weckt?

Vielka.

Strenges Schweigen iſt mir Pflicht!

Conrad.

Ha, Du willſt ihn mir nicht nennen? —

Vielka.

ch vielleicht verſagt er's nicht,
ebt Dir ſelbſt ſich zu erkennen.

Conrad.

e? mir ſelbſt ſich zu erkennen?
o wie ſoll ich das verſtehn?

Vielka.

zo gleich wirſt Du es ſehn!
mm die Flöte vor und ſpiele
zt dieſelbe Melodie!

Conrad.

n, o nein, das wag' ich nimmer,
ag' es nicht an dieſem Ort!
in Gedächtniß fühl ich ſchwinden,
eder weiß ich nicht zu finden
ine eigne Melodie.

Vielka.

b nur Acht, ich ſinge ſie.

Conrad.

Du?

Vielka.

Ich! Hörſt Du? — Nun?
Lalalala, lalalalalalalala! ꝛc.
ort dir das Gedächtniß nun zurück?

Conrad.

will ich's denn wagen! —

Vielka.

So recht, nur Muth!
Hörſt Du wohl, Er fährt fort, Dein Geſchick
Hängt an dieſem Augenblick.
Staccirt! Gebunden! Nun zart und leiſe.
Crescendo, Calando, mehr Sforzato!
Dolce! Piano! Sei nicht muthlos,
o Freund! Streng a Tempo, und
eile ja nicht! Jetzt rallentando con
espressione, Crescendo! Stringendo!

Chor der Pagen und Diener.

O kommt und lauſcht, wie lieblich theilt
Der Silberklang die Luft.
Er lockt uns an, er ſchwebt und weilt
Wie Frühlingsblüthenduft!

Vielka.

Wie ſüß, wie hold, wie lieblich theilt
Der leiſe Ton die Luft.
Er naht und fliehet, haucht und weilt
Wie Frühlingsblüthenduft!

Trank.

Wer iſt hier ſo vermeſſen
Den Ort ganz zu vergeſſen!
Iſt ſolche Keckheit wohl erhört?
Wer iſt's, der hier die Ruhe ſtört?
Wer ſeid Ihr, Freund!

Conrad.
Ha — dies Geſicht! —

Tronk.
Was ſeh' ich, täuſcht mein Aug' mich nicht —

Conrad.
Ihr ſeid —

Tronk.
Ich bin —

Vielka.
Ihr irrt Euch nicht,
Ihr ſeht, im Kampfe blieb er nicht.

Conrad.
O weh, wie wird es mir ergehn!

Vielka.
Sei ruhig, nichts wird Dir geſchehn!

Tronk.
Was doch für Dinge nicht geſchehn!
Hier muß ich dieſe wiederſehn!
Nun — Majeſtät? —

Conrad.
Herr General!

Tronk.
Und was beliebt? — In dieſem Saal
Iſt's nicht erlaubt — Verwünſcht! fatal!
Es ſchellt — nochmals! — ich muß hinein,
Sogleich werd' ich zurück hier ſein!

Conrad.

Er ist erzürnt, was wird geschehn?
Am Besten ist es wohl, — wir gehn!

Vielka.

Nein, nimmermehr!
Noch einmal lass' der Flöte Ton —

Conrad.

O nimmermehr!
Er kommt zurück, — da ist er schon.

Tronk.

Jetzt wird's ihm schlecht ergehn, Patron
Gehört hat ihn der König schon.
Und zornig alsofort befohlen
Ihn in das Cabinet zu holen.

Conrad.

In das Cabinet?

Alle Drei.

In das Cabinet!

Tronk.

Es ist befohlen, marsch hinein!
Jetzt wird Sein Blasen Ihm schlecht g
beihn!

Vielka.

Eile und folge,
Gehe hinein,
Allen zum Glücke
Wird es gedeihn!
Dank Deiner Flöte,
Dank meinem Rath,
Jetzo belohnet
Sich Deine That!

Conrad.

Ich will hinein denn,
Doch bin ich bang,
Einzig vertrau' ich
Der Flöte Klang.
Wie er so schmeichelnd,
So lieblich schwebt,
Fühl' ich, daß hoffend
Mein Herz sich hebt.

Tronk.

Es ist befohlen,
Marsch jetzt hinein!
Jetzt wird Sein Blasen
Schlecht Ihm gedeihn!
Dank Seiner Flöte,
Dank ihrem Rath,
Trifft Ihn die Strafe
So kecker That.

No. 17. Recitativ und Cavatine.

Thereſe.

O Schweſter! Find' ich Dich! o gieb mir Troſt!

Vielka.

Was iſt Dir? faſſe Dich. Geliebte ſprich,
Was füllt Dir ſo mit Angſt und Schmerz die Bruſt?

Thereſe.

Du weißt nicht, Schweſter, ach mein Lebensglück
Es iſt dahin!

Vielka.

Ich bebe — Wie — ſo weiß
Sie ſchon, was mir der Vater anvertraut!

Thereſe.

Der Richtſpruch iſt gefällt — der Tod
Iſt ihm beſtimmt! — So jung,
So glücklich, lebensvoll, ſoll er den Weg
Des Todes gehn! Aus treuem Arm der Liebe
Reißt es ihn fort zu öder, grauer Nacht!
Ach,
Theure Schweſter! Weh mir, ich fühl's,
Ich folg' ihm nach auf dunklem Pfad.

Cavatine.

Therese.

Lebe wohl, geliebte Schweſter,
Allzuſchwer iſt dieſer Schmerz.
Meiner Liebe Blüthen brachen —
Ach, ſo bricht mir auch das Herz.

Sollte ich für ihn nicht leben,
Eine mich mit ihm der Tod;
Süßer Troſt haucht mir herüber
Dort, von jenem Morgenroth!

Lebe wohl, geliebte Schweſter,
Dieſe Bruſt erliegt dem Schmerz,
Meiner Liebe Blüthen brachen
Und ſo bricht mir auch das Herz!

No. 18. Terzett.

Vielka.

O welch ein Glück! Ach, welch ein Glück!
Jetzt kehrt die Hoffnung mir zurück!

Conrad.

Mich ärgert nur mein Ungeſchick,
Mit leerer Hand komm' ich zurück,
Hätt' auf der Stelle ich begehrt,
So war mir alles gleich gewährt.

Thereſe.

O wäre mir ſein Loos gewährt,
Ein einzig Wort hätt' ich begehrt.

Vielka.

Die Hoffnung kehrt mir jetzt zurück.

Conrad.

Hätt' auf der Stell' ich gleich begehrt! —
Doch jetzt — wer weiß!

Vielka.

Jetzt folge mir;
Das höchſte Glück verſchaff' ich Dir!

Conrad.

Du mir? — Wohlan, ſo rathe mir;
Erbitte ich in der Kapelle
Mir als Flötiſt wohl eine Stelle?
Der Wunſch iſt wohl am rechten Ort.

Vielka.

Nein, nein, nein! — Das genügt mir nicht,
Wenn eines Königs heilig Wort
Erfüllung meinem Wunſch verſpricht;
Du mußt —

Thereſe.

Nur eine Bitte kennt mein Herz,
Sie heilte ganz den tiefen Schmerz!

Conrad.

Mehr denn, wenn Dir's gefällt,
Behagt Dir's beſſer, bitt' ich Geld,
Zehntauſend Thaler!

Vielka.

Nein, nein, nein!

Conrad.

So mögen's Zwanzigtauſend ſein.

Vielka.

O nein, o nein, o nein, o nein!

Conrad.

Ein Ordenskreuz? Den Adelſtand!

Vielka.

Das Alles weiſ' ich von der Hand.

Conrad.

Miniſter, Kanzeliſt, — mir gleich.
Mich macht nur Deine Liebe reich!
Ich weiß nicht, was ich wählen ſoll,
Des Glückes Maaß iſt übervoll!
Soll's Rang, ſoll's Geld, ſoll's Ehre ſein!
Ein Unglück iſt's, ſo glücklich ſein!

Vielka.

Er weiß nicht, was er wählen ſoll,
Sein Maaß des Glücks iſt übervoll,
Doch uns beglückt nur Ein's allein,
Nur dies darf ſeine Bitte ſein!

Thereſe.

Er weiß nicht, was er wählen ſoll,
Sein Maaß des Glücks iſt übervoll.
Mich rettet, ach, nur Ein's allein,
O könnt' es ſeine Bitte ſein!

Conrad.

Mich ärgert nur mein Ungeſchick,
Mit leerer Hand komm' ich zurück,
Hätt' auf der Stell' ich gleich begehret
So wär' mir Alles gleich gewähret.
Verloren hatt' ich ganz den Kopf,
Mit einem Wort, ich war ein Tropf!

Vielka.

Ich nenne ſelbſt Dir mein Begehren,
Doch mußt Du mir Erfüllung ſchwören.

Conrad.

Ich ſchwör's bei Deinem holden Blick,
Nur Deine Wünſche ſind mein Glück!

Vielka.

Verlieren darfſt Du keine Zeit,
Mach' Dich zum Schreiben gleich bereit!

Conrad.

Ich ſitze ſchon! Ich bin bereit!

Vielka.
Darf ich zu Eurer Majeſtät,

Conrad.
Majeſtät!

Vielka.
Des Herzens Wünſche kühn erheben,

Conrad.
Erheben!

Vielka.
So ſei nur Ein's von mir erfleht,

Conrad.
Erfleht!

Vielka.
Ich bitt' um — meines Bruders Leben!

Conrad.
Wie? — Leben? — Wie? Was ſoll das heißen?

Thereſe. Vielka.
Ja, Du kannſt ihn dem Tod entreißen!

Conrad.
Ich, — Leben — Tod — was fällt Euch ein!
Und das ſoll meine Bitte ſein?

Vielka.
Du ſchwureſt mir.

Conrad.
Ja wohl — allein —

Vielka.

Und nie kann ich die Deine sein,
Hältst Du mir Deinen Eidschwur nicht!

Conrad.

Was man so übereilt verspricht —

Therese.

Ich sterbe, rettest Du ihn nicht!

Conrad.

Nein, so kann's keinem Andern gehn!
So etwas kann mir nur geschehn!
Ich werde verrathen
An wilde Croaten.
Ich werde gefangen,
Ich werde gehangen.
Bald König, bald Pfeifer,
Bald Ueberläufer —
Und jetzt trägt den Lohn
Ein Andrer davon! — —
Doch für den Bruder soll ich flehn,
Ja, ja, das soll und muß geschehn.
Fahr' hin denn Ehre, Glück und Gold
Gebt her, ich schreibe, was Ihr wollt! —

Vielka.

Und so bin ich auf ewig Dein!

Therese.

Auf ewig will ich dankbar sein!

Vielka.

O welch ein Glück! O welch ein Glück!
Jetzt kehrt die Hoffnung mir zurück!
Ich selber wage mich hinein,
Dies Blatt wird unser Retter sein!

Therese.

O welch ein Glück! O welch ein Glück!
Jetzt kehrt die Hoffnung mir zurück!
Euch beiden Dank, o welch ein Glück,
Die Hoffnung kehrt uns jetzt zurück!

Conrad.

Jetzt freuet mich mein Ungeschick,
Es führt zu meines Bruders Glück.
Hätt' ich sogleich für mich begehrt,
Wie würde Gnade ihm gewährt!

Alle Drei.

Ja, ja, es wird gelingen,
Das Opfer, das wir bringen,
Muß uns den Preis erringen,
Den Bruder retten wir.
Herr über Tod und Leben,
Du siehst uns zagend beben,
Du wirst uns Gnade geben,
Dank sei, o Himmel, Dir!

No. 19. Finale.

Saldorf. Therese. Conrad. Vielka.

Hoch schlägt das Herz in Jubelluft!
Es jauchzt und weint die sel'ge Brust;
Sie hat für dieses Glück nicht Raum.
Ist's Wahrheit, ist's ein Wundertraum?

Tronk.

Still! Wer bringt Störung in die Nacht,
Verlasset jetzt das Schloß zumal.
Es schläft der König dort im Saal,
Behutsam, daß er nicht erwacht!

Alle.

Es schläft der König ꝛc. ꝛc.

Vision.

Vielka.

Weicht still zurück! — In Obhut höherer Macht
Steht dieses Haus! Die Geister halten Wacht
Ob seinem heil'gen Haupt, das Schlaf umschwebt,
Mit Traumesbildern ahnungsvoll umwebt.

Therese. Conrad. Saldorf.

Weicht still zurück ꝛc. ꝛc.

Vielka.

Der Muttergabe wunderbarer Strahl
Durchzittert mir die Bruſt zum Letztenmal.
„Sie dort oben, ſie hat treu gewacht,
Ja, ſie gab den Mutterſegen.
Einmal noch enthüllt ſie mir die Nacht,
Goldne Ziele ſtrahlen mir entgegen!
Ich ſchaue klar, was Ihm in Nebelbildern
Des Traumes luftgewob'ne Geiſter ſchildern!
Er ſieht der Zukunft tief verborg'ne Saat;
Die Früchte eigner Arbeit, eigner That.
Was fernen Enkeln ſeines Stammes blüht,
Was wetterſchwer in düſtern Wolken glüht, —
Er ſieht den Kampf — doch in des Ruhmes Kränzen
Das Volk — den Königlichen Enkel glänzen;
Aus Schlachtgefilden Friedenstempel ſteigen,
Vom Tanz umſchwebt, vom Klange ſüßer Reigen! —
Und was die Träume ahnend ihm enthüllen,
Wird ſich im Rath des Ewigen erfüllen!

Weicht ſtill zurück, in Obhut höhrer Macht
Steht dieſes Haus, die Geiſter halten Wacht!
Die Wunderſchauer zittern durch die Nacht;
Es rauſcht, es ſchweben dämmernde Geſtalten.
Zurück! entweicht! — Stört nicht ihr heilig Walten!

Thereſe. Conrad. Salborf.

Weicht ſtill zurück, ꝛc.

Unſichtbarer Chor.

Durch der Nebelſchleier Hülle
Schimmert der Geſichte Fülle.
Laßt aus dunkelm Schooß der Nacht
Leuchten gold'ner Zukunft Pracht.
Laßt, was ferne Zeiten weben,
Seinem Haupt vorüber ſchweben!

Geſänge
zu
den Traumbildern.

Borussia — Mad. Crelinger.

No. 20. Zum zweiten Bilde.

Chor.

Hold iſt des Friedens
Lächelndes Antlitz;
Selig begrüßt er
Die heimiſche Flur.

Roſiger Schimmer
Umſpielt ihm die Wange,
Wehende Palmen
Kühlen ſein Haupt!

Um ſeine Tritte,
Wohin er ſich wendet,
Sproſſen die Blüthen
Duftend hervor!

Keime des Lebens,
Hoffen und Lieben
Nährt seines Auges
Segnender Strahl.

Hold ist des Friedens
Lächelndes Antlitz;
Selig begrüßt er
Die heimische Flur!

No. 21. Zum vierten Bilde.

Vierstimmiger Gesang.

Mit Gott, für König, Vaterland,
Versammeln sich die Schaaren,
Der treuen Herzen festes Band
Scheut nicht des Kampfs Gefahren.

Seht, wie die Banner leuchtend wehn,
Hört heil'ger Glocken Schallen!
Laßt freudig in den Tod uns gehn,
Für's Vaterland zu fallen.

Die schönsten Blüthen pflückt der Tod;
Schmückt sich mit schönsten Kränzen,
Die in der Freiheit Morgenroth
Mit goldnem Schimmer glänzen!

Denn die aus unſern jungen Reihn
Nicht wieder heimwärts kehren;
Sie ziehn in jene Heimath ein,
Mit Ruhmes heil'gen Ehren.

No. 22. Zum fünften Bilde.

Volksgesang.

Heil Dir im Siegerkranz!
Retter des Vaterlands,
Heil König Dir!
Kühn hob ſich Preußens Aar,
Führer der Völkerſchaar,
Siegteſt Du wunderbar;
Heil, König Dir!

Palme und Lorbeer-Reis,
Heiligen Sieges Preis,
Schmückt Dir die Stirn.
Aus Flammen neu belebt,
Wie ſich der Phönix hebt,
Strahlend am Himmel ſchwebt
Preußens Geſtirn!

No. 23. Zum letzten Bilde.

Chor.

Wie auch die finſtern Mächte kämpfend ſtreiten,
Die Bruſt gedeckt mit Rechtes goldnem Schild,
Wird ſieggewiß Boruſſia vorwärts ſchreiten,
Und die Verheißung wird an ihr erfüllt!
Aus allen Kämpfen ſoll ſie neu erſtehen
Und glänzen in des Ruhmes Sternenhöhen!